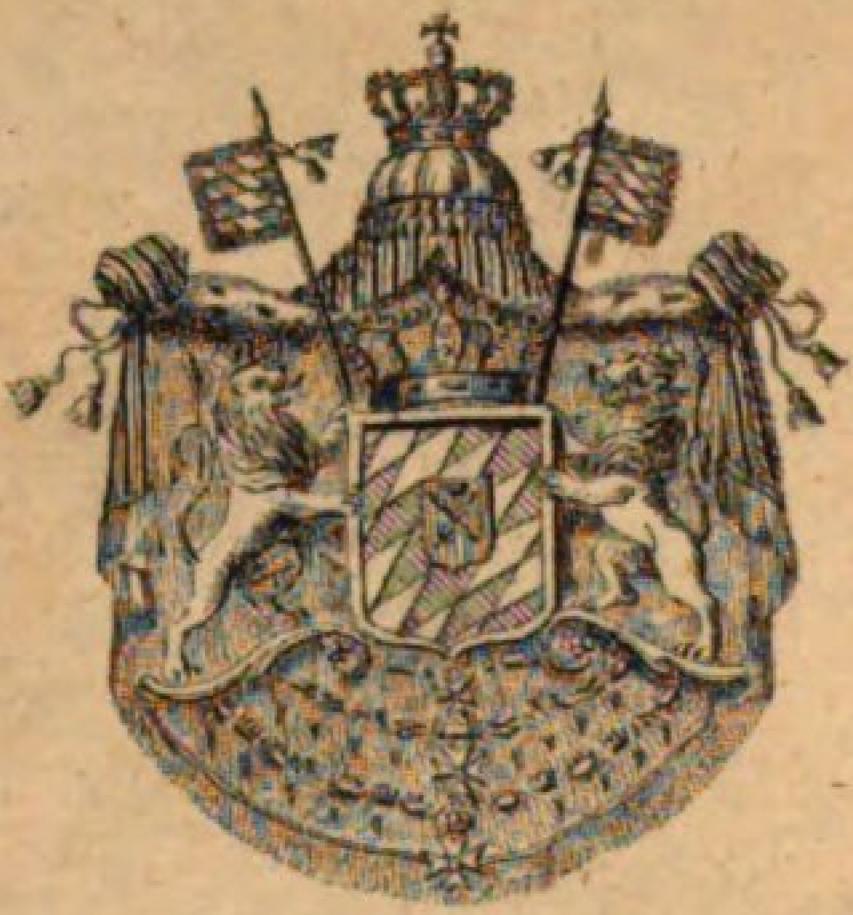


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Oec. 1032.-66

Oecon. Lex

14.

~~Oec. gen. No. 21.~~

R

IOHANN HINRICH PRATJE.
KÖNIGL: GROSSBRITANNISCHER UND CHUR
FÜRSTL: BRAUNSCHWEIG-LÜNEBURGISCHER
GENERAL-SUPERINTENDENT UND CONSISTO
RIAL-RATH IN DEN HERZOGTHÜMERN BRE
MEN UND VERDEN. GEBOREN D. 17. SEPT
1710

Oekonomiſch-technologiſche
Encyklopädie,
oder
allgemeines Syſtem
der
Staats-, Stadt-, Haus- und Land-Wirthſchaft,
und der Kunſt-Geſchichte,
in alphabetiſcher Ordnung;

von

D. Johann Georg Krünitz

der k. k. ökon. Geſellſch. in Krain, der ruſſiſch-kaiſerl. freyen ökon. Geſellſch. zu St. Petersb. und der kurf. maynz. Akad. der Wiſſenſch. Mitgl. der märk. ökonom. Geſellſch. zu Potsd. Ehren-Mitglied u. Correſpondent, der kön. preuß. gelehrt Geſellſch. in Frkft. a. d. O. Beyſitzer, d Gött. deutſch. Geſ. der Oberlauſitzer Bienengeſellſchaft, u. d. kurſächſ. ökon. Soc. in Leipzig Ehren-Mitglied, wie auch der ökonom. patriot. Soc. in Schleſ. ordentliches Mitglied und Correſpondent.

Sechs und ſechzigſter Theil.
Zweyte Auflage.
Von Lauf bis Lebens-Ambra.
Nebſt 21 Kupfertafeln auf 3½ Bogen.

Mit Königl. Preußiſchen und Churfürſtl. Sächſiſchen Privilegien.

Berlin, 1806.
In der Buchhandl. des Königl. Preuß. geh. Commercien-Raths Pauli.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische Staatsbibliothek München

L. L.

Lauf, Lauff, ein nürnbergiſches Pfleg-Amt, welches einen Theil des ſebalder und lorenzer Waldes begreift, und ein Städtchen gleiches Nahmens und einige Dörfer enthält.

Das Städtchen Lauf, an der Pegnitz, hat ein Schloß und etwa 240 Feuerſtellen. Die Stadt iſt ſchon vor 1253 eine Burg mit einem Markte, und 1360 eine beyeriſche Münzſtätte geweſen. Sie wird bey Theilungen im bayeriſchen Hauſe allezeit genannt, und iſt alſo kein Eigenthum der v. Lauffen oder Rothenberg, und der Edlen v. Schlüſſelburg, geweſen. 1322 kam ſie pfandweiſe an die Burg-Grafen von Nürnberg, 1329 erblich an die Kurfürſten zu der Pfalz, 1351 an Böhmen, 1390 wieder an Pfalz, und endlich 1504 wurde ſie von der Reichs-Stadt Nürnberg, auf kaiſerlichen Befehl, erobert, und 1501 von dem Pfalzgrafen Albrecht an dieſe Stadt völlig veräuſſert. Hier ſind viele und vortreffliche Fabriken, die vom Waſſer getrieben werden, als: Draht-Züge, Spiegel-Hütten, Nadel-

und Schleif-Mühlen ꝛc. Die Arbeiter auf dieſen Fabriken ſind in der ganzen Gegend unter dem Nahmen der Ruſſigen (Fuliginoſi) bekannt, ſind frey von Steuer-Anlagen, müſſen aber dafür im Kreis- und andern Fällen mit Schieß- und Seiten-Gewehr Dienſte thun. Sie werden von den Benachbarten mehr, als regulaire Truppen, gefürchtet. Der Hopfenbau iſt hier ſehr ſchön; wie denn auch das laufer Bier mit unter die berühmten fränkiſchen Biere gehört; ſ. Th. V, S. 21.

Lauf, (der) Plural. die Läufe, von dem Zeit-Worte laufen.

1. Die Handlung, oder vielmehr der Zuſtand da ein Ding läuft, gemeiniglich, einige wenige Fälle ausgenommen, ohne Plural. L. Curſus; Fr. Cours.

(1) In eigentlicher und weiterer Bedeutung, der beſchleunigte Gang eines Thieres, die ſchnelle Bewegung eines Körpers; wo es in den meiſten Fällen üblich iſt, in welchen das Zeit-Wort gebraucht wird. Einen Haſen im vollen Laufe ſchießen. Jemanden im vollen Laufe aufhalten. Stracks Laufs, für hurtig, auf der Stelle, Ap. Geſch. 16, 11. 21, 1. iſt im Hochdeutſchen ungewöhnlich. Den Lauf eines Fluſſes hemmen. Den Lauf der Sterne beobachten, ihre kreisförmige Bewegung. Sich auf den Himmels-Lauf verſtehen, auf den Lauf der Himmels-Körper. Der ſchnelle Lauf der Zeit. Ottfried braucht in dieſer eigentlichern Bedeutung das Wort Louft auch im Plural: Folgeta in then louftin.
Von dem in der Muſik ſogenannten Lauf, ſiehe im Art. Läufer.

(2) Figürlich.

a) Die Begattung der Thiere und die Zeit, wenn ſie ſich zu begatten pflegen, eine im Hochdeutſchen ungewöhnliche Bedeutung, in welcher Luther dieſes Wort einige Mahl braucht. Wenn der Lauf der Früh-

Frühlingsherde war, 1 Moſ. 30, 41. In der Spätlinge Lauf, V. 42. Wenn die Zeit des Laufs kam, Cap. 31, 10.

b) Der Fortgang einer Sache. Der Tod unterbrach den Lauf der Siege Alexanders, oder, unterbrach die Siege Alexanders in ihrem beſten Laufe. Was ſeiner eingebildeten Glückſeligkeit in ihrem Laufe entgegen ſteht. Seiner Einbildungskraft freyen Lauf laſſen. Der Gerechtigkeit ihren Lauf laſſen. Ich will der Sache ihren Lauf laſſen. Am Ende unſers Laufes, unſers Lebens. Der Lebens-Lauf, der Erfolg der Begebenheiten während des Lebens einer Perſon, und deren Erzählung, in welcher Bedeutung man auch wohl im Plural die Lebens-Läufe ſagt.

c) In engerer Bedeutung, die in dem Weſen der Dinge gegründete Beſtimmung ihrer Veränderungen. Der Lauf der Natur, der ganze Inbegriff der Veränderungs-Geſetze aller erſchaffenen Dinge. Man bemerkt, daß in dem gemeinen Laufe der Dinge einerley Erfolge oft wieder kommen. Der Lauf der Welt, oder der Welt-Lauf, im ſittlichen Verſtande, Gewohnheit der Menſchen in der Welt, ihre gewöhnliche Art zu denken und zu handeln.

d) In den Zuſammenſetzungen Zeitläufte, Kriegesläufte, iſt noch das ſonſt veraltete Lauft, aber nur allein im Plural, üblich. Kriegesläufte, Krieg und Kriegszeiten. Zeitläufte, die Zeiten, in Anſehung der Veränderungen in denſelben.

Im Oberdeutſchen iſt es auch außer der Zuſammenſetzung üblich. Bey jezigen Läuften, Fr. dans la conjoncture preſente. Wegen damahliger trübſeliger Läufte, Gryph. d. i. Zeit-Umſtände. Niederſ. Luften.

2. Das Werkzeug, vermittelſt deſſen ein Thier läuft, in welchem Verſtande die Jäger die Füße einiger Thiere unter dem Wildpret, welche eine beſondere

Geſchwindigkeit im Laufen haben, Läufe und Läufte nennen. Man ſagt: der Lauf eines Haſen, eines Hirſches, eines Rehes. Der Hinterlauf oder Hinterlauft, der Vorderlauf oder Vorderlauft. Die Läufe entzwey ſchießen.

3. Dasjenige, worauf ein Ding läuft, oder ſich ſchnell bewegt, imgl. der Raum, in welchem es läuft, in verſchiedenen einzelen Fällen. Der Lauf eines Fluſſes, deſſen Bett oder Canal, beſonders im Niederdeutſchen.

Ein von Bretern gemachter Gang für die Karren-Schieber, wird häufig ein Lauf genannt.

Bey den Jägern, iſt der Lauf, oder Lauf-Platz, ein lichter Platz oder Raum in einem Walde, welcher mit hohen Jagd-Tüchern umſtellet wird, und auf welchem der Herrſchaft das Wildpret vorgejaget wird, damit es von ihr im Vorbeylaufen geſchoſſen, gehetzt oder gefangen werden könne. Dasjenige Tuch, welches die Quere zwiſchen dem Jagen und dem Laufe ſteht, und, wenn das Wildpret auf den Lauf gejaget werden ſoll, aufgehoben oder zuſammengezogen wird, wird das Lauf-Tuch, Quer-Tuch oder Roll-Tuch, genannt; ſiehe im XXVIII Th. S. 495, fgg. und die dazu gehörige Fig. 1621.

Der Lauf geht von dem Ende des Jagens bey dem Lauf-Tuche an, und wird zu beyden Seiten mit Tüchern eingeſtellet, am Ende deſſelben aber mit einem Bogen oder einer Rundung, welche man die kleine Jagens-Rundung nennt, wie ein halber Mond geſchloſſen. Die Länge des Lauf-Platzes wird nach Gelegenheit des Ortes, und der Größe des Jagens, auf 300, weniger oder mehr, Schritt, und vor dem Jagen am Lauf- oder Quer-Tuche etwa auf 120, weniger oder mehr, Schritt, breit gemacht. Mitten auf den Lauf, oder, wenn dieſer zu lang iſt, etwas näher nach dem Jagen zu, pflegt man den Schirm, wohin

wohin die Herrſchaft kommt, (ſ. Th. XXVIII, S. 467, fgg. und die dazu gehörige Fig. 1614), zu ſtellen. Die Tücher, womit der Lauf umſtellet wird, müſſen fein glatt angezogen ſeyn. Zum Lauf muß man, wofern es die Lage zulaſſen will, denjenigen Ort wählen, wohin das Wild, welches man fangen will, ſeinen Wechſel und Ausgang zum Geäſe gehabt hat; denn dahin iſt ihm die Gegend bekannt, und es läuft auch viel eher dahin, wenn es forcirt wird. Es iſt auch gut, wenn der Ort dergeſtalt gelegen iſt, daß man den Lauf gegen den Wald wiederbringen, und die Quere unten vom Laufe blenden kann, weil ſolchenfalls die Hirſche, wenn ſie wieder Gehölz gegen ſich merken, ſolches gleich ſuchen, und eher als ſonſt vorlaufen. Inſonderheit muß der Wind vom Laufe nicht in das Jagen gehen, weil ſonſt kein Thier aus demſelben heraus, und in den Lauf will. Vor das Lauf=Tuch werden die Blend=Sträucher mannshoch geſteckt, damit das Wild nicht allen Tumult und die Perſonen auf dem Laufe ſehen könne, und hierdurch, auf den Lauf zu kommen, abgeſchrecket werde. Zur Sau=Hatz=Zeit müſſen die Tücher inwendig, zu deren Beſchützung, mit großen Netzen angeſpannet, und auf die Forkeln geleget werden; und weil die Herrſchaft nach dem vorbeylaufenden Wilde zu beyden Seiten aus dem Schirme nach den Krumm=Ruthen zu ſchießen pflegt, müſſen, zur Warnung, einige Sträucher auf die Ober=Leinen gehänget, oder lange Reis=Stangen dabey geſteckt ſeyn, zum Zeichen, daß es daſelbſt nicht ſicher ſey. Endlich werden noch in dem Laufe, ober= und unterhalb des Schirmes, nach der Quere, die gewöhnlichen Ueberſprünge, d. i. niedrige Geländer mit grünen Reiſern gebunden, errichtet, damit das Wild daſelbſt im Vorbeylaufen ſpringen müſſe. Eine ausführlichere Beſchreibung eines Haupt= oder Treibe=Jagens, nebſt dem

Laufe, ſiehe im XXVIII Th., S. 538, fgg. und die dazu gehörige Fig. 1631 [a]) und [b]).

In der Anatomie, iſt der Lauf eines von den ſieben Beinen des Vorder=Fußes, welches ſechs Seiten hat, und den Beinen des Schienbeines zur Grundlage dient; Os baliſiae, Aſtragalus.

An einem Schieß=Gewehre, beſonders kleinerer Art, iſt der Lauf, L. Tubus pyrobolicus, die hohle Röhre, darein das Pulver und die Kugeln geladen werden. An den Kanonen wird er die Seele genannt. Bey den Mörſern hingegen behält er den Nahmen des Laufes, wo er der Kammer und dem Stoße oder Boden entgegen geſetzt wird.

Die Sieb=Macher pflegen den runden Reifen eines Siebes, welcher ſonſt die Trommel heißt, auch den Lauf zu nennen. Daher wird ein Arbeiter, welcher die Reife zu den Sieben, in den Wäldern ausſchneidet, und ſie hernach an die Sieb=Macher verkauft, ein Lauf=Schneider genannt.

An den Mühlen iſt der Lauf, oder die Zarge, die breterne Einfaſſung des untern Mühl=Steines, gegen welche der Läufer oder der obere Mühl=Stein das gemahlne Getreide, ſo wie er es zermalmet hat, hinſtößt. Weil nun ein Müller großen Betrug damit ausüben, und viel Mehl darin behalten kann, ſo iſt daher das Sprichwort entſtanden: es iſt im Laufe geblieben.

Es ſteht dahin, ob das Wort Lauf in dieſen lezten Fällen, wo es einen hohlen Raum bedeutet, nicht vielmehr zu einem andern Stamme gehört, von welchem auch Laube, in der Bedeutung eines bedeckten Raumes herkommt. Lop, Löp iſt im Schwed. und Lof im Liefländiſchen ein Getreide=Maß, welches dort den ſechsten Theil einer Tonne hält. Siehe Lof.

Als das Abſtractum von laufen, im Niederſ. Loop, im Dän. Lop, und im Schwed. Lopp.

Daher

Daher der Ablauf, Anlauf, Auflauf, Auslauf, Belauf, Durchlauf, Einlauf, Nachlauf, Ueberlauf, Umlauf, Verlauf, Vorlauf, Zulauf, deren Bedeutung weiter unten, bey den Zeit=Wörtern, wovon ſie abſtammen, als: Ablaufen, Anlaufen, Auflaufen ꝛc. angezeigt wird.

Lauf=Angel, ſ. im XIII Th., S. 586, fgg.

Lauf=Bahn, eigentlich, ein ebener, gebahnter Platz, worin man mit einem Andern um die Wette läuft; L. Curriculum, Stadium; Fr. Lice. S. im Art. Laufen.

Figürlich, der Umfang von Gegenſtänden, mit welchen wir uns beſchäftigen. Die Liebe iſt die angenehmſte Laufbahn für einen Dichter. Beſonders der Zuſammenhang der irdiſchen Dinge und unſere Beſchäftigung mit denſelben. Du ſtehſt in der Blüthe deiner Jahre, ich aber nähere mich ſchon dem Ende meiner Laufbahn. Das Glück ſäet tauſend Gefährlichkeiten in unſere Laufbahn.

Siehe auch Lauf=Platz.

Lauf=Band, ein Band, vermittelſt deſſen man Kinder laufen, d. i. gehen lehrt; Führ=Band, Leit=Band, Lauf=Riemen, Lauf=Zaum. Von deſſen Schädlichkeit, ſ. im XV Th. S. 626, f.

Lauf=Bank, ein längliches Geſtell, in deſſen Quer=Schieber eine Art von runden Reife iſt, worin die Kinder laufen, d. i. gehen lernen; die Gängel=Bank. Siehe im XV Th., S. 672, f. und im XXXVII Th., S. 610.

Lauf=Boden, ſ. Lauf=Brücke.

Lauf=Bret, in den Seiden=Manufacturen, ein Bret voller kleinen Löcher, wodurch die Seide auf die Spulen geleitet wird. S. Seiden=Manufactur.

An der Buchdrucker=Preſſe iſt es ein ſtarkes Bret, auf welchem der Karren durch Hülfe der Walze oder

Rolle hin und her geſchoben wird; Fr. Berceau. Siehe Preſſe der Buchdrucker.

Lauf=Brücke, 1. In der Artillerie, diejenige Art leichter Brücken, welche man bey dem Schanzen braucht, um die Erde aus dem Graben darüber in die Höhe zu bringen.

2. In der Bau=Kunſt, eine kleine ſchmahle Brücke, die zur Bequemlichkeit der Fußgänger, über einen Graben, Bach, oder kleinen Fluß gemacht iſt, um nur darüber zu gehen, aber nicht zu fahren. Ingl. ein Gerüſt von Bretern für die Karren=Schieber, wo es auch nur ein Lauf genannt wird.

3. Im Hüttenbaue, bey hohen Eiſen=Schmelz=Oefen, ein Gerüſt von Bretern, den Eiſen=Stein zur Gicht aufzulaufen, wo es auch der Lauf=Boden heißt. Siehe im X Th., S. 600, Anm. und Lauf=Gerüſt.

Lauf=Diſtel, in einigen Gegenden ein Nahme des Eryngium Linn.; ſ. Mannstreu.

Lauf=Dohne, Dohnen oder Schlingen, welche nahe über der Erde oder auf der Erde aufgeſtellet werden, allerhand Feder=Wildpret darin zu fangen; Lauf=Schlingen, Lauf=Schneiſſen, das Boden=Gericht, Erd=Gericht. Entweder weil ſie auf dem Boden gleichſam hin laufen, oder auch, weil die Vögel im Laufen darin gefangen werden. S. im IX Th. S. 362, fgg.

Lauf=Faden, bey den Jägern, ein Faden, an welchem ſich das Ingarn oder der Buſen eines ſpiegeligen Garnes hin und wieder ziehen läſſet.

Lauf=Feuer, in einer langen Reihe geſtreuetes Schieß=Pulver, eine Mine oder andere Ladung damit anzuzünden, weil das Feuer dieſe Reihe in der Geſchwindigkeit gleichſam durchläuft; Fr. Trainée de poudre. Dieſe Art, wodurch man etwas in ziemlicher Entfern=

fernung in Brand ſtecken kann, wird auch ein Leit-Feuer genannt. Siehe Leit-Feuer.

Auch diejenige Art zu feuern bey den in Glieder geſtellten Soldaten, wenn ein Mann nach dem andern, von dem einen Ende zum andern, in der Geſchwindigkeit ſein Gewehr abfeuert.

Lauf-Fuß, Füße, welche zum Laufen dienen, beſonders bey den Inſecten, zum Unterſchiede von den Scheren, den Schwimm-Füßen und Spring-Füßen.

Lauf-Geld, bey einigen Handwerkern und Künſtlern, das Reiſe-Geld, welches der Herr oder Meiſter einem von einem andern Orte her verſchriebenen Geſellen vergütet.

In einigen Gegenden wird auch das Hand-Geld oder Werbe-Geld, welches man einem angeworbenen Soldaten gibt, um eben dieſer Urſache willen, das Lauf-Geld genannt.

Lauf-Gerüſt, in der Baukunſt, eine breterne Brücke, vermittelſt welcher man auf das Bau-Gerüſt gelangt, ſ. im XVII Th. S. 451; in dem Hüttenbaue die Lauf-Brücke.

Lauf-Graben, in der Kriegs-Baukunſt, ein Graben mit einer Bruſtwehre, welchen die Belagerer auf einen belagerten Ort zu führen, um ſich demſelben ohne Gefahr zu nähern; vermuthlich weil ſolche Gräben bey dem Sturm laufen vorzüglich nützlich ſind; Lat. Acceſſus, Adductus, Foſſa obſidionalis; Fr. Tranchée. Es iſt im Plural am üblichſten, weil gemeiniglich mehrere geführt werden.

Es kommt bey der Belagerung eines Ortes und dem Angriffe einer Feſtung überhaupt auf 3 Puncte an: 1. daß man ſich der Feſtung nähere, ohne dem Feuer derſelben ausgeſetzt zu ſeyn; 2. daß man die Werke und Wälle der Feſtung einſchieße; und 3. daß man ſich auch gegen die Ausfälle der Beſatzung in Sicherheit ſetze. Alle Werke, die vor einem belager-

ten Orte, um demſelben verdeckt immer näher zu kommen, veranſtaltet werden, werden unter dem allgemeinen Nahmen Approſchen, Fr. Approches, begriffen, und dahin gehören zuförderſt die Lauf-Gräben oder Tranſcheen, Fr. Tranchées (*).

Die Lauf-Gräben ſind gewiſſe Wege, auf welchen man ſich der Feſtung nähert, die aber gegen die Feſtung zu, bedeckt ſind, und die ſo geführt ſeyn müſſen, daß kein Punct der Feſtung dieſelben, der Länge nach, ſehen und beſtreichen kann. Die gewöhnlichſte Art derſelben iſt dieſe, daß man einen Graben zieht, die aus demſelben kommende Erde auf die Seite der Feſtung aufwirft, und daß man die Richtung dieſes Grabens ſchief gegen die Feſtung zu dergeſtalt benimmt, daß man zwar an dem Ende des Grabens näher bey der Feſtung iſt, als an ſeinem Anfange, daß aber doch die verlängerte Graben-Linie auf keinen Punct der Feſtung trifft. An und vor ſich würde es gar keine Schwierigkeit haben, dergleichen Weg auf der Gegend vor der Feſtung zu entwerfen und anzugeben; man muß aber bey Führung eines ſolchen Weges zugleich mit darauf ſehen, theils nach welchem Theile der Feſtung man eigentlich will; theils aber auch, daß dieſes auf die kürzeſte nur mögliche Art geſchehe.

Die

(*) Die Wörter Approche und Tranchée, werden ſehr oft mit einander verwechſelt; ſo ſagt man, z. B. netteïer les approches, und netteïer les tranchées; beyde Redensarten bedeuten wörtlich, die Laufgräben reinigen, d. i. den Feind aus den Laufgräben heraus ſchlagen. Eigentlich aber heiſſen Approſchen alle Werke, die vor einem belagerten Orte, um demſelben verdeckt immer näher zu kommen, veranſtaltet werden; dahin gehören die Laufgräben (tranchées), die Schulterwehren (épaulemens), die Lärmplätze, die Logemens und Galerien, die Redouten, die Sappen, u. ſ. w. Jeder Laufgraben (tranchée) iſt eine Approſche, aber nicht jede Approſche iſt ein Laufgraben, ſondern dieſer iſt eigentlich die ligne d'approche.

Die ausſpringenden Winkel einer Feſtung ſind hauptſächlich diejenigen Puncte, auf deren Beſitz-nehmung der Belagerer ſeine Abſicht richtet; denn in dieſer Gegend muß er ſeine Batterien zur Breſche und zur Beſchießung der Flanken errichten; folglich müſſen die Lauf-Gräben ſo eingeführet werden, daß man vermittelſt derſelben bey den ausſpringenden Winkeln der Feſtung ankomme. Die kürzeſte Linie, nach dieſen Puncten zu kommen, wäre, wenn man auf der verlängerten Haupt-Linie des Bollwerkes oder des Auſſenwerkes vorwärts rückte; mithin haben die Belagerer hinreichenden Grund, dieſe verlängerte Haupt-Linie als den Grund ihrer Lauf-Gräben anzuſehen. Dieſe Linie ſelbſt aber dürfen ſie nicht erwählen, da ſie, von der Feſtung aus, der Länge nach geſehen und beſtrichen werden könnte, folglich müſſen ſie in ihren Lauf-Gräben ſich zwar immer etwas von dieſen Haupt-Linien entfernen, aber doch bald wieder umkehren, damit ſie nicht ganz und gar ihr Ziel verfehlen, d. h. die Lauf-Gräben müſſen als ein Zikzack geführt ſeyn, die Theile dieſes Zikzackes müſſen aber niemahls zu weit von der verlängerten Haupt-Linie ab geführet werden.

Hat man nun einen Grund-Riß von einer Feſtung, und nimmt man an, daß man von auſſen wegen des Bodens keine Schwierigkeiten antreffen wird, ſo kann man ſich leicht einen Entwurf von dem Lauf-Graben machen, wenn man ſich einem gewiſſen Theile der Feſtung bedeckt nähern will. Es ſey nun, in Fig. 3951, A die zu belagernde Feſtung, und B inſonderheit das Bollwerk, welchem man ſich nähern will, ſo verfahre man folgender Geſtalt. 1. Man verlängere die Haupt-Linie des Bollwerkes BC. 2. Auf dieſer Linie nehme man, in einer Entfernung, als man zu ſeiner Sicherheit nöthig erachtet, einen Punct D an. Man nimmt nähmlich an, daß man bis

D un-

D unbedeckt gehen ſoll, und daß hier erſt die bedeckten Lauf-Gräben anfangen. Je näher wir dieſen Punct bey der Feſtung nehmen, deſto kürzer ſind die Lauf-Gräben, und deſto geringer iſt die Arbeit bey ihrer Verfertigung, aber deſto größer iſt auch die Gefahr, einen großen Verluſt an Menſchen zu leiden. Zuweilen werden wir durch die Gegend ſelbſt in einer ziemlichen Nähe bey der Feſtung gedeckt; ein andermahl iſt die Beſatzung vielleicht ſehr ſchwach, und ſo ſchlecht verſehen, daß wir uns nicht ſonderlich vor ihr zu fürchten haben; in dieſen und ähnlichen Fällen iſt es gut, den Punct D ſo nahe als möglich, bey der Feſtung zu nehmen, ſonſt aber müſſen wir den Punct D wenigſtens auſſerhalb den Flinten- und Kartätſchen-Schuß der Feſtung nehmen. Ich werde davon im Folgenden noch ausführlicher ſprechen. 3. An dieſen Punct D lege man ein Lineal, und drehe daſſelbe um dieſen Punct ſo lange herum, bis die Richtung des Lineales völlig auſſerhalb den Feſtungswerken fällt. Es ſey dieſes z. B. die Richtung DE. Sobald dieſe Richtung einen ſpitzigen Winkel mit der verlängerten Haupt-Linie macht, ſo bald nähert man ſich dadurch der Feſtung, wenn man auf dieſer Linie vorwärts geht. Je ſpitziger dieſer Winkel iſt, einen deſto kürzern Weg braucht man, um ſich auf dieſer Linie der Feſtung bedeckt zu nähern. Folglich iſt die Regel, daß man dieſen Winkel ſo ſpitzig, als möglich iſt, annehme. Wie ſpitzig er aber ohne Nachtheil ſeyn dürfe, erhellt alsbald aus dem Plan, indem die Linie DE in ihrer Verlängerung keine Linie der Feſtung durchſchneiden darf. 4. Man könnte ſich durch die Linie DE allein der Feſtung gar ſehr nähern; allein, wenn man zu lange in der Richtung dieſer Linie verbleiben wollte, ſo würde man ſich theils zu weit von dem Bollwerke B entfernen, theils würde man dieſe Linie bey Ausfällen nicht gut vertheidigen können,

theils würde die Feſtung ſich auch Gelegenheit verſchaffen, dieſe lange Linie, der Länge nach, zu beſtreichen. Wenn man daher eine Zeit lang in dieſer Linie DE vorwärts gegangen iſt, ſo dreht man um, und geht nach der andern Seite der Haupt-Linie zu. Man beſtimmt alſo den Punct F, wo man umdrehen will. Wie groß DE ſeyn müſſe, kann überhaupt nicht geſagt werden, indeſſen kann es deſto länger ſeyn, je ſpitziger der Winkel FDC iſt, denn in dieſem Falle entfernt man ſich nicht allzuweit von der Haupt-Linie. 5. Man legt nunmehr das Lineal an den Punct F an, und ſucht nach eben der Regel die Richtung FG, wie vorher die Richtung DF war gefunden worden. Im Punct G ſucht man hernach auf eben die Art die Richtung GH, und ſo fährt man fort, bis man auf dem Glacis der Feſtung ankommt.

Der Punct D, wo die Lauf-Gräben anfangen, wird von den Franzoſen der Laufgraben-Schwanz (queuë de tranchée) genannt, der zunächſt an der Feſtung befindliche aber heißt die Spitze derſelben (la tête), ſo daß bey Fortſetzung der Arbeit die Spitze ſich täglich verändert. Iſt man bis F gekommen, ſo iſt F die Spitze der Lauf-Gräben; iſt man bis G vorgerückt, ſo wird G nunmehr die Spitze genannt, u. ſ. w. Der Winkel DFG oder FGH, welchen ein Theil der Lauf-Gräben mit einem andern zunächſt daran liegenden macht, heißt der Schlag (retour). Man ſieht leicht, daß dieſer Winkel deſto ſpitziger wird, je näher man zur Feſtung kommt; denn da die Linien DF und GH nach der Seite von E ſich einander nähern, ſo iſt der Winkel DFG, als ein äuſſerer, größer, als der gegenüber ſtehende Winkel FGH. Je ſpitziger aber dieſe Winkel werden, deſto größer werden die Winkel, welche die einzelnen Theile der Lauf-Gräben mit der verlängerten Haupt-Linie machen. So iſt der Winkel, welchen GH mit CD macht, größer als der

der Winkel CDF. Je näher man alſo zur Feſtung kommt, deſto langſamer nähert man ſich in Rückſicht auf die Länge der Linien der Feſtung, und deſto kürzer müſſen die einzelnen Theile der Lauf-Gräben gemacht werden. Und daraus begreift man die gewöhnliche Figur der Lauf-Gräben, wo die Theile des Zikzacks immer deſto ſpitzigere Winkel zuſammen machen, und deſto kürzer werden, je mehr man ſich der Feſtung nähert.

Bey jedem Winkel, den zwey Theile des Zikzacks zuſammen machen, verlängert man den zunächſt bey der Feſtung befindlichen Theil etwas über den Winkel hinaus, damit dadurch deſto mehr Bedeckung für den andern Theil entſtehe. So wird z. B. GF von F bis nach x verlängert, HG wird von G bis y verlängert. Man nennt dieſe verlängerten Theile Fx, Gy, die Haken der Lauf-Gräben (crochets), welche nicht nur zu der izt eben angezeigten Abſicht, ſondern auch noch dazu dienen, daß die in den Lauf-Gräben ſich begegnenden Leute oder Wägen einander deſto beſſer ausweichen.

Dieſe Linien DF, xFG, xGH, u. ſ. w. ſtellen bey einem gewöhnlichen Boden, Gräben vor, die man nach dieſen Linien aufwirft. Man macht dieſe Gräben wenigſtens 3 Schuh tief, und die ausgegrabene Erde wirft man auf die gegen die Feſtung zu liegende Seite; dadurch entſteht eine Art von Bruſtwehr gegen die Feſtung zu, der man eine Höhe von 3 bis 4 Schuh giebt. Die Stärke dieſer Bruſtwehr iſt zwar nicht ſo beſchaffen, daß ſie gegen Kanonen-Kugeln deckte, indeſſen wird auch dieſes hier ſo nothwendig nicht erfordert, da die Beſatzung unmöglich auf alle Puncte der Lauf-Gräben feuern kann, und man diejenigen Theile, die hauptſächlich zum Ziel der Kanonen der Feſtung dienen, beſonders verſtärken kann. Die Breite der Lauf-Gräben iſt 6 bis 12 Schuh,

und

und die Böſchungen ihrer Ufer ſind nach Beſchaffenheit des Bodens einzurichten. Fig. 3952 ſtellt den Grundriß von einem Theile der Lauf-Gräben vor, ſo wie man denſelben gewöhnlicher Weiſe zu machen pflegt. Man zieht in der Entfernung, als die Lauf-Gräben breit ſeyn ſollen, 2 Parallel-Linien, die Seite aber gegen die Feſtung zu, wohin die Bruſtwehr kommt, deutet man durch eine ſtark ausgezogene Linie an. Man ſieht daraus, daß die Bruſtwehr wechſelsweiſe bald auf die rechte, bald auf die linke Seite des Lauf-Grabens kommt. In Fig. 3951, kommt bey DF die Bruſtwehr auf die linke Seite, bey xG auf die rechte, bey yH wieder auf die linke, und dann ſo weiter wechſelsweiſe fort. Die Seite des Lauf-Grabens, wo keine Bruſtwehr iſt, heißt die Rückſeite deſſelben (revers de tranchée). In Fig. 3953, iſt das Profil eines Lauf-Grabens abgebildet.

Wenn man ſich vorſtellt, daß man einen Angriff auf eine ganze Polygon einer Feſtung thun wollte, ſo hat man in derſelben drey ausſpringende Winkel, auf denen man ſich feſt zu ſetzen hat, nähmlich vor jedem Bollwerke einen, und den dritten vor dem Ravelin. Will man ſich nun Meiſter von dieſen Puncten machen, ſo muß man die beyden Haupt-Linien der Bollwerke, und die Haupt-Linie des Ravelins verlängern, und auf jeder dieſer Linien die Lauf-Gräben ſo entwerfen, als ich oben, S. 11, angezeigt habe. Dieſe drey verſchiedene Lauf-Gräben hätten aber alsdann keine Verbindung zuſammen, und wenn eine derſelben von dem Feinde durch einen Ausfall angegriffen würde, ſo könnten die Truppen den übrigen nicht füglich zu Hülfe kommen. Es iſt daher nöthig, Verbindungs-Gräben zu ziehen, welche dieſe dreyfach gezogenen Lauf-Gräben zuſammen vereinigen. Weil nun dieſe Verbindungs-Gräben ſo ungefähr parallel mit der

Feſtung gehen, ſo werden ſie Parallelen (paralleles) genannt, und da die Truppen in denſelben verſammelt ſind, wenn ſie in den Lauf-Gräben zuſammen kommen ſollen, ſo heißen ſie auch Waffen-Plätze (places d'armes). Ihr Nutzen beſteht nicht nur darin, daß ſie die gegen eine Polygon mehrfach geführten Lauf-Gräben zuſammen verbinden, ſondern auch darin, daß der Belagerer in ſeinen Arbeiten eine große Fronte bekomme, mit welcher er die Ausfälle der Beſatzung abweiſen kann. Es werden auch die Arbeiter in den äuſſerſten Spitzen dadurch bedeckt, wenn ſie nur nicht gar zu weit davon entfernt ſind. Damit nun dieſes nicht geſchehe, ſo wird, wenn die eine Parallele zu weit ſchon von den äuſſerſten Arbeiten wäre, eine andere näher bey der Feſtung angelegt; und dieſes geſchieht ſo vielmahls, als man es nöthig zu haben glaubt. Man zählt daher die erſte, zweyte, dritte, vierte Parallele; man fängt aber jederzeit bey derjenigen zu zahlen an, die am weiteſten von der Feſtung weg iſt, welche nähmlich durchgängig die erſte Parallele (la premiere parallele) heißt.

Es kommen hier verſchiedene Puncte vor, die noch genauer erörtert zu werden verdienen. Der erſte betrifft die Entfernung der erſten Parallele von der Feſtung. Man hat viele und wichtige Vortheile davon, wenn man ſie in einer großen Nähe bey der Feſtung anbringt, denn dadurch erſparet man ſich viele Arbeiten im Felde; und wenn ſonſt alles gehörig eingerichtet iſt, ſo erobert man auch die Feſtung in einer kürzern Zeit. Stellt man ſich aber die Art vor, wie man dieſe Parallele im Felde verfertigen muß, und nimmt man an, daß die Feſtung mit allem, was zu einer tapfern Vertheidigung gehört, hinlänglich verſehen iſt, ſo würde man zu viel auf das Spiel ſetzen, wenn man mit der erſten Parallele gar zu nahe gehen wollte. Man muß ſich alsdann wenigſtens

auſſer

auſſer den Flinten- und Kartätſchen Schuß ſetzen. Da nun die Kartätſchen wohl bis auf 600 Schritt ihre Wirkung äuſſern können, ſo hat man alle Urſache, die Entfernung der erſten Parallele von der Feſtung, und zwar von den am weiteſten vorſpringenden Puncten an gerechnet, 120 bis 150 rheinl. Ruthen, d. i. 600 bis 750 Schritt anzunehmen. Die Fälle, wo man näher gehen kann, werde ich im Folgenden anzeigen.

Hiernächſt kommt die eigentliche Figur der erſten Parallele in Betrachtung. Den Nahmen Parallele hat ſie bekommen, weil man ſie als gleichlaufend mit der äuſſern Polygon der Feſtung angeſehen hat; und folglich könnte man auch dieſes zur Regel machen, daß ſie mit der äuſſern Polygon wirklich parallel gezogen würde; allein, wenn man auch auf die Schwierigkeit nicht ſehen wollte, dergleichen Parallel-Linie auf dem Felde zu beſtimmen, ſo würde dieſe Linie, in ihren beyden äuſſerſten Enden zu weit von der Feſtung entfernt ſeyn, und ihre Lage würde zur Vertheidigung der Lauf-Gräben nicht bequem ſeyn. Denn wenn dieſe Parallele die dreyfachen gegen eine Polygon geführten Lauf-Gräben verbinden und bedecken ſollte, ſo müßte ſie über die verlängerte Haupt-Linie der Bollwerke auf beyden Seiten hervor ragen; ſie wäre alſo an ihren Enden viel weiter von der Feſtung entfernt, als in der Mitte; und da kein Theil der Parallele den andern von der Seite vertheidigen könnte, ſo fände hier überhaupt nur Eine Art der Vertheidigung Statt, nähmlich die von vorn. Die meiſten Ingenieurs zeichnen daher die erſte Parallele als einen Zirkel-Bogen, wozu ſie den Mittelpunct, in dem Mittelpuncte der Feſtung annehmen, und einen ſo großen Radius, daß dieſer Bogen von den äuſſerſten Spitzen der Feſtung die im Vorhergehenden angezeigte Entfernung hat. Ich gebe zu, daß dieſe Figur an

und vor ſich gar keine Schwierigkeit hat, aber einen ſolchen Zirkel-Bogen in der Nacht, auf einem nicht völlig bekannten Felde, ohne Inſtrumente zu zeichnen, und denſelben gleich ſo zu ziehen, daß er keiner weitern Verbeſſerung bedarf, das halte ich, wo nicht für unmöglich, doch wenigſtens für höchſt unwahrſcheinlich, daß es jemahls einem Ingenieur gelingen ſollte. Ich halte es für das beſte, wenn man dieſe erſte Parallele aus 2 oder 3 geraden Linien zuſammen ſetzt, z. B. wie in Fig. 3954. Hier ſollen a, c und e die drey vorſpringenden Puncte einer Polygon vorſtellen; ab und ef ſind die verlängerten Haupt-Linien der Bollwerke; cd iſt die verlängerte Haupt-Linie des Ravelins. Man nehme auf der Linie cd einen Punct g an, der von c 6 bis 700 Schritt entfernt iſt; von g aus ziehe man zwey gerade Linien, gh und gi, welche bey g einen einwärts gehenden ſtumpfen Winkel zuſammen machen, deren jede ſich bis in die nächſte Polygon erſtreckt, und die in ihrer Richtung ſo ungefähr gleiche Entfernung von der Feſtung behalten; ſo ſtellt igh die erſte Parallele vor. Oder, wie in Fig. 3955, wo die Puncte a, b, c, d, e, f eben das bedeuten, was in der vorigen Figur dadurch angezeigt wurde. Man trage aus dem Puncte c auf die verlängerte Haupt-Linie cd, 120 bis 150 Ruthen, ſo wird dadurch der Punct g beſtimmet. Wenn man nun in g auf die Linie cd eine rechtwinkelige Linie auf beyden Seiten aufrichtet, den dadurch beſtimmten Linien gk und gl eine verhältnißmäßige Größe giebt, und hierauf die Linien km und ln ſo zieht, daß ſie einen ſtumpfen Winkel mit kl machen, und ſo ungefähr in einerley Entfernung von den Feſtungswerken bleiben, ſo wird dadurch die erſte Parallele mkln beſtimmet. Die Theile hm und in werden von hinlänglicher Größe gemacht. Auf dieſe beyden Arten läßt ſich die Parallele leicht genug auf

dem

dem Felde beſtimmen, wie ich im Folgenden zeigen werde, und alle übrige Abſichten werden hier eben ſo gut, als bey einer krummen Linie erreichet. Uebrigens ſind die Parallelen ebenfalls Gräben, die eine Tiefe von 3 Schuh bekommen, und deren untere Breite wenigſtens 12 Schuh beträgt. Die herausgegrabene Erde wird insgeſammt auf die der Feſtung zugekehrte Seite geworfen, und daraus eine Bruſtwehr gemacht, die über dem Horizont 3 bis 4 Fuß hoch iſt. Da die Soldaten, bey einem Ausfalle auf den Feind, aus dieſen Parallelen feuern ſollen, ſo wird darin eine Bank angebracht, auf welche die Soldaten treten, wenn ſie ſchießen ſollen. Fig. 3956 zeigt das Profil einer Parallele an.

Wir ſind jezt im Stande, einen Entwurf von einem Angriff gegen die Polygon einer Feſtung zu machen, vermittelſt deſſen man ſieht, wie wir bis zu dem Glacis der Feſtung kommen. Man ſtelle ſich in Fig. 3957 eine Feſtung vor, die auf gewöhnliche Art befeſtigt iſt, und nehme an, daß beſchloſſen worden ſey, den Angriff auf die Polygon zu thun, wozu die Bollwerke A und B, wie auch das Ravelin C, gehören. Man nehme ferner an, daß in der Gegend vor dieſer Polygon nichts Beſonderes zu merken iſt, und daß daſelbſt ein Erdreich, welches zur Führung der Lauf-Gräben ſehr bequem iſt, anzutreffen ſey. Geſetzt nun, daß man einen Entwurf zu einem auf dieſe Polygon zu unternehmenden Angriff machen ſoll, ſo verfahre man auf folgende Weiſe. 1) Man verlängere die drey Haupt-Linien dieſer Polygon, d. i. die Haupt-Linie des Bollwerkes A, des Bollwerkes B, und des Ravelines C. 2) Man trage auf die verlängerte Haupt-Linie des Ravelines, von der Spitze des Glacis D aus, die Entfernung, in welcher man die Lauf-Gräben eröffnen, oder die erſte Parallele ziehen will. Dieſes ſind alſo 600 bis 750 Schritt.

Man beſtimmt dadurch auf dieſer Linie den Punct a. 3) Man lege in a ein Lineal an, und drehe daſſelbe ſo herum, daß man mit demſelben ungefähr in einerley Entfernung von den äuſſerſten Spitzen der Feſtung bleibe. Es ſey dieſes z. B. die Lage a b. Eben dieſes thue man auch auf der andern Seite, ſo findet man da die Lage a c. 4) Dieſe Linien a b und a c mache man ſo lang, als man ſieht, daß man ſich nicht zu weit von der Feſtung entfernet. Damit alſo dieſes nicht geſchehe, fängt man in b und c neue Linien an, die auch ſo ungefähr die Entfernung von der Feſtung behalten, als a b und a c. Dieſe beyden Linien ſind hier in der Figur d b und c e. 5) Um die Länge der Linie b d zu beſtimmen, verlängere man die Face f g des Ravelines E in der benachbarten Polygon; dieſe beſtimmt in ihrer Verlängerung den Punct h auf der Linie b d, und h d mache man 7 bis 8 Ruthen groß. Eben ſo beſtimme man die Länge von c e durch die verlängerte Face des Ravelines F. 6) Die beyden Puncte d und e ſind die Flügel (les Flancs) der erſten Parallele, und ſind die ſchwächſten Theile derſelben, wo der Feind bey einem Ausfall am erſten eindringen kann; man muß ſie daher zu verſtärken ſuchen. Am beſten iſt es, wenn man einen natürlichen Gegenſtand findet, woran man ſich anlehnet; z. B. wenn man in der Gegend einen Fluß, einen Moraſt, ein Ravin findet; denn wenn man die Parallele bis zu dieſen Gegenſtänden zieht, ſo hat man ſie vor einen Angriff von dieſer Seite her vollkommen in Sicherheit geſetzt. Aber man trifft nicht jederzeit dergleichen Gegenſtände an; und dann iſt es gut, am Ende der Parallele eine tüchtige Redoute anzulegen, oder ſie in etwas zurück zu ziehen, damit doch einige Fronte erhalten werde. In Fig. 3957 iſt bey d eine Redoute i gezeichnet, bey e aber die Parallele bis k zurück gezogen, wodurch die Fronte

e k

ek entſteht, welche hier den rechten Flügel der Parallele bedeckt. Sollte die Beſatzung ſo ſchwach ſeyn, daß man von ihr keinen Ausfall bis zu der erſten Parallele zu befürchten hätte, ſo wäre alsdann auch nicht einmahl dieſe Vorſicht nöthig. Indeſſen, wenn die Beſatzung nur einiger Maßen ſtark iſt, und wenn man wiſſen ſollte, daß ſie voll guten Muthes wäre, und von einem kühnen Befehlshaber angeführt würde, ſo iſt dieſe Vorſicht nie zu unterlaſſen, zumahl da die ganze Arbeit in den Lauf-Gräben dadurch nicht ſonderlich vermehrt wird. Ein Ausfall gegen einen unbedeckten Flügel der erſten Parallele, wird immer einige Unordnung in den angefangenen Arbeiten verurſachen; und wenn auch der Schade nicht ſo groß ſeyn ſollte, ſo gereicht doch dergleichen Begebenheit dem Ingenieur, der die Belagerung führt, zum Vorwurf. In den vorigen Zeiten, ehe man die Parallelen einführte, war man genöthigt, in den Lauf-Gräben häufige Redouten zu erbauen, um ſich gegen die Ausfälle der Beſatzung zu decken; da aber die Parallelen unſere Lauf-Gräben weit mehr beſchützen, ſo fallen jezt dieſe Redouten weg, bis höchſtens auf diejenigen, die an den Flügeln der erſten Parallele angelegt werden. 7) Dieſe erſte Parallele iſt, erwähnter Maßen, 6 bis 700 Schritt von dem Glacis entfernt; ſie iſt aber doch noch zu nahe bey der Feſtung, als daß man es wagen könnte, mit der Wache und mit den Arbeitern auf dem freyen Felde bis dahin zu marſchiren. Auch würde es viel zu unſicher ſeyn, in dieſer Nähe die Materialien-Depots anlegen zu wollen. Man ſucht daher in dieſer Gegend in einer Entfernung von 1500 bis 2000 Schritt, die Plätze zu den Materialien-Depots aus, und führt zwiſchen der Parallele und dieſen Depots Verbindungs-Gräben, die eben ſo eingerichtet ſind, als die im Vorhergehenden beſchriebenen Lauf-Grä-

 ben.

ben. Geſetzt, man habe hier bey l, m und n beque-me Plätze gefunden, wo man die Depots anbringen kann, ſo beſtimmt man hernach die Verbindungs-Gräben ol, am und pn; man zieht dieſelben ſo, daß ſie von der Feſtung, der Länge nach, nicht beſtri-chen werden können; da ſie aber noch ſehr weit von der Feſtung abliegen, und da ſie noch nicht zu den eigentlichen Tranſchee-Arbeiten gehören, ſo pflegt man es mit ihrem Bau nicht eben ſo genau zu nehmen. 8) Die zweyte Parallele ziehe man nunmehr wie qr, und gehe damit ſo nahe an das Glacis, als man in Rückſicht auf die Stärke der Beſatzung mit Sicherheit thun zu können erachtet. Hat man nicht viel zu be-fürchten, ſo kann man mit dieſer zweyten Parallele bis auf das Glacis kommen; muß man aber Schritt vor Schritt gehen, ſo bleibe man noch 200 bis 250 Schritt davon entfernt. Dieſe Methode, die zweyte Parallele zu beſtimmen, iſt von dem ehemaligen preuß. Ingenieur le Febvre angegeben, und hat unſtreitig manche Vorzüge vor der gewöhnlichen Methode, da man die zweyte Parallele ungefähr gleichlaufend mit der erſten annimmt. Hier braucht man keine be-ſondere Verbindungs-Gräben zwiſchen der erſten und zweyten Parallele; hier kann man, nach Beſchaffen-heit der Umſtände, ſo weit vorrücken als man will; hier darf man wegen eines Ausfalles auf die Flügel der zweyten Parallele nicht beſorgt ſeyn, und die Ar-beit auf dem Felde iſt hier immer geringer, als bey jeder andern nur bekannten Methode. 9) Von dieſer zweyten Parallele an, führe man, nach den oben, S. 11, f. ge-gebenen Regeln, die Lauf-Gräben auf den drey ver-längerten Haupt-Linien, bis zu dem Glacis fort, wie man in der Figur ſieht. Hauptſächlich ſehe man da-hin, daß kein Theil dieſer Lauf-Gräben von der Feſtung beſtrichen werde. Es ſcheint zwar, als wenn in der Zeichnung dieſe Regel bey den Lauf-Gräben

auf der verlängerten Haupt-Linie des Ravelines nicht wäre beobachtet worden, indem jeder Theil, an und vor ſich betrachtet, gerade auf einen Punct der Feſtung gerichtet iſt; aber wenn man erweget, daß dieſe Theile ſehr klein angenommen ſind, und daß jedem Theile, der darauf folgende näher gegen die Feſtung gelegene, an ſtatt eines Quer-Walles dient, ſo wird dieſe vermeinte Schwierigkeit wegfallen. 10) Alle dieſe Theile müſſen hinlänglich bedeckt ſeyn, und beſonders muß man für die Bedeckung der Arbeiter in der Spitze der Lauf-Gräben deſto mehr ſorgen, je näher man zur Feſtung kommt. Sollte man daher glauben, daß die zweyte Parallele nicht im Stande wäre, die Arbeiter in den Lauf-Gräben bis zum Glacis zu beſchützen, ſo ziehe man noch eine neue Parallele zwiſchen der zweyten und dem Glacis, die man mit der zweyten gleichlaufend annehmen kann, oder errichte wenigſtens in dieſem Zwiſchenraume kleine Logemens, welche die in der Spitze der Lauf-Gräben befindlichen Arbeiter bedecken. Man ſieht dergleichen eines in l t gezeichnet, weil die in der Mitte geführten Lauf-Gräben, der kleinen Ausdehnung ihrer Linien wegen, am meiſten durch einen Ausfall zu befürchten hatten. 11) Endlich verbinde man die dreyfach geführten Lauf-Gräben an dem Fuße des Glacis, durch eine neue Parallele, welche nun die dritte, oder wenn man vorher noch eine gezogen hätte, die vierte wird. In Fig. 3956 iſt dieſelbe mit u x bezeichnet.

Was die Anlegung der Batterien in den Lauf-Gräben, die Eröffnung und Vertheidigung der Lauf-Gräben, u. ſ. w. betrifft, ſo hat man ſich deshalb aus den von der Kriegs-Baukunſt handelnden Werken zu belehren.

Lauf-Hund, eine Art ſtarker Hunde, welche ein Wild ſo lange verfolgen, bis es ermüdet und endlich von den nacheilenden Jägern erleget wird. Sie werden am häufigſten mit einem franzöſiſchen Ausdrucke Parforce-Hunde genannt. Im Art. **Parforce-Jagd** wird ein Mehreres davon vorkommen.

Lauf-Jagen, ein Jagen, d. i. eine Jagd, wo man das Wild mit Lauf-Hunden verfolgt, ein Renn-Jagen, und am häufigſten mit einem franzöſiſchen Ausdrucke eine Parforce-Jagd. Siehe in **P**.

Lauf-Käfer, Renn-Käfer, eine Art Käfer, welche ſehr ſchnell laufen; ſ. im XXXII Th., S. 68.

Lauf-Kamel, Dromedar; ſ. im XXXIII Th., S. 4.

Lauf-Karren, ſ. im XXXV Th., S. 168.

Lauf-Klaue, bey den Jägern, die Klaue an dem Laufe, d. i. Fuße, des Hirſch-Wildpretes.

Lauf-Kraut, Hinlauf, Proſerpinaea *Linn.* eine Gattung Pflanzen, wovon man bisher nur Eine Art kennt, welche in Virginien in Sümpfen wächſt, und das ſumpfige **Lauf-Kraut**, Proſerpinaea paluſtris, genannt werden kann. Die Wurzel kriecht unter dem Waſſer hin. Die rundlichen Stängel werden gegen 1 Fuß lang. Die wechſelsweiſe geſtellten und geſtielten Blätter ſind lanzettförmig, ſägeartig ausgezackt, und diejenigen, die unter dem Waſſer zu ſtehen kommen, in gleichbreite Querſtücke abgetheilt. Die Blumen ſtehen einzeln an dem Blattwinkel. Dieſe haben kein Blumenblatt, ſondern auf dem großen dreyeckigen Fruchtkeime ſitzen 3 ſpitzige Kelch-Blättchen, und dieſe umgeben 3 Staubfäden, und 3 haarichte, dicke Staubwege oder Griffel. Die eyförmige, dreyeckige Frucht iſt mit dem geſchloſſenen Kelche beſetzt, und hat 3 Fächer.

Lauf-Kugel, bey den Jägern und Schützen, kleinere Kugeln, welche man in der Geſchwindigkeit in den Lauf eines Gewehres laufen läßt.

Lauf-Latte, an einer großen Ramme eine einarmige Leiter mit Sproſſen, auf welcher man zur Spitze der ganzen Maſchine hinauf laufen kann.

Lauf-Leiter, bey den Jägern, kleine, einfache, etwa ¾ Ellen hohe Garne, welche ſpiegelicht geſtrickt, an kleine Stäbe gebunden, zu beyden Seiten vor die Treibezeuge geſteckt werden, damit die Feld-Hühner nicht vorbey laufen können; Steck-Leiter. Siehe **Leiter**.

Lauf-Maſche, ſ. im Art. **Strumpf-Wirker**.

Lauf-Meſſer, ſ. **Schritt-Zähler**.

Lauf-Paß, ſ. **Paß**.

Lauf-Pfanne, in den Zucker-Siedereyen; ſ. im Art. **Zucker**.

Lauf-Platz, derjenige Raum in einem Walde, welcher bey einer Jagd zum Laufe beſtimmt iſt, und mit hohen Jagd-Tüchern umſtellet wird; ſ. oben, S. 4, f.

Lauf-Rad, Gang- oder Tret-Rad, in der Mechanik, ein Rad, in welchem Menſchen oder Thiere gehen, und es durch Treten in Bewegung ſetzen und erhalten. Siehe **Rad**.

Lauf-Rädchen, an einem Seiden-Haſpel, eine horizontale Rolle, in welcher ein hölzernes Lineal (der **Lauf-Stock**) an dem einen Ende befeſtigt iſt. Siehe **Seiden-Manufactur**.

Lauf-Riemen, ſ. **Lauf-Band**, oben, S. 7.

Lauf-Säge, ſ. **Laub-Säge**, im LXV Th. S. 629.

Lauf-Schießen, das Schießen nach einem Thiere im Laufen; die Fertigkeit, ein Thier im Laufen zu ſchießen; ſo wie das Flug- oder Luft-Schießen, die Fertigkeit einen Vogel im Fluge zu ſchießen, bezeichnet. Daher wird ein geübter Schütze, welcher ein Thier im Laufe zu treffen weis, der **Lauf-Schütze** genannt. Ein Mehreres hiervon, ſiehe im Art. **Schießen**.

Lauf-Schleiche, werden bey dem Hopfen die Ausläufer, oder die Sproſſen an den Wurzeln, genannt.

Lauf-Schlinge, ſ. **Lauf-Dohne**, oben, S. 8.

Lauf-Schmid, ſ. im XXV Th., S. 595.

Lauf-Schneider, ſ. oben, S. 6.

Lauf-Schneiſſe, ſ. **Lauf-Dohne**, oben, S. 8.

Lauf-Schuh, leichte Schuhe ohne Abſätze zum ſchnellen Laufen, dergleichen man ſich bey dem Wettlaufen (wovon ich im Art. **Laufen** handeln werde,) bediente; Gr. Endromides; **Läufer-Schuhe**, weil die Läufer ſie vornehmlich tragen.

Lauf-Schütze, ſ. **Lauf-Schießen.**

Lauf-Spiel, ſ. **Maille-Spiel.**

Lauf-Spille, ein Theil am Acker-Pfluge; ſ. **Pflug.**

Lauf-Stern, ſ. **Planet.**

Lauf-Stock, ſ. **Lauf-Rädchen.**

Lauf-Tuch, bey den Jägern; ſ. oben, S. 4, f.

Lauf-Vogel, Corrira, eine Gattung Sumpf-Vögel, welche ſehr ſchnell laufen. Die einzige Art dieſer Gattung, Corrira italica, bewohnt Italien, und iſt etwa von der Größe der Avoſette oder Avocette. Kopf, Flügel und Körper ſind oben roſtfarbig; letzterer iſt unten weiß. Die Schwanz-Federn ſind ſchwarz, die beyden mittlern weiß, und an der Spitze ſchwarz.

Aldrovandi Ornithol. III. Tab. 289.

Donndorff Handbuch der Thiergeſchichte, (Lpz. 1793, gr. 8.) S. 297.

Lauf-Wagen, Gängel-Wagen, Roll-Wagen, ein von langen hölzernen Stäben zuſammengeſetztes, und oben mit einem rund ausgeſchweiften Loche verſehenes Geſtell, welches auf 4 kleinen Rädchen oder Rollen ſteht, damit derſelbe deſto leichter fortgehen könne. Er dient zu eben dem Gebrauche, wie die Lauf-Bank, L. Serperaſtrum. Was davon zu halten ſey, ſ. im XV Th., S. 627, f.

Lauf-

Lauf-Werk, der Spiel-Uhren; ſ. **Uhr.**

Lauf-Zaum, Lauf-Band, ſ. oben, S. 7.

Lauf-Zehent, ſ. Zehent.

Lauf-Zeiger, ſ. Schritt-Zähler.

Lauf-Zeit, diejenige Zeit, da gewiſſe Thiere, beſonders aber die Bären, Dachſe und Hunde zu laufen, d. i. ſich zu begatten, pflegen.

Lauf-Ziel, ein Ziel, nach welchem man läuft; L. Meta.

Lauf-Zirkel, ein Zirkel der Winden-Macher, deſſen Schenkel rechtwinkelig gegen einander gebogen ſind, die Gleichheit eines Rades damit zu erforſchen.

Laufel, (die) 1. Eine Lauf-Dohne, und überhaupt eine jede Schlinge zum Vogel fangen.

2. Bey den Jägern werden auch die kleinen Pfäde der Hühner im Graſe und des Viehes um den Wäldern **Laufeln** oder Gelaufen genannt; zum Unſchiede von den Fährten anderer Thiere.

Laufen, ein Neutrum, welches in den meiſten Fällen das Hülfs-Wort ſeyn erfordert. Es drückt überhaupt eine beſchleunigte Bewegung aus, eine Bewegung, welche ſchneller iſt, als gewöhnlich.

1. In der engſten Bedeutung, von der beſchleunigten Bewegung vermittelſt der Füße, zum Unterſchiede ſowohl von dem gehen, als auch von dem ſpringen.

(1) Eigentlich. Lauf nicht eher, als man dich jagt. Mancher läuft ungejagt. Es kam ein Haſe gelaufen; ſiehe **Kommen.** Du liefeſt was man laufen kann. Mit jemanden in die Wette, oder um die Wette, laufen. Sich müde laufen, ſich lahm laufen, ſich aus dem Athem laufen, wo es, ſo wie alle Reciproca, das Hülfs-Wort haben erfordert. Der Dieb iſt in das Haus gelaufen. Mit dem Kopfe wider die Wand laufen. Bey den Jägern läuft der Rehbock auf das Blatt, wenn er dem vermittelſt eines Baum-Blattes von dem Jäger nach-

ge-

gemachten Rufe des Rehes nacheilet, welches auch auf Reizen laufen genannt, und von allen andern Thieren gebraucht wird, welche man vermittelſt eines nachgemachten Schalles anlocket.

In einigen wenigen Fällen ſteht dieſes Zeit=Wort, ob es gleich ein Neutrum iſt, bey einem Haupt-Worte in der vierten Endung. Bothſchaft laufen, im gem. Leben, einen Fuß=Bothen abgeben, welches auch Poſt laufen genannt wird. Sturm laufen. Seine Straße, ſeinen Weg laufen, ſich ſchnell entfernen, doch nur im gem. Leben, und am häufigſten im Imperativo, lauf deine Straße, für gehe fort, wofür man auch wohl in der zweyten Endung ſagt, ſeiner Wege, ſeiner Straße laufen, oder gehen. Das Pferd läuft einen guten Trab.

(2) Figürlich.

a) Von einigen Thieren ſagt man, daß ſie laufen, wenn ſie ſich begatten, weil ſie alsdann weiter und mehr als gewöhnlich zu laufen pflegen. So braucht man es von den Hunden, und in der Jägerey auch von den Dachſen. Von andern Thieren ſind andere Zeit=Wörter üblich. In dieſem Verſtande iſt zugleich das Hülfs=Wort haben üblich, wenigſtens im Hochdeutſchen. Der Hund, die Hündinn hat gelaufen, hat ſich begattet. Belaufen und Läufig ſind in einem etwas weitern Umfange der Bedeutung üblich. Bey den Fiſchern wird es von den Aalen für gebähren, gleichfalls mit dem Hülfs=Worte haben gebraucht. Die Aale haben gelaufen, weil ſie lebendige Jungen zur Welt bringen, dagegen von den mit Rogen verſehenen oder Eyerlegenden Fiſchen leichen oder ſtreichen üblich iſt.

b) Oft und viel gehen, im gem. Leben, und nicht ſelten mit einem verächtlichen Neben=Begriffe. Den ganzen Tag herum laufen, müßig. In der Stadt herum laufen. Er läuft gewiß auf den Dörfern

fern herum betteln. Alle Tage in die Spiel-Häuſer laufen.

c) Den Ort oder einen Zuſtand eilfertig verändern, gleichfalls im verächtlichen Verſtande. Der Schuldner iſt davon gelaufen. Aus einem Kloſter, aus dem Dienſte laufen. Jemanden laufen laſſen, auch figürlich, im g. L., ſich nicht weiter mit ihm abgeben.

d) Sich eifrig um etwas bewerben, gleichfalls im verächtlichen Verſtande. Nach einem Amte laufen. In ſein Verderben laufen.

2. Von der ſchnellen Bewegung verſchiedener lebloſen Körper. Das Schiff läuft in den Hafen, iſt auf den Grund gelaufen. Die Poſt wird bald ablaufen. Die Sonne läuft um die Erde, die Erde um den Mond. Das Rad läuft um. Die Sand-Uhr läuft nicht mehr, der Sand in der Uhr. Die Uhr iſt abgelaufen, die Kette in der Uhr. Es lief mir ein Schauer über die Haut. Die Milch läuft zuſammen, wenn ſie gerinnet; ſiehe **Lab**, im LVIII Th. S. 8, f.

Beſonders von allen Arten flüſſiger Körper. Die Saale läuft in die Elbe, die Oder in die Oſt-See, wofür doch fließen und ſich ergießen üblicher ſind. Das Blut lief aus der Wunde. Der Schweiß lief ihm über das Geſicht. Die Thränen liefen ihm über die Wange. In der anſtändigern Sprech-Art ſind auch hier die Zeit-Wörter fließen und rinnen üblicher. Das Waſſer läuft mir in die Schuhe, es läuft in den Keller. Die Lichter laufen, oder lecken, wenn die um den Docht befindliche Vertiefung ſich mit geſchmolzenem Talge anfüllet, und überläuft.

Nach einer bey flüſſigen Körpern ſehr gewöhnlichen Figur wird bey dieſem Zeit-Worte, ſo wie bey andern ähnlichen, das Gefäß anſtatt des darin befindlichen flüſſigen Körpers geſetzt. Das Faß läuft,

d. i.

d. i. der Wein im Faſſe läuft aus, das Faß iſt leck. Die Schiffe liefen halb voll Waſſer, das eingedrungene Waſſer füllete die Schiffe halb an. Die Augen laufen ihm voll Waſſer, die Thränen treten ihm in die Augen.

Auch braucht man figürlich dieſes Wort von der Zeit und der ſchnellen Fortpflanzung einiger anderer unkörperlichen Dinge. Die Zeit verläuft, vergeht. Der laufende Monath, das laufende Jahr, im gem. Leben, das gegenwärtige. Laufende Intereſſen und Schulden; ſ. **Current**, im VIII Th., S. 472. Es läuft ein Gerücht, es breitet ſich aus.

3. In vielen Fällen verſchwindet der Begriff der Geſchwindigkeit, oder wird doch merklich vermindert. So wird im Bergbaue das Wort **laufen** an ſtatt gehen, ja oft für tragen, gebraucht, beſonders in den Zuſammenſetzungen **auflaufen** und **vorlaufen**; ſiehe weiter unten. Beſonders gehören hierher verſchiedene großen Theils figürliche R. A. Bey einer Sache Gefahr laufen, in Gefahr gerathen. Du wirſt keine Gefahr laufen, in keine Gefahr gerathen. Mein Beutel lief Gefahr, geſtohlen zu werden. Ich habe von ungefähr ein Wort davon laufen laſſen, es iſt mir ein Wort davon entfahren. Das läuft wider die Ehre, ſtreitet wider dieſelbe, iſt ihr zuwider. Das läuft wider den Stand der natürlichen Freyheit. Das würde wider die Wahrheit laufen. Das läuft nicht in mein Fach, gehört nicht in daſſelbe, ſchlägt nicht dahin ein. Die Sache wird auf ein Trauern hinaus laufen, wird ſich damit endigen. Worauf wird das hinaus laufen? was wird das für ein Ende nehmen? Das läuft auf eins hinaus, iſt einerley.

Imgleichen, im g. L., für ſich erſtrecken. Die Küſte läuft ſüdweſt. Das Gebirge läuft nach Morgen. Manche Pflanzen laſſen ihre Zweige und

Ranken auf der Erde hin laufen, ſich nahe über der Erde ausbreiten.

Schon bey dem Kero lauffen, bey dem Ottfried laufen, bey dem Willeram loſen (wovon das gemeine Mittel-Wort geloffen abſtammet, im Niederſ. lopen, im Isländ. hleips, im Dän. lobe, und Schwed. löpa. Es bezeichnet überhaupt eine geſchwinde Bewegung, daher iſt bey dem Ulphilas hlaupan, und im Angelſ. hleapan, ſpringen, tanzen; ſ. Galopp, im XV Th., S. 814. Auch das Griech. λαφθαζειν, eilen, und Hebr. חלף gehen, vergehen, durchſtechen, gehören zu dem Geſchlechte dieſes Wortes.

Im gem. Leben hat man ſehr viele Wörter, die beſondern Arten des Laufens zu bezeichnen. Unſerer rennen, traben, u. a. m. nicht zu gedenken, heißt hin und her laufen, im Niederſ. bißen, geſchwinde laufen, eben daſelbſt klauen, kleppen (ſ. Klepper, im XL Th. S. 366, f.), kilen, kiddeln, und mit kurzen Schritten laufen, in eben dieſer Mund-Art, zwickern, putjen, padjen, peideln, packern, u. ſ. w.

Mit laufen zuſammengeſetzte Zeit-Wörter, und davon abſtammende Haupt-Wörter, und deren Bedeutung.

Ablaufen, welches theils als ein Neutrum, theils auch als ein Activum üblich iſt.

1. Als ein Neutrum, welches mit dem Hülfs-Worte ſeyn verbunden wird.

1) Von einem höhern Orte hinab laufen. Die Dächer müſſen abhängig ſeyn, damit das Waſſer ablaufen könne. Ein Schiff ablaufen laſſen, es vom Stapel ablaufen laſſen. Bey den Tiſchlern und andern Holz-Arbeitern bedeutet **ablaufen laſſen**, ſo viel, als eine eingebogene Fläche mit einer geraden unmerklich vereinigen; ſiehe weiter unten Ablauf. Auf dem Fechtboden bezeichnet die R. A. ſeinen Gegner ablaufen laſſen, eine Art zu pariren, da man deſſen

Kun-

Klinge an der ſeinigen fruchtlos hinabgleiten läſſet. Hiervon iſt auch die figürliche R. A. entſtanden, einen ablaufen laſſen, d. i. ſeine Beleidigung verächtlich abweiſen.

2) Sich ſchnell von einem Orte entfernen. Die Poſt wird bald ablaufen, d. i. abfahren. Einen Brief ablaufen laſſen, d. i. fortſchicken.

3) Völlig zu Ende laufen, und daher aufhören. Die Uhr iſt abgelaufen, d. i. die Schnur, woran die Gewichte hangen, iſt abgewickelt und zu Ende. Die Spulen ſind abgelaufen, bey den Webern. Der Wechſel iſt noch nicht abgelaufen, d. i. noch nicht verfallen. Ein abgelaufener Wechſel. Noch mehr aber

4) in figürlichem Verſtande, ſich endigen. Die Sache iſt wohl, übel, nach Wunſche abgelaufen. Wir wollen ſehen, wie der Krieg, das Vorhaben, der Anſchlag, u. ſ. f. ablaufen wird. Wie wird es noch mit mir ablaufen? Es mag mit uns ablaufen wie es will.

2. Als ein Activum.

a) Durch Laufen oder ſchnelles Bewegen abnutzen. Sich die Sohlen, die Schuhe ablaufen. Der Mühl-Stein hat ſich ganz abgelaufen, d. i. iſt ſtumpf geworden. Sich die Hörner ablaufen, figürl. im gem. Leben, ſeine Wildheit durch Schaden verlieren, durch Erfahrung klüger werden. Sich ablaufen, ſich durch Laufen entkräften.

b) Durch Laufen zum Nachtheil eines andern erhalten, jemanden im Laufen zuvor kommen, beſonders im Wettlaufen, und Rennſpielen. Einem den Preis, das Kleinod ablaufen. Und dann auch figürlich, einem durch Hurtigkeit oder Liſt in einer Sache zuvorkommen. Er hat mir den Rang, den Vortheil, den Weg abgelaufen. Er wird ihm nicht viel ablaufen.

c) Von

c) Von einem Orte wegſchaffen, beſonders in den Bergwerken, wo das Erz ablaufen, die Fortbringung nach den Förder-Schächten bezeichnet, weil laufen daſelbſt überhaupt ſo viel bedeutet, als mit dem Karren fortſchaffen.

Siehe auch Ablaufen, im I Th. S. 109, f.

Daher der Ablauf. 1. Die Handlung des Ablaufens, in den eigentlichen Bedeutungen des Zeit-Wortes, ſo fern es ein Neutrum iſt. Der Ablauf des Meeres, d. i. die Ebbe. Daß Waſſer muß ſeinen Ablauf haben. Der Ablauf der Poſt, eines Briefes, u. ſ. f.

2. Das Ende einer gewiſſen beſtimmten Zeit, doch mehrentheils nur mit gewiſſen Vorwörtern ohne Artikel. Vor Ablauf des Jahres. Mit Ablauf des Monathes, der Woche, des Winters, u. ſ. f. Der Ablauf eines Wechſels, d. i. deſſen Verfall-Zeit.

3. Der Ort, durch welchen das Waſſer abläuft. Der Ablauf eines Teiches, welcher auch wohl ein Teich-Fenſter heißt.

4. Bey verſchiedenen Künſtlern, die unmerkliche Vereinigung zwey ungleicher Flächen vermittelſt einer eingebogenen, und dieſe leztere Fläche ſelbſt. So heißt in der Baukunſt Ablauf, ein Glied, welches aus einem eingebogenen Viertel-Zirkel beſteht, und ſich unmittelbar an ein gerades Glied, oder an den Schaft, anſchließt; ein Zirkel-Stück, welches zwey gerade Sims-Glieder, wovon das oberſte weiter vortritt, als das untere, mit einander verbindet; Fr. Congé.

Der Abläufer, was abläuft und abgelaufen iſt, beſonders 1) bey den Tuch-Machern, die abgelaufenen und alſo leer gewordenen großen Spulen. 2) Bey den Webern, ein Fehler, der daraus entſteht, wenn ſie die Fäden unrecht in das Sieb, oder aus einem Gange in den andern ziehen.

Anlaufen, iſt ſowohl als ein Neutrum, als auch als ein Activum, üblich.

I. Als ein Neutrum, welches mit dem Hülfs-Worte ſeyn abgewandelt wird.

1. Anfangen zu laufen, welche Bedeutung aber wenig vorkommt.

2. Hinanlaufen, d. i. in die Höhe laufen, in welchem Verſtande dieſes Zeit-Wort nur in weiterer und figürlicher Bedeutung üblich iſt. In jener laufen die Bergleute an, wenn ſie allmählich in die Höhe arbeiten, ſo daß die Sohle vor ihnen her ſteigt. Von einer allmählich in die Höhe ſteigenden Fläche ſagt man gleichfalls: die Fläche läuft ſanft an. Ferner ſagt man auch von dem Waſſer, es läuft an, der Fluß iſt ſehr angelaufen, wenn ſich deſſen Menge, und folglich auch deſſen ſenkrechte Höhe vermehrt. Figürlich und im g. L., von Zahlen: die Summe iſt ſchon hoch angelaufen, d. i. hat ſich vermehrt. Seine Schulden laufen täglich höher an.

3. Heranlaufen, ſich laufend nähern; und zwar,

(1) eigentlich, in welcher Bedeutung im g. L. angelaufen kommen, d. i. heranlaufen, üblich iſt. Mit einem geringen Zuſatze zu dem Begriffe wird bey den Jägern anlaufen laſſen, von den wilden Schweinen geſagt, wenn man ſie an und auf das Fang-Eiſen laufen läſſet; ſ. Th. II, S. 195. Auf ähnliche Art ſagt man auch im Jagdweſen, das Thier läuft an, wenn es dem Jäger zum Schuſſe kommt.

(2) In weiterer Bedeutung, wird **anlaufen**

a) in den Hammerwerken von dem geſchmolzenen Eiſen gebraucht, wenn es ſich an die Brech-Stange, die daher auch der **Anlauf-Kolben** oder der **Anlauf-Stab** genannt wird, anlegt, welche Verrichtung gleichfalls anlaufen laſſen genannt wird.

b) Den Glanz verlieren, von polierten Körpern, weil die Feuchtigkeit oder die matte Farbe, welche den Glanz

Glanz vertreibt, ſich ſchnell und gleichſam laufend über die polierte Fläche verbreitet. Das Glas, der Spiegel läuft an, wenn beyde mit Dünſten überzogen werden; Niederſ. beſramen, in Bayern und Oeſtreich damen; ſ. Th. II, S 194, f. Polierten Stahl blau anlaufen laſſen, d. i ihm durch das Ausglühen eine blaue Farbe geben; ſ. Blau angelaufen, im V Th. S. 609, f. An einigen Orten braucht man dieſes Zeit-Wort überhaupt von anbrüchig werden, und ſagt daſelbſt, der Wein läuft an, wenn er kahnig wird, mit Schimmel oder vom Schimmel anlaufen, u. ſ. f.

4. Im Laufe an etwas anſtoßen. 1) Eigentlich. Er iſt mit dem Kopfe an die Wand angelaufen. Im Finſtern läuft man überall an. 2) Figürlich, doch nur im g. L. Uebel bey einem anlaufen, d. i. ſchlecht von ihm empfangen werden. Du wirſt häßlich anlaufen, d. i. ſchlecht ankommen, dich in deiner Rechnung gewaltig betriegen. So auch, einen anlaufen laſſen, d. i. ihm auf verdiente Art begegnen, gleichſam ihm den Elbogen vorhalten, und daran anlaufen laſſen.

II. Als ein Activum, an einen laufen, auf einen zulaufen, mit der vierten Endung des Nenn-Wortes. Einen anlaufen. Da liefen ihn die Juden in allen Städten an — und klagten ihm, u. ſ. f. 2 Maccab. 4, 36. Welche ihn anſehen und anlaufen, derer Angeſicht wird nicht zu Schanden, Pſ. 34, 6. Beſonders in figürlicher Bedeutung, und mit dem Neben-Begriffe des ungeſtümen und beſchwerlichen Bittens. Der Menſch läuft mich täglich an. Einen um etwas anlaufen. Imgl. mit dem Neben-Begriffe des feindlichen Angriffes, einen feindlich anfallen. Allein in der ganzen thätigen Bedeutung iſt dieſes Zeit-Wort, wenigſtens in der edlern und anſtänd-

ſtändigern Schreib-Art im Hochdeutſchen nicht mehr üblich.

Daher der **Anlauf**, ſowohl die Handlung des Anlaufens, als auch dasjenige, was anläuft, zu bezeichnen.

1. Die Handlung, in den meiſten Bedeutungen des Zeit-Wortes. Einen Anlauf nehmen, d. i. einige Schritte zurück treten, um auf etwas anlaufen zu können. Der Anlauf des Waſſers. Der Anlauf des Feindes, d, i. zum Sturme, der Angriff, in welcher Bedeutung aber dieſes Wort wenig mehr vorkommt. Der Anlauf von Bettlern. Vielen großen Anlauf haben, d. i. von vielen Leuten angegangen und geſucht werden. In dieſer Bedeutung der Handlung iſt der Plural wenig gebräuchlich, obgleich Luther die **Anläufe**, d. i. Angriffe, des Teufels, gewagt hat.

2. Dasjenige, was anläuft, doch nur von demjenigen, was nach einer ſchiefen Linie in die Höhe ſteigt. So wird in den Salzwerken der hinterſte Theil des Herdes unter den Zug-Löchern, welcher ſchräg in die Höhe geht, **der Anlauf** genannt; und in der Baukunſt führt dieſen Nahmen ein großes Glied des Säulenſtammes, das aus einem einwärts gebogenen Viertel-Kreiſe beſteht, und unten zwey, vornehmlich platte Glieder an einander hängt; L. Apophyſis inferior; ſiehe auch **Ablauf**, oben S. 33.

Auflaufen, iſt in doppelter Geſtalt üblich.

1. Als ein Neutrum, welches das Hülfs-Wort ſeyn erfordert, in die Höhe laufen, doch nur in einigen figürlichen Bedeutungen.

1) Aufgehen, aufkeimen, von Pflanzen und Gewächſen; Niederſ. uplopen. Der Same iſt noch nicht aufgelaufen.

2) Von flüſſigen Körpern, anwachſen, an Menge zunehmen. Der Fluß iſt ſehr aufgelaufen, wofür

man doch lieber anlaufen braucht. Die Adern laufen ihm auf.

3) Aufſchwellen, durch eine innere Bewegung ausgedehnet werden. Die Haut läuft ihm auf. Die Leiche iſt ſehr aufgelaufen. Der Teig läuft auf. Auflaufen, Aufblähen oder Aufſchwellen des Rind-Viehes, ſ. Th. II, S. 745, fgg. Ein aufgelaufener Koch, in den Küchen, eine Art Torten, welche im Backen ſehr auflaufen, und von welchen der Witz der Köche eine zahlreiche Menge erſonnen hat; ſ. im II Th. S. 732, fgg.

4) Der Zahl nach vermehrt werden. Die Zinſen laufen täglich höher auf. Es ſind ſchon viele Koſten aufgelaufen.

2. Als ein Activum.

1) In die Höhe ſchaffen. In dieſer Bedeutung kommt das Zeit-Wort nur in den Schmelz-Hütten vor, wo Erz und Kohlen auflaufen, ſo viel heißt, als ſolche in den Schmelz-Ofen ſchütten, weil man dabey aufwärts gehen muß, und laufen in der Berg-Sprache überhaupt ſo viel als fortſchaffen bedeutet. Bey den hohen Oefen wird dieſe Verrichtung aufgeben genannt, und **auflaufen** nur von dem Aufeinanderſchütten des Eiſen-Steines und Fluſſes auf dem Gichtboden gebraucht; ſ. im X Th. S. 600.

2) Im Laufen öffnen. Die Thüre auflaufen.

3) Wund laufen, doch nur im g. L. Sich die Füße auflaufen.

Daher die **Auflaufung** in der Bedeutung des Activi.

Auflaufen bedeutete ehedem auch zuſammenlaufen, welche Bedeutung ſich aber nur noch in dem Haupt-Worte Auflauf erhalten hat; imgl. entſtehen, wovon bey dem Haltaus, unter dieſem Worte, Beyſpiele angetroffen werden.

Daher der Auflauf. 1. Das Abſtractum des Zeit-Wortes auflaufen in der Mittel-Gattung, in einigen figürlichen Bedeutungen. Der Auflauf der Koſten, der Zinſen. Beſonders aber der Zuſammenlauf unruhiger Menſchen, ein geringer Grad des Aufruhres. Einen Auflauf machen, erregen. Es iſt ein Auflauf entſtanden. In dieſer Bedeutung kommt Auflauf, Auflauft, Offlauft, ſchon ſeit dem 14ten Jahrh. vor. Siehe Haltaus, unter dieſem Worte. Der Plural, der in derſelben ehedem nicht ſelten war, iſt im Oberdeutſchen noch jezt üblich. Im Hochdeutſchen kommt es nur ſelten vor. In einer Urkunde von 1519 bey dem Haltaus wird Auflauf und Aufruhr genau unterſchieden.

2. Dasjenige was aufläuft, doch nur in den Küchen, wo der Auflauf oder Auflaufer eine Speiſe iſt, welche in einem Ofen oder unter Kohlen gebacken wird, und alsdann hoch aufläuft; ſ. im II Th. S. 745.

Auslaufen, iſt in doppelter Gattung üblich.

1. Als ein Neutrum, mit dem Hülfs-Worte ſeyn.

1) Aus einem Orte laufen.

(a) In eigentlicher und weiterer Bedeutung. Die Schiffe ſind bereits ausgelaufen, d. i. aus dem Hafen. Die Flotte iſt zum Auslaufen fertig. Der Sand, das Waſſer (in der Uhr) iſt ausgelaufen. Er läuft alle Tage aus, d. i. geht unter die Leute, aus dem Hauſe, in verächtlicher Bedeutung. Der Wein, das Bier läuft aus, d. i. aus dem Faſſe. Noch mehr aber metonymiſch, das Faß, der Eimer, das Gefäß läuft aus, wofür die Böttcher ſagen, das Faß thränt oder weint. Die Erbſen laufen aus, in der Land-Wirthſchaft, theils, wenn ſie aus den Hülſen fallen theils auch, wenn ſie, nachdem ſie geſäet worden ſind, durch einen Regen von Erde entblößet werden; ſ. Th. III, S. 237.

(b) Fi-

(b) Figürlich.

α. Sich ausbreiten, einen größern Raum einnehmen. So ſagt man von Bäumen und Pflanzen, wenn ihre Wurzeln Sproſſen über ſich in die Höhe treiben, daß ſie **auslaufen**; ſ. Th. III, S. 237. Wenn in den Buchdruckereyen eine Schrift wieder aufgeleget wird, und dieſe Auflage an Bogen Zahl ſtärker, als die erſte, wird, ſo heißt es gleichfalls, Die Schrift iſt um zwey, drey rc. Bogen ausgelaufen. Jngl. überhaupt hervorragen, hervorſtehen. Die Geſimſe einer Säule laufen zu beiden Seiten aus; ſ. auch **Auslauf**.

β. Sich endigen, doch nur in der niedrigen R. A. alles Unglück wird über dich auslaufen.

2) Von einem gewiſſen Ziele anfangen zu laufen. Die Ehre iſt am Ziele und von dem Ziele läuft man nicht aus. Leſſ.

3) **Sich auslaufen**, im g. L., ſich durch Laufen die gehörige Bewegung machen. Das Kind muß ſich auslaufen. Jngl. ſich durch Laufen ermüden. Wenn man ſich den ganzen Tag hindurch ausgelaufen hat.

2. Als ein Activum, in welcher Gattung dieſes Zeit-Wort aber nur in dem Bergbaue üblich iſt, wo es ſo viel bedeutet, als die aus der Grube geförderten Erze oder Berge vermittelſt des **Auslauf-Karrens** weiter ſchaffen; ſ. Th. XXXV, S. 168.

Daher **der Auslauf**. 1. Die Handlung des Auslaufens, doch nur in einigen Bedeutungen. Der Auslauf des Waſſers, eines Schiffes. Die Flotte iſt bereits zum Auslaufe fertig.

2. Das Hervorragen der Theile eines Ganzen, beſonders in der Baukunſt, wo das Hervorragen der Glieder oder Stücke einer Ordnung **der Auslauf** genannt wird. Auch führt dieſen Nahmen die Weite, um welche ein ſolches Glied von der Achſe der Säule,

oder von der Mitte des Körpers, auf welchen er liegt, hinaus reicht. An den Kanonen iſt es die Entfernung der Zierrathen von der Seele des Geſchützes. Siehe auch **Ausladung**, im III Th., S. 236.

3. Dasjenige was ausläuft, d. i. eine gewiſſe gegebene Größe überſteigt. So wird in den Salzwerken der Gewinn, der nach Abzug der Koſten dem Guts-Herrn zufällt, und der in dem Bergbaue die Ausbeute heißt, der **Auslauf**, oder, wie man auch an einigen Orten ſagt, der **Ausläufer**, die **Ausläufte**, genannt. Auf ſeine Ausläufte ſitzen, dieſe Nutzung genießen.

4. Der Ort auf welchen man aus einem andern Orte läuft. In dem Jagdweſen heißt derjenige ebene und lichte Platz vor einem Jagen, auf welchem die eingeſtellten Hirſche und Sauen vorgejaget werden, ein **Auslauf** oder Ausflug.

Belaufen, iſt in doppelter Gattung üblich.

1. Als ein Activum, auf oder zu etwas laufen, doch nur in einigen uneigentlichen Bedeutungen.

1) Die Gränzen belaufen, d. i. ſie begehen, oder perſönlich beſichtigen. Die Wolfs-Jagd belaufen müſſen, bey den Jägern, den Wolf mit verfolgen helfen.

2) Zur Fortpflanzung befruchten, von dem männlichen Geſchlechte einiger Thiere. Der Hund beläuft die Hündinn. Eine Hündinn belaufen laſſen; ſiehe Th. IV, S. 179. Im gem. Leben ſagt man ſich belaufen, von beyden Geſchlechtern.

2. Als ein Reciprocum, ſich erſtrecken, von dem Werthe, der Zahl einer Sache, oder der Summe einer Rechnung. Es beläuft ſich auf hundert Thaler. Es wird ſich nicht hoch belaufen, d. i. keine große Summe ausmachen. Die Zahl der Erſchlagenen belief ſich auf tauſend.

Daher

Daher die Belaufung, in der thätigen Bedeutung. Das Niederſ. belopen bedeutet außerdem auch noch durch Laufen ausrichten. Eine Bothſchaft belaufen

Der Belauf, die Summe, wie hoch ſich eine Sache beläuft, der Betrag. Der Belauf der Rechnung, der Waren.

Beylaufen. Dieſes Zeit-Wort iſt im Hochdeutſchen nicht üblich, ſondern nur die davon abſtammenden Wörter Beyläufer, und beyläufig, welche weiter unten vorkommen werden.

1. Dúrchlaufen, mit dem Tone auf der erſten Sylbe. Ich laufe durch, durchgelaufen.

1. Ein Neutrum, welches das Hülfs-Wort ſeyn erfordert, durch einen Ort laufen. Er hielt ſich nicht auf, er lief nur durch. Das Waſſer läuft unter der Brücke durch.

2. Ein Activum 1) Durch vieles Laufen zerreiſſen. Er hat die Schuhe ganz durchgelaufen. 2) Von einem Ende bis zum andern laufen. Er liefe wohl die ganze Welt durch. Imgl. figürlich, flüchtig in Gedanken nach allen einzelen Theilen betrachten. Ein Buch, eine Rechnung durchlaufen, flüchtig durchleſen.

2. Durchlaúfen, mit dem Tone auf der zweyten Sylbe. Ich durchlaufe, durchlaufen. Ein Activum, welches der höhern Schreib-Art eigen iſt.

1. Von einem Ende bis zum andern laufen. Auf den Befehl ihres Schöpfers durchlaufen die Himmelskörper die ihnen beſtimmten Kreiſe. Imgleichen 2. figürlich, mit flüchtigem Blicke betrachten. Ich kann mit meinen Gedanken alle Geſchichte aller Jahrhunderte durchlaufen. 3. Durch etwas laufen. Der Fluß durchläuft die Stadt. Erdbeben durchlief die Natur.

Daher der Durchlauf. 1. Der Zuſtand, da ein Körper, beſonders ein flüſſiger Körper, durch einen Ort, durch eine Oeffnung läuft. Beſonders diejenige Krankheit, welche auch der Durchfall genannt wird; ſ. Th. IX, S. 748, fgg. 2. Zuweilen auch der Ort, durch welchen ein Körper läuft.

Einlaufen, ein Neutrum, welches das Hülfs-Wort ſeyn erfordert. Die Bedeutungen dieſes Zeit-Wortes habe ich bereits im X Th. S. 354, f. angezeigt.

Daher der **Einlauf**, das Einlaufen, im g. L. Der Einlauf eines Schiffes in den Hafen. Einem Schiffe den Einlauf verwehren.

Entlaufen, ein Neutrum, welches das Hülfs-Wort ſeyn erfordert, weglaufen, davon laufen, in der anſtändigen Schreib-Art. Es ſind ihm zwey Bediente entlaufen. Aus der Schlacht entlaufen.

Erlaufen. 1. Durch Laufen, oder im Laufen einhohlen. Jemanden erlaufen, Sprichw. Einen reifen Dieb erläuft ein hinkender Scherge.

2. Durch vieles Laufen erhalten. Ein Amt, eine Bedienung erlaufen.

Herlaufen, ein Neutrum, welches das Hülfs-Wort ſeyn bekommt, zu der redenden Perſon laufen, ſich ihr laufend nähern; im Gegenſatze des hinlaufen. Sporenſtreichs lief er her, kam er hergelaufen.

Hinlaufen, in einen entfernten Ort laufen, ſich im Laufen von der redenden Perſon entfernen; im Gegenſatze des herlaufen.

Nachlaufen, ein Neutrum, welches das Hülfs-Wort ſeyn, und die dritte Perſon der Sache erfordert, hinter einer Perſon her oder drein laufen; im Oberd. hinnach einem laufen. David lief dem Löwen nach, 1 Sam. 17, 35.

Figürlich. 1. Einer Perſon nachlaufen, ſich ſehr angelegentlich um ihre Gunſt bewerben, gemeiniglich im verächtlichen Verſtande. Er läuft mir auf

allen Schritten nach. 2. Einer Perſon oder Sache nachfolgen, ſich ihr widmen, ihre Lehren, Willen und Meinungen zum Beſtimmungsgrunde der ſeinigen gebrauchen; eine im Hochdeutſchen ungewöhnliche Bedeutung, in welcher es mehrmahls in der deutſchen Bibel vorkommt. Den Götzen, der Abgötterey, u. ſ. f. nachlaufen.

Daher der **Nachlauf**, ſiehe **Liebes-Trank**.

1. **Ueberlaufen**, mit dem Tone auf der erſten Sylbe, ich laufe über, übergelaufen, über zu laufen, als ein Neutrum mit dem Hülfs-Worte ſeyn.

1) Ueber das geſetzte Ziel der Höhe laufen, von flüſſigen Körpern. Der Strohm läuft über. Die Brunnen liefen über. Das Glas iſt zu voll, es wird überlaufen. Die Galle läuft ihm über, tritt ihm zu häufig in den Magen, d. i. er wird zornig. Die Augen laufen mir über, ſie werden mit Thränen angefüllet.

2) Zum Feinde, zu einer andern Partey, zu einer andern Religion überlaufen, böslich zu einem andern übergehen, wo der gehäſſige Neben-Begriff durch das Laufen ausgedruckt wird. Es liefen täglich viele Soldaten zu dem Feinde über. Von einem überlaufen, iſt ungewöhnlich. Siehe weiter unten **Ueberläufer**.

2. **Ueberlaufen**, mit dem Tone auf der dritten Sylbe. Ich überlaufe, überlaufen, zu überlaufen, als ein Activum mit der vierten Endung.

1) Von flüſſigen Körpern für überſchwemmen; eine im Hochdeutſchen ungewöhnliche Bedeutung. Das Land ſoll ganz, wie mit einem Waſſer überlaufen werden, Amos 8, 8.

2) Im Laufen über den Haufen rennen. Ein Kind überlaufen.

3) Ungeſtüm auf etwas zulaufen. (a) Eigentlich. Jemanden mit dem Degen überlaufen, mit dem

Degen

Degen in der Hand auf ihn zulaufen, um ihn anzufallen. (b) Figürlich überläuft man jemanden, wenn man ihn durch oft und vieles, oder auch durch ungeſtümes Kommen beſchwerlich wird. Man wird an den Landſtraßen immer von Bettlern überlaufen. Jemanden mit Bitten, mit vielen Fragen überlaufen. Der Arzt wird von Patienten überlaufen.

4) Auf der ganzen Oberfläche hin laufen, doch nur in den figürlichen Redensarten. Es überläuft mich ein Schauer, ein Angſtſchweiß. In einem andern Verſtande ſagt man auch wohl im g. L., eine Rechnung überlaufen, ſie ſchnell und flüchtig durchſehen, ſie durchlaufen, überſehen.

5) Im Laufen an Geſchwindigkeit übertreffen; doch nur im g. L. Der Hund überlief den Haſen.

Daher der **Ueberlauf**. 1. Auf den Schiffen wird das oberſte Verdeck der **Ueberlauf**, bey Einigen auch der Oberlauf, genannt; entweder weil er ſich längſt der Oberfläche des Schiffes erſtreckt, oder auch, weil man auf demſelben über das ganze Schiff hingehen kann.

2. Von der N. A. jemanden überlaufen, iſt der **Ueberlauf** der Zuſtand, da man von andern überlaufen, d. i. auf eine beſchwerliche Art von vielen beſucht oder verlangt wird.

Der Ueberläufer, Fämin. **die Ueberläuferinn**, derjenige, der jemandes Partey böslich verläſſet, und zu deſſen Gegentheile überläuft, beſonders im Kriege. der Ausreiſſer oder Deſerteur iſt derjenige, der ſeine Fahne böslich verläſſet; geht er zum Feinde über, ſo wird er ein **Ueberläufer**. Siehe im LII Th. S. 445, fgg. Auch diejenigen, welche böslich oder aus Leichtſinn von einer Religion zur andern übergehen, pflegt man **Ueberläufer** zu nennen.

1. Umlaufen, mit dem Tone auf der erſten Sylbe. Ich laufe um, umgelaufen, umzulaufen.

1) Als ein Activum, im Laufen umwerfen; im g. L. Ein Kind, einen Stuhl umlaufen.

2) Als ein Neutrum, mit dem Hülfs-Worte ſeyn.

a. Um ſeine Achſe laufen, ſich ſchnell um ſeine Achſe drehen. Das Rad läuft um. Des Narren Gedanken laufen um, wie die Nabe am Wagen, Sir. 33, 5. Ein umlaufendes Rad, 2 Macc. 13, 5.

b. Im Kreiſe laufen, beſonders in einigen figürlichen Bedeutungen. Das Geld läuft um, wenn es circuliert, oft aus einer Hand in die andere geht. Siehe Umlauf 1. Ein umlaufendes Schreiben, welches von Einem zu dem Andern geſchickt wird. Siehe Umlauf 2.

c. Herum laufen, ohne beſtimmte Richtung und Abſicht hin und her laufen; eine im Hochdeutſchen veraltete Bedeutung. Daß ſie hin und her umlaufen, und des Herren Wort ſuchen und doch nicht finden. Amos 8, 12. Auf den Gaſſen umlaufen, 2 Macc. 3, 19. Auch der Umläufer für Herumläufer iſt im Hochdeutſchen ungewöhnlich.

d. Zu Ende laufen, auch nur im g. L. einiger Gegenden. Das Jahr iſt umgelaufen, iſt zu Ende, iſt um.

e. Einen Umweg laufen. Der Bothe iſt viel umgelaufen.

2. Umlaúfen, mit dem Tone auf der zweyten Sylbe. Ich umlaufe, umlaufen, zu umlaufen, um etwas laufen, mit deſſen Meldung, doch nur dann und wann in der höhern Schreib-Art. Die Stadt umlaufen, um die Stadt laufen.

Daher der Umlauf. 1. Der Zuſtand, die Bewegung, da ein Ding umläuft.

(1) Da es um ſeine Achſe läuft. Der Umlauf des Rades. Von einzelen Bewegungen, ſofern durch

durch jede derſelben der Umkreis ein Mahl vollendet wird, iſt auch hier der Plural üblich. Das Rad macht in einer Minute zehn Umläufe, dreht ſich zehn Mahl um ſeine Achſe herum.

(2) Die Bewegung eines Körpers in einem Kreiſe; der Kreislauf. Der jährliche Umlauf der Sonne, ihre ſcheinbare Bewegung um die Erde.

In weiterer Bedeutung. Der Umlauf des Blutes, deſſen Kreislauf, Circulation. Der Umlauf des Geldes im Handel und Wandel. Siehe im XVII Th. S. 16, fgg.

2. Ein Schreiben oder eine Schrift, welche man umlaufen läſſet, d. i. welche einer dem andern zu zuſchicken verbunden iſt; im g. L. eine Currende. Einen Umlauf herum gehen laſſen. Etwas durch einen Umlauf bekannt machen. Siehe **Circular-Schreiben**, im VIII Th. S. 130.

1. **U'nterlaufen**, mit dem Tone auf der erſten Sylbe. Ich laufe unter, bin untergelaufen, unter zu laufen. Als ein Neutrum mit dem Hülfs-Worte ſeyn. Unter etwas laufen, mit deſſen Verſchweigung, in welchem Verſtande es doch nur ſelten gebraucht wird. In der figürlichen R. A. mit unter laufen, ſich mit unter andern Dingen befinden, ingleichem, unter mehrern beſſern Dingen eben derſelben Art unbemerkt bleiben, ſchreibt man es lieber getheilt, ſo daß unter nicht ſowohl das Vor-Wort (die Präpoſition), als vielmehr das Neben-Wort (Adverbium), iſt.

2. **Unterlaúfen**, mit dem Tone auf der dritten Sylbe. Ich unterlaufe, unterlaufen, zu unterlaufen. Als ein Activum, unter etwas laufen, mit deſſen Meldung im Accuſativ, wo es doch auch nur in einigen bereits eingeführten Fällen üblich iſt.

(1) Jemanden den Degen unterlaufen, unter den gezogenen Degen eines Andern laufen oder ſpringen,

gen, und ihn dadurch wehrlos machen; eine ſchon lange übliche Bedeutung.

Sy wolten gleich geſchoſſen han,
Da übereylt ſie der theuer Mann
Wunder lieff in alle ir wer (Gewehr).
Theuerd. Cap. 87.

Die Jäger unterlaufen den Auerhahn, wenn ſie in der Balz, indem er auf dem Baume ſitzt und ſchleifet (eine Art ſeiner Stimme), unvermerkt unter ihn laufen oder ſpringen, um ihm mit dem Schuſſe beyzukommen; welches auch unterſpringen, imgl. abſpringen, genannt wird; ſ. im II Th. S. 714.

(2) Die Haut iſt mit Blut unterlaufen, wenn ſich ausgetretenes Geblüt unter die Haut verbreitet hat. Die Striemen ſind mit Blut unterlaufen. Siehe **Blut-Unterlaufung**, im V Th. S. 618, f.

Ehedem ſagte man auch einen Streit unterlaufen, ſich darein legen, ihn ſchlichten; vermuthlich als eine Figur der vorigen erſten Bedeutung.

Der **Unterläufer**, ſ. weiter unten unter **Läufer**.

Verlaufen, wird in doppelter Geſtalt gebraucht.

I. Als ein Activum und Reciprocum.

1. Durch Laufen verſperren, verſchließen, in welchem Verſtande man nur noch ſagt: jemand den Weg verlaufen, eigentlich ihm in den Weg laufen, daß er nicht weiter kann, wofür man auch verrennen ſagt.

2. So, daß ver die Bedeutung der Ferne, der Entfernung hat; als ein Reciprocum.

(1) Sich laufend entfernen, aus dem Wirkungskreiſe unſerer Empfindungen laufen. Beſonders von dem Waſſer. Das Waſſer verläuft ſich, hat ſich ſchon verlaufen. Das Gewäſſer verlief ſich, 1 Moſ. 8, 3. 5. Figürlich von der Zeit und ihren Theilen, iſt das folgende Neutrum üblicher.

Figür-

Figürlich brauchte man es ehedem auch für geſchehen, ſich zutragen, beſonders von der Art und Weiſe, wie ſich eine Sache zugetragen hat. Was hat ſich verloffen? Theuerd. Cap. 44; zugetragen. In welcher Bedeutung es doch veraltet iſt. So auch **Verlauf**, ſ. weiter unten.

(2) Sich durch Laufen, oder im Laufen verirren. Es hat ſich ein Schaf von der Heerde verlaufen. In dem Billard-Spiele verläuft man ſich, oder die Kugel verläuft ſich, wenn ſie in ein Loch läuft, in welches ſie den Ball des Gegners treiben ſollte. In der figürlichen Bedeutung des Verſündigens, Hoſ. 5, 2. iſt es veraltet.

(3) Aus einander laufen. Die Truppen haben ſich verlaufen. Alle Anweſende verliefen ſich. Vermuthlich gehört dahin auch die bey den Mahlern übliche Bedeutung, wo ſich die Farben verlaufen, wenn ſie auf eine unmerkliche Art in einander übergehen, welches auch ſich verlieren genannt wird.

II. Als ein Neutrum, mit dem Hülfs-Worte ſeyn, und in der vorigen Bedeutung der Partikel ver, wo es doch nur von der Zeit und ihren Theilen gebraucht wird, ſchnell vergehen, wofür man auch verſtreichen braucht. Die Zeit verläuft bald. Der Tag iſt mir unter den Händen verlaufen.

Daher der **Verlauf**. 1 Der Verlauf der Zeit, deren Fortgang. Nach Verlauf einiger Zeit, nach einiger Zeit. 2. Der Verlauf einer Sache, die Art und Weiſe, wie ſie ſich verlaufen hat, d. i. geſchehen iſt. Jemanden den ganzen Verlauf erzählen. Da es denn zuweilen auch von Begebenheiten ſelbſt gebraucht wird.

Vorlaufen iſt in doppelter Geſtalt üblich.

1. Als ein Neutrum, mit dem Hülfs-Worte ſeyn.

(1) Eher laufen, als ein anderes Ding; eine Bedeutung, welche wenig mehr vorkommt, wovon aber

aber auch das Haupt=Wort **Vorlauf** (ſ. weiter unten) abſtammet.

(2) Voran laufen, vorwärts laufen, vor andere oder einen andern laufen. **Einer lief vorne vor,** Marc. 10, 17. Imgleichen nach dem Vordertheile eines andern Dinges laufen. **So läuft man** im Jagdweſen **vor,** wenn man vor einem Wilde, welches nicht recht anlaufen will, zu kommen ſucht, damit es zum Schuſſe komme.

(3) Im Laufen übertreffen, zuvor kommen. **Einem vorlaufen;** im Gegenſatze des **Nachlaufens.**

(4) Auch in jemandes Gegenwart laufen, ihm ein Muſter der Nachahmung zu geben. **Einem vorlaufen.**

2. Als ein **Activum**, doch nur im Bergbaue, von der bergmänniſchen Bedeutung des einfachen Zeit=Wortes **laufen**; ſ. oben, S. 30, u. 33. **Erz Zuſchläge, Kohlen** u. ſ. f. **vorlaufen,** ſie vor den Schmelz=Ofen ſchaffen. So auch **das Vorlaufen.** Siehe auch weiter unten **der Vorläufer.**

Daher **der Vorlauf,** dasjenige was vorläuft, doch nur in einigen Fällen. Bey dem Deſtilliren des Branntweines iſt der ſtärkſte Branntwein, welcher zuerſt übergeht, der **Vorlauf, Vorlaß** oder **Vorſprung;** ſ. Th. XII, S. 146.

In dem Weinbaue iſt **Vorlauf** oder **Vorlaß** derjenige Moſt, welcher aus dem Zober von den Trauben, ehe ſie noch getreten oder gekeltert werden, von ſelbſt abläuft, dagegen derjenige, welcher bey dem Treten zuerſt abfließt, der **Vorſchuß** genannt wird; dieſer im Gegenſatze des **Nachſchuſſes** oder **Nachdruckes,** welcher durch die Preſſe heraus gebracht wird.

Der Vorläufer, Fämin. **die Vorläuferinn.** 1. Von der lezten thätigen Bedeutung des vorhergehenden Zeit=Wortes, im Hüttenbaue, derjenige, welcher die zu dem Schmelzen nöthigen Dinge, als:

Erz, Kohlen, Zuſchläge, u. ſ. f. vor den Schmelz-Ofen ſchaffet, welches in Ober-Sachſen jezt von dem Hütten-Steiger geſchieht, welcher dazu ſeine Knechte hat.

2. Bey den Vogel-Stellern iſt der **Läufer** oder **Vorläufer**, ein angefeſſelter Lock-Vogel, welcher auf oder vor dem Herde herum läuft. Siehe weiter unten, unter **Läufer**.

3. Eine Perſon, welche vor der andern hergeht, und ſie ankündigt, doch nur in der bibliſchen Schreib-Art, wo Johannes **der Vorläufer Chriſti**, (wovon weiter unten im Art. **Läufer** ein Mehreres vorkommen wird,) und Ebr. 6, 19. 20. Chriſtus **der Vorläufer der Gläubigen** genannt wird. In weiterer und figürlicher Bedeutung, iſt der **Vorläufer**, wie **Vorbothe**, eine jede Sache, welche vor einer andern hergeht, und eine Anzeige derſelben iſt.

Weglaufen, ſich laufend entfernen, davon laufen.

Zulaufen. 1. Ein **Neutrum**, mit dem Hülfs-Worte ſeyn.

(1) Anfangen, wacker zu laufen. **Lauf zu!**

(2) Hurtig laufen. **Er lief tapfer zu.**

(3) Einen Gegenſtand im Laufen erreichen, ihn zum Ziel des Laufens machen. **Er lief auf mich zu. Blind zulaufen.**

(4) Nach einer gewiſſen Richtung laufen; nur im g. L. **Wo lauf ich zu, daß wir einander treffen?** wohin laufe ich?

(5) Herbey laufen, ſich eilfertig verſammeln. **Alles Volk lief zu. Es laufen viele Menſchen zu.** Siehe weiter unten **Zulauf**.

(6) **Spitzig zulaufen**, ſich auf eine Spitze endigen.

2. Ein **Activum**, in welcher Form es doch nur auf den Glas-Hütten üblich iſt, wo ein **Glas zulaufen**,

ſen, ſo viel iſt, als deſſen Hals nach oben zu engermachen.

Daher der **Zulauf**, die Handlung des Zulaufens, und die zulaufende, ſich eilfertig verſammelnde Menge Menſchen. **Es war bey der Leiche ein großer Zulauf von Menſchen. Ein Prediger hat vielen Zulauf** wenn ſich viele Menſchen verſammeln, ihn zu hören.

Das **Laufen** iſt nicht bloß ein ſchnelleres Gehen, ſondern eine eigene Fortbewegung; die untern Gliedmaßen werden nicht nur ſtärker, als beym Gehen, bewegt und verkürzt, ſondern bleiben während des Laufes gebogen; der Schritt iſt länger, oder das Vorbringen des einen Fußes vor den andern ſtärker, und erfolgt mit Heftigkeit; die geſpanntern Füße berühren bloß mit den Zehen, und beym geſchwindeſten Laufen bloß mit den Spitzen der Zehen die Erde; der Körper ſchwebt ſtärker vorhängend, und durch beträchtliches Schwanken der Hände wird der Erhaltung im Gleichgewichte nachgeholfen.

Unter denen Mitteln, welche die Natur dem geſammten Thier-Geſchlechte zur Erhaltung des Lebens gab, iſt **das Laufen** das wichtigſte; es muß daher wohl eine der natürlichſten und unſchuldigſten Uebungen ſeyn, wenn die Natur ſelbſt uns dazu angewieſen hat; mithin wird es ſehr auffallend, wenn wir ſcheinbar, alles Mögliche thun, um unſere Jugend das Laufen verlernen zu laſſen. Die erſte phyſikaliſche Behandlung ſcheint dieſe Fertigkeit ganz vernichten zu wollen; ſpäterhin darf der Knabe oft kaum Mine machen, als wolle er laufen, ſo verbiethet man es als Unart; und wenn er erwachſener iſt, ſo ſtellt ſich vollends der feine Ton in den Weg, und läßt ihn nicht durch. Mediciniſche Vorurtheile, und eigene Bequemlichkeit kommen dazu, und laſſen uns nie zu einer Fertigkeit kommen, die doch Jedem ſo nöthig und

 an

an ſich ſo unſchädlich iſt. Es kann möglich ſeyn, daß wir vom Laufen die Schwindſucht bekommen; aber die Schuld liegt nicht am Laufen, ſondern an uns ſelbſt, wenn wir laufen müſſen, ohne es je geübt zu haben. Neger und andere Naturmenſchen laufen mit einer Fertigkeit, die uns in Erſtaunen ſetzt, täglich, um ihre Bedürfniſſe zu gewinnen, und ſie bekommen die Schwindſucht davon eben ſo wenig, als die Thiere, welche wegen ihrer Schnelligkeit berühmt ſind. Kein thieriſcher Körper aber ſcheint mehr zum Laufen gebildet zu ſeyn, als der menſchliche. Die edlern Theile, welche durch den übermäßigen Zutritt des Blutes leiden könnten, ſind oben, und die Schwerkraft ſelbſt kommt dem Laufenden zu Hülfe, um ſein Fortſtürzen zu befördern. Er darf nur ſeine Füße und Schenkel durch Uebung nervös machen, und an ſchnelle Bewegung gewöhnen, ſo iſt die Uebung ſo ſchwer nicht; es lehrt ſo gar die Erfahrung, daß ſie unſerer Lunge ſehr vortheilhaft iſt, und daß es für Perſonen von kurzem Athem vielleicht kein beſſeres Mittel giebt, ihre Bruſt zu verbeſſern, als allmähliges Gewöhnen zum Laufen. Ein Haupt-Zweck dieſer Uebung, iſt Stärkung der untern Glieder, und vornehmlich der Lunge.

Der **Wett-Lauf**, oder das **Ziel-Laufen**, Curſus gymnicus, oder ludicer, Fr. Courſe à pied, Griech. Δρόμος, die älteſte Uebung, weil ſie die natürlichſte iſt, war der vornehmſte Theil der Uebungen der Athleten und der öffentlichen Schauſpiele bey den Griechen und Römern. Dieſe Uebung behauptete den erſten Rang in dem ſogenannten Pentathlon oder Quinquertium (*), und unterhielt, weil ſie die-

(*) Pentathlum, oder Quinquertium, war die fünffache Kampf-Art der Alten, nähmlich: Laufen (Curſus), Springen (Saltus), Werfen mit dem Diſco (Diſcus), Fechten (Pugilatus), und Ringen (Lucta).

vielerley Abwechſelung hatte, die Zuſchauer am beſten. Mit dem Wett-Laufe fingen ſich die olympiſchen Spiele an; ja, in den erſten Zeiten war er die einzige Feyerlichkeit derſelben, indem die übrigen Wett-Kämpfe erſt in der Folge eingeführt wurden. Auch diejenigen Spiele, welche uns Homer beſchrieben hat, nehmen allemahl ihren Anfang vom Wett-Laufe. Auch den Pindar ſcheinen die Sieger im Wett-Laufe am ſtärkſten beſchäftigt zu haben, indem die meiſten ſeiner Geſänge die Sieger im Wett-Laufe beſingen, auch dieſe Oden allezeit ſeine vier Bücher, wie ſie wenigſtens jezt in unſern Händen ſind, anfangen. Auch bey den Römern waren die berühmten Circus-Spiele (Ludi circenſes) anfänglich nichts anders, als verſchiedene Arten des Wett-Laufes, mit denen man in der Folge, wie bey den Griechen, mehrere Arten von Wett-Kämpfen verband.

Die bey den öffentlichen Spielen dieſer beyden Völker üblichen Wett-Läufe waren von dreyerley Art. Die erſte war das **Wagen-Rennen**, die zweyte das **Pferde-Rennen**, und die dritte der eigentliche **Wett-Lauf zu Fuße**. Ich werde in dieſem Artikel bloß von dem **Wett-Laufe** handeln, von dem Wagen- und Pferde-Rennen aber an ſeinem Orte.

Die Menſchen ſahen bald ein, wie nöthig es zur Erreichung vielerley Abſichten ſey, daß ſie ihren Körper mit einer gewiſſen Geſchwindigkeit bewegen könnten. Sie ſetzten ſich dadurch in Stand vielen Gefahren auszuweichen, und manche Vortheile deſto ſicherer und geſchwinder zu erhalten. Bald fanden die Menſchen neue Vortheile des Laufens auf der Jagd und bey ſtarken Reiſen. In der Folge wendete man dieſe körperliche Geſchicklichkeit auf den Krieg an, welcher ſehr früh für das menſchliche Geſchlecht eine ſo wichtige als nothwendige Sache ward. Auch entdeckte man endlich, welchen nützlichen Einfluß das

Laufen auf die Stärkung des Körpers und die Erhaltung der Geſundheit habe. Mit allen dieſen weſentlichen Vortheilen verband man dann zulezt auch noch andere, welche in der Einbildung beſtanden, und der Eitelkeit der Welt-Läufer, die ſich bey feyerlichen Zuſammenkünften eines Volkes in dieſer körperlichen Fertigkeit hervorthaten, durch lauten Beyfall, durch Kränze und andere Arten von Belohnungen, ſchmeichelten.

Betrachtet man den Krieger, ſo muß man geſtehen, daß die Geſchwindigkeit im Laufen eine ſehr nützliche Geſchicklichkeit deſſelben ſey. Sie iſt ihm nothwendig, wenn er angeſtrengte Märſche thun, und in wenigen Stunden einen großen Weg zurücklegen ſoll, wenn er den Feind verfolgt, der ſein Heil in der Flucht ſucht, oder wenn er ſich ſelbſt gegen einen überlegenen Feind retten ſoll. Deswegen nennt Homer ſeinen Held, den Achilles, ſo oft den **Schnellfüßigen**. Aus dieſer Urſache hat auch Plato, in ſeiner Republik, dem Laufe unter allen gymnaſtiſchen Uebungen den Vorzug gegeben, weil er eine weſentliche Beziehung auf den Krieg hat. Die Römer ſahen den ſtarken oder **Lauf-Schritt**, Curſus militaris, Decurſio militaris od. campeſtris, Campicurſio, als ein Haupt-Stück ihrer Kriegs-Uebungen an; ſiehe im LII Th., S. 336.

In Anſehung der Geſundheit, eignet ſchon Hippokrates (*) verſchiedenen Arten des Laufens ſehr gute Wirkungen auf die Geſundheit zu. Ihm zu Folge befördert der gerade Lauf durch eine weite Strecke, wo die Geſchwindigkeit ſich unvermerkt vermehrt, durch die Erwärmung des Fleiſches die Vertheilung und Verkochung des Nahrungs-Saftes. Der Lauf im Kreiſe vermindert das Maſtige und die Schwe-

(*) De diaeta, L. 2.

Schwere des Körpers mehr, als das Laufen in gerader Linie, und wäre ſtarken Eſſern, inſonderheit im Winter, zu empfehlen. Aretäus empfiehlt denen, die mit dem Schwindel oder der Elephantiaſis behaftet ſind, ein gemäßigtes Laufen. Celſus räth daſſelbe nicht nur bey erwähnten Krankheiten, ſondern auch ſolchen an, die Geſchwüre an der Kehle oder einen trocknen Huſten haben, nur daß der Kranke den Athem an ſich halte, und den Staub meide. Anderer Vortheile des Laufens für die Geſundheit, die von mehrern Aerzten angegeben worden ſind, jezt nicht zu gedenken.

Die gröſte Vollkommenheit erhielt das Laufen bey den Griechen, durch die Athleten. Den Athleten der ſpätern Zeiten hat man, nicht ohne Urſache, den Vorwurf der Unmäßigkeit im Eſſen und Trinken gemacht, und der athleticus victus bey dem Celſus iſt bekannt; allein, die erſten diätetiſchen Geſetze und die Beyſpiele der ältern Zeiten machen uns von der ſtrengen Enthaltſamkeit der berümteſten und älteſten Athleten weit vortheilhaftere Begriffe. Bey aller der reichlichen Nahrung, die ſie des Abends genoſſen, und die ihre ſtarken Bewegungen erforderten, aßen ſie zu Mittage faſt nichts, als ein für ſie beſonders zubereitetes grobes Brod, (κωλιφιον) um ſich nicht durch eine ſo ſtarke Mahlzeit, wie die war, die ſie am Abend thaten, zu ihren nachmittagigen Uebungen ungeſchickt zu machen. Sie tranken keinen Wein, und enthielten ſich aller fleiſchlichen Lüſte. Beydes unterſagten ihnen die Geſetze, damit ihr an ſich ſchon blutreicher Körper nicht durch den Wein erhitzt und durch die Wolluſt entkräftet werden möchte. Ihre Vorgeſetzten wachten mit großer Strenge über die Geſetze, und gingen ſo weit, daß ſie ihnen kaum den Anblick einer ſchönen Weibsperſon (quia urit videndo) erlaubten. So opferten die Kämpfer viele

Ergetzlichkeiten, die Andere genoſſen, der Begierde auf, in feyerlichen Kampf-Uebungen den Sieg davon zu tragen, der ſie verewigen und ihr Vaterland verherrlichen konnte (*). Die Vorſtellungen eines ruhmvollen Sieges unterſtützten dieſe Enthaltſamkeit ſehr ſtark. Nach dem Zeugniſſe einiger Schriftſteller, ſorgten auch noch insbeſondre die chirurgiſchen Aerzte für die Kämpfer im Wett-Laufe, und zwar beſonders für die Milz derſelben, daß ſie nicht aufſchwoll, und ſich nicht verhärtete, weil beyde Zufälle im Laufen hindern. Sie ſuchten daher die Milz theils durch Equiſetum, die ἱππουρις der Griechen, zu vermindern, theils dieſelbe durch das Meſſer und den Schnitt, oder durch das Brennen und eine Art von Moxa, ganz wegzuſchaffen. Zum Brennen ſollen ſie theils getrocknete und dürre Schwämme, welche man da, wo die Milz liegt, auf der Haut von auſſen verbrannte, theils gar glühende Inſtrumente gebraucht haben. Es iſt aber eine bloße Erzählung und Einbildung, wenn Einige vorgeben, daß auch noch heut zu Tage den Läufern, damit ſie deſto ſchneller und geſchwinder laufen könnten, die Milz genommen werde. Wer nach und nach geübt wird, der fühlt endlich keine Milz-Stiche mehr; und es iſt nicht zu vermuthen, daß ein Eingeweide ohne Nachtheil ſollte vernichtet werden können, wenn es gleich nur die Milz iſt, deren Nutzen im menſchl. und thieriſchen Körper die Phyſiologen freylich nicht recht beſtimmt anzugeben ſcheinen.

Die Oerter, wo die Wett-Läufer ſich übten (Gymnaſta), waren ein mit vielem Sande beſtreuetes Erdreich, damit der Läufer, wegen des geringen Widerſtan-

(*) In dieſer Abſicht ſagt Panlus mit Recht; „Eiu jeder, der da kämpft, enthält ſich alles Dinges, nur eine vergäugliche Krone zu empfangeu“.

ſtandes, deſto tiefer bey jedem Tritte eintreten, und dadurch theils die Beine gelenkiger machen, theils auch ſich gegen die Strapazen abhärten möchte; denn nach dieſer Uebung konnten ſie auf einem feſten Boden, wie die eigentliche Lauf-Bahn bey dem Wett-Laufe war, mit weit größerer Leichtigkeit laufen (*). Auch war das Salben mit Oehl eins von denen Mitteln, deſſen die Wett-Läufer ſich bedienten, ihren Körper zum Laufe deſto geſchickter und geſchmeidiger zu machen. Zu Homer's Zeiten ſcheinen dieſe Salbungen bey dem Wett-Laufen noch nicht üblich geweſen zu ſeyn; wenigſtens geſchieht ihrer bey den Leichen-Spielen des *Patroclus* noch keine Erwähnung. Allein, damahls liefen dieſe Kämpfer noch nicht nacket. Dieſe Wett-Läufer des Vaters der Dichter erſchienen bekleidet. In den allgemeinen und feyerlichen Spielen der Griechen aber gab es zwey Arten von Läufern, deren die eine nacket, die andere aber mit gewiſſen Waffen verſehen war. Die erſte Art war anfangs nicht ganz nacket, ſondern, zur Bedeckung der Scham, mit gewiſſen Gurten oder Schärpen, welche περιζώματα, oder διάζωσματα (**) hießen, verſehen; auch hatten ſie einen gewiſſen Fuß-Anzug, welcher ſich zum Laufen ſchickte; dieſe **Lauf-Schuhe** hießen ἐνδρομίδες, deren eigentliche Beſchaffenheit aber unbekannt iſt (***). Mit der Zeit kam aber auch

 jener

(*) „Wir laſſen,“ ſagt Lucian, „unſere Jünglinge nicht „auf einem harten Boden, welcher widerſteht, ſondern im „tiefen Sande, laufen, damit ſie, weil er bey dem geringſten Drucke nachgiebt, die Fußſohle nicht feſt aufſetzen.

(**) *Paſchal.* de coron. L. 6. c. 4. ap. *Pitiſc.* in Curſores pedites.

(***) *Balduin.* de calc. vet. c. 20. *Salmaſius* ad *Tertull.* de Pallio, ap. *Pitiſc.* h. t. Die Schuhe der Diana auf der Jagd führen denſelben Nahmen. *Spanhem.* ad *Callim.* Hymn. in Dian. v. 16.

Mit

jener Schurz bey den Athleten ab, und ſie kämpften, wie *Thucydides* erzählt, nicht gar lange vor den Zeiten dieſes Geſchichtſchreibers ganz nacket.

Die Athleten, welche unter den Waffen liefen, hießen Ὁπλιτοδρόμοι. Sie waren entweder mit allen Waffen verſehen, die ein Soldat im Felde trug (*), oder doch mit ihrem Helme, Schilde, und einer Art von Stiefeln, welche bey den Griechen κνήμιδες hießen (**); wenigſtens hat uns *Pauſanias* die Statüe eines **Hoplitodromen**, die er zu Olympia geſehen hat, alſo beſchrieben. Wahrſcheinlich waren dieſe Athleten über den ganzen Leib, wiewohl nicht ſchwer, bekleidet, welches das Wort πανοπλία angezeigt, mit welchem Heliodor einen Athleten dieſer Art beſchreibt. Dieſe **Hoplitodromen** machten einen Theil der nemeïſchen Spiele, welche im Winter gehalten wurden, aus. Die Aegier ſetzten bey dieſem Wettlaufe den Preis aus. In der 65ſten Olympiade führte man ſie zuerſt in den olympiſchen Spielen ein, wo Damaretus der erſte Sieger darin ward. Fünf Olympiaden ſpäter wurden ſie auch in den pythiſchen Spielen aufgenommen, und hier that ſich Timänetus durch ſeine Geſchwindigkeit hervor. Auch *Pindarus* erwähnt dieſer bewaffneten Läufer, bey Gelegenheit der Sieger in den iſthemſchen Spielen. Allein, die Eleer ſonderten in der Folge dieſe Art des Wett-Laufes von ihren

Mit der Endromis verbinden die Lateiner aber eine ganz andere Bedeutung, indem es bey ihnen ein dickes, rauches, mithin warmes Kleid bezeichnet, dergleichen die Wett-Läufer nach vollbrachtem Laufe anzogen, um ſich nicht ſofort auf die Erhitzung wieder zu erkälten. *Bayſius* de re veſt. c. 13. *Mercer.* ad *Tertull.* de Pallio, c. 4. Doch bedienten ſich deſſelben auch die andern Kämpfer. *Martial.* L. 4, epigr. 19.

(*) *Heliod.* L. 4, ap. *Pitiſc.* l. c. *Pauſan* Eliac. prior. c. 8.

(**) *Pauſan.* Eliac. poſter. c 10.

ihren Spielen wieder ab, und ihrem Beyſpiele folgten die übrigen Griechen.

In den Schranken ſtellten ſich die Wett-Läufer nach dem Loſe in einer geraden Linie auf, wo ſie denn unter der Zeit, daß ſie auf das Zeichen warteten, allerley Vorſpiele zum Kampf machten (*). Sobald das Zeichen gegeben war, ſchoſſen die Wett-Läufer mit einer Geſchwindigkeit, welcher das Auge kaum nachfolgen konnte, nach dem Ziele ab. Nur dieſe Geſchwindigkeit entſchied den Sieg. Denn die agoniſtiſchen Geſetze verbothen, unter den ſchimpflichſten Strafen, alle liſtige Ränke und Streiche, wodurch einer den andern hätte übervortheilen können. Keiner durfte den andern mit der Hand anſtoßen, oder bey den Haaren faſſen, oder auf die Erde werfen. Gleitete aber einer von ungefähr aus, ſo, daß auch der andere, der zunächſt hinter ihm war, mit demſelben niederfiel, ſo durften ſich die andern ohne Bedenken dieſe gute Gelegenheit zu Nutze machen, wie man aus den Beyſpielen, welche Homer, Virgil und Statius anführen, erſieht.

Die **Lauf-Bahn**, oder der Platz, wo die Wett-Läufer ſich übten, oder um die Wette liefen, L. Curriculum, Stadium, Fr. Lice, dergleichen gemeiniglich an den Gymnaſiis mit angelegt und umher mit Sitzen verſehen war, daß die Zuſchauer von daher den Wett-Läu-

(*) Dieſes beſchreibt *Statius* in folgender ſchönen Schilderung:

Tunc rite citatos
Explorant acuuntque gradus variasque per artes
Inſtimulant docto languentia membra tumultu.
Poplite nunc flexo ſidunt, nunc lubrica forti
Pectora collidunt plauſu, nunc ignea tollunt
Crura breuemque fugam nec opino fine reponunt.

Läufern bequem zuſehen konnten (*), war 300 Cubitos oder 625 Fuß lang, und ſoll dergleichen zu Rom zuerſt Domitianus angelegt haben (**). Das Stadium befand ſich in der 9ten Region der Stadt (***), davon man die Ueberreſte noch bey der Kirche S. Sylveſtri will gefunden haben (†).

In der Gymnaſtik der Wett-Läufer hatte man, in Anſehung der unterſchiedenen Länge der Lauf-Bahn, dreyerley Arten von Wett-Laufen, nähmlich: das Stadium, den Diaulos, und den Dolichos. Das Stadium, war 125 Schritt ($94\frac{1}{2}$ Toiſe, oder beynahe 567 Fuß pariſer Maß) lang. Ihr Anfangspunct, der Ort oder die Schranken (Carceres), wo die Läufer zu laufen anfingen, hieß ἄφεσις (Emiſſio), ἀφέτηρια, βαλβὶς (Carcer), oder γράμμη (Linea). Das Ende der Lauf-Bahn, wo ſie zu laufen aufhörten, hieß τέλος, finis, τερμα, terminus, βατὴρ meta, oder σκόπος (††). Diejenigen, welche ſich bloß darauf einließen, das Stadium nur vom Anfange bis zum Ende zu laufen, hießen Stadiums-Läufer, Σταδιεις, oder Σταδιοδρόμοι; Andere liefen es auch zurück, d. i. vom Ziel aus noch einmahl bis an die Schranken, und machten folglich zwey Stadien, man nannte ſie daher Läufer des Doppel-Stadiums, Διαυλοδρόμοι (†††). Der Ort, wo ſie im Diaulos ein-

(*) *Vitruv.* L. 5, c. 11. *Mercurialis* de Gymnaſt. L. 1, c. 10.

(**) *Sueton.* Domitian. c. 5.

(***) *P. Victor.* Reg. VIIII. ap. *Nardin.* L. 6, c. 1.

(†) *Blond.* Rom. inſtaur. L. 2, §. 13. *Nardin.* L. 6, c. 10.

(††) *Pollux*, L. 3, c. 30, n. 3.

(†††) Διαυλος bezeichnet, dem Buchſtaben nach, eine doppelte Länge, eine doppelte Lauf-Bahn. Man theilte nähmlich für dieſe Art des Wett-Laufes die Breite des Stadiums oder

einlenkten oder wendeten, hieß νύσσα, inclinatio, oder καμπτὴς, flexus. Die Länge des Weges konnte hier nur wenig Schwierigkeit machen, es kam alſo bloß auf Geſchwindigkeit an. Um die Dauer des Läufers zu erproben, verlängerte man den Weg dadurch, daß man mehrmahls das Stadium hin und her lief. Solcher Geſtalt entſtand dann die größte Lauf-Bahn der griechiſchen Wettläufer, die man Δόλιχος nannte, und welche 12 Stadien, d. i. 6804 par. Fuß, oder nach Andern, 24 Stadien, d. i. 13608 par. Fuß, alſo nicht $\frac{2}{3}$ einer geographiſchen Meile betrug (*). Man ſahe dies für äuſſerſt ſchwierig an. Von dieſem Dolichos heißen die Läufer Δολιχοδρόμοι.

Einige brachten es im Laufen ſo weit, daß ſie, nach der Erzählung des *Suidas*, das Stadium

24

oder die Lauf-Bahn in zwey gleiche Theile, ſo, daß man an dem einen Ende einen leeren Raum offen ließ, wo die Athleten mit Bequemlichkeit das Ziel umlaufen, und den zweyten Weg in der Lauf-Bahn, auf dem ſie wieder zu den Schranken zurück kamen, gewinnen konnten. Dies erſieht man deutlich daraus, daß Pauſanias das Βουστροφηδὸν der Griechen mit dem Δίαυλος vergleicht. So alt aber auch der Diaulos war, (denn Homer redet ſchon in den Leichen-Spielen des Patroclus davon,) ſo wurde er doch erſt in der 14ten Olympiade, wie Pauſanias meldet, in den Spielen zu Olympia aufgenommen. Zuweilen waren auch die Διαυλοδρόμοι bewaffnet, wie man davon einen Beweis in des Ariſtophanes Vögeln findet, wo ein Schauſpieler die Frage aufwirft: „warum die Vögel Büſche auf dem Kopfe hätten, und ob ſie etwann im Diaulus laufen wollten?“ Dabey merkt der Scholiaſt an, daß die Diaulodromen bewaffnet liefen, und einen Helm-Buſch auf dem Kopfe trügen, welches auch Pauſanias in der Erzählung vom Athleten Mneſibulus beſtätigt, welcher den Diaulus mit einem Schilde gelaufen hatte.

(*) Der Dolichos iſt, nach des Euſebius Angabe, in der 15ten Olympiade eingeführt worden. Er hatte unter allen die größte Länge; daher man dieſes Wort metaphoriſch von allem, wo man eine lange Dauer anzeigen will, gebraucht.

24 Mahl durchliefen, ohne auszuruhen. Einigen kommt dieſes zu glauben ſchwer vor. Wenn das Stadium mit tiefem Sande bedeckt, und der Läufer mit Helmen, Schild und Bein-Decken beſchwert geweſen wäre, ſo könnte man ſich freylich darüber verwundern, ſonſt, dächte ich, ein Lauf, wenn auch von einer ganzen deutſchen Meile, wäre auf einem ebenen feſten Boden und in leichter Bekleidung, eben nichts ſo ſehr Auſſerordentliches. Andere Beyſpiele von ſtarken Läufern verdienen mehr Bewunderung. *Philippides*, ein athenienſiſcher Tage-Läufer (ἡμεροδρομος,) lief in 2 Tagen von Athen nach Sparta, (eine Weite von 1140 Stadien, oder etwas über 28 geographiſche Meilen), beynahe 35 deutſche Meilen. *Aryſtis*, ein Lacedämonier, ſoll von Sizyon nach Elis, einen Weg von 1200 Stadien, oder etwa 30 geograph. Meilen, in Einem Tage gelaufen ſeyn; welches uns, die wir zu einer Meile wenigſtens anderthalb bis zwey Stunden brauchen, beynahe unglaublich vorkommt. *Philonides*, ein Läufer Alexander's des Großen, ſoll eben dieſen Weg ſogar in 9 Stunden zurückgelegt haben. Der Erzähler iſt *Plinius*; dieſer hat freylich auf guten Treu und Glauben vieles geſagt, was heutiges Tages kein vernünftiger Menſch mehr glaubt; z. B. von einfüßigen Menſchen, u. dgl. Man bedenke, daß 1200 Stadien, jedes zu 586,5 Fuß gerechnet, einen Weg von 793800 rheinl. Fuß machen; und daß 9 Stunden nur = 540 Minuten = 32400 Secunden, ſind, und daß alſo *Philonides* in einer Secunde einen Raum $= \frac{7038}{324} = 21{,}1$ Fuß müſſe durchlaufen haben. Ich kann kaum begreifen, wie ein Menſch eine ſolche Geſchwindigkeit 9 Stunden lang aushalten könnte, wenn ſie überhaupt erreichbar für ihn iſt, indeſſen für unmöglich erkläre ich es nicht; man hat zu viel Beyſpiele, wie weit es der Menſch durch Uebung bringen kann

kann. Die Hottentotten laufen, nach den Berichten der Reiſebeſchreiber, ſo ſchnell wie Pferde. Amerikaniſche Wilde jagen den Orignal (eine Art Elenthier), der ſo ſchnell läuft, wie der Hirſch, zu Fuße. Himkof, den die Noth zwang, ſich im Laufen zu üben, um nicht der ſchrecklichen Kälte in den Polar-Gegenden zu unterliegen, erlangte eine ſolche Geſchwindigkeit, daß er ein Pferd einhohlen konnte.

Es liefen aber der Läufer auch zugleich mehr, als Einer, und wer zuerſt die Metam ergriff, hatte den Preis, das ἆθλον, oder βραβεῖον, gewonnen, welches ihm die βραβευταὶ oder Kampf-Richter zuſtelleten (*).

Nicht immer wählte man das Stadium zur Lauf-Bahn, ſondern auch das freye Feld, wo Berg und Thal, Ebenen und Unebenen mit einander abwechſelten.

Eine beſondere Art des Laufens im Stadium findet man beym Galen angeführt. Die Griechen nannten es ἐκπλεθρίζειν. Man nahm den ſechſten Theil des Stadiums zur Bahn, durchlief ihn vor- und rückwärts, ohne ſich umzuwenden, wiederhohlte dieſes ſtets, blieb aber von beyden Endpuncten der Bahn immer mehr und mehr zurück, bis endlich in der Mitte nur noch ein einziger Schritt zum rück- und vorwärts ſpringen übrig war (**).

Die

(*) *Lamb. Bos*, Antiqu. graec. L. 1, c. 17, §. 8. 10.

(**) Eſt autem ἐκπλεθρίζειν, cum in plethro, i. e. in ſexta parte ſtadii, quis prorſum retrorſumque viciſſim, idque ſaepe, in vtramque partem ſine flexu curſitans, vnoquoque curſu breue quiddam de ſpatio demit, quoad denique in vnico greſſu conſiſterit. GALEN. de tuend. ſan. L. 2, c. 10.

Plethrum war eine Länge von 66 Ellen. Dieſes ἐκπλεθρίζειν wäre alſo folgender Maßen zu verſtehen:

A C E G I L K H F D B

Die

Die Griechen übten ſich in den Gymnaſien noch auf eine beſondere Art, die dem Laufen ähnlich war, und die man einen Schein- oder Quaſi-Lauf nennen könnte, und welche ich als ein gutes Mittel empfehle, ſich eine dem Laufen ähnliche Motion zu machen, ohne großen Raum nöthig zu haben, z. B. auf der Stube. Die Griechen nannten dieſes Schein-Laufen πηδᾶν; *Mercurialis* überſetzt es, exilire, und rechnet es zum Springen. Es ſcheint mir aber natürlicher zum Laufen zu gehören. Es beſtand nähmlich darin, daß man that, als ob man liefe, aber doch auf Einer Stelle blieb. Die lacedämoniſchen Weiber trieben dieſe Uebung fleißig (*).

Das Laufen iſt auch noch heut zu Tage eine gymnaſtiſche Uebung. Wie dieſelbe in der **Erziehungs-Anſtalt zu Schnepfenthal** getrieben wird, davon ertheilt

Die ganze Linie AB ſey das Plethrum. Der Läufer, der anfangs in A ſteht, läuft zuerſt das ganze Plethrum durch bis B. Von da läuft er rückwärts, ohne ſich umzudrehen, bis C. Dann wieder vorwärts bis D. Wieder rückwärts bis E; vorwärs bis F; rückwärts bis G; vorwärts bis H; rückwärts bis I; vorwärts bis K; endlich rückwärts bis L, da er dann in der Mitte, oder bey der Mitte des Plethrum, ſtehen bleibt. Die Länge eines ſolchen Laufes ließe ſich nach arithmetiſcher Progreſſion beſtimmen, angenommen, daß die Weiten AC, CE, u. ſ. w. alle einander gleich ſind. Ein Exempel wird dieſes in der Kürze zeigen. Die Länge des Plethrum AB ſey alſo = 66 Ellen. Die Weiten AC, CE, u. ſ. w., um welche der Lauf jedes Mahl verkürzt wird, ſeyen jede = 3 Ellen. So durchläuft der Läufer das erſte Mahl 22. 3 Ellen; das zweyte Mahl rückwärts, 21. 3 Ellen; das dritte Mahl vorwärts 20. 3 Ellen, u. ſ. w. Der ganze Lauf iſt folglich = (22 + 21 + 20 .... + 1). 3 Ellen, d. i. = (22 + 1). 11. 3 = 253. 3 = 759 Ellen.

(*) Exilitione olim vtebantur lacaenae mulieres ad nates ſaltando, quae retroflexis cruribus ita ſaltabant ut calcibus nates attingerent. *Mercurialis* de arte gymn. L. 2, c. 11.

theilt Hr. Gutsmuths, Erzieher daſelbſt, folgenden Bericht *).

„Vor allen Dingen machen wir uns ein Stadium. Zwey Bäume, deren Entfernung uns in Fußen und Schritten genau bekannt iſt, ſind uns dazu hinreichend. Das Stadium der Alten betrug 567 pariſer Fuß. Wenn man will, kann man es eben ſo lang machen. Die Uebung ſelbſt kann in zweyerley Abſicht angeſtellt werden, um nähmlich entweder ſchnell, oder lange, zu laufen.

a) Es ſoll ſchnell gelaufen werden.

Der Gymnaſt ſtellt ſeine ſämmtlichen Schüler, wenn er alle zuſammen auf ein Mahl üben will, bey dem erſten Baume in Fronte. Sind ſie nicht alle an Fertigkeit gleich, ſo ordnet er ſie darnach. Er giebt den Schwächern mehrere Schritte voraus, damit die Stärkern nicht zu leichtes Spiel haben. Sie ſtehen. Er ſelbſt eilt zu dem Ende des Stadiums, und winkt mit einem beſtimmten Zeichen zum Auslaufen. Alles ſtürzt unglaublich zu, um den Preis — es iſt ein kleiner Zweig von dem lezten Baume des Stadiums — zu gewinnen.

Oder der Gymnaſt ſtellt die ganze Fronte in Claſſen, nach der gleichmäßigen ihm wohl bekannten Fertigkeit der Laufenden. Alle bleiben in einer Reihe ſtehen, aber nur eine Claſſe läuft auf ein Mahl, wenn er das Zeichen giebt. So übt ſich Gleich an Gleich.

Oder endlich, er will die guten Läufer hervorziehen, die ſchlechten beſchämen und anfeuern; er ordnet ſie folglich nach der Leibes-Länge, und ſtellt die in eine Claſſe zuſammen, die gleich groß ſind. Er giebt einer Claſſe nach der andern das Zeichen, und belohnt am Ende der Bahn den Sieger.

Alle waren bisher nur noch Stadiodromen, oder Läufer des einfachen Stadiums. Nach und nach gewöhnt er ſie an das Doppel-Stadium, indem er ſie um den lezten Baum herum laufen und zu dem erſten zurück kommen läßt. Mit der Zeit lernen ſie das Stadium mehr als ein Mahl hin und her laufen.

Junge

*) In ſeiner Gymnaſtik für die Jugend, (Schnepfenthal, 1793, 8.) S. 323, fgg.

Junge Leute lieben die Abänderung, man muß ſie alſo auf mancherley Art ins Spiel ziehen; denn gezwungen ſoll niemand werden, alles ſoll mit Vergnügen geſchehen.

Damit ihnen jene Methoden nicht zu gewöhnlich werden, übt ſie der Gymnaſt zuweilen nach der Uhr, Mann für Mann, auf obige Art. Am Ende wird die Berechnung gemacht, und der als Sieger erkannt, welcher die beſtimmte Bahn in der kürzeſten Zeit zurück legte.

b) Die lange Lauf-Bahn.

Eine der ſtrengſten Uebungen für den Körper iſt das lange anhaltende Laufen; ſelbſt die Griechen hielten ihre lange Lauf-Bahn, δολιχον, für etwas ſehr ſchwieriges, an welches man ſich nicht ſo leicht wagen müſſe. Es kommt aber alles nur darauf an, daß man allmählich zu Werke gehe, um den jungen Leuten Kraft in die Beine und Schenkel zu bringen, die nie durch Stillſitzen erlangt wird. Um dieß, auf die wohlthätigſte Art für ihren Körper zu bewerkſtelligen, ſind ſtarke, ſtundenlange Winter-Promenaden überaus bequem; die Luft iſt rein, ſtärkent, die Kälte macht raſch und die Muskeln zur Bewegung aufgelegt. Möchten wir doch unſerer Jugend eine Wohlthat nicht entziehen, welche ihnen die Natur umſonſt gewährt. Ich glaube, daß keine Jahrszeit einen wohlthätigern Einfluß auf die menſchliche Geſundheit habe, als der Winter. Wir verſchmähen ihn beym Genuß der ſtets erwärmten Stuben-Luft, und ſammeln uns Stoff zu Frühlings-Krankheiten, die wir dann der Witterung zuſchreiben! — — Durch dieſe Promenaden bringen wir ſelbſt junge achtjährige Knaben ſchon dahin, daß ſie ein Paar Meilen ununterbrochen fortmarſchiren lernen. Wir gewöhnen ſie allmählich zu ſtarken Schritten, und es dauert nicht lange, ſo ſehen wir ſie Viertelſtunden ganz bequem neben uns her traben, ohne zu ermüden, oder Beſchwerde zu empfinden; denn das Laufen iſt eine ſo natürliche Bewegung als das Gehen, aber wir lernen beydes nicht, wenn wirs nicht üben; daher giebt es Leute, die nach einer Stunde langen Promenade ſo ermüdet ſind, als vielleicht Philippides nicht war, als er in zwey Tagen, von Athen nach Sparta, 35 Meilen durchlief.

Dieſe Neben-Uebungen verbindet der Gymnaſt mit den Uebungen auf der Lauf-Bahn. Er vergönnt es ſeinen

nen Schülern, mit gemäßigter Schnelligkeit um beyde Gränz-Bäume ſeines Stadiums zu laufen, und ſo nach und nach eine Fertigkeit im langen Laufen zu erlangen. Aber er zwingt zu nichts, er reizt mit nichts, er hält wohl eher zurück.

Mit Vergnügen ſah ich am 19 Sept. 1792, drey Knaben unſer Stadium in 20 Minuten 14 Mahl umlaufen. Jedes Mahl beträgt, genau gemeſſen, 822 pariſer Fuß, mithin betrug ihre ganze Lauf-Bahn 11508 pariſer Fuß, oder mehr als eine halbe deutſche Meile, (die ganze zu 22842 pariſer Fuß.)

Im Herbſte 1791, liefen 22 Knaben und Jünglinge. Ein Einziger umlief das Stadium nur 2 Mahl, fünf 3 Mahl, zwey 4 Mahl, zwey 5, zwey 6, einer 7, einer 10, zwey 11 Mahl, drey 12 Mahl, das iſt 9864 pariſer Fuß, in 18 Minuten. Die drey beſten leiſteten, nach der genaueſten Berechnung, Folgendes.

umlief d. St.	pariſ. Fuß		oder deutſche Meil.		Min.
A 14 Mahl, d. i.	11,508	=	über $\frac{1}{2}$	in	21
B 15 Mahl —	12,330	=	über $\frac{1}{2}$	in	$22\frac{1}{2}$
C 17 Mahl —	13,974	=	faſt $\frac{4}{7}$	in	$24\frac{5}{6}$.

Man ſtelle dieſes gegen das Dolichon der alten Griechen, eine Bahn von höchſtens 13608 par. Fuß, und man wird ihre lange Lauf-Bahn ſehr glaublich finden, wenn man ſie auch nicht, wie manche glauben, zu 12, ſondern mit Suidas zu 24 Stadien annimmt *). Vielleicht liefen ſie weit ſchneller, darüber fehlt es uns an Angaben, aber ſie liefen auch ganz nacket, und vermieden ſo wenigſtens die Hälfte der Beſchwerde.

Zur Beruhigung aller derer, die bey dieſen Angaben ängſtlich werden möchten, ſetze ich noch beſonders hinzu, daß von allen 22 Knaben, und von A, B und C beſonders Keiner jemals Nachtheil von dieſer Uebung empfunden hat, und daß die Leztern nahmentlich weiter zu laufen

 wünſch-

*) Nach *Ab. Barthelemi,* im Jeune Anach. IV S. 78, liefen die Athleten die Lauf-Bahn zu Olympia, bey den berühmten Spielen, höchſtens 12 Mahl. Die Bahn war 567 par. Fuß, mithin war ihr ganzer Lauf nur 6,804 pariſer Fuß.

wünſchten, weil ſie nach ihrer Verſicherung weder müde waren, noch Beſchwerde empfanden. Nur beobachte man folgende Regeln: 1. Man ſtelle dieſe Uebungen nur bey kühlen Tagen, und hauptſächlich im Herbſt und im Winter an. 2. Man lege beym Wettlaufen alle obere Kleidung gleich ab, ehe man zu laufen anfängt, und laufe mit offener Bruſt, ohne Hals-Bedeckung und mit bloßem Kopfe, welche Theile des Körpers überdem immer bloß getragen werden ſollten. 3. Man laſſe die Kleidung wieder anlegen, wenn der Wettlauf geendigt iſt, und halte die Läufer durch Gehen noch einige Zeit in Bewegung. Frank giebt den Rath, die Wettläufer vom Ziele bis zum Anfange des Stadiums wieder zurückgehen zu laſſen, damit ſie ſich nicht zu ſchnell abkühlen. Iſt das Stadium bloß ein Mahl durchlaufen, ſo iſt dieß ganz hinreichend; iſt aber der lange Lauf geübt worden, ſo möchte dieß nicht hinreichend ſeyn. Die Läufer müſſen länger in Bewegung erhalten werden.

Nicht immer iſt die Lauf-Bahn zu laufen nöthig. Der Gymnaſt wählt das freye, ebene und unebene Feld, Berg, Thal und Wald; er bindet ſich oft an keinen Weg, ſondern durchſchneidet die Waldung in geraden Linien; aber er kennt ſie genau, um mit ſeinen Schülern dem allgemeinen Vorſatze männlich treu bleiben zu können, ohne ihr Leben aufs Spiel zu ſetzen. Hier übt der Knabe ſeinen Körper auf hundert Arten, er gewinnt Kraft, Geſchwindigkeit, Dauer und Geſundheit; ſein Geiſt lernt Beſchwerden ertragen, die ihm im Zimmer nie begegnen, und die er doch zu ertragen ſich einſt genöthigt ſehen kann. Ich wiederhohle es noch einmahl, die ſchönſte Zeit dazu iſt der Winter, wo die meiſten übrigen Uebungen im Freyen nicht thunlich ſind.“

Eben Derſelbe ſagt, a. ang. O., S. 633, in Anſehung der Methode: „Rouſſeau reizt ſein kleines bequemes Junkerchen durch Kuchen zum Laufen. Dieſe Methode hat mir nie einen Augenblick gefallen, nicht nur weil ſie Gefräßigkeit zum Motiv machte, ſondern auch, weil ſie nicht natürlich war. Von dergleichen kleinen Weichlingen kann man nicht gleich fordern, daß ſie Kräfte anſtrengen ſollen, die ſie noch nicht haben; ſondern man muß, um natürlich zu verfahren, ihnen erſt Kraft verſchaffen; die Luſt, ſie anzuwenden, bleibt dann ſelten aus.

Eine Woche würde ich täglich langſam mit ihm ſpazieren gehen, in der zweyten würden meine Schritte etwas ſchneller, in der dritten beſchleunigter. Mein Kleiner finge an langſam nebenher zu traben, erſt eine Minute, ein anderes Mahl zwey, dann fünf, dann acht Minuten und ſo fort. In der vierten würde ich ſein Traben beſchleunigter veranſtalten; ich würde mich bald mit ihm im Walde verſpäten, bald zu weit von der Wohnung entfernen, als daß es möglich wäre, zur Mahlzeit oder vor der Nacht daſelbſt wieder einzutreffen, dann würde getrabt und gelaufen, und das Ziel erreicht ohne Kuchen. Bey Tiſche ſprächen wir dann von dem derben Marſche, welchen wir zurücklegten; ich kündigte den Kleinen als einen rüſtigen Läufer an, die Geſellſchaft winkte ihm Beyfall; das Eſſen ſchmeckte ihm weit beſſer, und die Urſache wäre — das Laufen; die Ruhe wäre ihm ſo angenehm, der Schlaf ſo ſüß durchs — Laufen. Mit unter erzählte ich ihm etwas von ſtarken Läufern, von kraftvollen, rüſtigen Männern, die durch ihren Muth und Körperkraft den Verunglückten halfen, das Vaterland beſchirmten; von der Schönheit männlicher Kraft und Tapferkeit, u. ſ. w. So würden allmählich ſeine Muskeln geſtärkt, und ſein Inneres zugleich durch ein wohlthätiges Feuer erwärmt.“

Lykurgus ließ auch Mädchen an dieſer der körperlichen Entwickelung ſo vortheilhaften Uebung Antheil nehmen. Unſere Schönen ſind, leider! nicht mehr zum fliehen aufgelegt, und ſie haben, wie Hr. geh. R. Frank *) ſich ausdrückt, vom Schöpfer um die Hälfte ihrer Muskeln zu viel bekommen. Zu **Bretten**, einer kurpfälziſchen Oberamts-Stadt, iſt noch jährlich auf Laurentii-Tag, unter den ſämmtlichen Schäfer-Mädchen ein **Wettlaufen**, welches bey einem großen Zuſammenlaufe des Volkes auf das feyerlichſte vor ſich geht. Der Gewinn beſteht in einem Hammel und in gewiſſen Kleidungsſtücken, um welche ſämmtliche Schäferinnen in einer leichten

*) Im Syſtem einer vollſtändigen medeciniſchen Polizey, 2 B. (Mannh. 1780, gr. 8.) S. 654.

Kleidung dem Ziele entgegen laufen. Da erwartet der Beamte die behende Siegerinn und belohnt ihre Munterkeit.

Der öffentliche Lehrer der Mathematik zu Deſſau, Hr. Vieth, lehrt, im 2 Th. ſeines Verſuches einer Encyklopädie der Leibesübungen, (Berl. 1795, 8.) S. 191—199, vom **Laufen** Folgendes.

„Das Laufen iſt eine Geſchicklichkeit, die ſehr verdiente, mehr unter uns geachtet zu werden, als gewönlich geſchieht. Schnelles Fortkommen von einem Ort zum andern iſt uns in hundert Fällen ſo nothwendig; unſere eignen Beine ſind ſo geſchickt zu ſchnellen Bewegungen, aber wir brauchen ſie nicht mehr zu den Dienſten, die ſie uns leiſten könnten. Nicht ſo war es bey den Griechen, wo das Laufen eine der vorzüglichſten gymnaſtiſchen Uebungen ausmachte, und in den öffentlichen Wettkämpfen den erſten Rang behauptete.

Bey uns iſt das Knabenalter die einzige kurze Periode, wo ſich der Menſch im Laufen übt; unſere Jünglinge gehen ſchon mit langſamen Schritten einher, und der Mann vollends würde nicht, ohne lächerlich zu werden, es wagen dürfen, ſeine Beine zum Laufen zu gebrauchen. Knaben haben eine ungemeine Ausdauer im Laufen. Die Kraft ihrer Gliedmaßen iſt zwar an und für ſich nur geringe, aber in Beziehung auf das Gewicht ihres Körpers größer, als bey den meiſten Erwachſenen, weil Leztere die Uebung ihrer Kräfte vernachläßigen, indeſſen die Maſſe ihrer Körper fortfährt zu zunehmen. Es iſt ein Vergnügen, Knaben im Wettlauf zu ſehen; würde es ihnen erlaubt, dieſe ihnen ſo natürliche und ſo erwünſchte Bewegung fortzuſetzen, ſo würden wir ohne Zweifel Männer in Menge ſehen, die keines Pferdes bedürften, um in einer Stunde mehr als eine deutſche Meile zu durcheilen.

Beym Unterricht in gymnaſtiſchen Uebungen wäre das Laufen eine von denen, wozu ich die Zöglinge am meiſten anhalten würde, weil es ſo natürlich und in manchen Fällen ſo nützlich iſt, wenig Regeln und Vorbereitungen erfordert, und zum Wettkampfe ſo geſchickt iſt. Das Jagen oder Haſchen, welches wir unſere Kinder

der ſo gern thun ſehen, iſt eine eben ſo gute Uebung im Laufen, als der Wettlauf in vorgezeichneter Laufbahn, wegen der mancherley Wendungen, die der Gejagte macht, um dem Jagenden auszuweichen, und dieſer, um jenem beyzukommen, nachmachen muß, faſt noch vorzüglicher; doch iſt es auch gut, bloß im geraden Stadium laufen zu laſſen, wo keine Liſt erlaubt iſt, ſondern blos Schnelligkeit den Sieg erhält.

Die Muskeln, welchen beym Lauf die meiſte Anſtrengung auferlegt wird, ſind die, welche das Knie ſtrecken, an der vordern Seite des Oberſchenkels, und die Wadenmuskeln; daher man auch in dieſen Gegenden des Körpers die meiſte Ermüdung nach einem langen Laufe empfindet, aber eben daher werden bey ſtufenweiſe fortſchreitender Uebung dieſe Theile auch ſehr dadurch geſtärkt.

Man kann den Anfänger zuerſt nur einige Minuten laufen laſſen, und alle Tage eine oder ein Paar Minuten länger; man kann in der geſetzten Zeit erſt eine mäßige, dann eine immer größere Weite zum Ziel ſetzen. Ein Kunſtläufer ſagte mir einſt, man nehme keinen zum Läufer an, wenn er nicht die Probe von 5 Minuten aushielte; doch ſollte ich glauben, daß auch Einer anfangs nicht immer 5 Minuten aushalten könnte, durch allmähliche Uebung es weiter darin bringen würde. Uebrigens iſt 5 Minuten ein kurzer Zeitraum, und es kommt dann bey einer ſolchen Probe gar ſehr auf die Verfahrungsart an, die vielleicht nicht immer die vernünftigſte iſt.

Einige gelernte Läufer pflegen ihrem Lehrlinge gleich anfangs eine ziemlich ſchwere Uebung aufzulegen, indem ſie ihn eine Zeitlang auf unebenem Boden, z. B. im friſch geackerten Felde, oder im tiefen Sande, bis zum Hinſtürzen herumjagen; — eine Methode, die zwar an ſich nicht zu tadeln iſt, weil der Lehrling dadurch lernt, die Schenkel zu heben, welche aber leicht übertrieben wird. Andere nehmen den Lehrling an der Hand, und laufen mit ihm ſo lange, bis er nicht mehr kann. Man hat Beyſpiele, daß ein ſolcher gleich nach dem erſten Verſuche vom Blutſturz befallen, und kurz darauf geſtorben iſt.

Von einem gelernten Läufer verlangt man, daß er einem Pferde im Trabe gleichlaufe, und dieſes auf die Dauer aushalten könne. Ueberhaupt iſt große Ausdauer mit gemäßigter Geſchwindigkeit ſchätzbarer, als große

Geſchwindigkeit ohne Ausdauer; in beſondern Fällen kann dieſe oder jene den Vorzug haben. Es giebt Läufer die es in beyden unglaublich weit bringen, die 15, ja 20 Meilen in einem Tage machen, und vom früheſten Morgen bis zum ſpäteſten Abend faſt ohne Unterbrechung fortlaufen.

Der Regeln, welche ſowohl zum ſchnell als lange Laufen, als zur Erhaltung der Geſundheit, beobachtet werden müſſen, ſind wenige.

Die Kleidung muß leicht und kurz ſeyn. Beſonders müſſen die untern Gliedmaßen durch keine Kniebänder, enges Schuhwerk, oder zu enge Beinkleider eingeſchränkt ſeyn, ſondern allen Muskeln freye Wirkung gelaſſen werden. Halsbinde und Kopfbedeckung können ganz abgelegt werden, oder leztere muß ſehr leicht und kühl ſeyn.

Man muß ſich angewöhnen, während des Laufs lange Athemzüge zu thun, und die Luft jedesmahl einige Secunden in der Bruſt aufzuhalten, ehe man ſie wieder aufbläſt. Wenn man dieſes nicht beobachtet, ſo geräth die Bruſt in eine haſtige Bewegung, der Athem wird kurz, das Blut wird dadurch noch mehr erhitzt, und ſtrömt nach der Lunge hin, wovon man es eben durch jene Ausdehnung der Bruſt abhält.

Die Bewegung der Arme muß gemäßigt werden; man halte den Oberarm nahe an die Rippen, und den Vorderarm ungefähr unter einem rechten Winkel gebogen, ſo hat man die Lage, welche beym Lauf am zuträglichſten zu ſeyn ſcheint; dabey die Schultern zurückgezogen und die Bruſt breit gemacht, auf deren gute Beſchaffenheit und ungehinderte Ausdehnung und Zuſammenziehung beym Lauf, wie bey faſt allen ſtarken Uebungen vieles ankommt.

Man lege ſich mit dem Oberleibe, ſo viel es angeht, vorwärts, als ob man fallen wollte; je größer dieſe Neigung gemacht wird, um deſto ſchneller ſind die Füße genöthigt, vorwärts zu eilen, und dem Schwerpunkte des Körpers, der im Begriff iſt zu fallen, immer wieder eine Unterſtützung zu geben. Es verſteht ſich, daß dieſe Neigung den Kräften der Füße eines Jeden angemeſſen ſeyn muß.

Die Kniee werden bey jedem Tritte gehörig geſtreckt, damit alle Muskeln, ſo viel ſie können, zum Fort-

Fortſtoßen der Laſt des Körpers wirken. Mit gebogenen Knieen laufen, iſt nicht nur ein Uebelſtand, ſondern macht auch die Knie weit eher ſteif, als wenn ſie abwechſelnd gebogen und ausgeſtreckt werden.

Ich habe die Frage aufwerfen gehört, ob man mit großen oder kleinen Schritten weiter komme? und man entſchied für die leztern, die deſto ſchneller hinter einander folgen könnten. Nun iſt freylich nicht zu läugnen, daß einer, der in einer Secunde 3 Schritte, jeden nur von 2 Fuß, macht, geſchwinder fortrücke, als ein Anderer, der in einer Secunde nur 2 Schritte, jeden von $2\frac{1}{2}$ Fuß, macht, denn jener durchläuft 6 Fuß, und dieſer nur 5; aber das iſt noch kein hinlänglicher Grund, um im Allgemeinen kleine Schritte den großen vorzuziehen. Es giebt hier für jeden Körper ein Maximum, der Größe ſowohl, als der ſchnellen Aufeinanderfolge; wobey die größte Geſchwindigkeit und die größte Dauer Statt findet, die dieſer Körper erreichen kann. Kleine Körper erſetzen durch ſchnelle Aufeinanderfolge, was ihren Schritten an Größe abgeht*). Auf den Zehen laufen, befördert die Schnelligkeit ſehr; wo es aber auf die Dauer ankommt, wird die an-

*) Wenn ſich die Mengen der Schritte zweyer Läufer umgekehrt wie die Größen ihrer Schritte verhalten, ſo haben beyde gleiche Geſchwindigkeit; und im Allgemeinen verhalten ſich die Geſchwindigkeiten, wie die Producte aus der Größe der Schritte in die Menge derſelben, in einerley Zeit. Es ſey des einen Läufers Geſchwindigkeit $= C$; Menge der Schritte in einer Minute $= M$, Größe derſelben $= G$; bey dem andern die genannten Dinge in eben der Ordnung $= c$; m; g; ſo iſt $C : c = MG : mg$; alſo wenn $C = c$, folglich $MG = mg$; ſo iſt $M : m = g : G$.

Mannigfaltige Aufgaben, die oft im gemeinen Leben vorkommen können, lehrt die Algebra leicht und ſicher auflöſen; z. B. Ein Knabe iſt zwanzig ſeiner Schritte vor einem andern voraus Dieſer andere thut ſechs Schritte, indem jener nur fünf thut, und kommt mit drey Schritten ſo weit, wie jener mit vier; die Frage iſt: wie viel Schritte jener noch laufen könne, bis er von dem andern eingehohlt wird? Es verhält ſich hier $M : m = 5 : 6$, und $G : g = 3 : 4$. Alſo $C : c = MG : mg = 15 : 24 = 1 : \frac{8}{5}$. Die Anzahl Schritte, die der erſte noch thun kann, ſey $= x$, während der Zeit macht der andere alſo $\frac{8}{5}\,x$, und dieſes muß dem ganzen Wege, den der

Anſtrengung der Wadenmuskeln zu beſchwerlich, und man muß daher auf den platten Fuß auftreten.

Diätetiſche Regeln, z. B. daß man nicht kurz nach dem Eſſen laufe, und nicht gleich nach einem heftigen Laufe ſich der Erkältung ausſetze, ſich mit Trinken in Acht nehme, u. d. gl. ſind bekannt genug. Die Läufer von Profeſſion pflegen, wenn ſie als Eilbothen gebraucht werden, ſich entweder ins Bette zu legen, ſobald ſie an dem Orte der Beſtimmung angekommen ſind, oder bis zur Wiederabfertigung beſtändig in gemäßigter Bewegung auf einem Platze herum zu laufen, auch ſich mit warmen Waſſer zu waſchen, und den Körper ſtark reiben zu laſſen.

Ich habe irgendwo eine Nachricht geleſen, daß eine amerikaniſche Völkerſchaft die Gewohnheit habe, den Kindern die Beine zu binden, ſo daß die Oberſchenkel wenig Bewegung machen können — und zwar um ſie zum ſchnellen Lauf geſchickt zu machen. Wegen der kurzen Schritte, die ſie auf dieſe Weiſe nur machen können, müſſen ſie dieſelben deſto geſchwinder machen, und wenn man ihnen nachher die Schenkel löſet, ſo machen ſie jezt die größten Schritte mit der vorigen Schnelligkeit. Ich kann nicht ſagen, ob die Methode bewährt iſt.“

Das **Laufen im Seile**, iſt eine Art von gymnaſtiſcher Uebung. Man nimmt einen Strick, der etwann die Länge des Körpers hat, faßt ihn mit beyden Händen an ſeinen Enden, und ſchwingt ihn erſt von hinten nach vorn zu über den Kopf, und dann in eben dem Schwunge unter die Füße durch, indem man dieſe in dem Augenblicke, wo der Strick in ſeinem Schwunge bis dahin gekommen iſt, aufhebt. Dieſes kann lange fortgeſetzt werden, und man kann allerley Abänderungen damit machen. Man kann dabey fortlaufen, oder auch an Einer Stelle ſtehen bleiben; man kann mit beyden Beinen zugleich aufhüpfen, oder

der erſte gemacht hat, gleich ſeyn, ſo iſt der erſte eingehohlt; alſo $\frac{8}{5}x = 20 + x$, oder $8x = 100 + 5x$, oder $3x = 100$, alſo $x = 33\frac{1}{3}$ Schritt. So viel kann der erſte noch thun, bis ihn der andere einhohlt.

oder erſt mit dem einen, und dann mit dem andern; man kann auch das Seil von hinten nach vorn zu unter die Füße durchſchwingen, welches aber ſchwerer iſt, als die erſt beſchriebene Art, da das Seil von vorn her unter die Füße durchgeht. Man kann ferner, indem das Seil vorn herunter ſchwingt, beyde Arme kreuzen, welches auch einige Schwierigkeit hat; endlich kann man Alles dies langſam oder geſchwinde, ausführen. Wer recht geübt iſt, kann das Seil ſo ſchnell um ſich herum ſchwingen, daß es in Einem Aufſprunge zwey Mahl unter die Füße durchgeht. An ſtatt eines Seiles nimmt man auch einen Reif.

Eine der vorigen ähnliche Uebung iſt es, wenn zwey Perſonen ein Seil von etwann 12 Fuß Länge, an beyden Enden faſſen, ſich in einer Diſtanz von etwann 8 bis 9 Fuß von einander ſtellen, und das Seil herum ſchwingen, da dann der Dritte von der Seite her, in dem Augenblicke anläuft, wo das Seil auf der andern Seite herum ſchwingt, und das vorhin beſchriebene Manoeuvre macht, indem er durch einen zur rechten Zeit gemachten Aufſprung das Seil jedes Mahl unter ſeine Füße durchläßt. Auch hier laſſen ſich mehrere Abänderungen anbringen: man kann mit beyden Füßen zugleich, oder wechſelweiſe aufhüpfen; man kann ſich umdrehen, man kann etwas vorwärts und rückwärts ſpringen; man kann ſich auch in einem Aufſprunge ganz herumdrehen, ſo daß man wieder, wie anfangs, zu ſtehen kommt; endlich können auch zwey Perſonen zugleich im Seile ſpringen, wenn das Seil lang genug iſt, um beyden Raum zu verſtatten.

Das **Laufen auf Walzen**, die bey jedem Tritte unter dem Fuße wegrollen, macht in einigen Gegenden eine Art von gymnaſtiſchem Spiel aus. Man nimmt dazu meiſtens Kegel, die in der Entfernung eines gro-

großen Schrittes parallel hinter einander hingeleget werden.

Siehe auch **Läufer**.

Laufen, (Eis-) ſ. **Schlittſchuh-Laufen.**

— — (Seil-) ſiehe oben, S. 74.

— — (Schlittſchuh-) ſiehe in S.

— — (Walzen-) ſ. auf der vorhergeh. Seite.

— — (Wett-) ſ. oben, S. 53, fgg.

1. **Laufen, Lauffen**, ein altes Schloß auf einer Höhe am Rhein, in der davon benannten, und dem Canton Zürich gehörigen Ober-Vogtey. Hier iſt der größte Rhein-Fall. Siehe **Rhein**.

Bey Schafhauſen liegt ein anderer Ort, **Laufen**, auch **Lächen** genannt, wo der Rhein zwiſchen Felſen läuft.

2. **Laufen, Lauffen**, eine Stadt im Hoch-Stifte Baſel, im oberrheiniſchen Kreiſe, in einer fruchtbaren Ebene, an der Birs, an der Haupt-Landſtraße, iſt nicht groß, aber wohlgebauet, hat ſchöne, breite, gerade Straßen, auch verſchiedene Handwerker, welche die ſtarke Durchfuhre nothwendig macht, als: Schmiede, Schlöſſer, Tiſchler, Maurer, Zimmerleute, auch Tuch- und Leinweber. Die Einwohner treiben die Baumwoll-Spinnerey und das Strumpf-Stricken ſtark. Jährlich ſind hier zwey große Märkte. Der Tranſito iſt ſehr beträchtlich, und geht von Deutſchland nach der Schweiz, Italien, und zurück. Das Städtchen wird von einem Meier und zehn Räthen regiert.

3. **Laufen, Lauffen**, eine Vogtey in der Markgrafſchaft Baden, im ſchwäbiſchen Kreiſe, in einer weinreichen Gegend. Hier wächſt der beſte Wein in allen markgräflichen Ländern diesſeit des Rheines.

4. **Laufen, Lauffen**, ein Städtchen im Erz-Stifte Salzburg, im bayeriſchen Kreiſe, an der ſchiffbaren Salza, oder Salzach, mit einem fürſtlichen Schloſſe, wo ein Pfleg-Amt iſt, einer Dechantey, einem Col-

legiat-

legiat-Stiſte, und einem Kapuziner-Kloſter. Ehemals Lauiacum. Es wohnen hier viele Schiffer, wegen der ſtarken Schifffahrt auf dieſem Strohme; auch werden hier gemeiniglich die Salz-Verträge und Salz-Commiſſionen abgehandelt. Der hieſige Pfleger iſt zugleich Schiff-Richter.

5. **Laufen, Lauffen**, ein Marktflecken an der Traun, in Ober-Oeſtreich.

6. **Laufen. Lauffen**, Amt und Stadt im Herzogthume Würtemberg, im ſchwäbiſchen Kreiſe. In einer ſehr reizenden fruchtbaren Gegend, welche unter ſo vielen ſchönen Gegenden Würtembergs die ſchönſte iſt, liegen um den Neckar-Fluß und das Flüßchen Zaber, ein großes Dorf, ein Städtchen, ein Schloß, ein Kloſter und ein Dörfchen, welche Theile zuſammengenommen die Amts-Stadt **Laufen** ausmachen, 3 Kirchen und 2585 Einwohner enthalten. Korn*) beſchreibt dieſe mahleriſche Gegend auf folgende Weiſe: „Der Geſichtskreis um dieſe Orte, enthält „alles, was eine Gegend angenehm machen kann. „Ein großer ſchiffbarer Fluß, mit Flößen und Schif„fen, ein kleiner Fluß, eine Aue, ſchöne Weinberge, „Aecker, Wieſen, Gärten, Amphitheater und Trau„ben-Hügel, Wälder, beſonders ein nahe liegendes „ſchönes Fichten-Wäldchen, und eine beſtändig mit „Wagen und Menſchen beſetzte Land-Straße, ſind „angenehme Abwechſelungen.“

Laufen hat Sitz und Stimme auf den Land-Tagen, und eine Special-Superintendentur.

Der beträchtlichſte Theil von Laufen iſt das Dorf, welches auch ummauert iſt. Es enthält die Haupt- und Pfarr-Kirche, und viel gute Häuſer. Es liegt an der rechten Seite des Neckars, wenn man ſich nach der

*) In ſeiner Geographie und Statiſtik Wirtembergs. Laibach in Krain 1787, 8.

der Quelle des Fluſſes wendet. Die Kirche iſt von großen Quader-Steinen erbauet, und auch innen ſchön. Bey derſelben ſteht das alte erhabene Grabmahl der heiliggeſprochenen Regiswendis, die dieſe Kirche erbäuet haben ſoll. Auf der entgegengeſetzten Seite des Neckars liegt an und auf einem Hügel das Städtchen Laufen. Zwiſchen dieſem und dem Neckar, liegt eine kleine Vorſtadt. Die Mauer iſt durchgebrochen, und Vorſtadt und Städtchen ſind vereinigt worden. Der Ort enthält einige gute Häuſer und eine alte Kirche, die ſelten gebraucht wird. Zwiſchen dem Städtchen und dem Dorfe liegt ſeitwärts ein hoher, ganz ſteiler Felſen im Neckar. Auf dieſem Felſen ſtand ſonſt ein Schloß; jezt iſt das Ober-Amt daſelbſt, mit niedlichen Gärten und Spaziergängen von bedeckten, mit Trauben bepflanzten Gängen. Die Ausſicht über den Neckar, über die Stadt und in das ſo ſchön bebauete Thal, übertrifft alles. Das Städtchen und Dorf verbindet eine ſchöne ſteinerne Brücke, die 280 Schritt lang iſt; in der Mitte iſt ſie abgeſchnitten, und durch Holz wieder verbunden.

Einige hundert Schritt von dem Dorfe, bey dem Einfluſſe der Zaber in den Neckar, iſt ein ehemahliges Dominicaner-Frauenkloſter, mit einer Kirche. Noch ſieht man die baufälligen Zellen und die Kirche. Bey dieſem Kloſter iſt ein Dörfchen.

Um die **Stadt Laufen** wächſt vortrefflicher Wein.

Das kleine **Amt Laufen** beſteht nur aus 2 Pfarreyen; aber dieſes kleine Stück Land hat an vortrefflichem Weine, Früchten, Obſt ꝛc. Holz ausgenommen, einen Ueberfluß. Feldbau und Weinbau iſt hier in ſeiner größten Vollkommenheit.

Laufenburg, Lauffenburg, eine der 4 Wald-Städte im oeſtreichiſchen Breisgau, die Haupt-Stadt einer ehemahligen Grafſchaft, und des ſogenannten obern Rhein-Viertels, deſſen Stände ſie zuſammenberuft,

beruft, und die Angelegenheiten derſelben beſorgt. Sie wird von dem Rhein in zwey ungleiche Theile getheilet, die durch eine hölzerne ſehr künſtliche Brücke zuſammen hangen. Die Stadt iſt ein Lehen des Stiftes zu Seckingen, welches die Grafen von Habsburg, nebſt Seckingen, ſchon zur Zeit der ſchwäbiſchen Herzoge aus dem Hauſe Hohenſtaufen, inne gehabt haben. Als die habsburg-laufenburgiſche Linie 1409 ausſtarb, kamen beyde Grafſchaften, nebſt den Städten, an das Haus Oeſtreich erbweiſe, wiewohl ſchon 1387 Herzog Leopold die ganze Grafſchaft Laufenburg vom Grafen Hans dem Jüngern von Habsburg für 12000 Fl. erkauft hatte. Die Stadt will zwar für kein eigentliches Lehen des Stiftes Seckingen angeſehen ſeyn, doch hat dieſes daſelbſt unſtreitig die Grund-Herrlichkeit, und läßt daher von der Bürgerſchaft den Grund-Zins jährlich einfordern; es müſſen auch die Bürger einer jeden Aebtiſſinn, bey dem Antritte ihrer Regierung, einen beſonders abgefaßten Huldigungs-Eid ablegen. Es iſt hier ein merkwürdiger Rhein-Fall, durch den die etwas oberhalb in dem ſogenannten Gießen gänzlich ausgeladenen Schiffe mit großer Gefahr an Stricken durchgelaſſen, und alsdann wieder unterhalb in dem ſogenannten Schaffingen, mit den zu Lande dahin gebrachten Waren beladen werden.

Die Kammeral-Herrſchaft Laufenburg, liegt bey der Stadt dieſes Nahmens, zwiſchen dem Rhein und Helvetien. Sie iſt jetzt an die Freyherren v. Stotzingen verpfändet, die ihr einen Unter-Vogt vorſetzen. Sie beſteht aus den 4 Thälern Reiſten, Mettau, Sulz und Ganſingen, über welche zwar der Pfand-Inhaber die hohe Gerichtbarkeit hat, hingegen das niedere Gericht und andere Gerechtigkeiten in den Thälern Sulz und Mettau, hat der vorige Pfand-Inhaber, Freyh. v. Grammont, dem Stifte Seckingen

ingen durch einen unwiderruflichen Tauſch überlaſſen, und das Thal Ganſingen haben lange vorher die Freyherren v. Roll zu Bernau, mit den niedern Gerichten käuflich an ſich gebracht.

Läufer, (der) *) von dem Zeit-Worte **laufen**.

1. Eine Perſon, welche läuft, L. Curſor, Fr. Coureur; Fämin. die **Läuferinn**. **Er iſt ein guter Läufer**, läuft gut, d. i. ſchnell. Beſonders ſind die **Läufer, gelernte Läufer, Kunſt-Läufer, Läufer von Profeſſion**, auf beſondere Art gekleidete Bedienten, welche vor dem Wagen oder Pferde ihres Herren herlaufen. Ehedem pflegte man auch die Fuß-Bothen **Läufer** zu nennen, wie in einigen oberdeutſchen Gegenden wohl noch jetzt geſchieht. In der deutſchen Bibel kommt es in dieſer Bedeutung einige Mahl vor. Auch im Hochdeutſchen kennt man es in dieſer Bedeutung in dem zuſammen geſetzten **Bothen-Läufer**; wie denn auch diejenige Büchſe, worin die Bothen-Läufer ihre Briefſchaften tragen, an einigen Orten die **Läufer-Büchſe** genannt wird.

In Chron. 30, 6. 10. bedeuten **Läufer** königliche Bediente, welche die Befehle des Königs in die entlegenſten Provinzen überbringen mußten. Auch in Perſien kommen dergleichen vor, Eſth. 3, 13. 15. Bey den Perſern hießen ſie Angori und Aſtandae. Die Griechen hatten auch dergleichen, und nannten ſie Hemerodromus, ſ. Th. L. S. 177; doch wurden ſie bey ihnen auch zum Wachehalten gebraucht. Auch der Kaiſer Auguſtus führte dieſelben bey den Römern ein **). In der Stelle, 2 Kön. 11, 4. erklärt Paulſen

ſen

*) Im Niederſ. Looper, im Oberd. Laufer, weil man daſelbſt in der zweyten und dritten Perſon du laufſt, er lauft, ſagt. Im Hochdeutſchen, wo das a in dieſer Perſon in ein ä übergeht, iſt daher auch Läufer der Analogie gemäßer.

**) *Sueton*, in vita Auguſti, c. 49.

ſen (*) die Trabanten des Königes Joas durch bewaffnete Läufer, die zur Beſchützung des Königes bereit waren. Auch wird eines beſondern Thores der Läufer, 2 Kön. 11, 19. gedacht, welches vermuthlich bey dem kön. Schloſſe geweſen iſt. Beſonders wird Eſther, 8, 10. 14. die Geſchwindigkeit ſolcher Läufer bemerkt. Vielleicht wird in den Stellen Pſ. 19, 6. Joel 2, 7. auf dieſe Läufer angeſpielt. In Indien nennt man, nach Chardin's Bemerkung, dieſelben Schatirs, und der König nebſt ſeinen vornehmſten Stats-Bedienten haben viele derſelben in ihren Dienſten. Sie haben in Perſien ihre ordentlichen Lehr-Jahre, und fangen ſchon vom 6ten und 7ten Jahre an, ſich im Laufen zu üben. Einer der zum Schatir oder Läufer des Königs angenommen werden ſoll, muß zuvor eine ſtarke Probe aushalten. Dieſe macht zugleich eine Feyerlichkeit und eine Art von Volks-Feſt aus, und beſteht darin, daß der Läufer von dem Thore des Pallaſtes bis zu einem etwa anderthalb franzöſ. Meilen davon entfernten Orte auſſerhalb der Stadt, in 12 Stunden 12 Mahl hin und her laufen muß, um 12 Bogen, einen nach dem andern zum Pallaſt zurück zu bringen. Dieſes ſchwere Stück Arbeit erwirbt ihm ſodann die geſuchte Stelle. Die Kleidung, in der er den Lauf unternimmt, beſteht in einem großen Hemde, einem Wulſt von Silberſtoff um die Hüften, einen mehrmahl zuſammengelegten leinenen Gurte, der um die Gegend des Magens, in Form eines Andreas-Kreuzes, gewickelt wird, und einer Mütze mit Federn; Arme, Schenkel, und Beine ſind nackend, und mit einer hellbraunen Salbe von Roſen, Muskaten- und Zimmet-Oehl beſchmiert. Bey dem Laufe begleiten ihn ſowohl

(*) Regierung der Morgenländer, S. 358, f.

ſowohl Fuß-Knechte anderer Großen, als auch mehrere Zuſchauer, die ihn aufmuntern ſeine Kräfte anzuſtrengen, und ihm durch Begießen mit wohlriechendem Waſſer, und Zufächelung kühler Luft, einige Erfriſchung geben. Die Zuſchauer intereſſiren ſich dabey ungemein lebhaft, begleiten ihn mit lautem Zuruf, und verſprechen ihm Geld und andere Belohnungen. Bey dem erſten Laufe macht er Sprünge und allerley Bewegungen mit den Händen, als ob er fechten wollte; vermuthlich geſchieht dieſes, um ſich behender zu machen.

Weil die Mexikaner vor Ankunft der Spanier von keinen Pferden wußten, und ſich folglich derſelben zu geſchwinder Beſtellung einer Angelegenheit nicht bedienen konnten, ſo hatten ſie dieſem Mangel durch gewiſſe **Läufer** oder laufende Bothen abgeholfen. Insbeſondre unterhielt Montezuma eine große Anzahl derſelben, welche auf allen Heer-Straßen des ganzen Reiches vertheilt waren. Dazu wurden diejenigen Indianer ausgeſucht, welche am leichteſten zu Fuße waren, und ſie wurden von Kindheit an beſtändig geübet. In dieſer Abſicht wurden aus dem öffentlichen Schatze gewiſſe Preiſe für diejenigen beſtimmet, welche zuerſt an den angewieſenen Ort anlangten. Die vornehmſte Schule dieſer Läufer war, nach des Joſeph Acoſta Bericht, der oberſte Tempel in der Stadt Mexiko, worin ſich ein Götzenbild oben auf einer Treppe von 120 ſteinernen Stufen befand. Derjenige, der zuerſt an den Fuß des Götzenbildes gelangte, trug den Preis davon. Dieſe Läufer waren gleich unſern Poſt-Pferden, von Ort zu Ort voraus geſchickt; ſobald einer an einem Orte ankam, ruhete er aus; und der daſelbſt bereits gewartet hatte, mußte des Erſtern Gewerbe zu dem Dritten bringen; und dieſes dauerte ſo lange, bis die verlangte Nachricht an gehörigen Ort überbracht war.

Geübte

Geübte Läufer kommen Pferden zuvor, oder halten ſolche Bewegungen doch viel länger aus; und ſelbſt bey gemäßigter Bewegung, wird ein Menſch, der des Gehens gewohnt iſt, täglich weiter kommen, als ein Pferd, und wenn er nur eben ſo weit geht, und ſo viel Tage gegangen iſt, daß das Pferd nicht mehr fort kann, wird er im Stande ſeyn, noch weiter zu gehen, ohne viele Beſchwerde zu empfinden. Die Chatres von Iſpahan, welches Läufer von Profeſſion ſind, legen 36 franz. Meilen in 14 oder 15 Stunden zurück. Die Hottentotten ſollen es, wie Reiſende verſichern, dem Löwen im Laufen zuvor thun. Die Wilden, welche das Orignal, das ſo leicht, als ein Hirſch iſt, jagen, machen es müde, und hohlen es ein.

Wenn Virgil von der Kriegerinn Camilla ſagt: ſie ſey ſo geſchwinde im Laufen geweſen, daß ſie zur Aernde-Zeit über die Spitzen der Korn-Aehren, und über das Meer-Waſſer, dahin lief, ohne zu verſinken (*), ſo hält man dieſe unmäßige Vergrößeruug einem Dichter zu gute.

Die Engländer pflegen, bekannter Maßen, über Handlungen, die ihnen ſchwer, oder nicht wohl thunlich vorkommen, Wetten anzuſtellen, und die engländiſchen Zeitungs-Schreiber ſind ſorgfältig, den Erfolg dieſer Wetten bekannt zu machen. Hier ſind einige Erfahrungen von Geſchwindigkeit im Laufen.

Lond. Even. Poſt, v. 27 — 29 Sept. 1764. Lezte Mittwoche wurde auf dem Shoreditch-Wege, 2 Meilen lang, um 10 Guineen um die Wette gelaufen. Von den Läufern iſt einer unter dem Nahmen des fechtenden Bäckers

(*) Illa vel intactae ſegetis per ſumma volaret
Gramina; nec teneras curſu laeſiſſet ariſtas:
Vel mare per medium fluctu, ſuspenſa tumenti
Ferret iter: celeres nec tingeret aequore planta

ckers bekannt; er überwand jezt im Laufen einen andern Bäcker, hatte aber nur wenig Yards zum voraus. Er lief die 2 Meilen in 10½ Minuten.

Lond. Chron. vom 27 — 29 Jun. 1765, von Stamford, d. 27 Jun. Wilh. Betts, ein Tagelöhner dieſer Stadt, unternahm, für eine anſehnliche Wette, auf unſerm Wege 10 Meilen in 1 Stunde zu durchlaufen. Beym Auslaufen ſetzte man 100 Pfund gegen 5, daß er es nicht vollenden würde; er bewerkſtelligte es aber in 58 Min. 58 Sec., ob er gleich einen Dorn in den Fuß bekommen hatte, den einer der gegenwärtigen Herren heraus zog; er hatte auch ſein gewöhnliches Tagewerk verrichtet, ehe er zu laufen anfing.

Lond. Chron. v. 7 — 9 May 1767. Jacob Bagnal lief in 1 Stunde 24 Min., von Acton nach Uxbridge und wieder zurück, um eine Wette von 20 Guineen; man hatte ihm dazu 1 St. 26 Min. verwilligt. Man rechnet den Weg über 14 Meilen.

Lond. Chron. v. 18 — 20 Jul. 1769. Geſtern unternahm des Grafen von March Läufer, für eine anſehnliche Wette, von der Rocheſter-Brücke nach der Weſtmünſter-Brücke, welches 30 Meilen iſt, zu laufen. Man verſtattete ihm dazu 3½ Stunde; er verrichtete es aber in 2½ Stunde, welches 12 Meilen auf die Stunde beträgt.

Ueber dieſe Begebenheiten ſtellt Hr. Hofr. Käſtner, im 14 St. des Neuen Hamb. Magaz. (Hamb. und Lpz. 1767, 8.) S. 186, fgg. und im 35 St. deſſ. (1769) S. 478, fgg. Betrachtungen an, und vergleicht ſie hernach mit einander.

Mehrere Beyſpiele, wie weit es der Menſch durch anhaltende Uebung im Laufen bringen könne, ſ. oben, S. 62, f.

In der bibliſchen Schreib-Art wird Johannes der Täufer der **Vorläufer** des Meſſias genannt. Der Urſprung dieſes Ausdruckes gründet ſich hauptſächlich auf eine Weiſſagung des Eſaias, (Eſ. 40, 3. 4.) deren auch alle Evangeliſten mehr oder weniger gedenken; in dieſer wird Johannes als ein Mann vorgeſtellt, der bey einem feyerlichen Aufzuge eines großen Monarchen vorangeht, und alles hinwegſchaffet,

ſet, was Aufenthalt verurſachen, oder der Ehre des bald darauf folgenden Herrn nachtheilig ſeyn könnte. Maleachi (C. 3. V. 1) zeigt ihn gleichfalls von dieſer Seite; und als einen ſolchen betrachtet ihn auch ſein Vater Zacharias, „du wirſt,“ ſagt er: „vor „dem Herrn hergehen, daß du ſeinen Weg bereiteſt“ (Luc. 1, 76). Dieſe Weiſſagungen nun enthalten offenbare Anſpielungen auf einen morgenländiſchen Gebrauch, der noch bis auf den heutigen Tag nicht erloſchen iſt. Es gehört nähmlich zum aſiatiſchen Coſtum, daß jederzeit bey einer Reiſe oder einem feyerlichen Einzuge eines Monarchen und andern vornehmen Herrn, einer oder mehrere voraus gehen, um Platz zu machen, und alle Hinderniſſe wegzuräumen. Bisweilen geſchahe es auch, daß bey entfernten Reiſen ein ganzes Heer vorauszog, Wege in die Felſen hieb, und Berge und Thäler eben machte, wie z. B. von der Semiramis bekannt iſt. Diejenigen, welche zum Stat gebraucht werden, gehen in einiger Entfernung vor ihrem Herrn her, und rufen dem Volke auf der Straße zu, daß es Platz machen ſoll. Dieſe Sitte hat ſich bis nach China verbreitet, und iſt ſelbſt nach Europa, nur mit einiger Abänderung herüber gekommen; denn die Gewohnheit vornehmer Herren, **Läufer** vor ihren Caroſſen hergehen zu laſſen, iſt morgenländiſchen Urſprunges, und vermuthlich durch die Saracenen nach Spanien, und von da aus in andere Länder gebracht worden. Hierauf nun beziehen ſich die oben angeführten Weiſſagungen vom Johannes; er ſollte vor dem größten aller Monarchen, dem Könige aller Könige, hergehen, ſein Volk auf ihn, der bald darauf ſelbſt auftrat, vorbereiten, und durch die Predigt von Buße und Glauben ſeiner Lehre den Weg zu ihren Herzen bahnen.

Die noch heutiges Tages gebräuchlichen **Läufer**, eine gewiſſe Art Aufwärter zu Fuße, welche ſich auf

das ſchnelle Laufen gelegt haben, und von Jugend auf, wenn ſie einen leichten und geſunden Leib, wie auch gute Lungen haben, dazu geübet werden, Fr. Eſtaffier, müſſen vor oder neben dem Wagen oder Pferde des Herrn laufen, und ſo ſtark als die Pferde rennen, und werden auch zu ſchnellem Verſchicken gebraucht. Damit ſie hierzu geſchickter ſeyn, tragen ſie einen leichten und auf beſondere Art gemachten Habit, Schuhe ohne Abſätze, und einen langen Spring-Stab. (Berechnung einer Läufer-Bekleidung, ſ. im XVII Th., S. 676, f.) Zum Laufen werden ſie von Jugend auf abgerichtet, durch gewiſſe Uebungen in bleyernen Schuhen, die am Gewichte von Zeit zu Zeit vermehret werden. Es wird zwar auch dann und wann ein Mittel angewendet, das Stechen der Milz zu heben, keinesweges aber wird ihnen, wie einige Einfältige dafür halten, die Milz ausgeſchnitten, welchen Irrthum ich bereits oben, S. 56, angezeigt habe (*). Schon bey den Römern waren Servi Curſores, Knechte, welche vor der Sänfte oder dem Trage-Bette vorauf gehen, und den Zug anſehnlicher machen mußten; man bediente ſich ihrer auch, um Nachrichten einzuhohlen, oder dieſelben an Andere zu überbringen; ſ. im XLI Th., S. 342.

Der

(*) Mediciniſches Handbuch für Läufer, aus den Papieren des Herrn D. Käſtners (zu Breslau) von C. C. B. Bergmann. Lpz. 1782, 8. 3 B. Eine Sammlung äußerſt ſchlechter Recepte, die um hundert Jahr zu ſpät kommt. Man findet ſogar unter dieſen betriegeriſchen Reliquien: „ein Säckchen im Laufen anzuhängen, ſo kann dir keiner „nichts thun, das Säckchen muß aber von deinen eigenen „Hoſen oder Strümpfen ſeyn.“ Bisweilen ſollte man faſt glauben, die Recepte ſeyn als Sarcasmus niedergeſchrieben, aber der Herausgeber ſchließt ſeine dürre Vorrede: „ich „glaube, daß Jeder, der ſich nur einmahl dieſer angegebe„nen Mittel bedient, den Gebeinen des Verfaſſers vielen „Dank in die Erde zurufen wird:“ das heiß ich einen Narren- oder Wunder-Glauben.

Der Urſprung der Läufer ſtammt noch aus jenen Zeiten her, wo das Poſtweſen noch nicht überall, ſo wie jezt, eingeführt war; da mußten dann eigene und vertraute Diener die Briefe und Bothſchaften oft an ſehr entlegene Orte übertragen, was heut zu Tage ein Poſt-Gaul thun kann, und mit beſſerm Fuge thun muß. Es wurde Ehre von den Herren darin geſucht, daß ihre Bediente beſſer als andere laufen konnten; und ſo ward aus dem mühſeligen Läufer-Stande eine Sache, die, um mit einigem Ruhm zu dienen, eine ſo ſtarke Anſtrengung der Kräfte erforderte, daß eine Menge Jünglinge ſich zu Rehe gelaufen hatten, ehe ſolche noch für geſchickt gehalten werden konnten; und hundert Wetten wurden zwiſchen Leuten, die des Nachmittags nicht mehr auf ihren Füßen ſtehen konnten, gemacht, daß dieſer Läufer es jenen vorthun werde, wenn man auch gleich gewiß voraus ſehen konnte, daß dergleichen Verſuche gegen die menſchliche Natur liefen, und meiſtens für den einen, gar oft aber für beyde Theile tödlich ablaufen müßten. In groſſen Städten, wo die Anzahl der Häuſer, welche einen oder mehrere Läufer halten, beträchtlich iſt, ſteigt auch jene von dieſer ſehr hoch; und folglich iſt dieſer Stand, noch immer zahlreich genug, um unter den ungeſunden Künſten als wichtig, und der Polizey-Aufſicht würdig, betrachtet zu werden. Wie mag aber dieſe, (da manche Aeltern ihre wohlgewachſenen Söhne zu dieſem Stande anleiten, weil dieſe Gattung von Bedienten überhaupt höher in Lohn ſteht,) ſo viele wohlgewachſene Jünglinge ſich einem ſo lebensgefährlichen Berufe gewidmet ſehen? wie mag ſie Geduld haben, zu zulaſſen, daß die Menſchheit von einem jeden, den es einfällt, Menſchen perforciren und ſclaviſch vor ſeinem Wagen durch Koth und Sümpfe ſpringen zu laſſen, wo keine Noth dergleichen Härte entſchuldigen kann, ſo mißhandelt werde? Daß ein

regierender Herr ſeine Läufer nahe um ſich habe, um ſeine Befehle auf jeden Augenblick, wo man nicht immer einen Reitenden haben kann oder aus andern Urſachen nicht ſchicken mag, ausſenden zu können; dazu findet ſich ein vernünftiger Grund; aber daß jeder Junker, dem das Schickſal einige tauſend Thaler jährlich zu verzehren zugewieſen hat, ſeinen Stat darin ſuche, daß ſich jährlich ein Menſch in ſeinen Dienſten lungenſüchtig laufe, oder, die Ehre des Hauſes zu retten, ſich den Hals einſtürze: das iſt doch offenbar den Charakter des Menſchen zu weit herabgewürdigt. Der Stat muß demnach beſtimmen: wem es erlaubt ſeyn möge, Läufer zu halten; die Wetten zwiſchen den Dienſt-Herren ſowohl, als zwiſchen den Läufern ſelbſt, in Anſehung der größern Geſchicklichkeit und Behendigkeit im Laufen des einen vor dem andern, müſſen, weil dabey immer der Natur viel zu viel geſchieht, nie ungeſtraft bleiben, und es muß nicht leicht einem reichen Bürger geſtattet werden, daß er Pferde und Menſchen in Eine Claſſe ſetze, und dieſe dazu brauche, um in vollem Schweiße der Welt einen empfindungsloſen Weichling anzuſagen.

* * *

In manchen Fällen verſchwindet der Begriff der Geſchwindigkeit. So nennt man in vielen Gegenden, einen Aufſeher über eine Waldung zu Fuße, einen **Forſt-Läufer, Heide-Läufer**, zum Unterſchiede von einem Heide-Reiter; ſiehe im XIV Th., S. 537.

Im Niederſächſiſchen werden die Karren-Gänger oder Karren-Schieber bey der Deich-Arbeit, welche die Deich-Erde, in Schieb-Karren auf den Läufen, Lauf-Brücken oder Apparellen anfahren, **Läufer** genannt.

In dem Schach-Spiele führen zwey Officiere, welche zunächſt an den König und die Königinn geſtellet werden, und über Eck das ganze Schach-Bret durchlaufen können, aber allezeit auf Einer Farbe bleiben, den Nahmen der **Läufer**, Fr. Fou. Sie ſind aber urſprünglich Elephanten; dagegen unſer Elephant in dem Schach-Spiele bey den Morgenländern ein Kamel oder Dromedar iſt.

2. Von Thieren, ſowohl mit dem Begriffe der Geſchwindigkeit in Anſehung des Laufes. So nennt man ein flüchtiges leichtes Pferd, welches einen geſchwinden Schritt oder Hunde-Trab geht, und zum ſchnellen Verſchicken und Reiſen gebraucht wird, einen **Läufer**, Fr. Coureur. In Italien und Spanien, aber nennt man einen **Läufer**, Fr. Courſier, oder Cheval de courſe, ein Pferd, welches zum Wett-Laufen, welches daſelbſt noch üblich iſt, abgerichtet iſt.

In vielen einzelen Fällen verſchwindet der Begriff der Geſchwindigkeit entweder ganz, oder zum Theil. Bey den Vogelſtellern, heißt **Läufer**, **Läufer-Vogel**, oder **Vorläufer**, eine Art Lock-Vögel, welche auſſer ihrem Bauer, auf dem Vogel-Heerde angefeſſelt oder angeſillt (ſ. Th. II, S. 246, f.), hingeſtellet werden, damit ſie herum laufen können, und die vorbey ziehenden Vögel, in Meinung, jene wären frey, ſich um ſo viel mehr zum Einfall in den Herd bequemen. Der Platz auf dem Vogel-Herde, auf welchem dieſe Vögel zum herum laufen angefeſſelt ſind, wird der **Läufer-Platz**, und die zarten ledernen Riemchen, welche den Lock-Vögeln um den Leib geleget werden, ſie daran zu befeſtigen oder **anzuläufern** (ſ. Th. II, S. 192,) der **Läufer-Zug** genannt. Siehe Lock-Vogel.

Junge Schweine werden, nachdem ſie entwöhnt (abgeſetzt) worden ſind, ſo lange bis ſie das erſte Mahl ſich begatten (zugekommen ſind), in der Land-

Wirthſchaft **Läufer** genannt, vermuthlich weil man ſie in dieſer Zeit frey herum laufen läſſet.

3. Imgleichen von lebloſen, aber beweglichen Dingen, in verſchiedenen einzelen Fällen.

So heißt in den Mühlen der obere Mühl-Stein, welcher auf dem untern unbeweglichen (dem Boden-Steine) herum läuft, der **Läufer**; Fr. Meule de deſſus, Meule tournante.

Bey denenjenigen, welche mit geriebenen Farben zu thun haben, iſt der **Läufer**, Fr. Molette, der kleinere bewegliche Stein in Geſtalt eines Kegels, mit welchem die Farbe auf dem Reibe-Steine zerrieben wird. Siehe **Farben-Stein**, im XII Th., S. 197.

In der See-Fahrt, werden die beweglichen Stücke auf dem Jacobs-Stabe **Läufer**, Fr. Courſeur, genannt. Siehe im XXVIII Th., S. 31.

Bey den Tuch-Bereitern, iſt der **Läufer** das obere bewegliche Blatt an der Tuch-Schere, im Gegenſatze des Liegers, oder des untern unbeweglichen.

Die Ranken an den Erdbeeren und andern Pflanzen, ſind häufig unter dem Nahmen der **Läufer** bekannt.

Eine Art von wilden oder ſogenannten Weiden-Hopfen, mit kleinen runden Häuptern, heißt **Läufer**, weil er ſich zeitig von der Hitze aufthut, und den Samen ſowohl als das dabey befindliche Mehl, bald heraus laufen läßt. Siehe im XXV Th., S. 74.

Der **Läufer** der Seiler, iſt ein in der Wand ſtehendes bewegliches Rad, ein Seil mit vier Haken daran zu ſpinnen; das Seiler-Rad, der Wirbel.

An den Scheun-Thoren, und an Thüren und Thorwegen der Meier-Höfe und anderer Wirthſchafts-Gebäude, iſt der **Läufer**, Fr. Chardonnet, ein gerade ſtehendes Stück Holz an der Seite, wo die Haſpen ſind, welches unten einen in einer Pfanne beweg-

beweglichen Zapfen hat, oben aber wie ein Cylinder geſtaltet iſt, damit es in eine Angel gehen könne.

Auf den Schiffen heißt **Läufer**, Fr. Garant, ein Tau, welches durch gewiſſe Rollen geht, und etwas anzuziehen oder nachzulaſſen dient, nach dem es das andere Takelwerk erfordert.

Bey den Schlöſſern, wird die Renn-Spindel vermittelſt des an der Spindel auf- und abſteigenden **Läufers** beweget. Siehe **Drill-Bohrer** im IX Th. S. 634.

An der Spinn-Mühle der Gold- und Silber-Draht-Spinner und Knopf-Macher, werden gewiſſe Rollen **Läufer** genannt. Siehe im XLI Th., S. 668.

Eine abgelaufene Spule, auf welcher nicht Wolle genug gewunden geweſen iſt, heißt bey den Tuch-Machern ein **Läufer**.

Unter den Gränz-Steinen ſind diejenigen, welche zwiſchen den Haupt- und Eck-Steinen ſtehen, und gleichſam mit unter laufen, unter dem Nahmen der **Läufer** bekannt.

In der Muſik, macht man einen **Lauf**, oder **Läufer**, wenn man von einer Note zu einer andern entferntern alle der Scale gemäß dazwiſchen liegende Ton-Stufen in der Geſchwindigkeit mit berührt; Fr. Roulade, Tour de goſier; Ital. Paſſaggio. Nach Sulzer'n (*), iſt der **Lauf** eine Folge melodiſcher Töne auf eine einzige Sylbe des Textes. Es iſt wahrſcheinlich, daß in den alten Zeiten auf jede Sylbe des Textes nur Ein Ton, oder höchſtens ein Par an einander geſchleifte Töne geſetzt wurden. Doch hat ſchon der h. Auguſtin angemerkt, daß man bey Hymnen bisweilen in ſolche Empfindungen komme, die keine Worte zum Ausdruck finden, und ſich am natürlichſten

(*) In ſeiner allgemeinen Theorie der ſchönen Künſte. 3 Th. (2te Aufl. Lpz. 1793, gr. 8.) S. 155, f.

ſten durch unartikulirte Töne äußern; daher auch ſchon in alten Kirchen-Stücken etwas von dieſer Art am Ende vorkommt. In einem auf der kön. Bibliothek in Berlin befindlichen griechiſchen Geſang-Buche, welches im 8 oder 9ten Jahrh. geſchrieben zu ſeyn ſcheint, bemerkt man ſchon ziemlich lange Läufe mitten in einigen Verſen. Es iſt, wie ſchon Rouſſeau angemerkt hat, ein Vorurtheil, alle Läufe als unnatürlich zu verwerfen. Es giebt in den Aeußerungen der Leidenſchaften gar oft Zeitpuncte, da der Verſtand keine Worte findet, das, was das Herz fühlt, auszudrücken; und eben da ſtehen die Läufe am rechten Orte. Aber dieſes iſt ein höchſt verwerflicher Mißbrauch, der in den neuern Zeiten durch die Opern-Arien aufgekommen iſt, und ſich auch von da in die Kirchen-Muſik eingeſchlichen hat, daß lange Läufe, ohne alle Veranlaſſung des Ausdruckes, ohne andre Wirkung, als die Biegſamkeit der Kehle an den Tag zu legen, faſt überall angebracht werden, wo ſich ſchickliche Sylben dazu finden; daß Arien geſetzt werden, wo die Hälfte der Melodie aus Läufen beſteht, deren Ende man kaum abwarten kann. Sie ſollten nirgend ſtehen, als wo der einfache Geſang nicht hinreicht, die Empfindung auszudrücken, und wo man fühlt, daß eine Verweilung auf einer Stelle nothwendig iſt. Der Tonſetzer zeigt ſehr wenig Ueberlegung, der ſich einbildet, er müſſe überall, wo er ein langes a, oder o, antrifft, einen Lauf machen. Es giebt gar viel Arien, deren Text keinen einzigen erfordert, oder zuläßt. Vornehmlich ſollten bloß künſtliche Läufe ſchlechterdings aus der Kirchen-Muſik verbannt ſeyn, weil es da nicht erlaubt iſt, irgend etwas zu ſetzen, was die Aufmerkſamkeit von dem Inhalte auf die Kunſt des Sängers abzieht.

Von

Von dem Vortrage der Läufe findet man in Toſi's Anleitung zur Singkunſt, und den von Agricola daſelbſt beygefügten Anmerkungen, einen ſehr gründlichen Unterricht.

Mit Läufer, zuſammengeſetzte Haupt-Wörter.

Der Abläufer, ſ. oben, S. 33.

Der Aufläufer, eine Speiſe; ſ. oben, S. 38.

Der Ausläufer, ſ. oben, S. 40.

Der Baum-Läufer, ein Vogel, Certhia *Linn.*; ſ. in den Supplementen Baum-Kletter.

Der Beyläufer, ein Diener, welcher nur zum Verſchicken gebraucht wird, und im Nothfalle der ordentlichen Diener Stelle vertritt. Figürlich, zuweilen auch wohl in einigen Fällen, was geringer iſt, als andere Dinge ſeiner Art.

Der Bothen-Läufer ſ. oben, S. 80.

Der Deich-Läufer, ſiehe Deich-Bothe, im IX Th., S. 74.

Der Forſt-Läufer, Heide-Läufer, ſ. oben, S. 88.

Der Hunds-Läufer, ſ. im XXVI Th., S. 319.

Der Karren-Läufer, ſ. im XXXV Th., S. 168.

Der Kirchſpiel-Läufer, ſ. im XXXVIII Th., S. 436.

Der Land-Läufer, ſ. im LX Th., S. 317.

Der Sand-Läufer, eine Gattung Waſſer-Vögel; ſ. Gries-Huhn, im XX Th., S. 27, f.

Der Schnell-Läufer, ſ. Courier, im VIII Th., S. 412.

Der Strand-Läufer, eine Gattung Waſſer-Vögel, Tringa *Linn.*; ſ. in S.

Der Ueberläufer, ſ. oben, S. 44.

Der Umläufer, ſ. oben, S. 45.

Der

Der **Unterläufer**, ein nur in einigen Fällen übliches Wort. 1) Ein untergeordneter, einem andern nachgeordneter Läufer, in welchem Verſtande in dem Salzwerke zu Halle gewiſſe Knechte, welche im Nothfalle an ſtatt der Gerenthner die Sohle in die Kothen laufen oder tragen, **Unterläufer** genannt werden. Auch giebt es unter den Forſt-Bedienten **Unterläufer**, ſ. im XIV Th., S. 537. 2) Figürlich iſt in einigen Gegenden, beſonders Nieder-Deutſchlandes, ein **Unterläufer** derjenige, der ſich unbefugt eine fremde Handlung anmaßet, ſich unbefugt unter andere Handelsleute und in Handels-Sachen miſchet, da denn auch wohl ein Schleichhändler, ingl. ein Schiff, welches verbothene Handlung treibt, ein **Unterläufer** genannt wird.

Es iſt in dieſer Bedeutung nach dem Engl. Interloper gebildet, welches in eben dieſem Verſtande üblich iſt; Franz. Interlope oder Entrelope, von to intarlope, ſich unbefugt in eine fremde Handlung miſchen.

Der **Vorläufer**, ſ. oben, S. 84 und 89.

Läufer-Büchſe, ſ. oben, S. 80.

Läufer-Platz, ſ. oben, S. 89.

Läufer-Schuh, ſ. **Lauf-Schuh**, oben, S. 26, u. 57.

Läufer-Vogel, ſ. oben, S. 89.

Läufer-Zug, ſ. eb. daſ.

Läufig, ein Bey-Wort und Neben-Wort, **läufiger**, **läufigſte**, von dem Zeit-Worte laufen.

1. Einen gewiſſen Lauf habend, doch nur in den Zuſammenſetzungen geradläufig, krummläufig, rechtläufig, weitläufig, u. ſ. f.

2. Von Thieren, beſonders aber von Hunden, wenn ſie den Trieb zur Begattung empfinden und äuſſern, ſagt man ſie ſeyen **läufig**, und in den niedrigen Sprech-Arten **läufiſch**; Fr. être chaude, être en rut. Beyde braucht man im verächtlichen Verſtande auch wohl von Menſchen. Niederſ. löpsk. Siehe

Lau-

Laufen 2, oben, S. 28. Im gem. Leben auch für geläufig; ſ. weiter unten.

Beyläufig, ein Bey=Wort und ein Neben=Wort, welches doch nur in der Geſtalt eines Neben=Wortes, aber auch hier nur in einigen figürlichen Bedeutungen üblich iſt. 1. Als oder in Geſtalt einer Neben=Sache. Dies habe ich nur beyläufig melden wollen. Beyläufig, d. i. bey dieſer Gelegenheit, ſoll auch dieß beygebracht werden. Zuweilen, beſonders im Oberdeutſchen, auch als ein Bey=Wort. Eine beyläufige Leſung eines Buches, d. i. ein Leſen, welches nur bey Gelegenheit, als eine Neben=Sache geſchieht. Das ſind meine beyläufigen Gedanken, die mir bey dieſer Gelegenheit beygefallen ſind. 2. Ungefähr. Vor beyläufig zwanzig Jahren. Es waren beyläufig tauſend Mann. Doch in beyden Bedeutungen iſt dieſes Wort eher dem Kanzelley=Stile, als der edeln Schreib=Art nachzuſehen.

Geläufig, ein Bey=Wort und ein Neben=Wort, geläufiger, geläufigſte, welches nur in der figürlichen Bedeutung des Zeit=Wortes laufen üblich iſt, geübt, eine aus der Uebung erlangte Fertigkeit zu bezeichnen. Eine geläufige Hand haben, im Schreiben; Fr. Ecriture (Main) coulante. Sie fuhr in dieſem Tone mit einer überaus geläufigen Zunge fort. Ein ſehr geläufiges Gedächtniß haben.

Daher die **Geläufigkeit**, der Zuſtand einer Sache, da ſie, oder da ihr eine Sache geläufig iſt. Die Geläufigkeit ihrer Zunge ſtürzt alles vor ſich heraus, was ihr in den Sinn kommt.

Vorläufig, ein Bey=Wort und ein Neben=Wort. 1. Was vor einer Sache hergeht, und ſie gleichſam verkündigt; eine veraltete Bedeutung. Das vorläufige Gerücht. Ein vorläufiger Brief. 2. Was vor der Haupt=Sache, doch in Beziehung auf dieſelbe,

ſelbe überhaupt und ſummariſch geſchieht. Sich vorläufig nach etwas erkundigen. Etwas vorläufig melden. Die vorläufige Nachricht. Vorläufige Abrede nehmen.

Läufiſch, ſ. oben, S. 94.

Lauft, Läufte; ſ. oben, S. 2.

Laug⸗Aſche, ſ. **Laugen⸗Aſche**.

Laug⸗Hütte, in den Alaun⸗Werken, diejenige Hütte, oder derjenige Theil der Hütte, in welcher der Alaun ausgelauget wird; zum Unterſchiede von der Siede⸗Hütte. Siehe im I Th., S. 474, fgg.

Läugbar, was geläugnet werden kann; doch nur in dem Gegenſatze **unläugbar**..

Es iſt nicht von unſerm heutigen läugnen, ſondern von deſſen veralteten Stamm⸗Worte läugen gebildet.

1. **Lauge**, ein Fiſch, Cyprinus Leuciscus *Linn.*; ſiehe **Lauben**, im LXV Th., S. 651.

2. **Lauge** (*), L. Lixivium, Fr. Leſſive, ein mit Aſche eingerührtes Waſſer, welches, nachdem es eine Zeitlang

(*) Im Niederſ. Loge, im Engl. Lie, im Angelſ. Laeg, Leah, im Pohln. Lug, im Böhm. Lauch, im Ungar. Lungh. Andere Sprachen haben ſtatt des Gaumen⸗Lautes ein t, wie das Dän. Lud, Schwed. Lut, das Bretagniſche Lludw, Llutrod, und noch andere einen Ziſch⸗Laut, wie das Walliſiſche Lluſw, das Lat Lixivium, das Ital. Liſcia, das Franz. Leſſive, und das Span. Lexia. Alle in der heutigen Bedeutung des Deutſchen Lauge. Ihre hält das Walliſ. Lluſw, und Bretagniſche Ludu, Aſche, für das Stamm⸗Wort, weil doch die Lauge gemeiniglich aus Aſche gemacht wird. Allein, der Begriff des Waſchens, Lat. leuare, und in weiterer Bedeutung eines jeden flüßigen Körpers, iſt wohl unſtreitig in dieſem Worte der herrſchende. Im Schwed. iſt löga noch jezt waſchen, und Löga, ein Bad, eben daſelbſt aber Lag, und Isländ. Laugu, ein flüſſiger Körper. Im Deutſchen nennt man noch den Urin im Scherze Kammer⸗Lauge, und in einigen Gegenden wird das Löſch⸗Waſſer der Schmiede Schmiede⸗Lauge, das Seifen⸗Waſſer aber, worin etwas gewaſchen worden iſt, Laugter genannt. Siehe 2 Lache, im LVIII Th., S. 158, f. Flauen, im XIV Th, S. 61, f. und das weiter unten folgende Zeit⸗Wort Laugen.

lang geſtanden hat, gekocht und durch den Laugen-Sack geläutert wird. Lauge machen. Eine Lauge anſetzen, Waſſer auf Aſche gießen. Die Wäſche in Lauge einweichen, aus der Lauge waſchen.

Die Büchen-Aſche giebt die beſte Lauge; die vom Erlen-Holze enthält zu viel oehlige Theile, wovon die Wäſche gelb wird. Dieſe Lauge gebraucht man hernach, wegen der aus der Aſche gezogenen Schärfe, zum Waſchen des Leinen-Geräthes. Die **Lauge zum Seifenſieden** wird aus Waid-Aſche, oder einer guten Eichen- oder Büchen-Holz-Aſche und Kalk, verfertigt. Siehe **Aeſcher**, im I Th., S. 438. **Kalk-Lauge**, Waſſer, welches die in dem Kalke befindlichen Salz-Theilchen in ſich genommen hat.

Die Lauge wird auch zum Beizen gebraucht, daher ſie auch Beize genannt wird. Alſo brauchen die Gärber eine Art Lauge, ihre Felle und Häute darin gar zu machen. Die Schmelzer und Scheide-Künſtler bedienen ſich verſchiedener Laugen, die wilden Erze zu zwingen. Die Gold-Schmiede haben eine Lauge, oder ein Kratzbürſten-Waſſer, worin ſie ihre Arbeit waſchen, u. ſ. f.

Die Seifenſieder-Lauge beſitzt eine ſteinzermalmende Kraft, und iſt ein ſehr ſchätzbares Haus-Mittel, welches bey armen Leuten gegen Gicht, Podagra, Stein, ſelbſt gegen ſo genannte Flüſſe, oft kräftigere Dienſte thut, als die gerühmteſten Geheimniſſe mancher Aerzte und Nichtärzte. Man trinkt alle Morgen und Abende eine Thee-Taſſe voll mit 2 Thee-Taſſen Fleiſch-Brühe. Es iſt zwar ein unangenehmer Geſchmack; aber was thut man nicht für ſeine Geſundheit! Sollte ſie äuſſerlich mit Compreſſen aufgeſchlagen, nicht auch bey Verhärtungen, Geſchwulſt, Beulen, u. d. gl. oder doch bey Gicht, Po-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

dagra und Flüſſen, ihre ſo nützliche zertheilende Kraft äuſſern?

Das Begießen der Kohl-Stauden mit Lauge, wird als ein Mittel wider die Kohl-Raupen angegeben; ſ. im XLII Th., S. 715.

Die Lauge, welche von Holz-Aſche, oder, noch beſſer, von reiner Pott-Aſche, oder andern dergleichen Laugen-Salzen gemacht iſt, iſt zum Brandlöſchen ſehr nützlich; ja, recht ſtarke Lauge löſcht das Feuer am Holze und an andern brennbaren Dingen, ſo gar auch an brennenden Fettigkeiten, Oehlen, mit Oehl-Farben gemahlten Bildern und andern überfirnißten Sachen, beſſer und geſchwinder, als ſelbſt das Küchenſalz-Waſſer, aus. Wegen des beſonders nützlichen Gebrauches der Lauge zum Feuerlöſchen, inſonderheit in Bilder-Sählen die Bilder, oder oehlfarbige Tapeten, wenn ſie in Brand geriethen, zu löſchen, ſollte man billig, nebſt einer guten Quantität ſtarkes Salz-Waſſer, auch einen guten Theil von recht reiner Pott-Aſche ſtark gemachter Lauge, auf beſorgliche Brand-Nothfälle, in einem Keller oder Gewölbe, an einem kühlen, doch vor dem Froſte ſichern, Orte, in wohl verpichten und verſchloſſenen eichenen Fäſſern aufbehalten. Auch auf den Schiffen könnte man einige Fäſſer Lauge alſo auf den Nothfall vorräthig halten.

1. **Laugen**, ein Activum, von dem vorigen Haupt-Worte.

1) In Lauge einweichen. Die Wäſche laugen, oder einlaugen, welches im Oberd. laugnen, läugnen, an andern Orten aber beuchen genannt wird; ſ. im IV Th., S. 153, f.

2) Vermittelſt warmen Waſſers gewiſſer auflöslicher Theile berauben. Das Salz aus der Aſche, den Alaun aus dem Schiefer laugen.

Daher

Daher **ablaugen**, die Lauge aus dem Garne herauswaſchen. Siehe Th. I, S. 110.

Auslaugen. 1. Vermittelſt einer Lauge, d. i. warmen Waſſers, heraus bringen. Salz auslaugen, d. i. aus der Aſche. Kupfer auslaugen, es mit warmen Waſſer aus den geröſteten Kupfer-Erzen ausziehen. Jngleichem auf ſolche Art von dem Salze oder den ſalzartigen Theilen befreyen. Ausgelaugete Aſche. Ausgelaugete Kupfer-Erze.

Das **Auslaugen**, L. Elixivatio, Jtal. Eliſcivazione, Franz. Lixiviation, Engl. Elixivation, die mit Waſſer zu verrichtende Abſonderung der Salz-Theilchen, die in einer Subſtanz (als: der Aſche der Vegetabilien, oder dem Kalke der Mineralien, oder einer Erd-Art, welche einige Salze in ſich hält,) enthalten ſind, welche man in der Abſicht vornimmt, um dieſe Salze ſelbſt zu gewinnen, iſt in Anſehung der Art, wie dieſe Arbeit verrichtet wird, dieſelbe mit dem Abſüßen oder Ausſüßen; aber der Endzweck, warum man ſie unternimmt, macht den ganzen Unterſchied aus. Die auszulaugende Subſtanz wird in ein ſchickliches Gefäß gethan, und alsdann wird entweder heißes oder kaltes Waſſer, je nach dem der Grad der Auflöslichkeit es erfordert, darauf gegoſſen; dieſes wiederhohlt man ſo lange, bis das Waſſer keinen Salz-Geſchmack weiter annimmt.

2. Von einer Lauge gehörig durchdringen laſſen. Neue Fäſſer auslaugen.

Einlaugen, ſ. im X Th., S. 436.

2. **Laugen**, ein Neutrum, mit dem Hülfs-Worte haben. Man ſagt im gem. Leben, ein **Faß lauge**, wenn der darinn befindliche flüſſige Körper nach dem friſchen Holze des Faſſes ſchmeckt. Ein weingrünes Faß, worin ſchon Wein gelegen hat, lauget nicht mehr von dem friſchen Holze.

Vielleicht von lau, welches in einigen Gegenden, ſo wie laff, ungeſchmackt, kraftlos bedeutet, wenn es nicht eine Figur der zweyten Bedeutung des vorigen Wortes iſt.

Laugen⸗artig, der Lauge an Art gleich oder ähnlich, laugenhaft. Ein laugenartiger Geſchmack. Laugenartige Luft, ſ. unter **Luft.** Ein laugenartiges Salz, ſ. **Laugen⸗Salz.**

Laugen⸗Aſche, Laug⸗Aſche, ausgelaugte Aſche, aus welcher das Salz und die Schärfe bereits durch Waſſer ausgezogen iſt; die Aſche, welche ſowohl bey dem Waſchen des Leinen⸗Geräthes, als bey dem Seifenſieden, nach abgegoſſener Lauge zurückbleibt; jene wird inſonderheit Beuch⸗Aſche, und dieſe Seifenſieder⸗Aſche genannt. Dieſe Aſche dient vornehmlich zur Düngung der Wieſen, Felder und Gras⸗Gärten; ſ. im II Th., S. 519, fgg.

Laugen⸗Blume, nennt man die Gattung Cotula *Linn.* Diejenigen Arten, welche Tournefort unter dieſem Nahmen anführt, enthält die Gattung Anacyclus *Linn.* Die Blume iſt aus der Zahl derjenigen, welche aus zweyerley Blümchen zuſammengeſetzt ſind. Der gewölbte, gemeinſchaftliche Kelch beſteht ungefähr aus 16 eyförmigen Schuppen, welche in zwey Reihen geſtellet, und davon die äuſſern faſt größer, als die innern, ſind. Die Randblümchen haben gemeiniglich kein Blumenblatt, ſondern ſind nacket, und beſtehen nur aus dem Fruchtkeime und dem dünnen Griffel mit zwey Staubwegen; in einigen Arten fehlen dieſe gänzlich. Die mittlern, dicht an einander geſtellten Zwitterblümchen zeigen ein röhrenförmiges Blumenblatt mit vier ungleichen Einſchnitten, vier kurze Staubfäden mit einem walzenförmigen Staubbeutel, und auf dem Fruchtkeime einen Griffel mit zwey ſtumpfen Staubwegen. Das Blumenbett iſt platt und nacket. Die Saamen tragen keine Haar⸗Krone, ſind aber unter ſich verſchieden. Auf der

Scheibe ſitzen kleinere, eyförmige, faſt dreyeckige, am Rande aber größere, herzförmige, auf der einen Seite platte, auf der andern gekrümmte Samen; dieſe gehören zu den weiblichen, jene zu den Zwitter-Blümchen. Linné hat folgende eilf Arten, unter welchen die dritte zur Zierde der Gärten dient.

1. **Kamillen-artige Laugen-Blume**, ohne Blumenkelche, und mit wechſelweiſe ſtehenden, gefiederten oder in viele Theile zerſpaltenen und erweiterten Blättern, Cotula anthemoides, foliis alternis pinnato-multifidis dilatatis, corollis radio deſtitutis *Linn.* Ananthocyclus chamaemeli folio *Dillen. Vaill.* Chryſanthemum exoticum perpuſillum nudum, foliis coronopi *Pluken.* Chamomile-leaved May-weed *Hanb.* Sie iſt jährig, und wächſt in Italien, Spanien, auf der Helenen-Inſel und auf den Inſeln des Archipelagus. Ihr Stängel iſt aufrecht, äſtig, haarig, und 1½ Fuß hoch. Die Blätter ſind in Querſtücke zertheilt, eingeſchnitten, glatt und hellgrün, wie bey der Kamille. Die Blumen ſitzen einzeln auf langen einzelnen Stielen an dem Gipfel der Zweige, zeigen ſich im May und Jun., ſind gelb und kugelrund, zwar ohne Strahl, doch in der Mitte erhaben, und reizen, wegen dieſer ſonderbaren Eigenſchaft, die Aufmerkſamkeit. Man kann ſie durch den Samen, der im Aug. reif wird, fortpflanzen, den man im Herbſte oder Frühlinge ſäen kann. Die aus der Frühlings-Ausſaat entſpringenden Pflanzen blühen zwar ſpäter, geben aber doch reifen Samen, aus welchem, wenn er ausfällt, weit umher eine Menge Pflanzen entſpringt.

2. **Große Laugen-Blume**, mit wechſelweiſe ſtehenden, lanzettförmigen und gezahnten Blättern, einem aufrechten Stamme und einzelnen Blumen, Cotula grandis, foliis alternis lanceolatis dentatis, caule erecto, floribus ſolitariis *Linn.* Sie kommt

aus der Barbaren, und hat das Anſehen der großen Maßlieben (Chryſanthemum Leucanthemum *Linn.*), ihre Blumen aber ſind noch einmal ſo groß, gelb, und ſtehen an dem Gipfel des Stammes und der Zweige. Der Stamm wird bis 3 Schuh hoch, und iſt geſtreift, ganz einfach, und nach unten zu mit ſteifen Haaren beſetzt. Die Schuppen des Blumenkelches haben einen ſchwarzen Rand, und eine etwas häutige Spitze. Die Blümchen ſind öfters in 5 Abſchnitte zerſpalten. Der Fruchtboden iſt nacket. Die Samen haben eine zungenförmige Krone. Es giebt auch eine kleine Varietät, deren Stamm-Zweige, und deren Blätter mehrere Zähne haben.

3. **Krähenfuß- oder Schweinskreſſe-blätterige Laugen-Blume**, deren Blätter wechſelweiſe ſtehen, lanzettförmig, gleichbreit und gezahnt ſind, und den Stamm umfaſſen, Cotula Coronopifolia, foliis alternis lanceolato-linearibus amplexicaulibus dentatis *Linn.* Cotula, foliis lanceolato-linearibus amplexicaulibus pinnatifidis *Royen.* Ananthocyclus coronopifolia *Dill. Vaill.* Bellis annua, capite aphyllo, luteo, coronopi folio, caulibus procumbentibus *Moriſ.* Bellis africana, capitulo aphyllo luteo, coronopi folio, caulicus procumbentibus *Herm.* Small Aethiopian May-weed *Hanb.* Dieſe hat *Pontedera* als eine beſondere Gattung unter dem Nahmen Lanciſia vorgetragen. Der berühmte päpſtliche Leib-Arzt *Jo. Maria Lanciſi* hätte wohl verdient, daß ſein Andenken auch im Gewächs-Reiche unvergänglich grünen möchte. Dieſe Art iſt jährig, wächſt in Aethiopien, und izt auch in Oſt-Friesland auf überſchwemmten Plätzen wild. Die zarte, faſerige Wurzel treibt ſchwache, gemeiniglich auf der Erde ausgebreitete, ungefähr 6 Zoll lange, und in Zweige abgetheilte Stängel, welche die ſaftigen, ſchmahlen, lanzettförmigen, am hintern Theile ſpitzig aus-

ausgezackten oder federartig eingeſchnittenen Blätter wechſelweiſe umfaſſen. An den Spitzen der Zweige ſtehen einzelne gelbliche Blumen, bey welchen die Randblümchen ein zungenförmiges, ſtumpfes, weißliches Blumenblatt zeigen. Die Blumen ſtehen anfangs aufgerichtet, biegen ſich hernach unterwärts, und richten ſich, wenn der Same reif zu werden anfängt, wieder in die Höhe. Die Pflanze iſt in den botaniſchen Gärten gleichſam einheimiſch geworden, indem ſie ſich durch den ausgefallenen Samen vermehrt und von ſelbſt unterhält. Man kann ſie wie die erſte Art ziehen, den man auf eine warme Rabatte ſäet, wo die Pflanzen bleiben ſollen, die man alsdann von Unkraut reinigen muß.

4. **Goldgelbe Laugen-Blume**, deren Blätter wechſelweiſe ſtehen, und gefiedert oder borſtenartig und in viele Stücke zerſpalten ſind, und deren Blumen unter ſich hängen und keinen Strahl haben, Cotula aurea, foliis alternis pinnato-ſetaceis multifidis, floribus cernuis radio deſtitutis *Linn.* Anthemis Chryſanthemos herbariorum *Pen. Lobel. Dalechamp.* Chamaemelum aureum peregrinum, capite ſine foliis *J. B.* Chamaemelum capitulis nudis *Moriſ.* Chamaemelum hortenſe alterum *Gesn.* Chamaemelum luteum, capitulo aphyllo, ſ. Chamaemelum luteum odoratum *Theod. C. B.* Chamaemelum nudum odoratum *Gerard.* Cotula foliis pinnatim ſetaceis, caulibus procumbentibus *Loefling.* Spaniſh golden Mayweed *Hanb.* Sie iſt jährig, und in Spanien und im ſüdlichen Europa zu Hauſe. Die Stängel ſind geſtreckt, und die Blumen goldgelb. *Vaillant* hält ſie für eine Varietät der edeln Kamille.

5. **Kreiſelförmige Laugen-Blume**, deren Blätter wechſelweiſe ſtehen, und deren Fruchtboden unten aufgeblaſen ſind, und die Geſtalt einer umge-

kehrten Birn haben, Cotula turbinata, foliis alternis, receptaculis ſubtus inflatis turbinatis *Linn.* Chamaemelum aethiopicum lanuginoſum *Breyn. Moriſ.* Cotula africana, calyce eleganti caeſio *Tourn.* Cotula flore albo *Vaill.* African turbinated May-weed *Hanb.* Sie iſt jährig, und wächſt in Aethiopien und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung wild. Ihre Stängel ſind äſtig, und breiten ſich auf dem Boden aus. Die Blätter ſind mit einem baumwollenartigen Filze überzogen, und zart zertheilt. Die blaß- oder hochgelben, einfachen oder gefüllten Blumen, ſtehen im Jun. und Jul. einzeln auf langen Stielen an den Seiten der Zweige. Den im Herbſte reifenden Samen dieſer und der vorigen Art, ſäe man im Frühlinge auf ein gemäßigtes Miſt-Beet, und verſetze die Pflanzen, um die Mitte des May, wenn ſie erſtarkt ſind, an einem feuchten Tage, mit einem Ballen Erde, auf die zu ihrer Flor beſtimmten Stellen.

6. **Kleberige Laugen-Blume**, mit wechſelweiſe ſtehenden, leyerförmig gefiederten Blättern und geſtrahlten Blumenkronen, Cotula viſcoſa, foliis alternis lyrato-pinnatis, corollis radiatis *Linn.* Jacobaea americana odorata viſcoſa, florum radiis breuiſſimis albis *Houſt.* Ihr Vaterland iſt Veracrux. Sie iſt kleberig, hat ganz kurze weiße Blumenſtrahlen, und einen guten Geruch.

7. **Laugen-Blume von Jamaica**, deren Blätter einander gerade gegenüber ſtehen, drey Nerven haben, und herzförmig und gekerbt ſind, und deren Blumen zu zwey auf Stielen ſtehen, Cotula Verbeſina, foliis oppoſitis trinerviis cordatis crenatis, floribus pedunculatis binis *Linn.* Chryſanthemum repens minus, chamaedryos folio, flore luteo nudo, ſemine roſtrato *Sloane.* Tanacetum herbaceum erectum, foliis cordatis crenatis oppoſitis,

tis, capitulis paucioribus remotis terminalibus *Brown.* Sie kommt aus Jamaica. Ihre Stängel ſind weich, bald aufrecht, bald geſtreckt; ihre Blumen gelb, ohne Strahl, und an dem Gipfel des Stammes und der Zweige. Die Samen haben einen Schnabel.

8. **Geſtreckte Laugen-Blume**, deren Blätter einander gerade gegenüber ſtehen, drey Nerven haben, und eyrund-länglich und ſägenartig gezahnt ſind, und deren Blumen wechſelweiſe zu zwey ziemlich feſt aufſitzen; geſtreckte Verbeſine; kahle Waſſerdoſten mit Münzblättern, Cotula proſtrata, foliis oppoſitis trinerviis ovato oblongis ſerratis, floribus alternis geminis ſubſeſſilibus *Linn.* Ceratocephalus foliis lanceolatis ſerratis, ſapore fervido *Vaill.* Chryſanthemum maderaſpatanum, menthae arvenſis folio et facie, floribus bigemellis ad alas pediculis curtis *Pluken.* Eupatorio-phalacron menthae arvenſis folio *Vaill.* Sie iſt in Oſt-Indien zu Hauſe, und, wie die folgende, ehemahls unter die Verbeſinen gezählt worden. Ihr Blumen-Kelch iſt einfach. Die Blätter gleichen den Blättern der Acker-Münze. Die Blumen ſtehen auf kurzen Stielen in den Winkeln der Blätter. Die Samen haben 4 Reihen Stacheln. Sie iſt in einem trocknen Boden ſehr dauerhaft, nur muß ſie im Winter etwas vor dem Froſte verwahret werden. Man kann ſie entweder durch die Wurzeln, die man im März oder October theilt, und, wenn dieſes im Frühlinge geſchieht, bis ſie Wurzeln haben, begießt und im Schatten erhält, oder durch den Samen fortpflanzen, den man im Frühlinge auf ein Beet von leichter Erde ſäet, und bey trocknem Wetter fleißig begießt; er geht aber oft erſt im zweyten Jahre auf. Wenn die Pflanzen ein Mahl geblühet haben, ſetzt man ſie im October dahin, wo ſie bleiben ſollen.

9. **Weiße Laugen-Blume**, deren Blätter einander gerade gegenüber ſtehen, dreyfache Nerven haben, lanzettförmig und ſägenartig gezahnt ſind, und, wie die Blumen, welche wechſelweiſe und meiſtens zu drey ſind, feſt aufſitzen; weiße Verbeſine; kahle Waſſerdoſte, mit Blättern des Balſamkrautweibchens, und weißer Scheibenblume; Cotula alba, foliis oppoſitis lanceolatis triplinerviis ſerratis ſeſſilibus, floribus alternis ſubternis ſeſſilibus *Linn.* Eupatorio-phalacron balſaminae feminae folio, flore albo discoide *Vaill.* Scabioſa conyzoides americana latifolia, capitulis et floribus albis parvis *Pluk. Moriſon.* Sie wächſt in Virginien, Surinam und verſchiedenen Gegenden von Engelland wild, iſt zweyjährig, ehemahls unter die Arzeney-Kräuter, und von Linné unter die Verbeſinen gezählt worden. Ihre weißen, kleinen und ungeſtrahlten Blumen ſitzen auf wollichten Stielen, haben einfache Blumenkelche und viermahl zertheilte Blümchen, und hinterlaßen unbewehrte Samen. Sie kann, wie die geſtreckte, fortgepflanzet werden.

10. **Laugen-Blume mit Rainfarnblättern**, mit flachen Blumenſträußen, einem einfachen Stamme, und wechſelweiſe ſtehenden, dreyfach gefiederten Blättern, deren Lappen ſpitzig ſind; ſtrauchiger Rainfarn; Cotula tanacetiſolia, foliis alternis tirpinnatis, lacinulis acutis, caule erecto, floribus corymboſis *Linn.* Sie iſt jährig, kommt aus Aethiopien, und war ehemahl unter der Gattung des Rainfarn. Sie hat viele gelbe Blumen, welche nach Campher riechen, und in denſelben einige gelbliche Blümchen, und in der Scheibe ſolche, die in vier Abſchnitte zerſpalten ſind.

11. **Senkrechte Laugen-Blume**, deren Stamm aufrecht, deren Blätter wechſelweiſe ſtehen und in Querſtücke zertheilt, und deren Blumen geſtrahlt ſind;

ſind; Cotula ſtricta, foliis alternis pinnasifidis, caule erecto, floribus radiatis *Linn.* Sie kommt aus Aethiopien. Ihr Stamm iſt 1 Fuß hoch. Ihre Blätter ſind ſpitzig und getüpfelt; ihre Blumen groß, und ſitzen einzeln an dem Gipfel des Stammes auf eigenen Stielen.

* *
*

Den Nahmen **Laugen-Blume** führt auch in einigen Gegenden, die im XXXIII Th., S. 51, fgg. beſchriebene Kamille.

Laugen-Gewicht, in der Probier-Kunſt, ein Gewicht, den innern Gehalt einer Salz-Sohle, Salpeter-, Alaun- und Vitriol-Lauge, zu unterſuchen. Einem Probierer kommen bisweilen Salz-Sohlen, Salpeter-, Alau- und Vitriol-Laugen zu probieren vor. Dieſes ohne viele Umſtände zu bewerkſtelligen, ſchaffen ſich Einige dazu beſondere Gewichte an, welche ſie **Sohlen-** oder **Laugen-Gewichte** nennen, und darnach den Gehalt angeben. Der Grund beruhet auf folgender Erfahrung. Alle dieſe Salze ſind ſchwerer, als das Waſſer; und ein gewiſſes Maß Waſſer, in gleichem Grade der Wärme gewogen, wird deſto ſchwerer, je mehr von vorerwähnten Salzen darin aufgelöſet iſt. Man nimmt alſo zu kalten Sohlen und Laugen ein gläſernes, zu heißen ein bleyernes Gefäß, welches ungefähr 1 oder 2 Pfund gemeines Waſſer in ſich faſſen kann, und mit einem etwa nur $\frac{1}{2}$ Zoll weiten Halſe verſehen iſt, wäget ſolches auf einer accuraten Mark-Wage genau ab, macht ſowohl zu dem gläſernen, als bleyernen Gefäße ein Gewicht, welches das Glas-Gewicht, und Bley-Gewicht genannt wird, und ſchlägt ein Zeichen auf jedes Gewicht. Hierauf füllet man das gläſerne Gefäß mit mäßig kaltem, reinen Brunnen-, das bleyerne aber mit ſo heißem Waſſer, welches dem Kochen nahe iſt,

wäget jedes angefüllte Gefäß, nachdem das Glas- oder Bley-Gewicht in die Gewicht-Schale gelegt worden iſt, abermahl, indem man ſo viel gekörntes Bley oder Bley-Hagel zu dem ſchon gemachten Glas- oder Bley-Gewichte legt, bis die Wage inne ſteht; macht zu dem kalten ſowohl als heißen Waſſer ein beſonderes, mit einem Zeichen bemerktes Gewicht, nach der Schwere des gekrönten Bleyes, welches das Waſſer-Gewicht genannt wird. Endlich erforſcht man durch Verſuche, wie viel das Waſſer, welches ſowohl das gläſerne als bleyerne Gefäß in ſich hält, von verſchiedenen Quantitäten verſchiedener Salze, als: Salpeter, Alaun, Vitriol x. ſchwerer werde, und macht darnach die Sohlen- oder Laugen-Gewichte, und zwar am leichteſten auf folgende Art. Zwey gewiſſe Quantitäten genau abgewogenes reines Waſſer, z. B. jede von 2 Pfund, werden in 2 verſchiedenen gläſernen Bouteillen, die etwa noch einmahl ſo viel halten können, in einen kühlen Keller geſetzt, wo es in wenigen Stunden zu einem ſo gemäßigten Grade der Kälte kommt, dergleichen ungefähr ein kaltes Quell-Waſſer hat, und man thut wohl, den Grad durch ein Thermometer zu beſtimmen. In dieſem Waſſer zerläßt man ſo viel von dem Salze, auf welches das Gewicht gerichtet werden ſoll, als das Waſſer in dieſem Grade der Kälte auflöſen kann. Das Gewicht des aufgelöſeten Salzes wird in 32 Theile getheilet, welche Lothe heißen, ob ſie gleich mit den gemeinen Lothen nicht überein kommen. Nun wieget man $\frac{1}{32}$, oder ein ſogenanntes Loth von dem Salze ab, thut es in die zweyte Portion des friſchen abgekühlten Waſſers, ſchüttelt es um, und giebt davon ſo viel in das vorbeſchriebene gläſerne Gefäß, als es faſſen kann; ſetzt ſolches auf die Wage; in die andere Schale hingegen legt man das zuvor in eben dem Grade der Kälte erforſchte Glas- und Waſſer-

ſer=Gewicht, ſo wird das angefüllte Gefäß einen Ausſchlag geben, welcher durch kleinen Bley=Hagel zum Gleichgewicht gebracht, nach ſolchem das Sohlen= oder Laugen=Gewicht gemacht, und mit 1 Loth bezeichnet wird. Eben dieſes Waſſer gießt man in die erſte Bouteille, darin die Solution geſchehen iſt, zurück, thut noch 1 Loth Salz dazu, und wenn es geſchmolzen iſt, füllt man das gläſerne Gefäß abermahl damit an, ſo wird ſolches noch mehr Uebergewicht bekommen, nach welchem auf vorbeſchriebene Art das Zweyloth=Stück gemacht, und ſo bis auf 32 fortgefahren wird: ſo ſind die Sohlen= und Laugen=Gewichte fertig.

Hierbey iſt Folgendes zu merken. 1) Zu jeder Art Salz iſt ein beſonderes Gewicht nöthig, weil eine gewiſſe Quantität ſowohl heißes als kaltes Waſſer von einem Salze mehr, als von andern, auflöſet, daß alſo die Lothe bey einem Salze größer oder kleiner, als bey dem andern ſind. 2) Das Auflöſen in kaltem Waſſer muß in einer gläſernen ſo geraumigen Bouteille geſchehen, daß, zumahl bey faſt geſchehener Saturation, das Salz und Waſſer wohl unter einander geſchüttelt werden könne; auch muß das Salz zulezt in ganz kleinen abgewogenen Portionen klein zerrieben hinzugethan werden, damit nach geſchehener Saturation kaum etwas merkliches am Boden liegen bleibe. 3) Eine kalte und warme Solution erfordert jede ein beſonderes Gewicht, weil von den meiſten Salzen ſich in der Hitze weit mehr, als in der Kälte, auflöſet, folglich iſt ein Loth oder $\frac{1}{32}$ in dieſem Falle weit kleiner, als in jenem. So zeigt auch eben die Solution ein anderes Gewicht an, ſo oft eine kalte heiß, und eine heiße kalt gemacht wird. Man fülle z. B. das bleyerne Gefäß mit einer kalten Sohle, die genau 8 Loth hält, laſſe hierauf das Gefäß mit der Sohle faſt bis zum Sieden heiß werden, ſo wird

ſie

ſie beynahe bis auf 7 Loth nach dem Gewichte herunter fallen. Die Urſache iſt: weil die Sohle ſo viel mehr Raum einnimmt, je heißer ſie wird, daß alſo das Gefäß nicht ſo viel von der heißen als kalten Sohle faſſen kann. 4) Wenn alſo die Sohlen- und Laugen-Gewichte gemacht werden, muß es in gleichem Grade der Wärme geſchehen, und in eben dem Grade muß auch der Gehalt von vorkommenden Sohlen und Laugen unterſuchet, und zu dem Ende ein Thermometer zu Hülfe genommen werden, wenn man die Probe ſo genau, als möglich, machen will. 5) So oft bey Verfertigung der Gewichte die Solution in das gläſerne oder bleyerne Gefäß, und hierauf zur Verſtärkung mit einer friſchen Portion Salz wieder zurück gegoſſen wird, iſt zu vermeiden, daß nichts vorbey gegoſſen werde. 6) Mit Verfertigung der Gewichte zu heißen Solutionen, iſt ſo eilig zu verfahren, als es ſich ſchicken will, damit nicht viel Waſſer wegdampfe. Doch wenn die Solution in einer gläſernen Bouteille geſchieht, und in einem kleinen Keſſel mit heißem Waſſer die Hitze gegeben wird, iſt dieſe Sorge unnöthig; der Hals muß dabey mit einem wollenen Lappen umwickelt werden, damit man ſie, ohne ſie zu verbrennen, faſſen könne. 7) Das gemeine Salz iſt vor dem Abwägen wohl zu trocknen, weil es viel Waſſer aus der Luft, wenn dieſelbe feucht iſt, an ſich zieht, und die Gewichte falſch macht. Bey dem Vitriol, Salpeter und Alaun, welche auſſer ihrer zur Kryſtalliſation nöthigen Feuchtigkeit gar wenig aus der Luft anziehen, iſt dies nicht nöthig. 8) Mit dem bleyernen Gefäße iſt behutſam umzugehen, daß es keine Beulen bekomme, ſonſt wird es ganz unbrauchbar, indem die Waſſer- und Sohlen-Gewichte nicht mehr darauf paſſen. Wenn nun der Gehalt einer Lauge oder Sohle unterſuchet werden ſoll, ſo füllet man, wenn es kalt geſchehen ſoll, das gläſerne,

wenn

wenn es aber heiß geſchehen ſoll, das bleyerne Gefäß damit ganz voll an, ſetzt es auf eine Wageſchale; das Glas- oder Bley-Gewicht, nebſt dem dazu gehörigen Waſſer-Gewichte dagegen; bringt den Ausſchlag, welchen die Sohle oder Lauge giebt, durch die darauf gerichteten Loth-Stücke zum Gegen-Gewicht, und giebt die Zahl der Lothe an; je genauer die Wärme mit der, wobey die Gewichte gemacht ſind, überein kommt, je beſſer trifft der Gehalt zu. Doch iſt es kaum einem Probierer anzurathen, ſich mit allen dieſen Gewichten zu beläſtigen; denn es fehlen dieſe Proben, aller Sorgfalt ungeachtet, oft auf $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{3}$, ja in einigen Fällen über die Hälfte, wovon ich die Urſachen nur kürzlich angeben will. a) Außer dem Salze enthalten die natürlichen Sohlen andere fremde Materien, welche derſelben ein falſches Gewicht geben, welches nicht bey allen Sohlen gleich iſt; weshalb man auch keine ſichere Rechnung darauf machen, noch einen beſtimmten Hinterhalt angeben kann. So findet ſich z. B. bey allen Salz-Sohlen mehr oder weniger alkaliſche Erde, welche gleich einem Tropf-Steine, ſich in den Gradier-Häuſern an die Raſen legt, und dieſelben dergeſtalt überzieht, als ob ſie in Stein verwandelt wären. Gleichergeſtalt bemerkt man fingersdicke Stein-Schalen, die ſich an den Boden der Salz-Pfannen, aus welchen ſie von Zeit zu Zeit heraus geſchlagen oder gebrannt werden müſſen, anſetzen, und bey einigen Salz-Siedereyen unter dem Nahmen Salz-Stein bekannt ſind; dieſe giebt der Sohle ein falſches Gewicht. Ferner hat jede Sohle eine gewiſſe ſchmierige Materie bey ſich, welche niemahls in Salz anſchießt, weit ſchwerer als Waſſer iſt, und bey der Sohle gleichfalls das falſche Gewicht vermehrt. b) Eben dergleichen fremde Materie giebt es bey dem Salpeter-Laugen, z. B. den ſogenannten Schalk.

Das

Das gemeine Küchen-Salz hat gleichfalls eine ſchwere ſchmierige Materie, woraus größten Theils die ſogenannten Mutter-Laugen beſtehen. Alle dieſe verurſachen, daß die Gewicht-Proben ſehr ungewiß ſind. c) Gleiche Bewandtniß hat es mit den verſchiedenen Vitriol- und Alaun-Sorten. Da es auch bey dieſen auf die verſchiedene Quantität und Gemenge der verſchiedenen Arten dieſer zuſammengeſetzten Salze ankommt, ſo iſt die Gewicht-Probe hierbey noch von wenigern Nutzen, weil man weder die Beſchaffenheit noch Quantität eines ſolchen zuſammengeſetzten Salzes daraus erkennen kann. d) Schon bekannte Salz-Sohlen und Laugen unter währendem Sieden, durch ſolche Gewichte zu unterſuchen, wie ſtark ſie ſich angereichert haben, und ob ſie bis zum Ausſetzen oder Anſchießen genug eingeſotten ſeyn, iſt von gar wenigem Nutzen. Ein jeder nur etwas erfahrner Arbeiter kann dieſes ohne die Gewicht-Probe beurtheilen. An ſeinem gehörigen Orte werde ich zeigen, wie dergleichen Proben durch Einſieden, wodurch man den Gehalt viel genauer zu beſtimmen, und die Güte eines jeden Salzes zuverläßig zu beurtheilen im Stande iſt, angeſtellet werden können.

Ein Sohlen- und Laugen-Gewicht iſt nur in dem Falle für einen Aufſeher der Siede-Werke nutzbar, wenn er zu wiſſen nöthig hat, wie hoch die ihm bekannte Sohle in den Gradier-Häuſern gradiert ſey, d. i. wie ſtark ſie ſich durch Zerſtreuung der wäſſerigen Theile, vermittelſt der Luft, angereichert habe. Er kann nur durch ſeine vielen vorher angeſtellten Verſuche wiſſen, wie viel wirkliches Salz die Sohle in ſich halte, wenn ſein Sohlen-Gefäß voll, und ſo viel ſchwerer iſt, als gemeines Waſſer. Bey Aufſuchung neuer Quellen aber kann er nichts Gewiſſes, ſondern nur etwas Ungefähres, angeben. Gleiche

Be-

Bewandtniß hat es mit allen übrigen Proben von dieſer Art.

Laugenhaft, der Lauge an Geruch oder Geſchmacke ähnlich; alkaliniſch, im gem. Leben **laugicht** oder **laugig**. **Ein laugenhaftes Waſſer**, eine Art mineraliſchen Waſſers, welches nach der Abrauchung ein mineraliſches Alkali giebt, und der Lauge am Geſchmacke ähnlich iſt.

Laugen=Korb, ſ. im XLIV Th., S. 484.

Laugen=Kraut, ſ. *Arnica*, im II Th., S. 449.

Laugen=Sack, ſ. **Laugen=Korb**, im XLIV Th. S. 484.

Laugen=Salz, **Alkali** (1), **alkaliſches Salz**, L. Sal lixivioſum, Alcali, Sal alcalinum; Fr. Sel lixiviel, Sel Alkali; Engl. Lixivial Salt; Ital. Sale liſciviale. Dieſe Nahmen kann man überhaupt allen ſalzartigen Subſtanzen, welche durch das Auslaugen der Aſche erhalten werden, beylegen; man hat ihn aber ganz beſonders den fixen oder feuerbeſtändigen Alkalien zugeeignet, weil die auf dieſe Art aus der Aſche erhaltenen Salze entweder ganz, oder größten Theils Alkalien ſind.

Das **feuerbeſtändige**, (**feuerfeſte** od. **fixe**) **Alkali**, L. Alcali fixum; Fr. Alcali fixe; Engl. Fixed alkali; Ital. Alcali fiſſo, iſt eine Salz=Subſtanz welche aus Säure, Erde und ein wenig brennbarem Weſen zu beſtehen ſcheint, und deren Beſtand=Theile unter

(1) Das Wort Alkali kommt von den arabiſchen Wörtern al und kali her. al, iſt bey den Arabern der Artikel der, die, das, und kali eine kochſalzreiche Pflanze, die durch das Verbrennen und Auslaugen der Aſche das Salz abgiebt, welches die meiſten blauen Farben der Erd=Gewächſe in Grün verändert, hiernächſt aber mit Säuren aufbrauſet, und, in die trockne Luft geſtellt, in Staub zerfällt. Die Europäer unternahmen es auch aus ihrer Aſche ein ähnliches Salz auszulaugen, welches nun unter dem Nahmen Pott=Aſche bekannt iſt.

unter ſich einen geringern Zuſammenhang haben, als die Beſtand-Theile der Säure (²). Es giebt verſchiedene Gattungen alkaliſcher Subſtanzen; nähmlich: das vegetabiliſche, das mineraliſche, und das flüchtige Alkali. Sie alle führen den Nahmen Alkali gemeinſchaftlich, weil ſie einige Eigenſchaften unter ſich gemein haben, und dieſe ſind folgende:

1. Man kann die Alkalien leicht in einer trocknen und feſten Geſtalt haben, da ſie von allem zu ihrem Salzweſen überflüſſigen Waſſer befreyt ſind (³). Wenn ſie ſich in dieſem Zuſtande befinden, ſo pflegen ſie

2. ſich mit Waſſer zu erhitzen, und, nach Erfahrungen des Hrn. *Baumé* (⁴), mit Eiſe Kälte hervorzubringen.

3. Sie ziehen die Feuchtigkeit aus der Luft an ſich (⁵).

4. Sie

(2) Nach Stahl (Einleit. zur Grundmiſchung rc. P. II. S. I. m. 1.) und nach *Molerat de Souhay* (bey *Rozier* Obſ. de Phyſ. To. XI, p. 188) ſollen die Alkalien eine durch Brennbares beſonders abgeänderte Erde ſeyn. Andre Scheidekünſtler leiten ihren Urſprung von Säuren, ſo wie z. B. *Tennetar* (Elem. de Chym. à Metz 1779; ſ. Crell N. Entdeck. Th. 6, S. 206.) aus ſeiner Elementar-Säure und Elementar-Erde, her; allein, das alles ſind unerwieſene Meinungen. Selbſt das Daſeyn des Brennbaren in feuerbeſtändigen Alkalien iſt noch vielen Zweifeln ausgeſetzt. (Scheele, in Crell chem. Annal. 1785, B. 1, S. 294, Anm.)

(3) Das flüchtige Alkali kann nie anders, als wenn es mit fixer Luft geſättigt iſt, trocken erhalten werden; und alsdann erſcheint es in Kryſtallen. Die feuerbeſtändigen Alkalien können durch ſtarke Hitze zur trocknen Conſiſtenz gebracht werden; aber nur vermittelſt des Zutrittes der fixen Luft ſchießen ſie zu Kryſtallen an.

(4) S. Deſſen Experimentalchemie, Th. 1, S. 449.

(5) In ſo fern ſie nähmlich entweder luftſäureleer, oder mit Luft-Säure unvollkommen geſättigt ſind.

4. Sie machen den Veilchen-Syrup grün, in was für einen Zuſtande ſie ſich auch befinden mögen (⁶).

5. Sie haben einen ſcharfen und brennenden Geſchmack, welcher um ſo viel ſtärker iſt, je reiner ſie ſind, und je mehr man ſie von Waſſer und überflüſſigem Gas oder fixer Luft befreyt hat. Dieſer Geſchmack hat etwas **Urinartiges**. Einige Chemiſten haben ſie deswegen **urinöſe Salze** genannt. Man nennt ſie auch **laugenhafte Salze**, weil, erwähnter Maßen, die Art, wie man die feuerbeſtändigen Alkalien gewinnt, in der Auslangung der Aſche von vegetabiliſchen Subſtanzen, welche nach ihrer Verbrennung dieſelbe darreichen, beſtehe.

6. Sie verdampfen zum Theil mit dem Waſſer, vornehmlich wenn man ſie an der freyen Luft ſieden läßt; welche Eigenſchaft ſie mit vielen andern Subſtanzen gemein haben (⁷).

(6) Die Lackmus-Tinctur wird durch Alkalien dunkelblau; die rothe Fernambukholz-Tinctur und das damit gefärbte Papier, blau, und das Decoct von der Curcuma braun gefärbt. Den Galläpfel-Aufguß machen ſie dunkler. Von der Veränderung der Farben anderer Vegetabilien durch Laugen-Salze, ſ. aus Phil. Transact. Vol. 6. p. 70. Crell's chem. Archiv, I. 33. Den Braunkohl-Saft färben die Alkalien vortrefflich grün. *James Watt* in Crell's Annalen, 1786, B. 1, S. 140. fgg.)

(7) Es geſchieht hierbey aber keine Verflüchtigung, ſondern der Verluſt des alkaliſchen Salzes rührt von der heftigen Bewegung des Waſſers her, wodurch ein Theil deſſelben, nebſt den ihm aufgelöſeten Salz-Theilchen, aus dem Gefäße heraus geworfen wird; ein Theil davon zieht ſich auch in die Gefäße. Indeſſen will doch *Vairo* in dem Dampfe, welcher aus den alkalihaltigen warmen Waſſern di Gurgitella auf der Inſel Iſchia aufſteigt, etwas Alkali gefunden haben, und glaubt an die Ausdunſtungen des feuerbeſtändigen Alkali mit dem Waſſer um ſo leichter, weil er auch in der Solfatara di Pozzuoli, aus aufgeſtiegenem Waſſer-Dampf ſogar ſublimirten Alaun und Vitriol an manchen Dampf-Löchern bemerkt hat. Dies war wohl nur ein Auswachſen.

7. Wenn man ſie trocknet und von neuem auflöſet, ſondert ſich allezeit ein Theil Erde von ihnen ab (8).

8. Sie kommen bey einem mäßigen Feuer in Fluß.

9. Sie löſen im Fluſſe alle Erden auf.

10. Sie verglaſen ſich mit den Erden, wenn ſie mit ihnen in gehörigem Verhältniß vermiſcht und einem zureichenden Grade des Feuers ausgeſetzt werden; am liebſten mit den glasartigen Erden.

11. Sie theilen denen Erden, welchen ſie in großer Menge zugeſetzt worden ſind, und die ſie aufgelöſet haben, alle ihre Eigenſchaften mit; ſiehe im XXXVII Th., S. 485, f.

12. Sie vereinigen ſich mit den Säuren, mit oder ohne Aufbrauſen, je nach dem ſie Gas enthalten oder nicht (9), bis zum Puncte der Sättigung, und zwar vollkommener und genauer, als die reinen abſorbirenden Erden; und aus dieſer Vereinigung entſtehen verſchiedene Mittel-Salze.

13. Sie

(8) Es iſt zweifelhaft, ob dieſe Erde von dem ſich zerſetzenden Alkali herkomme. Durch wiederhohlte Calcinirungen und Auflöſungen kann man immer mehr Erde abſcheiden, und das Alkali vermindert ſich. Dieſe Umſtände ſcheinen die Zerſetzung zu beweiſen. Ueberlegt man aber, daß die Schmelz-Tiegel, wie ihr Gewicht und Feuchtwerden an der Luft anzeigt, das Alkali, welches man in ihnen calcinirt, zum Theil in ſich ziehen, und das hinwiederum das Alkali ein Auflöſungs-Mittel der Thon- und Kieſel-Erde iſt, woraus die Schmelz-Tiegel verfertigt werden, ſo dürfte wohl der Urſprung dieſer Erde nicht ſo ſchwer zu errathen ſeyn.

(9) Der Graf *di Saluzzo* will jedoch, ſelbſt wenn er fein gepülverten Kalk oder gepülvertes ätzendes Laugen-Salz mit Salpeter-Säure vermiſchte, ein merkliches Aufbrauſen bemerkt haben. (Mem. della Società Italiana, To. I. p. 526.) War das vielleicht nicht die Folge einer nicht vollkommenen Scheidung der Luft-Säure, oder der heftigen Erhitzung, welche die in den Zwiſchenräumchen dieſer gepülverten Subſtanzen eingeſchlichene gemeine Luft austrieb?

13. Sie zerſetzen alle Salze, die einen erdigen, metalliſchen oder flüchtig-alkaliſchen Grund-Theil haben, ſcheiden dieſe Subſtanzen, und verbinden ſich mit der Säure dieſer Salze, mit welcher ſie neue Mittel-Salze bilden; ein Beyſpiel einer ſtärkern Verwandtſchaft, aus welcher eine Zerſetzung und eine neue Verbindung entſteht!

Weil die alkaliſchen Salze ziemlich einfache Subſtanzen ſind, ſo ſind ſie, eben ſo wie die Säuren, ſehr ſtarke Auflöſungs-Mittel. Sie ſind im Stande, ſich, wie ich nur eben geſagt habe, nicht nur mit allen Säuren und mit allen Erden, ſondern auch mit dem Schwefel und mit allen oehligen Materien zu vereinigen. Sie geben mit dem Schwefel eine Art von ſchwefeliger, im Waſſer auflöslicher Seife, welche man Schwefel-Leber nennt. Mit den Oehlen, Fettigkeiten und Harzen formiren ſie Gemiſche, welche man Seifen nennt. In allen dieſen Verbindungen werden die Alkalien zu einem Hülfs-Mittel, durch welches alle dieſe entzündlichen Körper, die von Natur im Waſſer unauflöslich ſind, oder ſich mit demſelben nicht vermiſchen laſſen, ihm vermiſchbar und in ihm auflöslich werden.

Dieſe Salz-Subſtanzen wirken auch auf den Weingeiſt, wenn ſie von allem zu ihrer Salz-Natur nicht gehörigen Waſſer und Gas befreyet worden ſind. Die alſo eingerichteten Alkalien benehmen anfänglich den Wein-Geiſte alles, was er ſelbſt von überflüſſigem Waſſer enthält; hernach wirken ſie, wenn ſie in gehörigem Verhältniß angewendet werden, auf ſeine eigene Subſtanz, mit der ſie ſich verbinden, und verurſachen verſchiedene Veränderungen, ja die Zerſetzung deſſelben.

Alle Alkalien leiden beträchtliche Veränderungen, wenn ſie mit ungelöſchtem Kalke bearbeitet werden. Ihre Aetzbarkeit, ihre Auflöſungs-Kraft, ihre Schmelzbarkeit

barkeit, ihre Zerfließbarkeit wird viel ſtärker und merklicher. Wenn ſie ſich in dieſem ätzenden Zuſtande befinden, verbinden ſie ſich mit den Säuren ohne Aufbrauſen, und bilden dennoch mit ihnen dieſelben Mittel-Salze, wie in ihrem natürlichen Zuſtande. Auf der andern Seite bringen die nicht ätzenden Alkalien in dem ungelöſchten Kalke nicht weniger beträchtliche Veränderungen hervor, indem ſie ihm alle Eigenſchaften eines ungelöſchten Kalkes entziehen, und ihn wieder in ſeinen erſten Zuſtand, da er eine einfache, rohe oder ungebrannte Kalk-Erde war, verſetzen.

Endlich wirken auch die Alkalien mehr oder weniger leicht auf metalliſche Subſtanzen, nach dem ihre Natur iſt, und durch verſchiedene Mittel, wie bey jeder Art von Alkali oder Metall gezeigt wird.

Alles, was jezt von den Alkalien geſagt iſt, kommt den verſchiedenen Arten von Alkalien überhaupt zu, ſelbſt denen, die man flüchtige nennt, wenn man, was die leztern betrifft, alles dasjenige wegläßt, was nothwendiger Weiſe zu der Feuerbeſtändigkeit gehört. Unter dieſer Bedingung paßt dieſer Artikel auf alle Alkalien überhaupt; doch kann man ſich aus dieſen allgemeinen Sätzen keinen richtigen Begriff machen, wenn man nicht, was die verſchiedenen Arten betrifft, ſich um ihre einzelnen und beſondern Eigenſchaften bekümmern will.

Das feuerbeſtändige mineraliſche Alkali, L. Alcali fixum minerale; Fr. Alkali fixe minéral, Alkali minéral, Alkali marin; Engl. Fixed mineral alkali, marine Alkali; Ital. Alcali minerale, o marino, iſt eine alkaliſche und feuerbeſtändige Salz-Subſtanz, welche dem Kochſalz-Sauren zum Grund-Theil dient, und mit ihm das natürliche Mittel-Salz bildet, welches, in großer Menge im See-Waſſer aufgelöſet, und unter dem Nahmen des Meer-Salzes, See-

See-Salzes oder Koch-Salzes, bekannt iſt. Da dieſes Salz von der Natur hervorgebracht wird, und weder zum Gewächs- noch zum Thier-Reiche gehört, ſo ſetzt man es in die Reihe der Mineralien; aus dieſem Grunde giebt man auch ſeinem Alkali den Nahmen **mineraliſches Alkali**. Man erhält zwar auch durch die Einäſcherung vieler Pflanzen, die am Ufer des Meeres wachſen, eine beträchtliche Menge dieſes Alkali, aber ſein Urſprung iſt immer derſelbe, und das Alkali deswegen doch nicht vegetabiliſcher. Es kommt nähmlich, wie ich bald zeigen werde, von dem Koch-Salze, welches die Pflanzen enthalten, her. Nebſt dem, daß man dieſes Laugen-Salz in verſchiedenen Mineral-Wäſſern, theils rein, theils mit Vitriol-Säure verbunden, und am häufigſten mit andern Stoffen vermiſcht, im Koch-Salze und in andern Producten des Mineral-Reiches antrifft, findet man es ſchon in freyerm Zuſtande, obgleich nicht ganz rein, in Ober-Ungarn in Debretzin (*); in Aegypten auf dem Boden einiger von der Sonnen-Hitze ausgetrockneter Seen; in Syrien, Perſien, Oſt-Indien (**),

(*) In Ungarn, bey Debretzin, befindet ſich eine Strecke von mehrern Meilen, wo es aus der Erde gegraben wird.

Anzeige von dem ungariſchen mineraliſchen Laugenſalz (Sal alcali minerale pannonicum), welches Hr. Kegel, ein aufmerkſamer Liebhaber der Naturkunde und Chymie, in Ungarn unterſucht hat, ſt. im 6 St. des 3 B. der Berl. Sammlungen ꝛc. (Berl. 1771, 8.) S. 595—601.

(**) Jo. Heinr. Pott's Auszug aus einem Briefe des Hrn. Sam. Ben. Cnoll über das indianiſche natürliche Alkali, aus Miſc. Berolinenſ. Cont. VI. (Berol. 1743, 4.) S. 318, fgg. überſ. ſt. in Hrn. Bergr. von Crell neuen chem. Archiv, 3 B. (Lpz. 1785, 8.) S. 317, fgg.

Die Geſellſchaft der Wiſſenſch. in London, hatte in ihren Philoſophical Transactions ſeit 1776, in Ermangelung eines indianiſchen mineraliſchen Alkali, zum Gebrauch der Seifen-Manufacturen, Glas-Manufacturen und bey dem Bleichen, und um die Pott-Aſche (Barilla) aus Spanien und andern ſüdlichen Ländern entbehrlich zu machen, auf die Einführung eines Alcali nativum foſſile fixum

und China (*). Nicht minder kommt es aus der Provinz Suchena, 28 Tagreiſen von Tripolis (**), woher es, etwann vor 18 Jahren, in einigen

aus den brittaniſchen Beſitzungen in Oſt-Indien von wenigſtens 10 Centner, einen Preis von 30 Pfund Sterl. geſetzt. Erſt im J. 1786 erhielt die Geſellſchaft aus Bombay 3 Centner einer alkaliſchen Erde, deren dort die Eingebornen ſich zur Reinigung ihrer Kleider bedienen. Hr. *James Keir* in Birmingham, dem dieſe Erde zur chemiſchen Unterſuchung mitgetheilt war, lieferte in den Phil. Transact. einen ſehr gründlichen Bericht über die Beſtand-Theile derſelben, und über deren Anwendbarkeit für die gröbere ſowohl als feinen Sorten von Glas-Arbeiten und von Seife. Hauptſächlich brauchbar hält er es zu Glas-Tafeln und zu härterer Seife. Der Preis kommt etwa 20 pro Cent wohlfeiler als Pott-Aſche, vornehmlich auch deswegen, weil es nahe am Strande gefunden wird, und als Ballaſt verladen werden kann.

(*) Herr Jo. Abr. Grill, welcher ſich viele Jahre in China aufgehalten hat, erhielt von einem gelehrten Chineſer ein beſonderes Salz, oder natürliches mineraliſches Alkali, welches ſich in dem Königreiche Hami, in der tibetiſchen Tatarey, in der Erde findet, der chineſiſchen Seife gleicht, und daher auch den Nahmen Kien erhalten hat, womit ſonſt dieſe Seife belegt wird. Der Herr Wardein von Engeſtröm hat verſchiedene Verſuche damit aufgeſtellt, und daraus erkannt, daß es ein mineraliſches Alkali ſey, mit welchem aber einige fremde Materien, wiewohl in geringer Quantität, vermiſcht ſind; inſonderheit hat derſelbe etwas Salz-Säure, verbrennliches Eiſen, Kalk und Thon, beygemiſcht gefunden.

Bericht vom Kien, einem natürlichen mineraliſchen Alkali aus China, von Jo. Abr. Grill, Abrahamſſon, ſt. im 34 B. der überſ. Abhandl. der kön. ſchwed. Akad. der Wiſſ. a. d. J. 1172. (Lpz. 1776, gr. 8.) S. 165, f.

Verſuche mit vorerwähntem Salze oder Kien, von Guſtav v. Engeſtröm, ſt. eb. daſ. S. 167—174.

(**) An account of a pure native cryſtalliſed Natron, or foſſil alkaline Salt, which is found in the Country of Tripoli in Barbary, by *Donald Monro*, ſt. im LXI B. der *Philoſ. Transact.* a. d. J. 1771. (Lond. 1772, 4.) Art. 52, S. 567—573. Dieſes Salz wird von den nach dem Innern von Afrika hin liegenden Bergen, unter dem Nahmen Troxa, nach Tripolis gebracht, und daſelbſt als Arzeney gebraucht, auch zu eben dem Behuf nach Konſtantinopel geliefert. Es läßt bey dem Auflöſen in Waſſer nur wenig von einer röthlichen Erde fallen. Wie man es in ſeinem Vaterlande findet, das weis Hr. Monro nicht; aber es

einigen Schiffen nach Venedig gebracht, und von da aus dem Materialiſten Sabbadini in München, unter dem Nahmen Troxa zugeſchickt wurde; weil er es aber nicht kannte, übergab er ſolches Hrn. Rath und Prof. Rouſſeau zu Ingolſtadt, zur Unterſuchung, welcher fand, daß es ein mineraliſches Alkali ſey, von welchem er das Pfund um 32 Kr. verkauft hat (*). In der Gegend von Bilin, im leutmeritzer Kreiſe in Böhmen, iſt, nach dem Berichte des fürſtl. Arztes zu Bilin, Hr. D. Reuß, die ganze Ebene am Bila-Fluß weiß, wie mit Schnee-Flocken beſäet; ein wahres Laugen-Salz deckt alle Wieſen, und nahe am Ufer des Fluſſes ſieht man große ſalzige Flocken; geſammelt und verſucht, zeigte ſich das Salz als ein wahres mineraliſches Laugen-Salz (**). Endlich findet man es auch gediegen an alten Wänden und Mauern, wo es der Ritter Lorgna am tiefſten Gewölbe der Feſtungswerke von Verona (***), und Morell in einer Berg-Höhle unweit Schwarzburg im Canton Bern, angetroffen hat. Man hält es für das Natrum der Alten. Ich werde die Art, ſich dieſes Alkali in ſeiner größten Reinigkeit zu ver-

es ſcheint in dünnen Adern, einen halben Zoll oder etwas darüber dick, zwiſchen See-Salz zu liegen, wenigſtens iſt das verkäufliche auf beyden Seiten mit See-Salz umgeben. Die eine Seite iſt ebener, die andere ungleicher von der Kryſtalliſirung. Uebrigens hat dieſes Salz gar keine Kauſticität, da es nie im Feuer geweſen iſt.

(*) S. Ludw. Rouſſeau chemiſch-mineralogiſche Abhandlungen ꝛc. (Nürnb. 1790, gr. 8.) S. 126.

(**) Hrn. D. Fr. A. Reuß Abhandlung über ein natürliches mineraliſches Alkali, ſt. im 3 Th. der Abhandlungen der böhmiſchen Geſellſch. d. Wiſſ. a. d. J. 1787, (Prag und Dresd. 1788, 4.) S. 75—87.

(***) Ueber den Urſprung des mineraliſchen gediegenen Laugen-Salzes, vom Hrn. Ritter Lorgna, ſt. in Hrn. v. Crell chemiſchen Annalen, 12 St. v. J. 1786, S. 495—502.

verſchaffen, anzeigen, nachdem ich zuvor von ſeinen Eigenſchaften werde gehandelt haben.

Das feuerbeſtändige mineraliſche Alkali hat im Grunde und weſentlich alle Eigenſchaften des feuerbeſtändigen vegetabiliſchen Alkali. Es hat eben den Geſchmack, eben dieſelbe Feuerbeſtändigkeit; es löſet eben dieſelben Subſtanzen alle auf, und macht mit ihnen ſehr ähnliche Erſcheinungen; es bringt, wie jenes, alle Erden in Fluß, und macht ſie zu Glas; es wird durch den Kalk auf dieſelbe Weiſe verändert; es vereinigt ſich, bis zur Sättigung, mit allen Säuren, und macht mit ihnen Mittel-Salze; es wirkt eben ſo wie das vegetabiliſche feuerbeſtändige Alkali auf die metalliſchen Subſtanzen, und formirt, wie jenes, mit allen Oehlen, und oehligen Materien Seifen. Wenn man ſich darnach einen gehörigen Begriff von den alkaliſchen Eigenſchaften dieſer Salz-Subſtanz machen will, muß man dasjenige, was ich weiter unten bey dem feuerbeſtändigen vegetabiliſchen Alkali beſonders ausführen werde, mit dazu nehmen. Unterdeſſen unterſcheidet es ſich auch merklich genug von dem vegetabiliſchen Alkali durch viele Eigenſchaften, die nur ihm zukommen.

Das feuerbeſtändige mineraliſche Alkali, welches hier in ſeinem größten Grade der Reinigkeit angenommen wird, unterſcheidet ſich von dem vegetabiliſchen feuerbeſtändigen Alkali:

1. Durch ſeinen Geſchmack, welcher etwas weniger beizend und weniger brennend iſt.

2. Wenn es bis zur Trockenheit gebracht worden iſt, zieht es nicht Feuchtigkeit genug aus der Luft an, daß es ſich in einer flüſſigen Geſtalt darſtellen könnte, wie das feuerbeſtändige vegetabiliſche Alkali thut (10).

3. Wenn

(10) Durch Kalk ätzend gemachtes zerfließt ebenfalls an der Luft. Nur mildes verwittert.

3. Wenn man es in Waſſer auflöſet, nachdem es trocken und calcinirt iſt, ſo erhitzt es ſich bey weitem nicht ſo ſtark (11).

4. Wenn es in Waſſer aufgelöſet worden iſt, und man dieſe Auflöſung abrauchen und kalt werden läßt, ſo ſchießt das Mineral=Alkali zu Kryſtallen an, vollkommen ſo wie es die Mittel=Salze thun. Es unterſcheidet ſich hierin von dem gemeinen oder vegetabiliſchen feuerbeſtändigen Alkali; welches, wenn es gebrannt worden iſt, gern zerfließt und ſich nur alsdann kryſtalliſirt, wann es mit vielem mephitiſchen Gas vereinigt worden iſt (12). Das mineraliſche Alkali behält in ſeinen Kryſtallen die Hälfte ſeines Gewichtes, und mehr, von Waſſer (13). Es ſcheint mit dieſem Waſſer wenig Zuſammenhang zu haben, indem es den größten Theil davon durch das bloße Ausſtellen und Abtrocknen an der freyen Luft verliert. Seine Kryſtallen verlieren zugleich Geſtalt und Durchſichtigkeit, welche ſie, ſo wie alle andere Salz=

(11) In mäßiger Wärme erfordert es ungefähr doppelt ſo viel Waſſer, als es wiegt, zu ſeiner Auflöſung. *Bergmann* Opuſc. phyſ. chym. Vol. I. p. 20.

(12) Die Kryſtallen des Mineral=Alkali ſind zehnſeitig, oder vielmehr achtſeitig, mit zwey einander entgegengeſetzten größtentheils abgeſtumpften Endſpitzen. Sie enthalten auch mephitiſches Gas oder fixe Luft, und heißen deswegen mildes oder luftgeſäuertes Mineral=Alkali, L. Alcali minerale aëratum, Fr. Alkali minéral aëré, Mephite de ſoude.

(13) Nach Bergmann ſind in 100 Theilen eines friſch kryſtalliſirten Mineral=Alkali, außer 16 Theilen fixer Luft, 64 Theile Waſſer. Hundert Theile luftſäureleeres oder ätzendes Mineral=Alkali erfordern alſo zu ihrer Sättigung 80 Theile Luft=Säure. In Wenzel's Verſuchen (v. d. V. S. 446.) verlor eine halbe Unze Mineral=Alkali im Glühen 150 Gran Waſſer. Nach Kirwan (Verſ. und Beobacht. B. 1, S. 63), der die eigenthümliche Schwere des in der Luft gewogenen kryſtalliſirten Mineral=Alkali 1,421 fand, enthalten 100 Theile deſſelben 35 Alkali, 20 Luft=Säure und 45 Waſſer.

Salz-Kryſtallen, nur von dem Waſſer ihrer Kryſtalliſation haben. Die auf gedachte Art des Waſſers ihres Anſchließens beraubten Kryſtallen des Mineral-Alkali zerfallen in Geſtalt eines weißen Pulvers. Wenn man ſie alſo aufbehalten will, muß man ſie ſogleich nach ihrer Abtröpflung in einer wohl zu verſtopfenden Flaſche verwahren. Die eben angezeigten Unterſchiede des vegetabiliſchen und mineraliſchen Alkali beweiſen, daß das leztere die Eigenſchaften eines Salzes in einem minder hohen Grade beſitze.

5. Das mineraliſche Alkali löſet, wie das vegetabiliſche, alle Erden durch die Schmelzung auf, und verwandelt ſie in Glas. Man hat aber, unter übrigens ganz gleichen Umſtänden bemerkt, daß es beſſer verglaſet, und dauerhaftere und feſtere Gläſer hervorbringt. Wahrſcheinlicher Weiſe rührt dieſes daher, weil einestheils das mineraliſche Alkali ein wenig feuerbeſtändiger ([14]), als das vegetabiliſche, iſt, und eine beſſer verbundene Erde enthält, und anderntheils nicht dieſelbe zerfließbare Eigenſchaft beſitzt.

5. Mit der Vitriol-Säure macht das mineraliſche Alkali ein Mittel-Salz, welches ſich kryſtalliſiren läßt, und **Glauberiſches Salz** genannt wird ([15]).

Dieſes

(14) Verwittertes Mineral-Alkali glühet, ehe es ſchmilzt. S. Bergmann's Anmerk. zu Scheffers chem. Vorleſ. S. 81. Auf der Kohle vor dem Löth-Rohre fließt es mit einigem Geräuſche, und wird verſchluckt. Auf einem ſilbernen Löffel hingegen bleibt es in der blauen Spitze der Flamme flüſſig und durchſichtig, und wird bey verminderter Wärme wieder milchweiß und undurchſichtig (*Bergmann* Opuſc. II. p. 460.) Kryſtalliſirtes wird erſt durch ſein Kryſtalliſations-Waſſer in der Hitze flüſſig gemacht, nach deſſen Verfliegung es wieder geſteht, und nun erſt wie verwittertes nach dem Glühen fließt.

(15) Um 100 Theile Mineral-Alkali zu ſättigen, werden 177 Theile von der Vitriol-Säure 135½ Salmeter- und 125 Salz-Säure, erfordert, ſo wie 56½ Theile Mineral-Alkali hin-

Dieſes Salz unterſcheidet ſich aber merklich von dem vitrioliſirten Weinſtein durch die Geſtalt ſeiner Kryſtallen, welche überdies weit größer ausfallen; durch die viel größere Menge Waſſer, welche es in ſeinem kryſtalliniſchen Zuſtande in ſich behält; durch ſeine weit beträchtlichere Auflöslichkeit im Waſſer; und endlich durch den geringern Zuſammenhang, den es mit dem Waſſer ſeiner Kryſtalliſation hat. Dieſe Eigenſchaft iſt von der Art, daß das der Luft ausgeſetzte Glauberiſche Salz an derſelben ſein Kryſtalliſations-Waſſer eben ſo, wie ſeine Durchſichtigkeit und Geſtalt, verliert, und ſich wie das mineraliſche Alkali, in ein weißes Pulver verwandelt. Da ſich in dem vitrioliſirten Weinſteine und in dem Glauberiſchen Salze dieſelbe Säure befindet, ſo kann die Verſchiedenheit beyder Salze offenbar nur von der Beſchaffenheit ihres alkaliſchen Grund-Theiles herkommen. Es müſſen demnach alle Eigenſchaften, in welchen das Glauberiſche Salz von dem vitrioliſirten Weinſteine abgeht, als Unterſchiede des vegetabiliſchen und mineraliſchen Alkali betrachtet werden. Eben ſo verhält es ſich mit allen Verbindungen des leztern mit andern Säuren, wovon ich izt reden werde.

7. Mit der Salpeter-Säure bildet das mineraliſche Alkali eine beſondere Art Salpeter, die der Verpuffung und Kryſtalliſirung fähig iſt; er unterſcheidet ſich aber von dem gewöhnlichen Salpeter, d. i. demjenigen, welcher vegetabiliſches Alkali zur Baſis hat, durch die Geſtalt, ſeiner Kryſtallen, welche, anſtatt lange Spieße vorzuſtellen, ſich zu Körpern von ſechs rhomboidaliſchen, d. h. ſolchen Flächen, die zwey ſpitzige und zwey ſtumpfe Winkel haben, bilden.

Dieſe

hinlänglich ſind, 100 Theile reine Vitriol-Säure zu neutraliſiren. *Bergmann*, Opuſc. I, p. 20.

Dieſe Geſtalt, welche ſich der würfeligen nähert, hat gedachtem Salze den Nahmen des **würfeligen** oder **viereckigen Salpeters** erworben; ſie rührt von dem mineraliſchen Alkali her.

8. Mit der Salz=Säure giebt das mineraliſche Alkali gemeines oder Koch=Salz, welches ſich in vollkommenen Würfeln kryſtalliſirt, und von dem Mittel=Salze, welches aus eben dieſer mit dem vegetabiliſchen Alkali verbundenen Säure entſteht, beſonders durch ſeinen weit angenehmern Geſchmack unterſchieden iſt.

9. Das mit der Eſſig=Säure vereinigte mineraliſche Alkali bildet ein Mittel=Salz, welches von der **Blätter=Erde** oder **geblätterten Weinſtein Erde** durchaus verſchieden iſt, indem dieſes leztere Salz von einer zerfließbaren und der Kryſtalliſirung wenig fähigen Beſchaffenheit iſt, da hingegen dasjenige, von welchem hier die Rede iſt, ſich vortrefflich in Kryſtallen bringen läßt, und keine Feuchtigkeit aus der Luft anzieht.

10. Mit der feſten Weinſtein=Säure giebt das mineraliſche Alkali ein kryſtalliſirbares Mittel=Salz, welches man **Seignette=Salz** nennt. Es unterſcheidet ſich von demjenigen, welches aus eben dieſer Säure und dem vegetabiliſchen Alkali gemacht wird, und welches man in Frankreich **vegetabiliſches Salz**, bey uns aber **tartariſirten Weinſtein**, nennt, durch ſeine Kryſtallen, die weit größer und ſchöner ſind, und dadurch, daß es ſich, ſo wie alle vorgedachte Mittel=Salze, die das Mineral=Alkali zum Grunde haben, durch aufgelöſete und zugemiſchte Weinſtein=Säure nicht zerſetzen läßt.

11. Mit der Ameiſen=Säure giebt das mineraliſche Alkali geblätterte feuchtende, ſalzig=bittre, in zwey Mahl ſo viel Waſſer aufloͤsliche Kryſtallen, (**ameiſengeſäuertes, Ameiſenſäure=haltiges, amei-**

ſen=

ſenſaures Mineral=Laugenſalz, Soda formicata, Alcali minerale formicatum; Fr. Sel formicin d'alcali mineral), welche aber doch noch alkalesciren, und im Deſtilliren ſich wie das vegetabiliſche Ameiſen=Salz verhalten.

12. Mit der Fett=Säure liefert das mineraliſche Alkali bräunliche Kryſtallen, welche durch gelindes Schmelzen, Calciniren, nochmahliges Auflöſen und Abdampfen, zwar etwas ſchwer, aber endlich doch zu weißen ſpitzigen Kryſtallen anſchießen. Dieſe Kryſtallen zerfließen bey gelinder Wärme, und gerinnen wieder durch das Erkalten zu einer Salz=Maſſe, aus deren gemeinſchaftlichem Mittelpuncte viereckige, in mehrentheils dreyeckig zugeſpitzte Pyramiden ſich endigende Kryſtallen hervorragen. An der Luft beſchlagen dieſelben weiß. Ihr Geſchmack gleicht dem Geſchmacke der anſchießbaren Blätter=Erde. Herr Bergrath v. Crell legt ihnen den Nahmen eines thieriſch=mineraliſchen Salzes bey. Man kann es auch fettgeſäuertes oder fettſaures Mineral=Alkali, Natrum ſebaceum, Sal neutrum *Crelli*, Oxyſoda pinguedinis; Fr. Sebacite de Soude; Engl. Sebaceous Salt of mineral alcali; Ital. Sale ſebaceo di alcali marino, nennen.

13. Das mit Bernſtein=Säure geſättigte Mineral=Alkali, das mineraliſche Bernſtein=Mittelſalz, die Bernſtein=Soda, oder bernſteinſaure Soda, L. Sal minerale ſuccinatum, Soda ſuccinata, Alcali minerale ſuccinatum, Succineum natratum; Fr. Carabite ou ſuccinate de ſoude, Sel neutre ſucciné à baſe d'alkali fixe minéral; Engl. Amber-ſalt with baſis of marine alkali; Ital. Soda ſuccinata, Alkali minerale ſuccinato, erſcheint in luftbeſtändigen, langen, abgeſtutzt=dreyſeitigen ſäulenförmigen und mit blätterförmigen gemiſchten Kryſtallen. Der Geſchmack deſſelben iſt ſalzig=bitter und etwas rauh. Es ſcheint

ſich

ſich etwas ſchwerer, als Koch-Salz, aufzulöſen, auch ſchwerer als Salpeter auf Kohlen zu fließen, ohne ſich doch zu alkaliſiren, welches jedoch ebenfalls Wenzel (*), vielleicht bey ſtärkerer Hitze, beobachtet hat. In ſeinen übrigen Eigenſchaften gleicht es dem Bernſtein-Salze mit einem vegetabiliſch-alkaliſchen Grund-Theile, deſſen weiter unten Erwähnung geſchehen wird. Doch wird es von dem Gewächs-Laugenſalze auf dem naſſen Wege zerſetzt.

Von der Verbindung des Mineral-Alkali mit Flußſpath-, Sedativſalz- und andern Säuren, ſiehe unter ihren Artikeln.

13. Wenn das mineraliſche Alkali durch Kalk von ſeinem Gas gut befreyet worden iſt, ſo löſet es die Oehle und oehligen Materien vortrefflich auf, und macht mit ihnen, ſo wie das vegetabiliſche Alkali, **Seifen.** Dieſe leztern aber bleiben weich, und erlangen diejenige Conſiſtenz und Feſtigkeit, welche die erſtern haben, nicht. Ohne Zweifel rührt dieſer Unterſchied von der Eigenſchaft des mineraliſchen Alkali, vermöge welcher es ſich kryſtalliſirt, her (16).

Man würde gewiß, bey einer aufmerkſamen Unterſuchung der Verbindungen des mineraliſchen Alkali mit dem Schwefel und den metalliſchen Subſtanzen, merkliche Unterſchiede zwiſchen ihnen und den ähnlichen mit vegetabiliſchen Alkali gemachten Verbindungen wahrnehmen, und die Bemerkung dieſer Un-

(*) Von der Verwandtſch. ꝛc. S. 326.

(16) Da das mineraliſche Alkali ebenfalls durch ungelöſchten Kalk zur Seifenſieder-Lauge geſtärkt, ſeine Eigenſchaft ſich zu kryſtalliſiren verliert, ſo ſcheint die größere Härte der mit demſelben verfertigten Seifen nicht ſowohl von ſeiner Eigenſchaft ſich zu kryſtalliſiren, als vielmehr von der geringern Neigung deſſelben mit Waſſer vereinigt zu bleiben, herzurühren. Die mit natürlichem Mineral-Alkali in Ungarn bereitete Seife iſt, nach Hrn. Scopoli, auch weit weißer, leichter und lockerer, als die mit vegetabiliſchem Alkali verfertigte.

Unterſchiede könnte vielleicht über die Natur dieſes Alkali neues Licht verbreiten; man hat aber über dieſen Gegenſtand bis jezt noch keine beſondere und hinlängliche Arbeiten angeſtellt ([17]). Doch haben bereits viele berühmte Chemiker beträchtliche Unterſuchungen über die Natur des mineraliſchen Alkali gemacht. Dühamel hat in verſchiedenen Abhandlungen ([18]) eine Menge Verſuche umſtändlich erzählt, die er angeſtellt hat, um das Koch-Salz dermaßen aus ſeiner Miſchung zu ſetzen, daß er deſſen alkaliſchen Grund-Theil allein und rein erhalten und ſeine Eigenſchaften gehörig unterſuchen könnte. Da das Koch-Salz durch die bloße Wirkung des Feuers und ohne Zwiſchenmittel ſich nicht zerſetzen läßt, ſo mußte man ein Mittel ausfindig machen, welches die Salz-Säure wegnehmen konnte, ohne mit dem alkaliſchen Grund-Theile vereinigt zu bleiben. Es war natürlich, daß man das Brennbare, welches dieſe Wirkung in denen Mittel-Salzen, die aus feuerbeſtändigem Alkali und Vitriol- oder Salpeter-Säure beſtehen, in der That recht gut hervorbringt, als das Zwiſchenmittel verſuchte, wodurch man die Salz-Säure von dieſem Alkali abſonderte. Dies hat Dühamel auch gethan, aber ohne zum Zweck kommen zu können, ob er gleich hierbey in ſeinen Verſuchen alle Mittel der aufgeklärteſten Chemie erſchöpft hat. Eben daſſelbe iſt Hrn. Marggraf wiederfahren, welcher

(17) Die Platina-Auflöſung ſchlug das mineraliſche Alkali nicht nieder. Marggraf's chym. Schriften, Th. 1, S. 15. Doch ſehe man den Artikel Platina. Seine Wirkung auf den Spießglanz-König bey wiederhohlter Schmelzung hat ebenfalls Marggraf erforſcht; ſ. eb. daſ. S. 179. Zu den Unterſchieden des Mineral-Alkali gehört auch dieſes, daß es den ätzenden Sublimat brandgelb fällt.

(18) S. Memoir. de Par. 1736. p. 299. Hiſt. p. 89. und in Crell's N. Arch. IV, S. 166, fgg.

cher die Verbindung des Salz-Sauren mit dem Brennbaren, in der Abſicht Phosphorus hervorzubringen, verſucht, und übrigens auch viele andere wichtige Unterſuchungen über die Natur des mineraliſchen Alkali angeſtellt hat [19]. Es ſcheint demnach ausgemacht zu ſeyn, daß die Kunſt noch keine Mittel an die Hand gegeben hat, das Koch-Salz durch Brennbares zu zerſetzen [20]. Dem ungeachtet aber iſt es ganz wahrſcheinlich, daß dieſe Zerſetzung doch nicht unmöglich iſt [21], und daß ſie auch bey der Verbrennung derjenigen See-Pflanzen täglich Statt finde, welche zu der Gattung des Kali oder Salz-Krautes gehören, die alle Kochſalz-haltig ſind, und in ihrer Aſche eine beträchtliche Menge eines Alkali geben, welches ſich in Kryſtallen bringen läßt, und, mit Vitriol- und Salpeter-Säure verbunden, Glauber-Salz und würfeligen Salpeter giebt, die durchaus von derſel-

den

(19) S. Deſſen chym. Schriften, Th. 1, S. 71, fgg. 134, fgg. und 156, fgg.

(20) Dühamel iſt nicht der Einzige, welcher das Koch-Salz wegen des alkaliſchen Grund-Theiles hinlänglich unterſucht hat. Marggraf hat in zwey Abhandlungen umſtändlich gezeigt, wie das mineraliſche Alkali aus dem Koch-Salze zu erhalten, und daß daſſelbe ein wirkliches Alkali, und keine alkaliſche Erde, ſey. S. Marggraf's chym. Schriften, Th. 1, S. 144, f. und 167, f.

(21) Da das natürliche Mineral-Alkali in Aſia und Afrika oft mit Koch-Salz vermiſcht gefunden wird, und je tiefer es liegt, deſto mehr davon enthält, das höchſte hingegen auch das reinſte iſt, ſo vermuthet Bergmann (Opuſc. III. p. 267), daß das Mineral-Alkali ſowohl durch die Thon-Erde in vulkaniſchem Feuer, als auch durch die langjährige Einwirkung der Dunſtkreis-Veränderungen, von der Salz-Säure frey geworden ſeyn könne. Auch könne vielleicht das Eiſen zur Ausſcheidung deſſelben etwas beytragen, von welchen Scheele (ſ. Crell's N. Entdeck. VII. S. 129, fgg.) ſo wie vom Kalke bemerkt hat, daß ſie, wenn ſie auf das Koch-Salz in Geſellſchaft wenigen Waſſers, und, wie es ſcheint, der Luft-Säure wirken, das mineraliſche Alkali deſſelben der Säure entreiſſen.

ben Art, als diejenigen Salze ſind, welche man erhält, wenn man das Koch-Salz durch dieſe beyden Säuren zerſetzt. Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſes zum Anſchießen geſchickte Alkali, welches man aus der Aſche der See-Pflanzen zieht, von einem Theile natürlicher Weiſe in dieſen Pflanzen enthaltenen Koch-Salzes herkomme, davon ein Theil durch die Wirkung der Verbrennung ſich ſelbſt zerſetzt, ob es gleich durch die Verſuche der Herren *Rouelle* (22), und *Montet* (23) ausgemacht gewiß iſt, daß dieſe Pflanzen auch freyes mineraliſches Alkali ſelbſt vor ihrer Verbrennung bey ſich führen (24). Siehe weiter unten **Feuerbeſtändiges vegetabiliſches Alkali.**

(22) Journ. de Med. To. 35. p. 87. und daraus in Crell's Beytr. B. 1, St. 1, S. 124, f.

(23) Memoir de Sav. etrang. To. V. p. 541.

(24) Auſſer dem in den Salz-Kräutern entdeckten freyen Mineral-Alkali enthalten ſie auch noch Glauber-Salz, welches bey dem Verbrennen derſelben ſich anfangs mit dem Brennbaren der Kohle in Schwefel-Leber verwandelt. Aus dieſer Schwefel-Leber verfliegt bey fernerm Brennen der Schwefel, und hinterläßt mit der Aſche der Pflanzen verbundenes freyes Mineral-Alkali, oder die gemeine Sode; es bedarf alſo keines in den Salz-Kräutern befindlichen Eiſen-Vitriols, deſſen Säure das Koch-Salz derſelben in Glauber-Salz zerſetzte, wie man ſonſt geglaubt hat. Uebrigens ſcheint, nach einer von *Dejean* gemachten und Hrn. Vairo mitgetheilten Bemerkung, das bey verſchiedener Wärme und durch andere Urſachen ungleich erfolgende Wachsthum der nähmlichen Salz-Kräuter zu veranlaſſen, daß ſie in ihrer Aſche oft ſehr viel, zuweilen abrr weniger Mineral-Alkali, mit viel Koch-Salz gemiſcht, und wieder anderwärts bloß Koch-Salz zurücklaſſen. Dieſes Wachsthum der Pflanzen, und, wie das in der Galle, im Urin, im Blut-Waſſer, und in der Feuchtigkeit der Wäſſerſüchtigen angetroffene Mineral-Alkali zeigt, auch die Kräfte der thieriſchen Maſchinen ſcheinen alſo das Koch-Salz noch weit beſſer zerlegen zu können, als das Feuer der Vulkane; denn an dem Veſuv findet man, nach Vairo, das Koch-Salz häufig mit etwas wenigem Glauber-Salze und Salmiak verbunden, auf der verſchlackten Lava.

So viel iſt bey allen dem gewiß, daß dieſes zum Anſchießen geſchickte Laugen-Salz, welches man aus den Seepflanzen erhält, ſchlechterdings mit dem alkaliniſchen natürlichen Grund-Theile des Koch-Salzes in ſeiner Natur übereinkommt. Kein Chemiſt bezweifelt dieſe Wahrheit; aber wegen der alkaliniſch-ſalzigen Natur dieſer Subſtanz iſt noch keine ſo allgemeine Uebereinſtimmung.

Die Unterſuchungen des Dühamel hatten ihn gelehrt, daß dieſe Subſtanz die vornehmſten Kennzeichen eines ſalzartigen Alkali beſitze, und er ſchloß daraus, daß ſie in der That eine ſolche Materie ſey. Pott(25) hingegen, der über dieſen Gegenſtand ebenfalls ſehr große Arbeiten unternommen hat, hat allezeit behauptet, daß es nur eine bloße Erde ſey, welche die Kennzeichen eines alkaliſchen Salzes nicht an ſich habe. Dieſe Verſchiedenheit in den Meinungen hat dieſen beyden Männern zu einer gelehrten Unterſuchung von derjenigen Art Gelegenheit gegeben, welche ſtets zum Vortheil für die Wiſſenſchaften ausſchlagen. Sie hat eine Menge ſchöner Verſuche erzeugt, welche in dieſer Materie vieles aufgeklärt haben.

Der ſtärkſte Beweis, welchen Pott für ſeine Meinung beygebracht hat, findet ſich in den Erklärungen, welche der franzöſiſchen Ueberſetzung ſeiner Lithogeognoſie beygefügt ſind. „Man ſchlägt,“ ſagt Pott: „durch ein „feuerbeſtändiges oder flüchtiges Alkali aus der Mutter-„lauge des Koch-Salzes eine unſchmackhafte und völlig „unauflösliche Erde nieder. Dieſe Erde giebt, mit Vi-„triol-Saurem verbunden, ein Glauberiſches Salz, wel-„ches demjenigen völlig ähnlich iſt, welches man aus dem „Koch-Salze bereitet. Dieſes Glauberiſche Salz bringt „mit den Kohlen einen alkaliſch-ſalzigen Körper hervor, „welcher ſich nicht mehr durch das vegetabiliſche Alkali „nie-

(25) S. Deſſen Obſſ. et animadv. chym. Collect. I. p. 3. 4. 7. 8. 108. und Lithogeognoſie, N. Anh. S. 26.

„niederſchlagen läßt. Gerade eben das trägt ſich mit „demjenigen Glauberiſchen Salze zu, welches aus Koch-„Salz iſt bereitet worden. Dieſes Alkaliſche Salz hat „ſeinen Urſprung weder von der Vitriol-Säure, noch „von den zugeſetzten Kohlen, ſondern vornehmlich von „dieſer Erde des Salzes, welche ich aus dieſer Urſache „eine alkaliſche Erde nennen will, die dem ſalzartigen „Zuſtande ſehr nahe, oder ſehr geſchickt iſt, in den an-„dern Säuren eine gehörige Portion ihres feinſten „Theiles zu ergreifen, durch deſſen Verbindung und „Veränderung ſie zu einem wirklichen Alkali wird (26).“

Es ſcheint übrigens nach den weſentlichen Eigenſchaften der feuerbeſtändigen alkaliſchen Salze und den Grund-Theilen des Koch-Salzes leicht zu ſeyn, eine von dieſen Meinungen zu erwählen. Man kann über den Gegenſtand der gegenſeitigen Unterſuchungen des Hrn. Dühamel und Pott nichts beſſeres ſagen, als was der Ueberſetzer der Lithogeognoſie des Pott geſagt hat: daß nähmlich im Grunde die ganze Sache vorjezt auf einen Wort-Streit hinaus laufe, weil Dühamel mit Pott darin übereinſtimmt, daß der Grund-Theil des Koch-Salzes von dem feuerbeſtändigen Alkali des Salpeters und andern ähnlichen verſchieden ſey, ſo wie Pott mit Dühamel darin wieder einig iſt, daß dieſer Grund-Theil ſich von den gemeinen abſorbirenden Erden unterſcheide; daß aber der Ausdruck des Dühamel bis jezt richtiger, und der Wort-Erklärung der Salz-Subſtanzen gemäßer zu ſeyn ſcheine.

Aus allen dieſem muß man den Schluß ziehen, daß der Grund-Theil des Koch-Salzes, weder eine reine Erde, noch ein Alkali iſt, das demjenigen gleiche, welches man aus Pflanzen, die kein Koch-Salz bey ſich führen, gewinnt, ſondern daß es eine ſalzartige und alkaliniſche Subſtanz von einer beſondern Na-

(26) Daß Hrn. Pott hier die äuſſere Aehnlichkeit des Glauber- und Bitter-Salzes ſo getäuſcht habe, daß er die Bitter-Salz-Erde für den alkaliſchen Grund-Theil des Koch-Salzes hielt, iſt nur angehender Chemiſten wegen anzumerken. Marggraf (Chem. Schriften, Th. 1, S. 174, fgg.) hat Pott's Irrthum zuerſt gründlich widerlegt.

tur iſt; und wenn es erlaubt iſt, einige Muthmaßungen über das Weſen dieſes Alkali beyzubringen, ſo ſcheint daſſelbe von dem vegetabiliſchen Alkali deswegen verſchieden zu ſeyn, weil entweder eine größere Menge Erde zu ſeiner Miſchung kommt, oder, weil ſein erdiger Beſtand-Theil ihm auf eine genauere Art einverleibet iſt.

Baumé (27) ſagt, wenn man Weinſtein in verſchloſſenen Gefäßen, z. B. in einer Retorte, brenne, ſo gebe er einen guten Theil alkaliſches Salz, welches ſich kryſtalliſirt, und daß dieſe Wirkung von dem Brennbaren komme, welches einen Theil dieſes Salzes in Soda-Kryſtallen, oder in ein mineraliſches Alkali verwandelt (28).

Was uns endlich am beſten belehrt, daß der alkaliſche Grund-Theil des Koch-Salzes wirklich von

(27) Erläuterte Experimentalchymie, Th. 1, S. 448.

(28) Es ſind aber keine hinlängliche Beweiſe für die Verwandlung angeführt worden, außer daß dieſe Kryſtallen nicht zerfließen, und daß ſie minder beizend geweſen ſind: dieſes hängt aber bloß von der hinzu getretenen fixen Luft ab. Eine reine geſättigte Weinſtein-Auflöſung läßt ſich durch gemeinen, mit feuerbeſtändigem Alkali bereiteten Salmiak-Geiſt vermiſcht, und, wie Cartheuſer (Hamb. Magaz. B. 21, S. 190 -- 203) meldet, bey gelindem Feuer, oder, nach Hrn. Hofr. Leonhardi Erfahrung, auch bloß in der Kälte digerirt, in Kryſtallen bringen, die aber deswegen noch kein Mineral-Alkali ſind; denn ſie gaben Lezterm, nach ihrer Verbindung mit Vitriol-Säure, kein Glauber-Salz, ſondern einen vitrioliſirten Weinſtein. *Sage* (Mineral: docimast. Ed. 2. To. I. p. 20.] will das vegetabiliſche Laugen-Salz durch die Verbindung mit der Mutter-Lauge des vitrioliſirten Weinſteins, und zwar vermittelſt eines in ihr befindlichen zum Grundſtoff eines Salzes gewordenen fetten Stoffes in Mineral-Alkali, und umgekehrt das Mineral-Alkali durch Verſetzung des Glauber-Salzes mit der Mutter-Lauge des Salpeters in vegetabiliſches Laugen-Salz verändert haben. Allein Morveau (Anf. der Ch. Th. 3, S. 152, fgg.) fand bey der Prüfung dieſer unwahrſcheinlichen Behauptungen durch Verſuche, daß ſie ganz ungegründet ſeyn.

von ſalziger Natur ſey, iſt die bereits oben erwähnte glückliche und oft ſelbſt vortheilhafte Anwendung deſſelben in vielen Fällen zu denſelben Abſichten, wozu das feuerbeſtändige vegetabiliſche Alkali angewandt wird (29).

Das üblichſte Mittel, ſich dieſes Alkali in großer Quantität zu verſchaffen, iſt die Einäſcherung der See-Pflanzen. Dieſe Aſche iſt an mineraliſchem Alkali ſehr reich, wenn die Pflanzen, welche ſie geben, in einem günſtigen Lande und Klima wachſen; und das mineraliſche Alkali, welches ſie enthalten, iſt mehr oder weniger rein, je nach dem ihre Natur und die Natur des Bodens beſchaffen iſt. Im Handel iſt die Aſche überhaupt unter dem Nahmen Soda bekannt. Man gebraucht dieſelbe in vielen Künſten ſo, wie ſie iſt, und ohne erſt das mineraliſche Alkali auszuziehen, folglich ohne ſie zu reinigen; auch bemerkt man einen beträchtlichen Unterſchied unter den Arten der Soda, deren einige vor andern weit beſſer und theurer ſind. Nächſt der Soda erhält man reines Mineral-Alkali auch, nach Marggraf's Art, durch

 die

(29) Stahl, Gellert und Macquer ziehen doch die Soda dem feuerbeſtändigen vegetabiliſchen Alkali vor, weil ſie feſtere und dauerhaftere Gläſer giebt, die ſich nicht ſo leicht von Säuren angreifen laſſen. Ungereinigte Soda giebt, nach Kunkel'n ein bläuliches, bey der Erhitzung leicht ſpringendes Glas: aber ungereinigtes Gewächs-Laugenſalz, thut, nach Stahl's Bemerkung, daſſelbe. Keir hat bemerkt, daß jedes feuerbeſtändige Alkali dem Glaſe eine ſolche durch Braunſtein wegzunehmende Farbe beybringe, ungeachtet es vorher überaus wohl gereinigt worden war. Die feinern und härtern Seifen, welche das Mineral-Alkali giebt, braucht man auch mit mehrerer Wirkſamkeit, als die mit Gewächs-Laugenſalz verfertigten, zur Reducirung metalliſcher Kalke. Man braucht ferner das Mineral-Alkali zur Reinigung des Silbers und zur Geſchmeidigmachung des Weiß-Kupfers. (Ferber N. Beytr. I. S. 424.) Es iſt auch das ſchicklichſte Fällungs-Mittel für metalliſche Auflöſungen, da es im mildern Zuſtande immer gleichviel Luft-Säure bey ſich führt. (*Bergmann* Opuſc. II. 385.)

die Verpuffung mit Kohlen=Geſtübe aus dem würfeligen Salpeter, imgleichen durch die Verkalkung und Alkaliſirung der anſchießbaren Blätter=Erde, welche man durch das Niederſchlagen einer mit Glauber=Salz und Kohlen=Geſtübe verfertigten und in Waſſer aufgelöſeten Schwefel=Leber durch Eſſig erhalten hat. Dieſen leztern Weg hat Hr. v. Crell(30) mehr erleichtert, indem er aus deſtillirtem Bier=Eſſig und Kreide eine Auflöſung verfertigt, und davon ſo lange zu dem aufgelöſeten Glauber=Salze etwas zugießt, bis kein Selenit mehr fällt. Das aus der Vereinigung der Eſſig=Säure und des alkaliniſchen Grund=Theiles von dem Glauber=Salze entſtandene Mittel=Salz iſt anſchießbare Blätter=Erde, und dieſe brennt ſich alkaliſch, und giebt alſo reines Mineral=Alkali. Marggraf's Art, das Mineral=Alkali häufig und wohlfeil zu machen, deren Lehmann in der Vorrede zu Deſſen chym. Schr. Th. 1, geheimnißvoll erwähnt, iſt ſo wie die von Higgins(31), und Turner(32), nie bekannt geworden. Delius(33) lehrte es durch die Verpuffung des würfeligen Salpeters bereiten, den er durch die Zerſetzung der aus Kohlenſtaub und Glauber=Salz verfertigten Schwefel=Leber mit Salpeter=Säure erhalten hatte. Scheele(34) bemerkte, daß Bleyglätte das Mineral=Alkali aus dem aufgelöſeten Koch Salze ſcheide; und Volta hat, wie Scopoli erzählt, in London die auch von Kirwan(35) angekündigte Mi=

(30) Chem. Journ. Th. 1, S. 101.

(31) S. Crell's Annalen, 1785, B. 2, S. 47.

(32) S. Kirwan Verſ. und Beobacht. B. 1, S. 60.

(33) Adverſ. Faſc. 3. (Erl. 1783. 4.) no. 10. p. 15. und Göttling's Almanach f. Sch. 1781, S. 129.

(34) S. Bergmann's Anm. zu Scheffers Vorleſ. S. 31.

(35) S. Crells N. Entdeck. V. S. 273.

Mineral=Alkali=Fabrik geſehen, wo zu dieſem Behuf das Koch=Salz mit Bleyweiß auf dem naſſen Wege durch Reiben zerſetzt wird. Allein Göttling (36) Achard (37), Rösler (38) und Remler (39), fanden dieſes Verfahren nicht vortheilhaft, ſo wie auch die bereits oben gedachte Scheeliſche Art der Ausſcheidung des Mineral=Alkali aus Koch=Salz durch Eiſen oder Kalk viel zu langweilig iſt. Weſtrumb (40) fand ſogar, nach Achard, daß das, was aus dem Gemenge von Kalk und Koch=Salz, ſo wie aus dem von Glauber=Salz und Kalke auswitterte, nur ätzender Kalk war; und wenn Herr Gren (41) durch Kochen mit Waſſer Mineral=Alkali zu gewinnen lehrte, ſo erklärt Scheele (42) dieſe Arbeit für unſäglich mühſam, und Klaproth (43) für nicht ſonderlich ergiebig. Wiegleb, der ſich von der durch Hagen (44) und Bergmann (45) entdeckten, obgleich in Rückſicht der Salz=Säure von ihm (46) bezweifelten, jedoch auch von dieſer durch Weigel'n (47) und Andere beſtätigten nähern Verwandtſchaft des Gewächs=Laugenſalzes gegen die

(36) Almanach, 1781, S. 129.
(37) Samml. chem. Schr. B. 1, S 93, fgg.
(38) Crell's chem. Ann. 1785, B. 1, S. 140.
(39) Göttling's Almanach, 1785, S. 45.
(40) Kleine chem. Schr. B. 1, Heft 1, S. 143, f.
(41) S. Crell's N. Entdeck. Th. 8, S. 112, f.
(42) Crell's chem. Ann. 1784, B. 2, S. 124.
(43) Crell's chem. Ann. 1785, B. 2, S. 47.
(44) Abh. chem. Inhalts. (1769, 8.) S. 136.
(45) N. Act. Vpſal. Vol. 2, p. 188. 196. 200; und Opuſc. Vol. 3, p. 312. 336.
(46) S. Chem. Verſ. über die alkal. Salze, S. 260.
(47) Chem. mineral. Beobacht. Th. 2, S. 125, Anm. 29.

Säuren vor der des Mineral-Alkali überzeugt hatte, kehrte durch die gemeinſchaftliche Auflöſung von 1 Th. Pott-Aſche mit 2 Th. Glauber-Salz, nach deren Durchſeihen und Abſcheidung des angeſchoſſenen vitrioliſirten Weinſteins, durch Kryſtalliſirten Mineral-Alkali in reichlicher Menge bereiten (48). Sein Verfahren beſtätigten in der Folge ſowohl Göttling (49), als Weſtrumb (50). Zu der vortheilhafteſten Bereitungs-Art des Mineral-Alkali aber hat Bergmann's (51) Entdeckung der Zerſetzbarkeit des Koch-Salzes durch Gewächs-Laugenſalz Gelegenheit gegeben, von welcher ſich auch Hr. Hofr. Leonhardi durch wiederhohlte Verſuche oft überzeugt zu haben verſichert. Auf das von ungefähr in einer Kochſalzreichen Pflanzen-Alkali-Lauge angeſchoſſene Mineral-Alkali durch einen jungen eifrigen Beobachter, Hrn. Thiemann, aufmerkſam gemacht, ſuchte Hr. Hof-Apotheker Meyer (52) aus gleich viel gereinigter Pott-Aſche und Koch-Salz durch Auflöſen, Seihen, Abrauchen, und Anſchießen, das Mineral-Alkali zu gewinnen, und der Ertrag der Arbeit fiel nach Wunſche aus. Nach ihm zeigte auch Weſtrumb (53) durch eine nähere Prüfung und Beſtimmung, wie dieſe Scheidungs-Art, als die wohlfeilſte, am beſten ausgeführt werden könne. Es vermiſcht nähmlich Derſelbe die mit kaltem Waſſer gemachte und geſeihete

(48) Hahnemann Handb. der Chem. II. S. 72, und in ſeinen Zuſätzen zu Demachy Laborant im Großen, B. 2. S. 371.

(49) Chem. Verſ. über den Salmiak, S. 136. Praktiſche Vortheile ꝛc. S. 48.

(50) Am ang. O. S. 144.

(51) Opuſc. Vol. 3. p. 312. 351.

(52) Crell's Ann. 1784, B. 2, S. 126, f.

(53) Am ang. O. S. 145.

ſeihete Auflöſung von 10 Pfund Pott-Aſche, mit der wäſſrigen Auflöſung von eben ſo viel Koch-Salz, raucht die durchgeſeihete Miſchung in einem eiſernen Gefäße bis zum Häutchen ab, und ſtellt ſie, nach nochmahligem Durchſeihen, damit ſich der vitrioliſirte Weinſtein der Pott-Aſche abſcheide, ins Kühle; nach deſſen Hinwegnahme die nur noch ein wenig abgerauchte Lauge ein ſehr ſchönes Mineral-Alkali, und nach deſſen Entfernung und fernern Abrauchen und Abkühlen Digeſtiv-Salz giebt, die auch zulezt in Vermiſchung anſchießen, und, nach Remler's Bemerkung (54), durch gelinde Anwärmung von einander geſchieden werden können, indem das in ſeinem erwärmten Kryſtalliſirungs-Waſſer zerfloſſene Mineral-Alkali von dem zu Boden gefallenen Digeſtiv-Salze, wiewohl nicht ganz rein (55), abgegoſſen werden kann. Liphardt (56) nimmt gegen 3 Th. gereinigtes Pottaſchen-Salz, 2 Theile Koch-Salz, raucht die vermiſchten Auflöſungen bis zum Anſchuß-Puncte in Reaumüriſchen porzellanen Gefäßen ab, und ſtellt das Abgerauchte ſodann eine Nacht lang zum Anſchießen hin, da dann im Sommer das Mineral-Alkali, im Winter aber das Digeſtiv-Salz zuerſt anſchießt. Als Beobachtung iſt auch die Erfahrung des Hrn. Göttling (57), daß das Gewächs-Laugenſalz das Mineraliſche aus der in wäſſrigem Wein-Geiſt aufgelöſeten venediſchen Seife ausſcheide, merkwürdig. Scopoli hält auch die Fäulniß für ein ſehr wirkſames Zerſetzungs-Mittel des Koch-Salzes, in Verbindung mit der Beyhülfe der Sonnen-Wär-

(54) S. Göttling's Almanach, 1785, S. 73.

(55) Weſtrumb, a. ang. O. S. 146, Anm.

(56) Crell's Annal. 1785, B. 2, S. 27, fgg.

(57) Almanach, 1784, S. 36.

Wärme; und der Ritter Lorgna (58) leitet den Urſprung des natürlichen Mineral-Alkali, deſſen Grund-Miſchung ihm mit der von der Bitterſalz-Erde, von welcher es nur dem Salz-Zuſtande nach unterſchieden ſey, ſehr übereinzukommen ſcheint, größtentheils von zerſtörten See-Thieren her, weil er, zwar nicht aus Konchylien, aber wohl aus See-Fiſchen, vermittelſt der Eſſig-Säure kryſtalliſirte Blätter-Erde erhalten hat. Etwas Mineral-Alkali kann dann aber wohl, wie er zugiebt, aus zerſetztem Koch-Salze herrühren, von dem er, was ſchon längſt vor ihm Neumann (59) wußte, erſt erfunden zu haben glaubt, daß es, mit Waſſer und Eiſen-Vitriol vermiſcht, Glauber-Salz liefere. In Salpeter-Hütten ſoll ſich auſſer Salpeter- und Salz-Säure und Pflanzen-Alkali auch Mineral-Alkali bilden (60). Uebrigens haben die Meinung, daß die Grund-Erde im Mineral-Alkali Bitterſalz-Erde ſey, ſchon Wenzel (61), und Osburg (62) aus ihren Erfahrungen behauptet, ſo wie Dieſelben im vegetabiliſchen und Wenzel auch im flüchtigen Alkali, zur Grund-Erde die Kalk-Erde annehmen.

Da die chemiſchen Verwandtſchaften und die Heil-Kräfte des mineraliſchen und des vegetabiliſchen

(58) *Rozier* Journ. de phyſ. 1786. Juill. S. 31, fgg. Sept. S. 161, fgg. Oct. S. 295, fgg. Nov. S. 373, fgg. Crell Ann. 1787. B. 1, S. 21, fgg.

(59) Med. Ch. B. 1, S. 282. B. 2, S. 11. 50.

(60) *Thouvenel.* bey *Rozier.* J. d. ph. Oct. 1786. S. 275.

(61) Einl. zur höhern Chem. §. 93.

(62) S. Act. Ac. Elect. Mog. ad ann. 1784. S. p. 8. und Deſſen chem. Verſuche über die Beſtimm. der Frage, ob mineral. Alkali und Laugenſalz als Arten, oder als Varietäten verſchieden ſind, (Erf. 1786, 4.). Crell Annal. 1787, B. 1, S. 24, fgg.

iſchen Alkali die nähmlichen ſind, ſo werde ich hier das Weſentlichſte über dieſe Gegenſtände vortragen.

Die Verwandtſchafts-Tafel des Geoffroy giebt die Verwandtſchaften des feuerbeſtändigen Alkali folgender Maßen an: das Vitriol-Saure, das Salpeter-Saure, das Eſſig-Saure, und der Schwefel. Die Tabelle des Hrn. Gellert erſtreckt ſich bey dieſem Artikel viel weiter. Sie nennt: das Brennbare, die Vitriol-Säure, die Salpeter-Säure, die Salz-Säure, die vegetabiliſche Säure, den Zink, das Eiſen, das Kupfer, das Bley, das Zinn, den Spieß-Glas-König, den Arſenik und Wißmuth. Das Gold und das Silber ſind in dieſer Tabelle als angezeichnet, welche ſich durch das feuerbeſtändige Alkali nicht auflöſen laſſen.

Bergmann's Verwandtſchafts-Tafel giebt für das mineraliſche Alkali folgende an. Auf dem naſſen Wege: Vitriol-Säure, Salpeter-Säure, Salz-Säure, Fett-Säure, Flußſpath-Säure, Phosphor-Säure, Zucker-Säure, Weinſtein-Säure, Arſenik-Säure, Sauerklee-Salz-Säure, Bernſtein-Säure, Citronen-Säure, Ameiſen-Säure, Milch-Säure, Benzoe-Säure, Eſſig-Säure, Perl-Säure, Milchzucker-Säure, Borax-Säure, phlogiſtiſirte Vitriol-Säure, phlogiſtiſirte Salpeter-Säure, Luft-Säure, Berlinerblau-Säure, Waſſer, fettes Oehl, Schwefel, Metall-Kalke. Auf dem trocknen Wege: Phosphor-Säure, Perl-Säure, Borax-Säure, Arſenik-Säure, Vitriol-Säure, Salpeter-Säure, Salz-Säure, Fett-Säure, Flußſpath-Säure, Bernſtein-Säure, Ameiſen-Säure, Milch-Säure, Benzoe-Säure, Eſſig-Säure, reine Schwer-Erde, reine Kalk-Erde, reine Bitterſalz-Erde, reine Thon-Erde, Kieſel-Erde, Schwefel.

Da die feuerbeſtändigen Alkalien unter allen Körpern die Säuren am ſtärkſten in ſich nehmen, ſo dienen ſie gegen alle Arten von Säure, und in allen von Boerhaave'n beſchriebenen Krankheiten, die von der im Körper entwickelten Säure entſtehen. Sie

ſind

ſind ſelbſt den abſorbirenden Erden vorzuziehen, wiewohl dieſe leztern weit gebräuchlicher ſind, und zwar in denen Fällen, wo, der Kennzeichen einer Säure ungeachtet, eine Anlage zur Fäulniß, zu befürchten iſt. Sie ſind dann, nach den Bemerkungen des Pringle(63), vermöge deſſen, daß ſie ſalzartige Materien ſind, Mittel gegen die Fäulniß. Wenn aber die Fäulniß ſchon bis zur alkaleſcirenden Beſchaffenheit geſtiegen iſt, welches ſehr ſelten vorkommt, ſo würden ſie ſchädlich ſeyn, weil ſie die alkaleſcirende Schärfe vermehren würden. Aber auch ohne als gegenwärtig angenommene alkaleſcirende Beſchaffenheit der Säfte können feuerbeſtändige Alkalien in faulen Krankheiten nicht gebraucht werden, weil ſie das durch die Fäulniß bereits zu ſehr verdünnte Blut noch mehr auflöſen, den verminderten Zuſammenhang der feſten Theile noch mehr ſchwächen, und alſo den Abſichten des Arztes bey der Cur fauler Krankheiten ganz entgegengeſezte Wirkungen äuſſern würden.

Die reinen Alkalien müſſen niemahls anders, als in kleinen Doſen, verordnet werden, z. B. zu ½ bis 2 Gran, wenn ſie mit feſten Körpern vereinigt und in einen kleinen Raum gebracht worden ſind; und von 1 bis zu 3, oder 4 Gran, wenn man ſie, ihrer äzenden Kraft wegen, mit 16 Unzen einer wäſſerigen Feuchtigkeit verdünnet hat. Dieſe Salz-Subſtanzen ſind

(63) Some experiments on Subſtances reſiſting Putrefaction, by *John Pringle*, ſt. in Philoſ. Transact. Vol. XLVI, No. 495. for Apr. M. J. et July 1750. S. 480 — 488, und No. 496. for Nov. et Dec. 1750. S. 525 — 534.

Eb. Deſſ. further experiments on Subſtances reſiſting Putrefaction; with Experiments upon the Means of haſtening and promoting it, ſt. eb. daſ. S. 550 — 558.

D. überſ. u. d. T. Einige Verſuche mit Materien, welche der Fäulniß widerſtehen, von J. Pringle, überſ. und mit Zuſätzen vermehrt von D. J. E. Zeiher, ſt. im Hamb. Magaz. 10 B. 3 St. (1753, 8.) S. 300 — 310.

ſind auflöſende, eröffnende und ſteintreibende Mittel; ſie werden aber als ſolche wenig gebraucht. Ihre vorzüglichſte Nutzung beſteht darin, daß man ſie mit den harzigen Abführungs-Mitteln als mildernde Zuſätze verbindet, weil ſie dieſe Arzeneyen dadurch, daß ſie ihnen eine ſeifenartige Beſchaffenheit beybringen, verbeſſern; doch muß man, da ſie die purgirende Subſtanz harziger Mittel ganz zu verändern ſcheinen, um dieſe nicht ganz unwirkſam zu machen, ſie nur denſelben in kleiner Quantität zuſetzen.

Aeuſſerlich ſind die Alkalien ſchmelzende, auflöſende, zertheilende und beizende Mittel.

Mit der Benennung **feuerbeſtändiges vegetabiliſches Alkali, Gewächs-Laugenſalz, Pflanzen-Alkali, oder Pflanzen-Laugenſalz**, L. Alcali fixum vegetabile; Fr. Alcali fixe végétal; Engl. Fixed vegetable alcali; Ital. Alcali fiſſo vegetabile, belegt man alle diejenigen feuerbeſtändigen Alkalien, welche man durch Verbrennung jeder Art von Materie aus dem Gewächs- oder Pflanzen-Reiche erhält, und welche die Eigenſchaften des dem Koch-Salze zum Grund-Theil dienenden Alkali nicht haben.

Das allgemeine Verfahren bey Gewinnung des feuerbeſtändigen Alkali aus vegetabiliſchen Subſtanzen, beſteht in Verbrennung dieſer Subſtanzen an der freyen Luft mit gänzlicher Verzehrung ihrer Kohlen und deren Verwandlung in Aſche; ferner, in Auslaugung dieſer Aſche mit ſehr reinem Waſſer bis auf den Punct, da dieſes Waſſer unſchmackhaft abläuft; und endlich in Abrauchung dieſer durchgeſeiheten Lauge bis zur Trockenheit; was übrig bleibt, iſt das feuerbeſtändige Alkali der Pflanze. Man thut wohl, es bey einem gelinden und anhaltenden Feuer zu brennen, um es von allem überflüſſigen

Waſſer

Waſſer und einem Theile des ebenfalls überflüſſigen Brennbaren und Gas zu befreyen; und um es noch reiner zu erhalten, muß man das gebrannte Pflanzen=Laugenſalz nochmahls in kaltem Waſſer auflöſen, und, nachdem es die beygemiſchten fremden Materien abgeſetzt hat, die Auflöſung durchſeihen, und bis zur Trockne abrauchen.

Wenn die feuerbeſtändigen, aus vegetabiliſchen Materien aller Art gezogenen Alkalien durch die hiernächſt anzuzeigenden Mittel gut zubereitet und ſorgfältig gereinigt worden ſind, ſo ſind ſie einander völlig ähnlich und haben einerley Eigenſchaften, ſo, daß ſie alle nur eine und dieſelbe Art von Salz=Subſtanzen ausmachen. Da es aber ſehr ſchwer iſt, dieſe Art Salz zu dem höchſten Grade der Reinigkeit zu bringen; da es in dieſer Rückſicht zwiſchen denen, welche man aus unter einander verſchiedenen vegetabiliſchen Materien gewinnt, Unterſchiede giebt, indem einige derſelben von Natur reiner oder zur Reinigung fähiger, als andere, ſind; und da man ſelbſt bis auf unſere Zeiten keine hinreichende Aufmerkſamkeit auf alle Mittel, dieſe Alkalien zum höchſten Grade der Reinigkeit zu bringen, gewendet hat: ſo entſtehen daraus zwey Unbequemlichkeiten. Die erſte iſt: daß viele Chemiſten geglaubt haben, als ob die Alkalien aus verſchiedenen Pflanzen weſentlich von einander unterſchieden wären; die zweyte: daß andere Chemiſten dem Alkali, überhaupt betrachtet, manche Eigenſchaft zugeſchrieben haben, die ihm nicht zukommt, und die es nur von den fremden Subſtanzen hat, von denen es nicht genug befreyet worden iſt. Hier iſt die Rede von dem vollkommen reinen vegetabiliſchen Alkali.

Das feuerbeſtändige vegetabiliſche Alkali beſitzt alle die Eigenſchaften, welche oben, S. 114, fgg., von dem feuerbeſtändigen Alkali angeführt worden ſind. Es erſcheint

erſcheint unter einer feſten Geſtalt, und gleicht einer erdigen Subſtanz; es hat eine matte ſchöne weiße Farbe; ſo lange es trocken iſt, giebt es keinen Geruch von ſich; wenn man es mit Waſſer befeuchtet, ſo empfindet man einen gelinden laugenhaften Geruch; es hat einen heftigen, ſcharfen, brennenden, beizenden und urinartigen Geſchmack, weil es nähmlich, wenn man es in den Mund bringt, daſelbſt einen Geſchmack wie von faulendem Urin entwickelt, indem er in der That aus den thieriſchen Subſtanzen das flüchtige Alkali entbindet.

Bey Unterſuchung des eigenen Geſchmackes des feuerbeſtändigen Alkali, muß man die Behutſamkeit gebrauchen, es mit vielem reinen Waſſer aufzulöſen und zu verdünnen. Dieſes vermindert nur die Stärke des Geſchmackes, ohne ſeinen Character zu verändern. Ohne dieſe Vorſicht würde man ſich der Gefahr ausſetzen, die Zunge zu ſtark zu beizen, weil das gut gebrannte Alkali ein ſtarkes Aetz-Mittel iſt, welches alle thieriſche Materien ſchnell anfrißt und zerſtört.

Daß durch langſames Abrauchen einer reinen vegetabiliſch alkaliſchen Lauge bis zur oben entſtehenden Salz-Rinde, die nicht zerbrochen werden darf, ſchöne große, ſogar nicht zerfließende Kryſtallen von dieſem Alkali entſtehen, hat bereits Bohn (64) gelehrt; auch kannten dieſelben Coxe (65), Grimm (66), und Jo. Moritz Hofmann (67). Eine mit fixer Luft geſchwängerte Auflöſung von Gewächs-Laugenſalz, giebt bey ruhigem Stehen an einem trocknen Orte, regelmäßig viereckige prismatiſche Kryſtallen, deren Endſpitzen von zwey umgekehrten dachförmig zuſammen-

(64) Diſſ. phyſ. chem. p. 381.
(65) Philoſ. Tranſact. IX. p. 174.
(66) Eph. N. C. Dec. 2, A. 7. 1689, obſ. 223.
(67) Eb. daſ. Dec. 2, A. 10, obſ. 183.

mengeſetzten Dreyecken gebildet werden; ſie erhalten ſich an der trocknen Luft, ohne feucht zu werden oder zu zerfallen, durchſichtig; wiewohl ſie an feuchter zerfließen mögen ([68]), bewirken in dem Veilchen-Safte noch immer eine Grünfärbung, wenn ſie nicht in einer reichlichen Menge luftgeſäuerten Waſſer aufgelöſet worden ſind; machen aber die grüne Auflöſung des mineraliſchen Chamäleon roth ([69]); erfordern in mäßiger Wärme zur Auflöſung 4 Theile Waſſer; verlieren beym Auflöſen in Säuren $\frac{20}{100}$ fixe Luft, beym Calciniren auſſer dieſem noch $\frac{32}{100}$ Theile Waſſer; ſchmecken zwar laugenhaft, doch milde; werden durch Entziehung der fixen Luft vermittelſt des Calcinirens oder mit ungelöſchtem Kalke ätzend, und von Bergmann ([70]) Alcali vegetabile aëratum genannt. Neuere franzöſiſche Chemiſten nennen ſie Alcali végétal aëré, od. auch Mephite de potaſſe, und unſere Deutſchen **luftſaures, luftſäureſattes,** oder **luftgeſäuertes Gewächs-Laugenſalz.** Alle die gedachten Eigenſchaften hat Hr. Leonhardi auch an den von ihm durch Digeriren mit gemeinem Salmiak-Geiſt aus Weinſteinſalz-Auflöſung erhaltenen Kryſtallen ([71]) gefunden. Um 100 Theile reines oder ätzendes vegetabiliſches Alkali mit Luft-Säure zu ſättigen, werden 42 Theile derſelben erfordert; auch kann man 100 Theile ätzendes Pflanzen-Alkali, wenn man ſie mit 263 Theilen friſch angeſchoſſenen Mineral-Alkali in 300 Theilen heißen Waſſer auflöſet und gelinde ſieden läßt, zum Anſchießen bringen; die entſtehenden Häutchen ſammelt man, um ſie von dem anhangenden

(68) Lichtenſtein, in Crell's N. Entdeck. VI. S. 109.

(69) S. Bindheim, in Crell's N. E. V. S. 72. *Bertholet.* in Mem. de Par. 1780, p. 127.

(70) Opuſc. phyſ. chem. Vol. I. S. 13, f.

(71) S. Anmerk. 28, oben, S. 134.

genden ätzenden Alkali ablecken zu laſſen, auf Löſch-Papier, ſo lange bis man davon 150 bis 200 Theile erhalten hat. Von 168 Theilen luftgeſäuerter Bitterſalz=Erde wird das Gewächs=Laugenſalz bey ähnlicher Behandlung gleichfalls wegen mitgetheilter Luft=Säure milde und kryſtalliniſch gemacht. *Maudit* (72) brachte das ätzende Gewächs=Laugenſalz durch Elektriſiren, auch in verſchloſſenen Gefäßen zum Anſchießen.

Die eigenthümliche Schwere des milden, vollkommen trocknen, 4 Mahl calcinirten, von Kieſel=Erde reinen Gewächs Laugenſalzes, welches $\frac{21}{100}$ Luft=Säure hielt, fand Kirwan (73) wie 5,0527; ſo wie die des ätzenden trocknen 4,234.

Vor dem Löth=Rohre wird das Luft=Säure-haltige Gewächs=Laugenſalz erſt undurchſichtig, wobey es heftig verkniſtert; dann fließt es zu einer Kugel, die auf dem Löffel ſich erhält, von der Kohle aber verſchluckt wird (74)

Wenn das feuerbeſtändige Alkali der Luft ausgeſetzt wird, ſo zieht es Feuchtigkeit daraus an, durch deren Beyhülfe es ſich in eine weiße, durchſichtige Flüſſigkeit auflöſet, die, wie reines Waſſer, gar keine Farbe hat. Nach Gellert's Bemerkungen (75), zieht das feuerbeſt. Alkali 3 Mahl ſo viel Feuchtigkeit an ſich, als es wiegt; es nimmt auch in der Luft eine gewiſſe Menge mephitiſches Gas in ſich, wodurch es zum Kryſtalliſiren fähig gemacht, und ſeiner Zerfließbarkeit beraubt wird.

(72) in *Rozier* Obſſ. ſur la phyſ. To. X, p. 104.

(73) Verſ. und Beobacht. B. 1, S. 44.

(74) *Bergmann* Opuſc. Vol. II, p. 466.

(75) S. Deſſen Anfangsgr. der metall. Chym. (Lpz. 1756, 8.) Th. 1, S. 22.

So oft man das feuerbeſtändige Alkali in Waſſer auflöſet, bleibt ſtets ein Theil einer unauflöslichen Materie zurück. Wenn man die Auflöſung durchſeihet, ſo geht ſie ſehr hell durch; nach einiger Zeit aber bemerkt man, daß ſie trübe wird, und es bilden ſich darin kleine Flocken einer Materie, die ſich auf den Boden des Gefäßes ſetzt, und ſich nicht wieder auflöſen kann. Dieſe Subſtanz iſt von derſelben Art wie die erſtere, die ſich nicht aufgelöſet hatte; ſie iſt nichts anders, als ein Theil von eben derſelben Erde des Alkali, welche ſich bey jeder Brennung und Auflöſung dieſes Salzes abſondert. Der Antheil davon, welcher anfangs bey dem Durchſeihen mit durchgeht, und der erſt in der Folge die Feuchtigkeit trübe macht, war der feinſte, und derjenige, der am feſteſten an dem alkaliſchen Salze hieng. Die auf gedachte Weiſe geſchiedene Erde iſt nicht mehr in einem ſalzartigen Zuſtande, und wird folglich, wie die reinen Erden, in Waſſer unauflöslich (76).

Wenn das Alkali in der geringſten Menge Waſſer, die nur möglich iſt, nähmlich ungefähr in eben ſo viel, dem Gewichte nach, aufgelöſet worden iſt, giebt es eine minder flüſſige, dickere und ſchmierigere Feuchtigkeit, als das reine Waſſer, die ſich wegen der Menge Salz-Theilchen, mit denen das Waſſer geſchwängert worden iſt, weit ſchwerer durchſeihen läßt. Wenn man ſie angreift und zwiſchen den Fingern reibt, ſcheint ſie eine fette und oehlichte Beſchaffenheit zu haben. Dieſes rührt, nach Macquer's Urtheil, von den fetten Theilen der Haut, die ſie auflöſet, her (77). Dieſer

(76) S. oben, S. 116, Anm. 8.

(77) Scopoli widerſpricht dieſer Meinung, weil ſich hierbey keine Seifen-Subſtanz bilde, und keine unangenehme Empfindung oder Veränderung in dem Oberhäutchen und der Haut eräugne, und ſieht dieſes Fett-Gefühl für eine dem Laugen-Salze eben ſo, als dem Kalke, Sedativ-Salze und andern,

ſer Eigenſchaften wegen, hat ſie von den alten Chemiſten, wiewohl in einem ſehr uneigentlichen Verſtande, den Nahmen **Oehl** bekommen; man muß es vielmehr **zerfloſſenes alkaliſches Salz**, oder **alkaliſche Salz Feuchtigkeit** nennen (⁸).

Das trockne feuerbeſtändige Alkali ſteht die Wirkung eines mäßigen Feuers, welches z. B. ein wenig ſtärker iſt, als das, wobey das Wachs fließt, ziemlich lange aus, ob es gleich einigen Verluſt leidet und dabey ſchmilzt; bey einem ſehr heftigen Feuer aber geht es, wie Macquer behauptet, größten Theils, ja bey einer ſehr ſtarken und lange genug anhaltenden Hitze ganz und gar in Dämpfen fort. Man kann ſich, ſagt er: hiervon leicht überzeugen, wenn man die Töpfe, in welchen man auf den Glas=Hütten das Glas ſchmelzt, betrachtet; man ſieht über dieſen Töpfen einen immerwährenden Rauch, welcher, ſeiner Meinung nach, von nichts anderm, als von dem Alkali, herrühren kann, welches zu der Zuſammenſetzung des Glaſes und der andern Salze kommt, die ſich hier vermiſcht befinden, indem die andern

andern, weſentliche Eigenſchaft an. Allein, die unangenehme Empfindung und Veränderung in der Haut erfolgt wirklich, je ſtärker die Lauge iſt, und je länger man die Finger darin hält. So glatt die Lauge ſich anfangs, ſo lange noch die aus der Lauge und dem Haut=Talge (Smegma cutaneum) gebildete Seife der Haut nahe war, anfühlte, ſo rauh wird das Gefühl bey längerm Verweilen, und vorzüglich nach Herausziehung der Finger aus der Lauge und deren Abtrocknung.

(8) So lange man noch an eine durch die Luft verbreitete allgemeine Säure (Acidum catholicum) glaubte, war es kein Wunder, wenn man zwiſchen dem in Waſſer aufgelöſeten, und zwiſchen dem an der Luft zerfloſſenen Gewächs=Laugenſalze einen Unterſchied annahm. Jezt gilt das nicht mehr. Zu genauen Verſuchen nimmt man das an der Luft zerfloſſene überdies nicht, ſondern wählt dazu entweder das Luftſäure=leere, d. i. das ätzende, oder das Luftſäure=ſatte, d. i. das milde kryſtalliſirte.

Materien, welche zu eben dieſer Zuſammenſetzung gehören, weit feuerbeſtändiger, als das Alkali, ſind. Allein, dieſem widerſpricht Pörner, und verſichert, es noch nicht erfahren zu haben, daß das feuerbeſtändige Alkali bey einem anhaltenden Feuer ganz fortgehe, ungeachtet er bey ſeinen öfters angeſtellten Glas-Arbeiten viele Stunden lang das heftigſte Feuer gehabt habe; dieſes aber habe er bemerkt, daß es bey einem anhaltenden Feuer ſich durch die Tiegel zieht, oder mit andern Subſtanzen vereinigt aufſchäumt und überläuft, endlich auch durch andere Körper zum Theil verflüchtiget wird. Recht reine und trockne Alkalien leiden den wenigſten Abgang im Feuer. Zu dem von Macquer erwähnten Rauch kann das zum Waſchen des Sandes, und zum Löſchen der geglüheten Kieſel gebrauchte, und das dem Gewächs-Laugenſalze noch anhangende, nicht immer von allem Ausziehbaren frey geweſene Waſſer eher Gelegenheit geben, als die ganz unerweisliche Fähigkeit des feuerbeſtändigen Alkali, ſich verflüchtigen zu laſſen. Auch iſt es bekannt, daß ſich der mit der Luftſalz-Säure gemiſchte Rauch in der Luft lange erhält, und Luft-Säure wird doch bey dem Glasmachen aus dem Alkali gewiß mit entbunden.

Das feuerbeſtändige Alkali iſt ein mächtiges Auflöſungs-Mittel. Es löſet, auf dem trocknen Wege, mit Beyhülfe eines gehörigen Grades der Wärme, alle kalkartige, glasartige, thonige, gypsartige und metalliſche Erden auf; und in gehörigem Verhältniſſe, nähmlich zu beynahe gleichen Theilen genommen, verwandelt es die meiſten von ihnen in verſchiedene Gattungen von harten, feſten und durchſichtigen Gläſern. Wenn man 3 bis 4 Mahl mehr davon, als von der Erde, genommen hat, ſo bringt es dieſelbe noch ſchneller in Fluß, und verbindet ſich mit ihr; und da es in dem neuen Gemiſche, welches

aus dieſer Vereinigung entſteht, der vorwirkende und die Oberhand habende Beſtand-Theil iſt, ſo haben auch dann ſeine Eigenſchaften die Oberherrſchaft. Es macht demnach die Erden, welche es auf dieſe Art aufgelöſet hat, in dem Waſſer und in den Säuren auflöslich, und geſchickt, daß ſie Feuchtigkeit aus der Luft an ſich ziehen; doch bewirkt dieſes Anziehen des Waſſers nur das Alkali, aber nicht die Erde.

Das feuerbeſtändige vegetabiliſche Alkali vereinigt ſich mit dem Vitriol-Sauren mit Heftigkeit und großem Aufbrauſen, wenn es nähmlich nicht ätzend, d. h. wenn es nicht alles ſeines Gas beraubt iſt [79]. Die Verbindung dieſer beyden Subſtanzen iſt ſehr ſtark und genau. Es entſteht daraus ein vollkommenes Mittel-Salz, welches der **vitrioliſirte Weinſtein** iſt.

Mit dem Salpeter-Sauren bildet es den **Salpeter**, ein anſchießendes Mittel-Salz, deſſen Eigenſchaften im Art. **Salpeter** angezeigt werden.

Mit der Salz-Säure macht das feuerbeſtändige vegetabiliſche Alkali eine beſondere Art von Koch-Salz, welches in vieler Betrachtung dem natürlichen Koch-Salze gleicht, aber auch durch viele Eigenſchaften, und beſonders durch ſeinen weit weniger angenehmen Geſchmack, von ihm abgeht. Die Unterſchiede dieſer beyden Salz-Arten müſſen einzig und allein der Natur der alkaliſchen Grund-Theile zugeſchrieben werden, indem das natürliche Koch-Salz eine beſondere Gattung von feuerbeſtändigen alkali-

(79) Aetzendes erfordert im Centner zu ſeiner Sättigung $78\frac{1}{2}$ Vitriol-Säure, 64 Salpeter- und $51\frac{1}{2}$ Salz-Säure. (*Bergmann* Opuſc. I, 20.) Andre Zahlen geben Wiegleb (ſ. Crell's N. Entdeck. VII. 7, fgg.) und Kirwan (Verſ. und Beob. I. S. 37) an. Lezterer fand, daß alle drey Mineral-Säuren durch 2,253 reines Pflanzen-Alkali geſättigt werden.

alkaliſchen Salze zum Grund-Theil hat, welches von dem feuerbeſtändigen vegetabiliſchen Alkali verſchieden iſt. Die Kochſalz-Art, welche aus der Salz-Säure und dieſem leztern Alkali entſteht, wird künſtliches **Koch-Salz**, oder **Fiebervertreibendes Salz des Sylvius**, oder **Digeſtiv-Salz** genannt.

Von dem ſalzſauren vegetabiliſchen Alkali, oder dem Sylviſchen Salze, führt Kirwan, in ſeiner Abh. über die Stärke der Säuren, und das Verhältniß der Beſtand-Theile in Neutral-Salzen, Folgendes an:

„Zu 360 Gr. von der Auflöſung des milden vegetabiliſchen Alkali, das durch den Zuſatz von 518 Gr. Waſſer noch mehr verdünnt war, ſetzte ich Salz-Geiſt, deſſen ſpecifiſche Schwere 1,1466 war. Die zur Sättigung erforderliche Quantität war 254 Gr., und der Verluſt an Luft betrug 34 Gr. Die ſpecifiſche Schwere der geſättigten Auflöſung in einer Temperatur von 56° war 1,076, und das Ganze wog 1098 Gr.

Die ſpecifiſche Schwere einer Auflöſung von 100 Gr. Sulviſches Salz in 720 Waſſer betrug in der Temperatur von 56 Grad, 1,076; alſo war das Verhältniß des Salzes in beyden Auflöſungen gleich, nähmlich $\frac{1}{8,2}$ vom Ganzen. Nun ſind $\frac{1098}{8,2} = 113,902$, und 66 Gr. von dieſer Maſſe waren reines Alkali; alſo war das Uebrige 47,902 Gr. Säure, oder Säure und Waſſer. Da aber dieſes Salz, wenn es völlig trocken iſt, in einer Rothglühe-Hitze nur 3 pro Cent verliert, ſo vermuthe ich, daß es kein Kryſtalliſations-Waſſer enthält, und glaube daher, daß dieſe 47,902 Gr. Säure ſind. 254 Gr. von dieſem Salz-Geiſte enthalten 92,71 vom Maßſtabe; hieraus erhellet, daß nur 47,902 aufgenommen waren, und folglich 44,908 wie bloßes Waſſer davon abzuziehen ſind; und wenn 92,71 Gr. 44,908 verlieren, ſo folgt, daß 100 Gr. des Maßſtabes bey ihrer Vereinigung mit einem vegetabiliſchen Alkali, 48,4 Gr. verlieren müſſen, und folglich iſt er beynahe eben ſo entwäſſert, als ſalzſaure Luft.

Daher ſind 48,4 Gr. von dieſer ſtarken Säure, 100 Gr. des Maßſtabes, und 100 von jener 206 von dieſen gleich. 100 Gr. reines vegetabiliſches Alkali nehmen alſo 55,7 von der ſtärkſten Salz-Säure auf, die beynahe 115

des

des Maßſtabes gleich ſind, und geben 155,7 Gr. Sylviſches Salz.

2) 100 Gr. Sylviſches Salz enthalten 64,2 Alkali, und 35,3 von der ſtärkſten Salz-Säure, die in der Stärke beynahe 73 des Maßſtabes gleich ſind.

Storr verſichert, daß es in einer Hitze unter 590 keinen Verluſt am Gewichte leidet.

Das von Bergmann für 100 Theile von dieſem Salze angegebene Verhältniß iſt 61 Alkali, 31 Säure, und 8 Waſſer. Daher nahmen, ihm zu Folge, 100 Theile reines vegetabiliſches Alkali 50,32 von der ſtärkſten Salz-Säure auf, und geben ungefähr 164 Sylviſches Salz.

Wenzel's Reſultat unterſcheidet ſich von dem meinigen faſt gar nicht; er fand, daß 83,5 Gr. reines Alkali von 207 ſeines Salz-Geiſtes geſättigt wurden, und daß das Rückbleibſel nach dem Abdampfen, und nachdem es der Rothglühe-Hitze ausgeſetzt war, 129 Gr. wog; von dieſen waren 83,5 Alkali, und folglich der Reſt 45,5 Säure.

Daher geben 1) 100 Theile reines vegetabiliſches Alkali, nach ſeinem Verſuche, 154,5 Sylviſches Salz, und nehmen 54,5 von der ſtärkſten Salz-Säure auf.

2) 100 Theile von dieſem Salze enthielten 64,42 Alkali, und 35,58 Säure.

Er glaubt, daß 240 Gr. von dieſem Salze, wenn es kryſtalliſirt iſt, 8 Gr. Waſſer enthalten, da ſie ſo viel in einer Rothglühe-Hitze verlieren; aber es iſt wahrſcheinlich, daß dieſer Verluſt vielmehr von der Zerſtreuung des Salzes, von dem Verluſte eines Theiles ſeiner Säure, und eines geringen Antheiles Waſſer, das nicht nothwendig zu ſeiner Natur gehört, herrühre, dies ſcheint durch ſeinen Verſuch beſtätigt zu ſeyn. Denn 83,5 Theile reines Alkali, mußten nach meiner Rechnung 46,5 Theile der ſtärkſten Säure aufnehmen; ſtatt deſſen ſie, nach ſeinem Verſuche, nur 45,5 aufnahmen; eine Abnahme, die man wohl der ſtarken Rothglühe-Hitze, welche er anwandte, zuſchreiben kann, denn ſein Salz war geſchmolzen.

3) Hieraus können wir die Stärke ſeines Salz-Geiſtes beſtimmen; denn, da 202 Gr. deſſelben 46,5 von der ſtärkſten Säure enthielten, die 96 des Maßſtabes gleich ſind

ſind, ſo müſſen 100 Theile deſſelben 47 des Maßſtabes enthalten; und folglich war ſein ſpecifiſches Gewicht ungefähr 1,1892 (*).

Wahrſcheinlich muß man der angewandten Hitze die Verſchiedenheit zwiſchen allen oben angeführten und den Wieglebſchen Reſultaten zuſchreiben; denn er fand, daß 104 Gr. Sylviſches Salz 83 Alkali, und nur 21 von der ſtärkſten Säure enthielten."

Auch mit den Pflanzen-Säuren verbindet ſich das feuerbeſtändige vegetabiliſche Alkali ſehr gut, und macht mit ihnen, nach der verſchiedenen Natur dieſer Säuren, verſchiedene Mittel-Salze. Mit der Eſſig-Säure bildet es ein zerfließbares Mittel-Salz von einem ſehr ſtechenden Geſchmacke, welches man **wiederhergeſtellten Weinſtein**, oder **geblätterte Weinſtein-Erde**, nennt; mit dem feſten vegetabiliſchen Sauren, oder dem Weinſtein-Rahm giebt es ein Mittel-Salz, welches ſich in Kryſtallen bringen läßt, und **tartariſirter Weinſtein**, oder **vegetabiliſches Salz**, heißt.

Endlich vereinigt ſich auch das feuerbeſtändige vegetabiliſche Alkali ſo, daß es wahre Mittel-Salze bildet, mit einigen Subſtanzen, welche, ohne offenbare und reine Säuren zu ſeyn, dennoch ſich gegen die Alkalien, ihrer Wirkung nach, wie Säuren verhalten. Von dieſer Art iſt das **Sedativ Salz**, mit welchem dieſes Alkali eine beſondere Art **Borax** hervorbringt; ingleichem der **Arſenik**, mit welchem es ſich bis zum Sättigungs-Puncte verbindet, und ein beſonderes kryſtalliſirbares Salz macht, deſſen Eigenſchaften Macquer zuerſt beobachtet, und dem er den Nahmen **arſenikaliſches Mittel-Salz** beygelegt hat.

Die

(*) Er ſchließt ſelbſt, daß 140 Gr. von ſeinem Salz-Geiſte 54 von der ſtärkſten Säure enthalten.

Die Lauge eines mit Ameiſen-Säure genau geſättigten Gewächs-Laugenſalzes ſchmeckt ſehr ſalzig und bitter, und läßt ſich nicht kryſtalliſiren, auch nicht ganz eintrocknen. Nach ſtarkem Brennen entſteht ein alkaleſcirender dunkelgrüner Klumpen, der ſich gern mit Waſſer verbindet, und wenn nach einer allmählichen Verdünſtung an der Sonne, etwas Säure nach und nach hinzugetröpfelt wird, ſo kommen kryſtalliniſche Schuppen zum Vorſchein, welche gelinde, faſt mittelſalzig ſchmecken, und hierin ſowohl als im Zerfließen an der Luft und in der Auflöslichkeit im Weingeiſte, der Blätter-Erde gleichen. Im Deſtilliren giebt es auch keine Säure, weil das Laugenſalz das Brennbare anzieht, und die Säure, die nun mit der Luft-Säure, d. i. mit der fixen Luft ſich vereinigt, zerſtöret. Zerlegen läßt ſich dieſes **vegetabiliſche Ameiſen-Mittelſalz** durch die Schwer-Erde, die ſich der Ameiſen-Säure bemächtigt, und, wenn man das Sedativ-Salz, den Eſſig, die phlogiſtiſirte Vitriol- und Salpeter-Säure und die fixe Luft ausnimmt, durch alle andere Säuren, welche der Ameiſen-Säure das Gewächs-Laugenſalz entreiſſen.

Das mit Bernſtein-Säure geſättigte feuerbeſtändige Gewächs-Laugenſalz, das **vegetabiliſche Bernſtein-Mittelſalz**, die **bernſteinſaure** od. **bernſteingeſäuerte Pott-Aſche**, L. Tartarus ſuccinatus, Alcali vegetabile ſuccinatum, Succineum potaſſinatum; Fr. Tartre ſucciné, Sal neutre ſucciné, à baſe d'alkali fixé végétal, Carabite ou ſuccinate de potaſſe; Engl. Amber-Salt with baſis of vegetable alkali; Ital. Potaſſa ſuccinata, Alcalï vegetabile ſuccinato, erhält man durch die langſame Abrauchung einer wohlgeſättigten Auflöſung des Bernſtein-Salzes in reinem flüſſigen Weinſtein-Alkali, nach

Wen-

Wenzel'n (80) als eine leicht zerfließbare Maſſe, nach *Stockar de Neuforn* (81) und Hrn. Hofr. Leonhardi Verſuchen (82) aber, in glänzenden, durchſichtigen, weißen, dreyſeitig-prismatiſchen und an den Endſpitzen ſchief abgeſtumpften Kryſtallen, welche ſich ſehr leicht im Waſſer auflöſen, an der Luft doch feucht werden, einen bitterlich-ſalzigen beſondern Geſchmack haben, auf Kohlen kniſtern, ſchmelzen und neutral bleiben, vielleicht aber in ſtärkerer Hitze, wie Wenzel beobachtet hat, dennoch ſich zerſetzen und alkaliſiren können. Sie verwandeln das Scheide-Waſſer nicht in Königs-Waſſer, ſchlagen aber die Bleyzucker-Solution weiß, doch nicht zu Horn-Bley, ſo wenig als die Silber-Solution zu Horn-Silber, nieder. Es ſetzt ſeine Säure an die Schwer-Erde, den Kalk und die Bitterſalz-Erde ab, und wird auch durch die Vitriol-, Salpeter-, Salz-, Fett-, Flußſpath-, Phosphor-, Zucker-, Weinſtein-, Arſenik-, Benzoe-, Citronen-, Ameiſen- und Milch-Säure auf dem naſſen, ſo wie auf dem trocknen Wege durch Phosphor-, Borax-, Arſenik-, Vitriol-, Salpeter-, Salz-, Fett-, Flußſpath-, und, wie es ſcheint, ſelbſt durch Benzoe-, Ameiſen- und Milch-Säure, vielleicht auch durch die obgedachten Erden, zerſetzt.

Mit der Fett-Säure giebt das feuerbeſtändige Gewächs-Laugenſalz ein bräunliches, durch das Zerlaſſen über gelindem Feuer von ſeinen öhligen Theilen zu reinigendes, und nun nach dem Auflöſen und Abrauchen weiß erſcheinendes Mittel-Salz von einem blätterichten Anſehen, wie die zerfließende Blätter-Erde,

(80) Von der Verw. ꝛc. S. 326.

(81) Tract. de ſuccino. (L. B. 1761, 8.) §. 33, n. 9.

(82) S. Deſſen Schrift de ſalibus ſuccineis, (Lpſ. 1775, 4.) p. 7.

Erde, welches ſich aber nicht ſo, wie jene, in Wein-Geiſte aufloͤſet, wiewohl es vor ſeiner Reinigung durch das Feuer denſelben eben ſo gelb, wie jene, faͤrbt. Bey einer genauern Saͤttigung der Fett-Saͤure mit Gewaͤchs-Laugenſalz ſchießt es zu geraden, vierſeitigen, dolchfoͤrmigen und luftbeſtaͤndigen Kryſtallen an. Sein Geſchmack iſt ſcharf, ſalzicht, faſt Salmiak-artig, doch milder. Es entzuͤndet ſich nicht im Feuer, und auf Kohlen kniſtert es auch nicht. Durch das Deſtilliren deſſelben ohne zugeſetzte Vitriol-Saͤure erhaͤlt man eine in grauen Daͤmpfen uͤbergehende goldgelbe, aber ſehr ſchwache Saͤure, welche wie Weinſtein-Geiſt riecht, und ein mit Kohle vermiſchtes laugenſalziges Ruͤckbleibſel. Es laͤßt ſich ſowohl durch die Vitriol-Saͤure, als auch durch die Salpeter- und Salz-Saͤure aus ſeiner Miſchung ſetzen, und ſein ſaurer Beſtand-Theil wird durch dieſe Saͤuren in Deſtillir-Gefaͤßen uͤbergetrieben. Ein gleiches bewirkt auch der Alaun. Hingegen ſind die Eſſig-Saͤure, die Flußſpath-Saͤure, die Phosphor-Saͤure und der weiße Arſenik auf keine Weiſe vermoͤgend, auf dem trocknen Wege dieſes Mittel-Salz zu zerſetzen, und ſeine Saͤure von dem feuerbeſtaͤndigen Gewaͤchs-Laugenſalze frey zu machen. Hr. v. Crell hat dieſem fettſauern Mittel-Salze mit einem vegetabiliſch-alkaliſchen Grund-Theile, den Nahmen **Segner's thieriſcher Weinſtein** beygelegt; Andere nennen es **fettgeſaͤuertes Gewaͤchs-Laugenſalz**; L. Sebaceum potaſſinum *Bergmanni*, Sal neutrum *Segneri*. Oxytartarus pinguedinis; Fr. Sel Sebacite de potaſſe; Engl. Sebaceous Salt of vegetable alcali; Ital. Sale ſebaceo di alcali vegetabile.

Von den Verbindungen des feuerbeſtaͤndigen Gewaͤchs-Laugenſalzes mit der Flußſpath-Saͤure, Phosphor-Saͤure und andern Saͤuren, ſiehe unter ihren Artikeln.

Das

Das feuerbeſtändige vegetabiliſche Alkali löſet den Schwefel in ſeiner ganzen Subſtanz auf, d. i. es vereinigt ſich zu gleicher Zeit mit der Säure und mit dem Breunbaren, aus welchen dieſer mineraliſche Körper beſteht. Es vermindert nur den Zuſammenhang, den dieſe beyden Beſtand=Theile des Schwefels unter einander haben. Dieſe Verbindung des Alkali mit dem Schwefel kann auf dem naſſen und trocknen Wege geſchehen, aber viel beſſer auf dem lezten. Es entſteht hieraus eine beſondere Gattung eines ſeifenartigen Körpers, dem man den Nahmen **Schwefel=Leber** gegeben hat, und welches ein großes Auflöſungs=Mittel für alle metalliſche Subſtanzen iſt.

Die metalliſchen Subſtanzen laſſen ſich von dem reinen Alkali angreifen und auflöſen. Einige davon, z. B. das Eiſen, und vornehmlich das Kupfer, dürfen nur mit der alkaliſchen Salz=Feuchtigkeit in Digeſtion geſetzt werden, um ſich vollkommen darin aufzulöſen; die meiſten andern erfordern eine vorgängige Bearbeitung, nähmlich die Auflöſung in einer Säure. Vermittelſt dieſer Auflöſung in einer Säure gelangt man dazu, ſie recht gut in einem Alkali aufzulöſen. Man muß deswegen einige Tropfen der metalliſchen Solution in die ſehr ſtarke alkaliſche Feuchtigkeit tröpfeln; es entſteht anfangs ein Niederſchlag, aber wenn man die Feuchtigkeit ein wenig ſchüttelt, ſo ſieht man dieſen Niederſchlag ſchnell verſchwinden. Man fährt auf dieſe Art fort, zu wiederhohlten mahlen die metalliſche ſaure Solution in die alkaliſche Lauge zu tröpfeln, bis dieſe leztere den anfangs entſtandenen Niederſchlag nicht weiter auflöſet.

Nicht alle Metalle löſen ſich auf dieſe Art mit gleicher Leichtigkeit und in gleicher Quantität in dem feuerbeſtändigen Alkali auf. Das Silber, das Queckſilber und das Bley löſen ſich darin nicht ſo gut und

und in geringerer Quantität auf, als das Gold, die Platina, das Zinn, das Kupfer, und vornehmlich das Eiſen. Dieſes letztere ertheilt dem Alkali, nach Maßgebung ſeiner darin erfolgten Auflöſung, eine ſchöne Saffran=Farbe, welche in das Rothe fällt. Man hat dieſe Auflöſung des Eiſens durch das Alkali Stahlen zu verdanken, welcher ſie zuerſt bekannt gemacht, und alkaliſche Stahl=Tinctur genannt hat.

Die meiſten von dieſen Auflöſungen der Metalle in dem Alkali behalten ihr helles Anſehen nur eine gewiſſe Zeit lang; ſie werden hernach trübe und geben einen Bodenſatz von eben der Farbe, welche die Solution hat. Dieſer Bodenſatz iſt nichts anders als ein Theil des aufgelöſeten Metalles, welcher ſich von dem Auflöſungs=Mittel ſcheidet, wie dieſes mehrern Auflöſungen der Mealie in den Säuren wiederfährt.

Durch das Schmelzen und auf dem trocknen Wege löſet das feuerbeſtändige Alkali alle metalliſche Kalke oder Erden, welche ihres Brennbaren beraubt worden ſind, auf; auch verwandelt es dieſelben in Glas (83); vielleicht iſt es auch, ſo gar die Metalle ſelbſt geradezu aufzulöſen, vermögend.

Dieſes Alkali verbindet ſich leicht mit den Oehlen und allen oehligen Materien; es theilt ihnen die Eigenſchaft mit, ſich gut mit dem Waſſer zu vermiſchen. Es giebt mit dieſen Subſtanzen ſeifenartige Gemiſche, welche an den Eigenſchaften des Oehles ſowohl, als des Alkali, Antheil haben. Ein Mehreres davon wird im Art. Seife vorkommen.

Als etwas dem Gewächs=Laugenſalze Eigenes iſt noch anzumerken, daß es die Queckſilberſublimat=

So=

(83) Von den Veränderungen, welche Erden und Metall=Kalke bey ihrem Schmelzen mit Gewächs=Laugenſalze leiden, ſ. Achard, in Crell's Annalen, 1785, B. 1, S. 131. B. 2. S. 3, fgg. 99, fgg.

Solution, wenn es ätzend und von fixer Luft ganz rein iſt, roth; wenn es etwas fixe Luft enthält, pomeranzenfarben, und wenn es ganz mit fixer Luft geſättigt iſt, weiß niederſchlägt, und daß alle Mittel-Salze, welche dieſes Alkali zum Grunde haben, ſich durch die Weinſtein-Säure auf dem naſſen Wege zerſetzen laſſen.

Da das feuerbeſtändige Alkali mit großem Nutzen und häufig in den Künſten gebraucht wird; da es den Grund bey den Seifen und Laugen abgiebt; da man viel davon in der Färbe-Kunſt, bey dem Glasmachen und Salpeterſieden gebraucht, ſo hat man ſich bemüht, daſſelbe aus Materien zu ziehen, die es in Menge und mit wenigen Koſten liefern. Das gemeinſte und zugleich unreinſte Alkali iſt dasjenige, welches man aus der Herd-Aſche erhält. Man wendet dieſe Aſche zu den Laugen bey Salpeterſieden und in den Glas-Hütten an, wo man braunes und gemeines dickes Glas zu Wein-Flaſchen verfertigt. In den nördlichen Ländern, wo Holz in Ueberfluß iſt, verbrennt man daſſelbe mit Fleiß, ſo wie viele Pflanzen, um aus ihrer Aſche ein ziemlich ſtarkes, aber ſehr unreines Alkali zu gewinnen, welches man **Pott-Aſche** nennt. Wenn die getrockneten Wein-Hefen verbrannt werden, laſſen ſie eine ſehr reichlich alkaliſche Aſche zurück, welche man **Weinhefen-** od. **Waid-Aſche** nennt, von welchem allen an ſeinem Orte ausführlich gehandelt werden wird.

Von dem feuerbeſtändigen vegetabiliſchen Alkali aus Weinſtein od. dem **Weinſtein-Laugenſalz**, Sal tartari, ſiehe unter **Weinſtein**; und von dem feuerbeſtändigen Alkali aus Salpeter, Nitrum fixum, ſiehe unter **Salpeter**.

Das **flüchtige Alkali** oder **Laugen-Salz, flüchtige Harn-** oder **Urin-Salz**, Alcali volatile,

Alcali

Alcali vrinoſum, Fr. Alkali volatil; Engl. Volatile alkali; Ital. Alkali volatile, iſt eine Salz-Subſtanz, welche man durch die Zerſetzung der thieriſchen und einiger vegetabiliſchen Materien, wie auch durch die Fäulniß aller dieſer Subſtanzen gewinnt. Dieſe ſalzartige Materie iſt Alkali genannt worden, weil ſie in der That alle, den ſalzartigen Alkalien allgemein zukommende Eigenſchaften beſitzt, als: den ſcharfen, beizenden und brennenden Geſchmack; die Eigenſchaft, die Veilchen-Tinctur grün zu färben, ſich mit den Säuren bis zur Sättigung zu verbinden, und mit ihnen, verſchiedene Mittel-Salze darzuſtellen, davon die meiſten kryſtalliſirungsfähig ſind; von den Säuren alle mit denſelben verbundene erdige und metalliſche Materien zu trennen; und endlich auf dem naſſen Wege faſt alle die Subſtanzen aufzulöſen, die durch die andern Alkalien aufgelöſet werden können. Dieſe Gattung von Alkali führt den Beynahmen flüchtig, weil ſie in der That eine ſehr große Flüchtigkeit beſitzt, welche entweder von einem ſehr feinen und flüchtigen Oehle, welches als ein Beſtand-Theil zu ihrer Miſchung kommt, oder vielmehr, da ſich dieſes nicht beweiſen läßt, von dem Brennbaren herrührt.

Das flüchtige Alkali iſt, nach den verſchiedenen Körpern, aus welchen man es zieht, und nach der Art, wie es ausgezogen wird, verſchieden. Dieſe Unterſchiede kommen bey ihm von einigen überflüßigen und fremden Theilen her, beſonders von mancherley Oehlen, von denen es anfangs nicht genau geſchieden worden iſt; man kann aber die durch die Zerſetzung oder durch die Fäulniß aus jeder Subſtanz, welche es immer ſey, erhaltenen flüchtigen Alkalien, durch gewiſſe Mittel ſo vollkommen reinigen, daß weiter kein Unterſchied zwiſchen ihnen Statt findet. In dieſem reinſten Zuſtande betrachtet, unterſcheidet ſich das flüchtige Alkali von den feuerbeſtändigen Alkalien

ſowohl durch ſeine große Flüchtigkeit, welche ſo beſchaffen iſt, daß es ſich, vermittelſt einer Wärme, die weit unter der Hitze des ſiedenden Waſſers iſt, gänzlich ſublimirt oder zerſtreuet, als auch durch ſeinen Geruch, welcher eine Wirkung ſeiner Flüchtigkeit iſt. Der Geruch dieſes Salzes iſt ſtark, ſehr durchdringend und ſo ſtechend, daß man ihn keinen Augenblick vertragen kann; er iſt vermögend zu verurſachen, daß man das Bewußtſeyn verliert, und erſtickt; ſein Dampf erregt den Huſten, und preßt dem Auge Thränen aus. Es iſt dieſes das Salz, welches den ſtechenden Geruch bewirkt, den man bey Veränderungen der Witterung in den heimlichen Gemächern empfindet. Dieſes Alkali iſt von den feuerbeſtändigen auch durch ſeine geringere Stärke verſchieden; daher kommt es, daß die feuerbeſtändigen Alkalien alle die Salze, zu welchen das flüchtige Alkali als ein Beſtand-Theil kommt, aus ihrer Miſchung ſetzen, daſſelbe von dieſen Salzen trennen und es frey machen können.

Das flüchtige Alkali verbindet ſich vollkommen mit dem Waſſer, mit welchem es auch viele Verwandtſchaft hat, und in ihm als eine Feuchtigkeit aufgelöſet bleibt. Es führt alsdann den Nahmen flüchtiger alkaliſcher Spiritus.

Wenn es kein überflüſſiges Waſſer enthält, und mit Gas verſehen iſt, ſo befindet es ſich in feſter, und auch kryſtalliſirter Geſtalt. Man nennt es ſodann mildes, gashaltiges, luftſäurehaltiges oder luftgeſäuertes, feſtes, flüchtiges Alkali, Alcali volatile mite ſ. aëratum ſ. concretum, Fr. Alcali volatil aëré, Mephite d'alcali volatil. Bey ſeiner Gewinnung durch die Deſtillation, erſcheint es oft in Geſtalt von leichten weißen Flocken, weshalb ihm der Nahme Schnee-Salz, Seil neigeux, beygeleget worden

iſt

iſt (84); zuweilen gleichſam wie ein Tannen-Wald (85). *Sage* (86) und *Delisle* beſchrieben ſeine Kryſtallen als ſechsſeitige Platten, und dünn zuſammengedrück-te vierſeitige Eckſäulen mit einer zweyſeitigen End-ſpitze; Model, als glänzende zuſammengehäufte rau-tenförmige Blättchen mit abgeſtutzten Ecken; Maret als ſechsſeitige Säule; Bergmann (87), der die mit warmen Waſſer gemachte Auflöſung deſſelben innerhalb verſchloſſenen Gefäßen in der ſtärkſten Kälte zum Anſchießen brachte, als achtſeitig, mit vier ab-geſtumpften Ecken, faſt Alaun-ähnlich. Seine ei-genthümliche Schwere iſt, in der Luft gewogen 1,4076 (88). An der Luft pflegt es eher zu ver-wittern, als zu zerfließen. In der Kälte riecht es faſt gar nicht, aber bey der, Luft-Säure entbinden-den Erhitzung riecht es ſtark, doch nie ſo heftig, als Luftſäure-leeres (89). Seine Ausdunſtungen haben auf das Haar-Hygrometer keine Wirkung (90), und machen die unſichtbaren ſalz- und ſalpeter-ſauern Däm-pfe in der Luft ſichtbar (91), wiewohl ſie dieſe Eigenſchaft auch mit andern gemein haben (92). Es enthält im Centner, nach Bergmann (93), welcher angeſchoſſe-nes prüfte, 12 Theile Waſſer, 45 Luft-Säure, und

(84) Maret, in de Morveau Anſ. der Ch. Th. 3, S. 162.

(85) *Coxe*, Phil. Tranſ. IX. 175; und Gmelin, in Crell's Chem. Archiv, I. 52. a).

(86) Chem. Unterſuch. S. 81, fgg. (87) Opuſc. I. p. 21.

(88) Kirwan Verſ. und Beob. B. 1, St. 1. S. 65.

(89) Scheele, in Crell's chem. Ann. 1785, B. 2, S. 222.

(90) Sauſſüre Hygrom. §. 84, S. 94.

(91) *Frid. Hoffmann*, Obſſ. phyſ. chem. II. 9. III. 5. Baumé Experimentalchem. II. 97.

(92) S. Dehne von der ſcharfen Tinctur des Spießglaskönigs, (1784, 8.) S. 153.

(93) Opuſc. I. 21.

43 reines Alkali; nach Kirwan (94) hingegen, welcher ſublimirtes unterſuchte, 7,33 Waſſer, 53 Luft-Säure, und 39,67 eigentliches Alkali. Rutherford (95) ſchätzt deſſen Luftſäure Gehalt auf $\frac{7}{12}$, Cavendiſh auf $\frac{6}{12}$. Es löſet ſich in Waſſer ſehr leicht, und zwar bey einer Wärme von 12 Grad Reaumür., in einer Unze zu 6 Quent, mit Hervorbringung einer Kälte von 9 Grad, auf. Seine Auflöſung fällt das Kalk-Waſſer und die ſauern Auflöſungen des Kalkes zu Kalk-Erde, auch giebt es ſeine Luft-Säure an die Schwer- und Bitterſalz-Erde, ingleichem an die feuerbeſtändigen Laugen-Salze, ab, ſchlägt auch alle in Säuren aufgelöſete Erden und Metalle luftſäurehaltig, und nahmentlich den ätzenden Queckſilber-Sublimat, weiß nieder, welche Farbe es auch dem, aus ihm mit feuerbeſtändigem Alkali gefällten braunrothen Kalke giebt. Oehle und Weingeiſt löſen daſſelbe nicht auf, und lezterer, wenn er ganz waſſerfrey iſt, gerinnt mit der geſättigten wäſſerigen Auflöſung dieſes Salzes zu Helmont's Offa oder Kuchen. Es zerlegt die Kalk-Seife, und giebt, mit dem oehligen Theile derſelben vereinigt, eine die gewöhnliche Seife an ſcharfem Geſchmack übertreffende, in Wein-Geiſt leicht-, in Waſſer ſchwer-auflösliche und an der Luft ſich von ſelbſt zerſetzende Seife (96). Mit Säuren verbindet es ſich unter vielem Aufbrauſen und mit vermehrter Kälte. Auch mit der Milch brauſet es über dem Feuer, wenn ſie zu ſieden anfängt. Vor dem Löth-Rohre fließt es in der Flamme einiger Ma-

(94) Am ang. O. S. 64.

(95) In *Rozier* Journ. de phyſ. 1773. Juin, 453; und Crell's N. Entdeck. XII. 190,

(96) *Bertholet*, Mem de Par. 1784. S. 1, fgg. Crell Ann. 1786, B. 1, S. 533.

Maßen auf der Kohle, und verfliegt ſchnell (97). Es ſublimirt ſich bey einer noch geringern Wärme, als bey welcher der Alkohol ſiedet. Mit Salpeter verpufft es, zum deutlichen Beweiſe des zu ſeiner Grundmiſchung gehörigen Brennbaren, welches ihm auch durch Braunſtein, Queckſilber- und Gold-Kalk ꝛc. ſo entzogen wird, daß hiernächſt als ein zweyter weſentlicher Beſtand-Theil deſſelben eine beſondere, ohne Zweifel phlogiſtiſirte Luft-Art, ohne irgend eine Spur eines Rückſtandes feuerbeſtändigen Laugen-Salzes, aus deſſen Verflüchtigung durch Brennbares verſchiedene Scheidekünſtler, und nur noch neulich *de la Metherie* (98) ſeine Entſtehung vergeblich erklären wollten, zum Vorſchein kommt (99). Durch die Kunſt hat man es noch nicht erzeugen können. Denn Cadet's (100) Beobachtung, daß eine Miſchung von ſalpeterſaurer Queckſilber-Solution, Wein-Geiſt und feuerbeſtändigen milden Alkali, im Deſtilliren dergleichen gebe, iſt noch nicht beſtätigt worden.

Alle Säuren verbinden ſich, wie bereits geſagt worden iſt, mit dem flüchtigen Alkali, und zwar nachdem es Gas enthält oder nicht, mit oder ohne Aufbrauſen bis zum Puncte der Sättigung, und bilden mit ihm Mittel-Salze, welche man überhaupt Ammoniakal-Salze nennt. Dieſe haben insgeſammt einen weit ſtärkern und ſtechendern Geſchmack, als die Mittel-Salze, welche aus denſelben Säuren und einem feuerbeſtändigen alkaliſchen Grund-Theile beſtehen, weil das flüchtige Alkali ſich mit den Säuren auf keine ſo genaue Art vereinigt. Dieſe Mittel-Salze ſind halb-flüchtig, d. i. ſie laſſen ſich, wenn

(97) *Bergmann*, Opuſc. II. 466.

(98) *Rozier* Journ. de phyſ. To. 28, p. 40.

(99) *Bergmann*, Opuſc. III. 390.

(100) Hiſt. de l'Ac. de Sc. à Par. 1769, p. 66.

ſie einem ziemlichen Grade der Wärme ausgeſetzt werden, und zwar wegen der Flüchtigkeit des Alkali, das ihren Grund-Theil ausmacht, ſublimiren, oder auch zum Theil zerſetzen.

Das Ammoniakal-Salz, welches das flüchtige Alkali mit dem Vitriol-Sauren macht, ſchießt zu Kryſtallen an. Man nennt es vitrioliſches Ammoniakal-Salz, vitrioliſirten Salmiak und Glauber's geheimen Salmiak.

Die Salpeter-Gattung, welche das flüchtige Alkali mit dem Salpeter-Sauren bildet, kryſtalliſirt ſich gleichfalls. Dieſer Salpeter hat das Beſondere, daß er vor ſich verpuffet, wenn er bis auf einen gewiſſen Grad erhitzt worden iſt, ohne daß man nöthig hat, ihn mit irgend einer Materie, welche Brennbares enthält, zu vermiſchen, wie dieſes bey der Verpuffung desjenigen Salpeters, der ein feuerbeſtändiges Alkali zum Grund-Theil hat, nothwendig erfordert wird. Dieſe Erſcheinung beweiſet in dem flüchtigen Alkali die Gegenwart des brennbaren Beſtand-Theiles, wovon ich bey ſeiner Erklärung geredet habe. Man nennt dieſen Salpeter mit einem flüchtig alkaliſchen Grund-Theile ammoniakaliſchen Salpeter, ſalpeterartiges Ammoniakal-Salz, oder Salpeter-Salmiak.

Mit dem Salz-Sauren giebt das flüchtige Alkali auch ein Mittel-Salz, welches ſich kryſtalliſiren läßt, und den Nahmen Salmiak führt. Unter den Ammoniakal-Salzen iſt es das gebräuchlichſte, das am längſten bekannteſte, und dasjenige, wovon alle andere den Nahmen haben.

Aus der Verbindung des flüchtigen Alkali mit der Eſſig-Säure entſteht ein ſich ſchwerlich kryſtalliſirendes ammoniakaliſches Eſſig-Salz, welches unter dem Nahmen Minderer's Spiritus bekannt iſt.

Mit

Mit der Ameiſen-Säure giebt das flüchtige Alkali eine ammoniakaliſche Flüſſigkeit, die ſich eben ſo wenig in trockne flüſſige Geſtalt bringen läßt, als die Verbindung dieſes Alkali mit der Eſſig-Säure. Doch erhielt Arvidſon auch ſo gar aus dem mit Ameiſen-Säure verbundenen ätzenden Salmiak-Geiſte, dünne Kryſtallen: Ameiſen-Salmiak, Ameiſenſaures flüchtiges Alkali, Alcali volatile formicatum; Fr. Sel formicin ammoniacal ou d'alcali volatil, die aber mit Säure überſättigt geweſen zu ſeyn ſcheinen, weil ſie das blaue Papier roth färbten, und einen ſäuerlich-ſalzig kitzelnden, nach und nach kühlenden Geſchmack hatten. Sie feuchteten und zerfloſſen an der Luft, und gaben im Deſtilliren keine Säure, auch keinen Sublimat, ſondern eine alkaliſche Feuchtigkeit und einen braunſchwarzen Rückſtand. Zerſetzen ließen ſie ſich erſtlich durch alle Subſtanzen, welche die Ameiſen-Mittelſalze zerſtören, und dann auch, wie jeder andere Salmiak, durch Mineral-Alkali, Kalk und Bitterſalz-Erde.

Mit Bernſtein-Säure geſättigtes flüchtiges Alkali, das ammoniakaliſche Bernſtein-Mittelſalz, Bernſtein-Salmiak, bernſteinſaures flüchtiges Alkali, Sal ammoniacum ſuccineum. Alcali volatile ſuccinatum, Succineum ammoniacum; Fr. Sel ammoniacal ſucciné, Succinate d'ammoniac ou Carabite ammoniacal; Engl. Amber-Salt with baſis of volatile alkali; Ital. Sale ammoniaco ſuccinato, ſchießt zu kleinen nadelförmigen Kryſtallen an, welche ſalzig, ſcharf, bitter und etwas kühlend ſchmecken, auf einem ſilbernen Löffel erhitzt fließen, und ganz verfliegen, in verſchloſſenen Gefäßen ſich ſublimiren laſſen, die Silber-Solution nicht niederſchlagen, und die Salpeter-Säure nicht in Königs-Waſſer verwandeln.

Mit Fett-Säure geſättigtes flüchtiges Alkali giebt ein ſublimirungsfähiges, weißes, dem gemeinen

Salmiak an Geſchmack und kältender Eigenſchaft gleichendes Ammoniak-Salz, welches Segner's thieriſcher Salmiak, fettſaures oder fettgeſäuertes flüchtiges Alkali, Sal ammoniacum animale ſ. pinguedinis *Segneri*, Ammoniacum ſebaceum; Fr. Sebacite d'alkali volatil ou ammoniacal; Engl. Sebaceous animal Salt; Ital. Sale ammoniaco ſebaceo, genannt wird, und welches das Eiſen und den Blut-Stein ganz und gar nicht, ſo wie der gemeine Salmiak, verflüchtigen kann.

Die Verbindungen des flüchtigen Laugen-Salzes mit der Flußſpath-Säure, Phosphor-Säure und andern Säuren, werden unter den Artikeln von dieſen Säuren angezeigt werden.

Das flüchtige Alkali kann ſich mit dem Schwefel vereinigen, und mit ihm eine Art von flüchtiger Schwefel-Leber geben, deren Bereitung Hoffmann (101) beſchreibt.

Die meiſten metalliſchen Materien werden von dem flüchtigen Alkali, wenn es nähmlich ätzend iſt, angegriffen, und mehr oder weniger aufgelöſet. Aetzendes flüchtiges Alkali, über Gold-Blättchen 22 Tage digerirt, färbte ſich mordoré, und ließ bey zugemiſchter Salpeter-Säure ein gelbes Pulver fallen. Auf Silber-Blättchen wirkte es noch ſchneller, und der durch vorgedachte Säure bewirkte weiße Niederſchlag ward röthlich. Damit geſchütteltes Queckſilber wird zertheilt und ſchwarz, und aus dem durchgeſeiheten Liquor fällt das Scheide-Waſſer eine weiße Erde. Ueber Bleyſtaub, Wismuth oder Spießglas-Metall digerirt, nimmt es eine vergängliche Bernſtein-Farbe an, und löſet wirklich, wie die Niederſchlagung zeigt, einiges Bley auf. Auf Eiſenfeil und Zink wirkt es ſehr ſtark; auf Zinn hin-

(101) Obſ. phyſ. chem. L. 2, obſ. 31, p. 227.

hingegen ſehr wenig. Vom Kobalt wird es purpurröthlich violett gefärbt. Unter allen Metallen aber iſt das Kupfer dasjenige, welches dieſes Salz am leichteſten angreift, und in größter Menge auflöſet. Man darf nur, um dieſe Auflöſung zu bewirken, Kupfer-Staub eine Zeitlang in dem flüſſig gemachten flüchtigen Alkali digeriren. So wie dieſes Salz das Kupfer auflöſet, nimmt es auch eine ſchöne blaue Farbe an. Den Zink löſet es noch lieber auf, als das Kupfer. Ein Stückchen Zink in die flüchtig alkaliſche Kupfer-Solution gethan, wird ſogleich ſchön überkupfert. Weit geſchickter zur Auflöſung in flüchtigem Alkali werden die Metalle, wenn ſie vorher in Säuren aufgelöſet und zertheilt worden ſind.

Das flüchtige Alkali hat, eben ſo wie die feuerbeſtändigen Alkalien, Wirkung auf die Oehle, und giebt mit ihnen verſchiedene ſeifenartige Gemiſche; deswegen kann dieſe Salz-Art zur Reinigung und zum Ausmachen der Fett-Flecke dienen; und man gebraucht in einigen Künſten die mit Kalk und Urin verfertigten Laugen, welche ſehr viel flüchtiges Alkali enthalten. Nichts deſto weniger verbindet ſich dieſes Alkali weit ſchwerer, als die feuerbeſtändigen, mit den Oehlen, und man muß beſondere Handgriffe zu Hülfe nehmen, um es in einen ſeifenartigen Zuſtand zu verſetzen. Der flüchtige aromatiſch-oehlige Spiritus, und das Eau de Luce, ſind die vorzüglichſten ſeifenartigen Gemiſche, welche man mit dem flüchtigen Alkali bereitet.

Das durch die Deſtillation aus den vegetabiliſchen und thieriſchen Materien geſchiedene flüchtige Alkali, iſt anfänglich ſehr unrein. Es iſt vornehmlich durch die Beymiſchung einer Menge empyrevmatiſchen Oehles verunreinigt, welches ſich mit ihm in einen völlig ſeifenartigen Zuſtand verbunden hat, und dadurch im Waſſer ſehr auflöslich gemacht wird. Man kann

es von dieſem überflüſſigen Oehle ſcheiden, wenn man es entweder vor ſich, oder mit einigen das Oehl aufnehmenden und zurück behaltenden Materien, als: feuerbeſtändigen Alkalien und abſorbirenden Erden, vermiſcht, und bey einem ſehr gelinden Feuer nochmahls deſtillirt. Allein das wirkſamſte Mittel es zu reinigen, beſteht darin, daß man es in ein Ammoniakal-Salz verwandelt, und hierauf dieſes Salz durch eines von denen Mitteln zerſetzt, die das flüchtige Alkali zu entbinden geſchickt ſind. Man erhält es auf dieſem Wege in dem größten Grade der Reinigkeit, weil es ſich bey ſeiner Verbindung mit dem Sauren genau von aller fremden Materie ſcheidet.

Dieſe Salz-Subſtanz kann ſich übrigens bey aller ihrer Reinigkeit, ſo wie die feuerbeſtändigen Alkalien, in einem doppelten Zuſtande befinden: ſie kann nähmlich bey der geringſten Aetzbarkeit, die nur möglich iſt, kryſtalliſirungsfähig ſeyn, und mit den Säuren ſtark aufbrauſen, da man ſie alsdann mildes oder feſtes flüchtiges Alkali nennt; oder bey der größten Aetzbarkeit, die möglich iſt, auf keine Weiſe zur Kryſtalliſirung und zum Aufbrauſen mit den Säuren geſchickt ſeyn, in welchem leztern Zuſtande ſie ätzendes flüchtiges oder ſtets flüſſiges Alkali (Alcali fluor) genannt wird. Dieſer Unterſchied hat die Gegenwart oder Abweſenheit des mephitiſchen Gas in dem flüchtigen Alkali zur Haupt-Urſache.

Die eigene Schwere des ätzenden flüchtigen Alkali iſt 0,9908 (102), oder 0,997; und die ſpecifiſche Wärme deſſelben verhält ſich zu der vom Waſſer, wie 798: 1000 (103). Es bedarf zu ſeiner Sättigung mehr Säure,

(102) Bergmann Anm. zu Scheffers chem. Vorleſ. §. 49, Anm. 2.

103) Eben Derſelbe nach Magellan, in Opuſc. III. p. 455.

Säure, als die feuerbeſtändigen Laugen-Salze(104); und zwar nehmen 100 Theile deſſelben von der Luft-Säure, nach Bergmann (105) 105, nach Kirwan (106) 134 Theile, und nach des Leztern Beſtimmung von der Vitriol-Säure 106, von der Salpeter-Säure 115, und von der Salz-Säure 130 Theile auf. Seine Aetzbarkeit ſcheint ſich nicht nur auf dieſe Abweſenheit der Luft-Säure, ſondern auch auf die Gegenwart einer größern Menge gebundenen Wärme-Stoffes, zu gründen. Mit Säuren verbindet es ſich ohne Brauſen und mit Erhitzung. Mit fettem Oehl giebt es die ſogenannte flüchtige Salbe, ein ſeifenartiges Gemiſch. Es kann die Kalk-Seife und kalk-erdigen Mittel-Salze nicht zerſetzen, und mit höchſt reinem Weingeiſte auch Helmont's Offa nicht erzeugen. Der Fäulniß widerſteht es kräftig. Aus den Schuppen des Ukeley (Cyprinus Alburnus *Linn.* Fr. Ablette) zieht es den ſilberglänzenden Stoff an, und man bekommt dadurch eine Solution, die, mit Leim-Waſſer verſetzt und in hohle Glas-Kügelchen gegoſſen, ihnen das ächte Anſehen der Perlen giebt, unter dem Nahmen orientaliſcher Perl-Eſſenz (107).

Was die Verwandtſchaften des flüchtigen Alkali betrifft, ſo zeigt die Tabelle des Geoffroy nur die Vitriol-, Salpeter- und Salz-Säure. Die Tabelle des Gellert giebt das Brennbare, die Säuren des Vitrioles, des Salpeters, des Küchen-Salzes und des Eſſigs, den Zink, das Eiſen, das Kupfer, den Wismuth, das Queckſilber, das Silber und das Gold.
Berg-

(104) *Lemery* in Mem. de Par. 1721, und Crell's N. Ch. Arch. II. 103, f.

(105) Opuſc. I. 21.

(106) Verſ. und Beob. B. 1, St. 1, S. 64.

(107) Hrn. Hofr. Beckmann Anm. zu Sage chem. Unterſ. S. 82, fgg.

Bergmann[108] ſetzt für das flüchtige Alkali folgende Verwandtſchaften feſt. Auf dem naſſen Wege: die Vitriol-, Salpeter-, Salz-, Fett-, Flußſpath-, Phosphor-, Zucker-, Weinſtein-, Arſenik-, Sauerkleeſalz-, Bernſtein-, Citronen-, Ameiſen-, Milch-, Benzoe-, Eſſig-, Perl-, Milchzucker-, Borax-, Schwefel-, phlogiſtiſirte Salpeter-, Luft- und Berlinerblau-Säure; das Waſſer; fettes Oehl; Schwefel und Brennbares. Auf dem trocknen Wege: die Vitriol-, Salpeter-, Salz-, Fett-, Flußſpath-, Bernſtein-, Ameiſen- Milch- Benzoe- und Eſſig-Säure; die luftſäureleere Schwer-, Kalk-, Bitterſalz-, Thon- und Kieſel-Erde, und den Schwefel.

In der Arzeney-Wiſſenſchaft wird das flüchtige Alkali als ein kräftiges reizendes und erweckendes Mittel gebraucht, indem man den Dampf deſſelben einathmen läßt. Man bedient ſich deſſelben, in dieſer Abſicht, bey geringern oder ſtärkern Ohnmachten, bey Schlagflüſſen, dem Mangel des Pulſes, und allen Arten ſchlafſüchtiger Krankheiten, in welchen eine Erſtarrung und Kraftloſigkeit der nervigen Theile zugegen iſt. Man läßt es, in allen dieſen Fällen, aus Flaſchen, die es entweder in feſter Geſtalt und unter dem Nahmen engliſches Riech-Salz, oder in flüſſiger Geſtalt, mit Bernſtein-Oehl in einen halbſeifenartigen Zuſtand verſetzt, und unter dem Nahmen Eau de Luce enthalten, durch das Athemhohlen einziehen. Auch innerlich, kann man, in eben dieſen Fällen, davon in reizenden Mixturen Gebrauch machen, vornehmlich bey Schlagflüſſen und ſchlafſüchtigen Krankheiten, aber in geringen Gaben, als: von 2, 3 bis 6 Gran. Auf dieſe Weiſe genommen, iſt es bisweilen ein ſtarkes ſchweißtreibendes Mittel. Hr. v. Juſſieu hat auch entdeckt, daß dieſe Salz-Subſtanz eine Art von zuverläſſigem Mittel wider den

(108) Opuſc. III. Tab. 2. n. 28.

den Ottern-Biß abgebe, indem er vermittelſt des Eau de Luce einen Studioſum Medicinae, der ihn beym Botaniſiren begleitete, und dem dieſer Zufall begegnet war, gleichſam als durch ein Wunder geheilt hat (109). Untrieglich dürfte das Eau de Luce doch nicht immer ſeyn, wiewohl es oft als ein ſchweißtreibendes Mittel gute Wirkung leiſtet. Fontana, in ſeiner Abh. über die Gifte, verwirft es als unwirkſam, ja als ſchädlich, nach Verſuchen, die er an Thieren, welche von Ottern gebiſſen waren, anſtellte. Indeſſen erzählt Scopoli, daß er, in Geſellſchaft des Prof. der Zergliederungs-Kunſt in Pavia, Hrn. Jac. Rezia, einen von Ottern gebiſſenen, dem Tode bereits nahen Menſchen, bloß durch wiederhohlte Gaben des mit etwas Wein vermiſchten ätzenden flüchtigen Alkali glücklich hat retten geſehen, ohne doch aus dieſem einzigen Falle auf die ungezweifelte ſpecifiſche Kraft dieſes Mittels den Schluß zu machen. Es iſt auch gegen die übeln Folgen vom Biſſe toller Hunde dienlich. Aetzendes, mit Waſſer verdünnt, iſt ein wirkſames blähungstreibendes Mittel (110). Vom Eau de Luce, ſ. auch im X Th. S. 1, f.

Von dem phlogiſtiſirten Alkali, dem preußiſchen Laugen-Salze, der Blut-Lauge und dem Blutlaugen-Salze, oder der berliner Lauge, ſ. Berilner-Blau, im V Th. S. 593, fgg.

Laugen-

(109) S. Geoffroy Fortſetzung der Abh. von der Materia medica, Th. 7. (Lpz. 1764, 8.) S. 51.

(110) *Jo. Gothofr. Leonhardi* progr. de medicamentis flatrum ventris abſorbentibus Viteb. 1784, 4.

Laugen-Tiene, der Kürſchner; ſ. Th. LVII, S. 33.

Laugen-Topf, ein großer eiſerner, kupferner, oder auch nur irdener Topf, welcher mit Waſſer und Aſche angefüllt, und worin die Lauge zum Aufwaſchen gekocht wird.

Laugen-Tuch, ſ. **Laugen-Korb**, im XLIV Th., S. 484.

Laugeria, oder Laugieria, iſt bey Linné, Jacquin und Adanſon, eine dem Andenken des ehemaligen öffentlichen Lehrers der Kräuter-Kunde auf der hohen Schule zu Wien, Robert Laugier gewidmete Gattung Pflanzen, mit fünf Staubfäden und Einem Staubwege, welche Löfling Edechia nennt. Es iſt nur Eine Art bekannt, welche in Amerika wächſt, und bey Linné den Beynahmen odorata, **die wohlriechende Laugieriſche Pflanze**, führt. Sie hat einen holzigen, zuweilen mit Stacheln, und mit einander gegenüber geſtellten Blättern beſetzten Stängel. Der kleine, einblätterige, röhrenförmige Kelch hat einen ungleichen Rand, ſitzt auf dem Fruchtkeime, und fällt ab. Das Blumenblatt hat eine traurige Farbe, und deſſen lange Röhre verbreitet ſich mit fünf eyförmigen Einſchnitten. Die fünf Staubfäden ſind kurz, die Staubbeutel aber lang, doch in der Röhre eingeſchloſſen, über welche aber der Griffel mit dem köpfigen Staubwege etwas hervorraget. Die rundliche Stein-Frucht enthält eine fünffach gefurchte und fünffächerige Nuß. In unſern Gärten wird die Pflanze nicht leicht anzutreffen ſeyn.

Laugicht, laugig; ſ. **Laugenhaft**, oben, S. 113.

Laugieriſche Pflanze, ſ. *Laugeria*.

Laugingen, ſ. **Lauingen**.

Läugnen. 1. Verhehlen, verſchweigen; eine größtentheils veraltete Bedeutung. Johannes bekannte und läugnete nicht, und er bekannte: ich bin nicht Chriſtus, Joh. 1, 20.

2. Sein Urtheil von der Unwahrheit oder Unrichtigkeit eines Satzes fällen, verneinen, für falſch erklären. Ich läugne den voraus geſetzten Satz, erkläre ihn für unrichtig. Titius läugnete, daß er den Cajum geſehen habe, verneinete, daß er ihn geſehen habe. Ich läugne die Folge, erkläre ſie für falſch und unrichtig. In vielen Fällen iſt dafür verneinen üblicher, z. B. ein verneinender Satz. Auch die bibliſche R. A. Gott läugnen, den Vater und den Sohn läugnen, deſſen Daſeyn verneinen, 1 Joh. 2, 22. 23. fängt an zu veralten, wenn es nicht den Neben-Begriff der folgenden Bedeutung mit einſchließt. Indeſſen ſagt man doch noch, ein Gottes-Läugner, der Gottes Daſeyn verneinet.

3. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, wider ſeine Ueberzeugung, oder beſſeres Wiſſen, verneinen; L. infitiari, negare; Fr. des-avouer, nier, renier. Da läugnete Sara, und ſprach: ich habe nicht gelachet, 1 Moſ. 18, 15. Wer ſeine Miſſethat läugnet, dem wirds nicht gelingen, Sprichw. 28, 13. Eine begangene That läugnen. Der Dieb läugnet alles. Läugne es nur nicht!

Läugnen, heißt behaupten, daß eine gewiſſe Sache von uns oder andern nicht geſchehen ſey. Was wir läugnen, davon können wir wiſſen, ob es wahr ſey oder nicht; aber andere ſind gemeiniglich geneigter zu glauben, daß wir die Wahrheit nicht ſagen wollen. Das Gegentheil von läugnen, iſt geſtehen oder zugeſtehen. Verneinen heißt eine Frage mit Nein beantworten. Was ich verneine, davon ſind andre überzeugt, daß ich wiſſen kann, ob es ſo ſey oder nicht, und geneigt zu glauben, daß ich die Abſicht habe, die Wahrheit zu ſagen. Wer Gründe anführt, warum eine Sache ſich nicht ſo oder ſo verhalten könnte, läugnet ſie eigentlich nicht, ſondern verneint ſie; denn verneinen iſt das Gegentheil von bejahen. Allein auch in dieſem Falle wird gewöhnlich läugnen gebraucht. z. B. Ob die Flüſſe aus dem Regen entſtehen, iſt ungewiß; einige bejahen es, andre läugnen es.

es. Doch ſagt man nie: eine Frage läugnen, ſondern immer verneinen.

Daher **ablaͤugnen**. 1. Durch Laͤugnen einer Sache berauben. Einem eine Schuld, ein anvertrautes Gut ablaͤugnen. 2. So viel als das einfache Laͤugnen. Er ſchaͤmte ſich nicht, es mir abzulaͤugnen.

Daher **die Ablaͤugnung**.

Verlaͤugnen, welches nach Maßgebung der Partikel ver eine verſchiedene Bedeutung hat.

1. Fuͤr das einfache **laͤugnen**, doch mit einem Nachdrucke, ſo daß **ver** hier eine Intenſion bezeichnet. Hab ich doch nicht verlaͤugnet die Rede des Heiligen, Hiob, 6, 10. Doch in dieſer Bedeutung iſt es veraltet.

2. Durch Laͤugnen verbergen, verhehlen, ſo daß **ver** hier eine Verbergung bezeichnet. Wenn er ſeinem Nebenmenſchen verlaͤugnet — das ihm zu treuer Hand gethan iſt, 3 Moſ. 6, 2. Dazu haben ſie das Verbannte genommen — und verlaͤugnet, und unter ihre Geraͤthe gelegt, Joſ. 7, 11. Auch dieſe Bedeutung iſt in der anſtaͤndigern Sprech-Art veraltet, doch ſagt man noch, jemanden verlaͤugnen, ſagen, daß jemand nicht zu Hauſe, oder an einem Orte befindlich ſey, wenn man doch weis, daß er ſich daſelbſt befindet. Sich verlaͤugnen laſſen. Wenn jemand nach mir fragt, ſo verlaͤugne mich!

1. So fern **ver** eine entfernende Bedeutung hat, iſt **verlaͤugnen**,

(1) wider beſſer Wiſſen und Gewiſſen laͤugnen, daß man Gemeinſchaft, Bekanntſchaft, Wiſſenſchaft, mit und um jemanden habe. So verlaͤugnete Petrus Chriſtum. Ihr verlaͤugnetet den Heiligen und Gerechten, Apoſtg. 3, 13. Auſſer der bibliſchen Schreib-Art iſt es in dieſem Verſtande veraltet.

(2) Aller

(1) Aller Gemeinſchaft, Verbindung mit einem Dinge förmlich und feyerlich entſagen.

a. In eigentlichem Verſtande, wo es doch auſſer der bibliſchen Schreib-Art gleichfalls wenig mehr gebraucht wird. Gott verläugnen. Den Glauben, die Religion, ſeinen Herren verläugnen. Das ungöttliche Weſen und die weltlichen Lüſte verläugnen, Tit. 2, 12.

b. Figürlich. α) Dem Weſen, den Eigenſchaften, der Erkenntniß vorſetzlich zuwider handeln. Die Natur verläugnen. Gott kann ſich nicht verläugnen. β) **Sich verläugnen**, ſeine gegenwärtige Empfindung, ſeinen gegenwärtigen Willen einem höhern Gute nachſetzen. Ein Geiziger verläugnet ſich, wenn er mit Unterdrückung ſeines Geizes freygebig iſt; ein Wollüſtiger, wenn er ſeine Begierde unterdrückt, u. ſ. f. Siehe auch **Selbſt-Verläugnung**.

So auch **die Verläugnung**. Schon bey dem Ottfried firlougnan.

4. Figürlich, wider ſein Weſen, wider ſeine Eigenſchaften, wider ſeine wahre Geſinnung handeln; eine veraltete Bedeutung, wofür **verläugnen** üblicher iſt. Sich ſelbſt kann Gott nicht läugnen, 2 Tim. 2, 13.

An ſtatt des ungewöhnlichern Haupt-Wortes **die Läugnung**, iſt außer der Zuſammenſetzung **das Läugnen** üblicher.

In allen obigen Bedeutungen ſchon bey dem Ulphilas laugnjan, im Tatian laugnan, im Niederſ. lögnen, löchnen, im Oberd. aber laugnen, im Isländ. legna, und ohne Gaumen-Laut leyna, bey den nördlichen Engländern lean. Die End-Sylbe — nen zeigt ſchon, daß dieſes Zeit-Wort ein Intenſivum iſt. Das Stamm-Wort heißt läugnen, welches in eben dieſer Bedeutung ſchon bey den ſchwäbiſchen Dichtern ſowohl, als im Schwa-

Schwabenſpiegel und bey dem Horneck vorkommt. Allein die heutige Bedeutung iſt nur noch ein Ueberbleibſel einer weit ausgebreitetern, indem dieſes Wort eigentlich verbergen, verhehlen und verborgen ſeyn, bedeutete. Im Walliſ. iſt llechu, verborgen ſeyn, im Schwed. löna, ehedem klauna, verbergen, bey dem Ulphilas analaugn, verborgen, analaugniba, heimlich, und galaugnjan, verhehlen, womit auch das veraltete Lage, heimliche Nachſtellung verwandt iſt. Aus allem erhellet, daß dieſes Wort zu dem Geſchlechte des Wortes Loch, Lücke, u. ſ. f. gehört. Da das a in allen verwandten Sprachen und Mund-Arten ſo merklich hervor ſticht, ſo ſchreibt man es auch richtiger läugnen, als leugnen. Siehe auch Lau-Gold, im LXV Th., S. 599, Lüge, Lügen.

Sprichw. Wenn man mit Läugnen könnte davon kommen, würde niemand gehangen. Dieſes Sprichwort lehrt, daß zu der Beſtrafung eines Verbrechers weiter nichts erfordert werde, als daß derſelbe ſeines Verbrechens überwieſen ſey, und demjenigen das Läugnen nichts helfen könne, welcher einmahl hinlänglich durch unverwerfliche Zeugen oder auf eine andere Art überführt worden iſt, daß er die Miſſethat begangen habe. Die h. Schrift ſagt, 5 Moſ. 17, 6.: auf zweyer oder dreyer Zeugen Mund ſoll ſterben, wer des Todes werth iſt, und die Geſetze der mehreſten Völker kommen damit überein. In dem römiſchen Rechte wird der Ausſage zweyer untadelhaften Zeugen ein völliger Glaube beygemeſſen (*), und die vom Kaiſer Konſtantin dem Großen gemachte Verordnung enthält mit ausdrücklichen Worten in ſich, daß der Richter einen Angeklagten verdammen ſoll, wenn derſelbe entweder ſein Verbrechen eingeſtanden hat, oder ſonſt deſſelben überführt iſt (**). Aus den Capitularien der fränkiſchen Könige iſt zu erſehen, daß man einem bereits überwieſenen Todtſchläger, Giftmiſcher, Ehebrecher und andern dergleichen Miſſethätern keine Appellation weiter verſtattet hat (***). Die peinliche Gerichts-Ordnung Karl's

(*) L. 12. D. de teſtib. (**) L. 16. C. de poen.

(***) Capitular. L. VII, 181. ap. *Georgiſch.* p. 1655. S. auch Anhang zum ſchwäb. Landrecht, in der Uffenbachiſchen

Karl's V. (†) will ebenfalls haben, daß, wenn die Miſſethat mit zwey oder drey Zeugen genug bewieſen worden iſt, es auf des Verbrechers Geſtändniß nicht weiter mehr ankommen, ſondern derſelbe, ſeines Läugnens ungeachtet, zum Tode verurtheilet, oder ſonſt nach Befinden beſtrafet werden ſoll.

Bey ſo deutlichen Geſetzen fällt der Streit weg, der ehemahls über die Frage: ob jemand auf eine bloße Ueberweiſung verurtheilet werden könne, oder ob hierzu auch des Verbrechers Bekenntniß der Miſſethat erfordert werde (††)? geführt worden iſt, und es findet wohl kein Zweifel weiter mehr Statt, es wäre denn die Rede von ſolchen Uebelthaten, die von den Rechts-Lehrern facti tranſeuntis genannt werden, als bey welchen es auf das Geſtändniß des Verbrechers hauptſächlich ankommt.

Von geläugneten **Krankheiten**, ſ. im XLVII Theil, S. 667.

Lauigkeit, der Zuſtand eines Körpers, da er lau (ſ. Th. LXV, S. 598, f.) iſt, wofür doch **Laulichkeit** üblicher iſt.

Lauine, ſiehe **Lauwine**.

Lauingen, **Laugingen**, Lauinga, eine anſehnliche Stadt in dem davon benannten Pfleg-Amte, in dem Herzogthume Neuburg, an der Gränze von Schwaben, an der Donau, 1 Stunde von der biſchöfl. augsburgiſchen Stadt Dillingen, und 7 Stunden von

iſchen Handſchrift des Schwabenſp. Cap. 16. Nach der Königsthaliſchen Ausgabe des Schwabenſp. S. 491.

(†) Art. 69. Dieſem Artikel ſcheint zwar der Art. 16. entgegen zu ſtehen, allein es iſt in demſelben nur von dem Falle, wenn noch kein vollſtändiger Beweis gegen den Verbrecher vorhanden iſt, die Rede. Verſchiedene Particular-Ordnungen beſtimmen deutlich, daß bey vorhandenem vollſtändigen Beweiſe, auf das Bekenntniß des Verbrechers nichts weiter ankommen ſoll, welche zum Theil *Dreſſel*, in diſſ. de linquente convicto licet non confeſſo poena ordinaria afficiendo, Jen. 1726. geſammelt hat. Von Kur-Sachſen, ſ. *Püttmanni* elem. iur. crim. §. 833.

(††) *a Leyſer*, Sp. 641.

Neuburg, in Bayern; iſt, nach der Haupt-Stadt Neuburg, die ſchönſte und wohlhabendſte Stadt in dieſem Herzogthume, mit einem ſchönen Schloſſe an der Donau, über welche ein Brücke geht. Sie hat, nach Kirchen-Liſten, 3500 Einwohner. Die Stadt iſt ſehr alt, und ſoll ihren Urſprung einer römiſchen Colonie, die den Nahmen Pheniana führte, zu verdanken haben. Sie wurde 1632 von den Schweden eingenommen. Die Stadt hat die hohe Jurisdiction und einen Syndikus. Die Pfarr-Kirche war ſonſt der Begräbniß-Ort der Pfalzgrafen, ehe derſelbe nach Neuburg verlegt wurde. Es befindet ſich hier ein Auguſtiner-Kloſter, von welchem die Pfarre Faimingen verſehen wird, ein Bernhardiner-Nonnen-Kloſter mit 18 Frauen und 5 Laien-Schweſtern, und ein wohl fundirtes Hoſpital. Bey öffentlichen Verſammlungen müſſen die Bürger mit ſchwarzen Mänteln erſcheinen.

Die Periode des größten Wohlſtandes dieſer Stadt fällt in das lezte Viertel des 16ten, und in den Anfang des 17ten Jahrhundertes, unter der Regierung des Pfalzgrafen Wolfgang, und deſſen Sohnes Philipp Ludwig. Erſterer errichtete in einem ſeculariſirten Nonnen-Kloſter, ein lutheriſches Gymnaſium, welches bald einen großen Ruf erlangte, und viele junge Leute aus nahen und entfernten Gegenden herbeyzog. Zu gleicher Zeit kamen Handel und Gewerbe in blühenden Zuſtand, die Zahl der Einwohner mehrete ſich ſo, wie ihr Reichthum, und die Stadt wurde mit ſchönen Häuſern und Gebäuden geziert. Doch, als nachher der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm zur römiſchen Kirche übertrat, und zur Regierung gelangte, wurde das Gymnaſium, ſo wie überhaupt die evangeliſche Religion, im J. 1618 abgeſchaffet, und von der Zeit an fiel Lauingens Wohlſtand eben ſo ſchnell, als er

vorher

vorher geſtiegen war. Die mehreſten begüterten Leute zogen nach andern Orten hin, und die nachherigen Krieges-Unruhen hatten auf das Gewerbe dieſer Stadt eben den nachtheiligen Einfluß, wie auf das übrige Deutſchland.

Vor einigen Jahren hatte es das Anſehen, als ob für dieſe Stadt eine neue Periode des Flores wieder aufblühen würde, indem zu einem wichtigen Speditions-Handel die Anlage gemacht wurde. Ihre Lage dicht an der Donau, zwiſchen Ulm und Regensburg, und ihre geringe Entfernung vom Rhein, ſchien ſehr bequem zu ſeyn, die zwey Haupt-Straßen von Frankreich und der Schweiz über Strasburg, und von den Niederlanden über Cöln und Maynz, mit einander zu vereinigen. Hierzu kommt auch, daß die zwey italäniſchen Routen, von Nürnberg über Lindau, und von Frankfurth über Augsburg, durch Tyrol, ſich hier kreuzen. Damit nun dieſe ſo günſtige Lage zu einer Haupt-Spedition, ſowohl auf der Donau, als zu Lande, benutzet werden könnte, ertheilte der Kurfürſt von Pfalz-Bayern, der Stadt Lauingen ein ausſchließendes Privilegium, vermöge deſſen alle daſelbſt ankommende und von dort abgehende Güter, einen Nachlaß von drey Viertel an allen Land- und Waſſer-Mauthen in Bayern und in der Pfalz genießen ſollen; auch wurde, zum Behuf der Rückfuhren und zur Erleichterung der Land-Frachten, das Salz-Lager für den auswärtigen Verkauf dahin verlegt, und die Ausführung des ganzen Unternehmens den beyden Handels-Häuſern Gſell und Compagn. in Heilbronn, und C. F. Reinhards Söhne in Stuttgart, gemeinſchaftlich übertragen, welche dann auch ein Comtoir, unter der Firma: Gſell, Reinhard und Compagnie in Lauingen errichteten. Um das öffentliche Vertrauen zu erhalten, hatten die Unternehmer folgende Anſtalten getroffen. Zur ſchleunigen

igen Beförderung der Güter, waren zwiſchen Stras⸗burg und Lauingen wöchentliche ordinaire Fuhrwerke angeſtellt, die in ihrem Hauſe zu Stuttgart zuſammen treffen, und ihre Ladungen unverzüglich gegen einan⸗der umwechſeln ſollten. Eben ſo ſollten in ihrer Handlung zu Heilbronn, die Güter von Mayntz alle Wochen zu Waſſer ankommen, und ſogleich wieder nach Lauingen zu Lande abgehen. So wie nun durch dieſe Zwiſchenhände das Fuhrweſen deſto leichter in ununterbrochener Ordnung zu erhalten wäre, ſo würden auch die täglich hin und her gehenden Salz⸗Fuhren nie den Fall eines Aufenthaltes entſtehen laſſen, die Güter möchten ſich auch noch ſo ſehr anhäufen. Von Lauingen nach Wien, hieß es weiter in der des⸗falls ergangenen Anzeige, geht alle Wochen ein ordi⸗naires Schiff ab; auch liegen, auf erforderlichen Fall, allezeit noch mehrere bereit; durch die kurfürſt⸗lichen Retour⸗Salzſchiffe aber, welche der Geſell⸗ſchaft zum freyen Gebrauch überlaſſen ſind, können alle Tage Verſendungen geſchehen. Für die Sicher⸗heit der Fahrt auf der Donau, war durch wohlgebau⸗ete dauerhafte Schiffe und durch erfahrne Schiff⸗Meiſter geſorgt, und die Treue, Sorfalt und Wach⸗ſamkeit der leztern, durch eine gerichtliche Real⸗Cau⸗tion in ſolidum, von 20,000 Fl. verbürget. Der glückliche Erfolg des ganzen Unternehmens war übrigens auf die hohen Donau⸗Mauthen, welche die oeſtreichiſche Handlung und den Tranſito über⸗haupt ungemein erſchwerte, calculirt, indem durch dieſen neuen Weg jene Laſt aufhören, und eine an⸗ſehnliche Erſparung der Transport⸗Koſten bewirket werden ſollte.

In Maynz und in Strasburg hatten die Unterneh⸗mer keine beſondere Spediteurs aufgeſtellt, damit niemand in ſeinem Vertrauen beſchränkt würde. Wer alſo an dieſer neuen Anſtalt Antheil nehmen,

und

und ſeine Güter über Lauingen paſſiren laſſen wollte, der ſollte dieſelben nur von Maynz und Frankfurth aus, an obgedachte G ſ e l l und Comp. in Heilbronn, und von Strasburg aus, an C. F. Reinhards Söhne in Stuttgart, adreſſiren.

Die Fracht-Preiſe, welche gegen die bisherigen beynahe um die Hälfte geringer waren, wurden dabey folgender Maßen beſtimmt:

Vom Wien. Centner, mit Inbegriff aller Speſen und Mauthen, frey an die Länder der angeführten Städte geliefert; die einzige paſſ Mauth, welche aber nicht geringe, und ziemlich willkürlich iſt, nebſt Brief-Porto's und Reparation ausgenommen, wie gewöhnlich auf eigene Gefahr.	Im Conventions-24 Fl. Fuß. nach				In wiener Courant. nach					
	Regensb.		Paſſau		Linz		Krems		Wien	
	Fl.	Kr.	Fl.	Kr	Fl.	Kr	Fl.	Kr	Fl.	Kr
1) Von Lauingen	1	15	1	45	1	10	1	45	1	50
- Strasburg	4	30	4	45	4	—	4	4	4	10
- Maynz	—	—	3	50	3	12	3	20	3	20
- Frankf. am Mayn	—	—	4	—	3	20	3	30	3	30
- Augsburg	—	—	2	12	1	50	2	—	2	—
- Nürnberg	—	—	—	—	2	30	2	36	2	36

Nach den Zwiſchen-Orten in billiger Proportion.

2) Auf der Donau herauf, der wiener Centner, unter den obigen Bedingungen.

	in Conventions=Geld.	Fl.	Kr.
von Wien bis Lauingen	- - - - - - - - -	4	—
= Paſſau = = =	- - - - - - - - -	3	12
= Regensburg =	- - - - - - - - -	2	—

3) Von Lauingen über Canſtadt und Heilbronn zu Waſſer, für den nürnberger Centuer:

	in Reichs=Geld.	Fl.	Kr.
nach Maynz	- - - - - - - - - - - - - - -	2	—
= Frankfurth am Mayn	- - - - - - - -	2	6

4) Frachten zu Lande, nach und von Lauingen, für den nürnberger Centner:

	in Reichs=Geld.	Fl.	zurück	Fl.	Kr.
von Salzburg	- - - - - - - - -	$2\frac{3}{4}$	=	$2\frac{1}{2}$	—
= Strasburg	- - - - - - - - -	$2\frac{3}{4}$	=	$2\frac{1}{2}$	—
= Maynz und Frankfurth	- - - - - - - -	$3\frac{1}{2}$	=	3	—
= Stuttgard und Canſtadt	- - - - - - -	1	=	—	—
= Heilbronn	- - - - - - - - - -	$1\frac{2}{3}$	=	$1\frac{1}{3}$	—

Zu eben der Zeit hatten die Herren Gſell, Reinhard und Compagnie, mit den beyden bekannten Fuhrleuten, Marquard u. Kißler, die Fracht von Strasburg nach Stuttgart, ſo wie mit dem Fuhrmann Rall, die Fracht von Frankfurth nach Stuttgart, genau accordiret, und zwar die erſtere zu 2 Fl. 30 Kr. der Centner ordinair Gut, (worunter auch Krapp gehört,) und 2 Fl. 40 Kr. für den Centner fein Gut; von Frankfurth aus aber, 3 Fl. 30 Kr. den Centner überhaupt. Hierbey hat der Fuhrmann, wenn er nach Lauingen fährt, die Wahl, ob er die Zölle durch das Herzogthum Würtemberg entweder tarifmäßig erlegen, oder den Zoll überhaupt mit 8 Fl. vom Wagen, entrichten will.

Die wichtigen Vortheile zu überſehen, welche den oft gedachten beyden Handels=Häuſern vom pfalzbeyerſchen Hofe zugeſtanden wurden, und zugleich die innere Einrichtung und den Umfang dieſes wichtigen

igen Unternehmens genau kennen zu lernen, führe ich hier den nähern Inhalt der Urkunde an, welche den Herren Gſell, Reinhard und Comp. d. d. München, d. 20 Dec. 1783 zugefertiget wurde.

„Der Zweck dieſer Einrichtung iſt: die Communica„tion zwiſchen dem Rhein und der Donau, und zu deſſen „Beförderung die Neckar-Schifffahrt zwiſchen Manheim „und Canſtadt, dem, mit Würtemberg im J. 1782 ge„ſchloſſenen Vergleiche gemäß, wiederherzuſtellen, und den „Warenzug nach Lauingen einzuleiten.“

„Die Handelshäuſer Gſell und Compagnie in Heil„bronn, und Reichard's Söhne zu Stuttgart, haben „ſich erbothen, auf ihre Koſten und Gefahr, die hierzu „nöthigen Anſtalten zu Stande zu bringen; weshalb ih„nen nachſtehende ausſchließliche Vorzüge ſind ertheilt „worden:“

1. „Die Geſellſchaft iſt verbunden, ihre Entrepriſe 20 Jahre lang zu Lauingen zu continuiren;“
2. „ſolche, ohne herrſchaftlichen Vor- und Zuſchuß zu „errichten; auch iſt ſie
3. „gehalten, die Hof- und Kammer-Güter ohne „Proviſion, bloß gegen Erſtattung der Auslagen, zu „ſpediren;“
4. „den Abſatz der Landes-Producte und Fabricate „nach allen Kräften zu befördern; jedoch,“
5. „ſich alles Detail-Handels zu Lauingen, zu ent„halten;“
6. „für die Niederlage und Speditions-Anſtalt zu „Canſtadt, ohne Beſchwerde des churfürſtl. Aerar„iums, zu ſorgen;“
7. „alle ihre Kenntniſſe, Credit und Vermögen anzu„wenden, damit der Commercialverband der chur„fürſtl. Obern- und Erb-Staten, dann, des dazwi„ſchen liegenden Herzogthums Würtemberg, mit Be„ſtand effectuirt werde; wozu die Stadt Lauingen „als das Centrum angenommen wird; dagegen „ ſoll ſie“
8. „mit ihrem Perſonale, in der Stadt Lauingen von „allen Präſtandis, als aus dem bürgerlichen Nexu „befreyet, angeſehen werden; mit alleiniger Aus-

„nahme der Maleſizfehler, eines Fori privilegiati „ſich erfreuen, in Civilfällen unter der, zu Lauin„gen angeordneten Hofcommiſſion, in Commerz„Vorfällen aber, und in ſolchen, welche ihre En„trepriſe betreffen, unter der Commercial-Commiſ„ſion zu München ſtehen, und bey Beſchwerden ge„gen dieſe Stelle, den Recurs unmittelbar an den „Churfürſten nehmen dürfen, Höchſt welcher, für „ſich und ſeine Nachkommen die Geſellſchaft, wäh„rend den 20 Jahren ihrer Unternehmung, des „landesherrlichen Beyſtandes, und inſonderheit „der Feſthaltung des vollen Inhalts dieſer Octroy, „zuſichert."

9. „In Lauingen ſoll für ein Niederlagshaus, gegen „billige Miethe, von der Hofcommiſſion geſorget, „und die Anlandſtädte an der Donau, in vollkom„menen Stand hergeſtellt und unterhalten werden.

10. „Die nothwendige Erbauung eines Kranen, ſoll „aus dem Aerario der Stadt beſtritten, und der„ſelben die Kranengebühr pro 1 Kreuzer vom Cent„ner accordirt werden; im Falle der Saumſeligkeit „des Magiſtrats aber, ſoll der Geſellſchaft erlaubt „ſeyn, den Kranen auf dem, ihr unentgeltlich an„zuweiſenden Platze zu erbauen, und ſich das Kra„nengeld, bis nach eingebrachten Auslagen, zu„zueignen."

11. „Die Geſellſchaft genießt, mit den pfälziſchen und „bayeriſchen Unterthanen, gleiche Zollmoderation, „welche auch auf jene Güter ſich erſtreckt, ſo von „Stuttgart oder Canſtadt über Lauingen, in die „neuburgiſchen und bayerſchen Lande hin und her „paſſiren."

12. „Die Begünſtigung des Zollnachlaſſes an der Do„nau, iſt ausſchließlich für die Stadt Lauingen, „und für die Geſellſchaft; wogegen dieſe gehalten: „Fremden und Einheimiſchen dieſe Wohlthat eben„falls zu Statten kommen zu laſſen, und ſie gegen „billige Proviſion redlich zu bedienen."

13. „Dieſe Geſellſchaft bezahlt alſo, für Speditionsgü„ter, auf den 8 bayeriſchen Stationen, nur 12 Kr., „und auf den 4 neuburgiſchen Stationen 4 Kr. vom „Centner, ſowohl auf der Hinauf- (herabwärts

des

„des Strohms), als Gegenfahrt (hinaufwärts), „und mehr darf ſie ihren Freunden nicht berech„nen; bey Gütern, ſo nicht nach dem Gewichte „verzollt werden, kommen ihr auf beyden Zollſta„tionen, ¾ von den tarifmäßigen Tranſitogebüh„ren zu Statten, und ihren Handelsfreunden darf ſie „nicht mehr als das Quart oder ¼ dieſes Tranſito„Zolles berechnen."

„Zur Einrichtuug des lauinger Stapels, ſollen

14. a) „alle, zu Lauingen ankommende Speditionsgü„ter, auf einer Frohnwage nach dem wiener Spor„ko=Rewichte, gegen ein Waggeld zu 1 Kr. per „Centner abgewogen, von dem Wagmeiſter in ein „Regiſter eingetragen, und Wagzettel und Scheine „ausgefertiget werden;"

b) „ſollen ſie den Frachtbriefen adnumeriret, „und"

c) „die neuburgiſchen Tranſitogebühren gleich „bey dem Zollamte zu Lauingen moderirt werden; „die übrigen aber ganz erlegt, und nur, wenn alle „zur Vermeidung des Unterſchleifs vorgeſchriebe„ne Präcautionen eintreffen, vom Zollamte zu Lau„ingen, an welches die Zollpolette wieder zurück„laufen müſſen, nach der vorgeſchriebenen Mode„ration erſetzt werden."

15. „Auch auf den Fall, daß im Bayeriſchen und Neu„burgiſchen, die Zölle und deren Manipulation ge„ändert würden, bleibt der Geſellſchaft ihre ver„hältnißmäßige Moderation beſtehen."

16. „Zur Erleichterung der Spedition, ſoll zu Lauin„gen die Niederlage des, im Würtenbergiſchen zu „debitirenden Salzes etablirt werden, um der Ge„ſellſchaft Gelegenheit zur Rückbefrachtung ihres, „von Canſtadt aus kommenden Speditionsfuhr„werks, zu verſchaffen; auch"

17. „derſelben vergünſtigt ſeyn, der, nach Donauwerth „und Lauingen ohnehin gehenden bayeriſchen Salz„Schiffe, zur Spedirung der Waren nach Paſſau, „ſich unentgeldlich zu bedienen;"

18. „ja ſogar denſelben auf der Hinauffahrt, bey Noth„Fällen, eine Beyladung zu machen;"

19. „wel=

19. „welche Vergünſtigungen auch in dem Falle beſte„hen bleiben ſollen, wenn der Salztranſport nicht „mehr auf churfürſtliche Rechnung geführt wird.“

20. „Den Bürgern zu Lauingen, ſoll der Verdienſt bey „der Geſellſchaft vorzüglich zugewendet werden, je„doch jene ſich alles monopoliſchen Zwanges ent„halten, worüber die lauingiſche Hofcommiſſion zu „halten hat.“

21. und 22. „Beyderſeitige Zuſagen ſollen vim Contra„ctus haben, auch beyden Contrahenten verbleiben, „wenn gleich zwiſchen ihren Handelshäuſern eine „Separation erfolgen ſollte, und ertheilten Se. chur„fürſtl. Durchl. denenſelben und ihren Aſſociés, die „höchſte Zuſicherung:

„Daß Sie nur für Sich und Ihre Er„ben, und Ihre Nachkommen, die angetra„gene Speditions-Commiſſionshandlung „in Lauingen, wie in vorſtehenden Punc„ten enthalten iſt, kräftigſt unterſtützen, „ſondern auch in Abſicht des, damit un„zertrennlich verbundenen, gleichmäßigen „Speditions-Etabliſſements in Canſtadt, „Se. herzogl. Durchl. zu Würtenberg, „mittelſt ſchleuniger Communicationspfle„ge, zu dieſer Entrepriſe, Genehmigung „und tractatenmäßigen Begünſtigung ver„mögen wollen, damit die unternehmende „Geſellſchaft ſich des vereinten Schutzes, „und der gemeinſamen Beförderung bey „den höchſten Principalen, zu ihrer billi„gen Sicherheit, gleichfalls zuverläßig zu „erfreuen haben möge.“

Das der Geſellſchaft zugeſtellte Exemplar dieſer Octroy, iſt unterzeichnet:

Carl Theodor, Churfürſt ꝛc.

(L. S.)

Dieſe

Dieſe Octroy iſt ſo vortheilhaft, und die eigene Solidität der Geſellſchaft, nebſt ihrer Verbindung mit andern angeſehenen Handlungs-Häuſern, ſo bekannt, daß wahrſcheinlich alle Negotianten, welche niederländiſche oder fränkiſche Waren ꝛc. nach Oeſtreich und Italien hin zu ſpediren haben, ſich dieſes vorgeſchlagenen vortheilhaften Weges bedienen werden, um des willkürlichen Fuhrlohns, welches die Spediteurs der Städte Kitzingen und Marktſteft am Mayn, und Regensburg und Ulm an der Donau, (die dieſen Speditions-Handel bisher gröſtentheils betrieben,) beliebigſt anzuſetzen pflegten, überhoben zu ſeyn; denn die Taxen, welche die Geſellſchaft in Lauingen vorſchlägt, ſind in der That, um die Hälfte geringer, als ſie bisher waren.

Außer dem, allgemein dadurch zu befördernden Flor des Rhein-, Mayn- und Donau-Handels, können auch Heilbronn und Würtemberg insbeſondre, in Betreff des Handels und der Schifffahrt auf dem Neckar, die bisher ganz danieder lag, vorzüglich durch dieſe neue Speditions-Einrichtung gewinnen.

Ob übrigens aber alle dieſe guten Ausſichten werden realiſirt werden, oder der Speditions-Handel in dieſen Gegenden den vorgeſchlagenen Weg nehmen wird, und ob die übrigen pfalz-bayerſchen Städte endlich, welche auch an der Donau liegen, und die bisher mit zu dieſem Speditions-Handel concurrirten, durch die Lauinger Octroy werden ruinirt werden: dies alles wird der Erfolg lehren, der uns aber bisher noch nicht bekannt geworden iſt.

Handbuch für Kaufleute. Erſte Fortſetzung. (Lpz. 1786, gr. 8.) S. 150, fgg.

Lauk, ein Fiſch, Cyprinus Leuciscus *Linn.*; ſiehe **Lauben**, im LXV Th., S. 651, fgg.

Laukiſchken, ein Amt und Kirch-Dorf, im tapiau-iſchen Kreiſe, in Oſt-Preußen. Hier hat ehemahls das ſchöne Schloß Friedrichsburg, welches Markgraf Georg Friedrich 1582 hatte erbauen laſſen, geſtanden.

Das Amt enthält in 4 Vorwerken, worunter 2 vererbpachtete begriffen ſind, und in 44 Dörfern, 336 Feuerſtellen.

Das k. Dorf mit einer Kirche, dem Amts-Vorwerke, wo das Domainen-Amt ſeinen Sitz hat, und einer Bock-Windmühle, beſteht aus 29 Häuſern.

Lauland, ein Königreich in Indien; ſiehe **Lao**, im LXIV Th., S. 715, fgg.

Laulich, ein Bey- und Neben-Wort, **laulicher, laulichſte**, eigentlich ein wenig lau, ob es gleich, da ſich die Grade der Wärme im gemeinen Leben nicht ſo genau beſtimmen laſſen, ſehr oft auch für lau gebraucht wird. Lauliches Waſſer. Das Waſſer laulich werden laſſen.

Imgleichen figürlich, des pflichtmäßigen oder doch gewöhnlichen Eifers beraubt. Eine lauliche Liebe. Das Chriſtenthum ſehr laulich üben.

Laulichkeit, der Zuſtand eines Dinges da es laulich iſt, ſowohl eigentlich, als figürlich. Die Laulichkeit des Gemüthes gegen Gott, der Zuſtand ſchwächerer Neigungen gegen Gott, als gegen andere Dinge, deren merklichere Grade Kaltſinnigkeit und Gleichgültigkeit ſind; im Gegenſatze der Inbrunſt.

Laumellina, ſiehe **Lumellina**.

Läumund, ſiehe **Leumund**.

Laun, Launy, Luno, Luna, eine königliche Stadt im ſaatzer Kreiſe, im Königreiche Böhmen, am Fluß Eger, 8 Poſt-Meilen von Prag nordweſtwärts. Die Stadt an ſich ſelbſt, ohne die Vorſtädte, hat

186 Häuſer, in welchen 1100 Einwohner ſind, oder 200 Familien ſich befinden. Es wachſen da herum guter Weizen und ſchmackhafte Aepfel, vornehmlich aber ſind die launer Lerchen und Schnepfen berühmt. Dieſe Stadt iſt auch wegen des 3 Stunden von ihr entlegenen Dorfes Stecknitz werkwürdig, wo man einen Sauerbrunnen entdeckt hat, der dem Spaa-Waſſer gleichkommt, wovon an ſeinem Orte ein Mehreres vorkommen wird.

Jarosl. Schaller Topographie des Königreichs Böhmen, 7 Th. (Prag und Wien, 1787, gr. 8.) S. 45, fgg.

Phyſikaliſch-oekonomiſche Beſchreibung der königl. Stadt Laun, von M. Ge. Stumpf, ſt im 3 Th der Abhandlungen der böhm. Geſellſch. der Wiſſ. (Prag und Dresd. 1788. 4.) S. 40 — 57.

Launceſton, Lanceſton, (eigentlich Llanſtyphan, d. i. St. Stephanskirche, weil dieſer Heilige hier eine berühmte Kirche hatte,) gemeiniglich aber **Launſton,** der Haupt-Ort der Land- oder Grafſchaft Cornwall, der Sitz ihrer Land-Gerichte, der Wahl-Ort ihrer Parlaments-Glieder, iſt eine Stadt auf einem erhabenen Orte, welche unter ihrem Nahmen gemeiniglich auch die Flecken Newport und Dunevet begreift, obgleich der zweyte, ſo wie Launceſton, zwey Deputirte zum Parlament ſchickt. Die Stadt iſt wohl bewohnt, und treibt einen guten Handel, der aber weit beträchtlicher ſeyn könnte, wenn die Tamar, welche 1½ Meile davon fließt, bis hierher ſchiffbar gemacht würde. Die Königinn Eliſabeth ſtiftete hier eine Frey-Schule. Man ſieht noch die Ruinen eines Caſtelles, welches in alten Zeiten für ſo feſt gehalten wurde, daß man ihm den Beynahmen des fürchterlichen gab.

Laune (*), (die) ein altes Wort, welches ehedem nur in den gemeinen Sprech-Arten üblich war, ſeit einiger

(*) Im Oberdeutſchen iſt es männlichen Geſchlechtes, der Laun.

iger Zeit aber auch in die edlere Schreib-Art aufgenommen iſt. Es bedeutet:

1. die Geſichts-Bildung eines Menſchen, und in weiterer Bedeutung die äuſſere Geſtalt eines jeden Dinges, welche Bedeutung im Deutſchen nur noch einige Spuren hinterlaſſen hat, aus den verwandten Sprachen aber deſto erweislicher iſt. Bey dem Ulphilas iſt Lynne die Geſichts-Bildung, im Schwediſchen Lund, das Geſicht, und im Walliſiſchen Llun, eine jede Geſtalt. In den deutſchen Mund-Arten kommen deſſen Ableitungen noch von einigen beſondern zufälligen Geſtalten des Geſichtes vor. Dahin gehört das Niederſ. lunen, ſauer ſehen, lunsk, tückiſch ausſehend, lünſchen, das Maul hängen, ſchmollen, das Oberdeutſche launen, mürriſch von der Seite ſehen, und vielleicht auch das Niederſ. lünſen, lünsken, ſtill vor ſich hin ſehen, figürlich nachdenken, im Meklenburg. nalünſen, und nach etwas forſchen, im Osnabrück. lünsken, wenn nicht vielmehr dieſe leztern Zeit-Wörter zu unſerm lauſchen gehören. Aus allem ſcheint zu erhellen, daß der Begriff des Sehens in dieſem Worte der herrſchende, und daß es ein Seiten-Verwandter von Glanz, Flinkern, Lahn, u. ſ. f. iſt.

2. Figürlich.

1) Die Art und Weiſe, die Art, wie ein Ding da iſt; eine im Deutſchen fremde Bedeutung, welche ſich aber noch in dem Schwediſchen Lund und Lynne befindet, welche ſowohl allein, als in allerley Zuſammenſetzungen üblich ſind. Allälund bedeutet daſelbſt auf alle Art und Weiſe; annorlunda, auf andere Art; hurulunda, wie; margalunda, auf mancherley Art; Luderni, die Gemüths-Fähigkeit, Ingenium, u. ſ. f.

2) In engerer Bedeutung, die Stellung des Gemüthes, die Einrichtung des Veränderlichen in dem-

demſelben, in einzelen Fällen, beſonders ſo fern ſich ſolche durch äuſſere Merkmahle an den Tag legt.

(a) Ueberhaupt. Bey guter Laune ſeyn, aufgeräumt ſeyn; Fr. être d'humeur, être de bonne humeur. Die mürriſche, närriſche, Laune haben. Ueble Laune, Unmuth. Er hat die ernſthafte, die philoſophiſche, luſtige Laune, ſein Gemüth iſt jezt zur Ernſthaftigkeit, zum Philoſophiren, zur Luſtigkeit geſtimmt. Er hat es nicht in der Laune, heißt im Niederſächſiſchen, der Kopf ſteht ihm nicht darnach, er iſt nicht dazu aufgelegt. Zuweilen, beſonders im gem. Leben, auch von zufälligen körperlichen Neigungen. Er ſchläft beſtändig, und ich weis nicht, was ich von dieſer Laune ſagen ſoll. Die Neigung zum Gähnen, oder der Trieb nach dem Eſſen zu ſchlafen, wird im gem. Leben Meiſſens im Scherze die zwenkiſche Laune genannt, zu welcher Benennung ein Bürgermeiſter aus dem kleinen Orte Zwenka Anlaß gegeben haben ſoll. Auch gewiſſe epidemiſche Krankheiten, beſonders geringerer Art, z. B. Schnupfen, Flüſſe, Huſten, u. ſ. f. heißen im gem. Leben Launen.

(b) In engerer Bedeutung, gewiſſe beſondere Arten der Gemüths-Stellung und deren Aeußerung, durch Minen und Worte. *α*) Mürriſche, verdrießliche Gemüths-Stellung und deren Aeußerung, beſonders im gem. L. Ober- und Nieder-Deutſchlandes. Laß ihn gehen, er hat die Laune, er hat ſeine Laune; Fr. il eſt dans ſon turelure. *β*) Gute Gemüths-Stellung, Aufgeräumtheit. Ihre Laune war eben nöthig, um mich aufzuheitern. *γ*) Derjenige Zuſtand des Gemüthes und der Einbildungs-Kraft, da man den Dingen durch Umkehruug der gewöhnlichen Begriffe das Anſehen der Neuheit zu geben ſucht; wenn man z. B. ſich das Anſehen giebt, daß man die Tugend lächerlich, und das Laſter ange-

nehm vorſtellen wollte. In dieſer Bedeutung iſt es beſonders in den neuern Werken des Witzes aufgenommen worden, das Engl. Humour auszudrucken. So ſagt man von Y o r i k, er habe eine unnachahmliche Laune; wo es auch zuweilen für Wirkungen dieſer Laune, für launige Einfälle gebraucht wird.

In dieſer ganzen zweyten figürlichen Bedeutung ſchon bey den ſchwäbiſchen Dichtern Lune; im Niederſächſ. Lune; im Schwed. Luna und Lune; im Finnländ. Luondo und Luonnon. W a c h t e r leitet es in derſelben von dem Griechiſchen ἐλαυνεσθαι, F r i ſ c h und I h r e aber von dem Lat. Luna, der Mond, ab, weil dieſer einen merklichen Einfluß in die menſchliche Gemüths-Stellung haben ſoll. Allein, man darf wohl nicht erſt erinnern, wie gezwungen und ſeltſam eine ſolche Ableitung iſt. Die oben angenommene Abſtammung iſt ſowohl wahrſcheinlicher und fruchtbarer, als auch dem Gange der menſchlichen Ideen, beſonders in der deutſchen Sprache, gemäßer.

Daher **launig**, ein Bey- und Neben-Wort, **launiger, launigſte**, von dem vorigen Haupt-Worte, Laune habend, in derſelben gegründet, doch nur in den beyden lezten engſten Bedeutungen, gute angenehme, luſtige Laune habend, und darin gegründet; ein von den Neuern eingeführtes Wort, wofür andere mit wenigerm Beyfalle **launenhaft** verſucht haben. Ein launiger Schriftſteller. Launige Einfälle. An ſtatt launig ſagt man auch **humoriſtiſch**.

Launiſch, ein Bey- und Neben-Wort, **launiſcher, launiſchte**, gleichfalls von dem vorigen Haupt-Worte, welches im gem. Leben, doch nur von übler, böſer Laune üblich iſt, und daſelbſt oft **läuniſch**, Niederſ. **lünsk**, lautet. So bedeutet es daſelbſt tückiſch, mürriſch, verdrießlich, unmuthig, wunderlich. Er wird zornig und launiſch auf ihr, L u t h e r in der Kirchen-Poſtille. Im gem. Leben nennt man ein Thier läuniſch, wenn es unmuthig iſt und nicht freſſen will. Die Hunde ſind oft läuniſch

(oder wetterläuniſch), Fr. les chiens ſont journaliers, ſie jagen nicht alle Tage gleich gut. S. Wetter-läuniſch.

Einige Schriftſteller brauchen das Wort launiſch ſehr ungeſchickt für das vorige launig, machen aber dadurch, daß ſich der dieſem Worte anklebende unangenehme und niedrige Neben-Begriff nothwendig mit eindrängt, der überhaupt den meiſten neuern Bey- und Neben-Wörtern auf — iſch anklebt. Dem Lazius bey dem Friſch zu Folge iſt in Kärnthen und Steyermark auch launig für launiſch, unmuthig, üblich; und Hagen ſagt bey dem Pez, von einer Königinn von Maſchau, daß ſie bisweilen unlewntig, d. i. im Kopfe verrückt, geweſen ſey.

Wenn man ſich die Mühe gäbe, dem Einfluſſe der heitern Laune, oder des guten und fröhlichen Muthes, auf die Haushaltung unſers täglichen Lebens etwas genau nachzuſpüren, ſo würde man es ſich mehr angelegen ſeyn laſſen, dieſen Zweig der menſchlichen Glückſeligkeit zu pflegen, zu warten, und zu pflanzen, wo er nicht natürlich wächſt, und ſo dafür zu ſorgen, als man für einen Baum ſorgt, in deſſen Schatten man in ſchwühlen Tagen auszuruhen, oder mit deſſen Früchten man ſich zu laben denkt. Ein fröhlicher Mann, oder ein Mann von heiterer Laune, findet überall, wo er kommt, fröhliche Geſichter oder macht ſie, überall Bekannte, ja Freunde, überall Zeitvertreib, überall Menſchen die mit ihm zufrieden ſind, und er mit ihnen; wenn dagegen in einem Zirkel von den vernünftigſten Leuten, ja den beſten Freunden, die Langeweile unvermerkt ihren Mohn ausſtreuet, wofern nicht ein wenig Laune ſie zur rechten Zeit zu verſcheuchen weiß. Tauſend Sachen, welche die Peſt des menſchlichen Lebens ausmachen würden, und ärger um ſich her greifen, je ernſthafter die Mittel ſind, die man dagegen anwendet, verſchwinden vor dem fröhlichen Muth; und ſelten oder nie wird ein mit

dieſer Gabe beglückter Menſch ſich den äuſſerſten Wirkungen des Zornes und der Rache überlaſſen.

Wie mancher ungefähre Zwiſt würde in Todfeindſchaft ausgeſchlagen ſeyn, wenn nicht ein Wörtchen guter Laune der Sache zur rechten Zeit eine andere Wendung gegeben, und die Streitenden da zum Lachen gezwungen hätte, wo ſchon Schwerter gezogen werden ſollten! Wie manche gute Sache, die auf die ernſthafteſten Vorſtellungen durch abſchlägige Antwort zum ewigen Unding verdammt bliebe, gelingt durch ein ſcherzhaftes Wort! wie manchem Kranken, der bey dem niedergeſchlagenen Geſichte, bey dem ewigen ängſtlichen Beklagen ſeiner zu zärtlichen Gattinn, ſich doppelt ſchwach fühlt, dient ein heiterer Blick, ein fröhliches Geſpräch, ſtatt der beſten Arzeney! Und wie manche Frau, die neben ihrem lieben eigenſinnigen Manne nur eiſerne Dienſtbarkeit finden würde, gewinnt alles, ſobald ſie ihn zum Lachen bringen kann! — Sogar bey Kindern und Geſinde, wo Ruthe und die ſtrengſte Autorität nichts auszurichten vermögen, iſt ein launiges Wort, ein lächelnder Blick, im Stande, alles zu ändern. Und ganz gewiß iſt es, daß die munterſten Leute auch faſt immer am beſten bedient ſind, ſo wie diejenigen Erzieher und Erzieherinnen faſt immer die beſte Jugend bilden, die zur rechten Zeit den Scherz neben dem Ernſte zu gebrauchen wiſſen. Kurz, gute Laune, fröhlicher Muth, iſt ein vom Himmel herab geſenkter Strahl göttlichen Lichtes, um dieſes dunkle Erde-Leben zu erhellen; und je mehr der Menſch davon auffaßt, deſto beſſer und glücklicher wird er.

Folgender Zug aus dem Leben eines liebenswürdigen unvergeſſenen Mannes, mag zum Beyſpiel dienen, was ein launiger Einfall zur rechten Zeit werth iſt. — Herr v. Hagedorn fand ſich einmahl bey einem vergnügten Mahle, dem unter andern Fremden auch der berühmte Augen-Arzt Taylor beywohnte. Dieſer kam eben von

St.

St. Petersburg, wo er nicht nach Wunſch aufgenommen war, und um ſich dafür zu rächen, ſprach er ſehr verkleinernd von dem damahligen kaiſerlichen Leib-Arzte B. . . Ein par Ruſſen, die ohne daß Taylor es wußte, gegenwärtig waren, empfanden dieſes ſehr übel, und man ſahe es ihnen an, daß ſie ſich zu einer derben Vertheidigung fertig machten. Der Streit würde ohne Zweifel zum Mißvernügen der ganzen Geſellſchaft ausgefallen ſeyn; aber Hr. v. Hagedorn, der immer einen launigen Einfall bey der Hand hatte, die geſellſchaftlichen Freuden zu unterhalten, kam dazwiſchen: Mein Herr! ſagte er in einem ernſthaften Tone zu Taylor'n: ich verbitte mir alle Anzüglichkeiten gegen den Herrn Leib-Arzt B. . ., der mein Vetter iſt! Die Anweſenden, die den Spaß verſtanden, lachten; Taylor entſchuldigte ſich; die Ruſſen ſchwiegen, und die geſellſchaftliche Fröhlichkeit behielt ihren Gang.

„Aber", hör' ich einwenden: „wer nun von jenen Geſchenken des Himmels, von der Gabe fröhlich zu ſeyn, ſeinen Antheil nicht bekommen hat, „wie ſoll er's machen?" Eben da ſteckt der Fehler. Wir können ſie uns erwerben, wenn wir nur wollen. So wie jede andere Gabe der gütigen Vorſehung, beſtimmt unſre Glückſeligkeit zu vermehren, liegt ſie in einem jeden ihrer Kinder gleich bereit, gleich offen, zu nehmen, und nur, weil wir nicht einſehen, wie nöthig ſie uns iſt, laſſen wir ſie liegen, und werden immer mehr davon entfremdet.

Der erſte und leichteſte Weg, dazu zu gelangen, iſt: daß wir unſere Kinder früh gewöhnen, immer unter ſich froh und guter Laune zu ſeyn; das Mürriſche, das Eigenſinnige immer, wo es thunlich iſt, durch einen Scherz zurecht bringen; die heranwachſenden immer aufmuntern, es ſich einander in fröhlicher Laune zuvor zu thun; unſererſeits bey jedem Geſchäfte, insbeſondre aber in unſerm häuslichen Kreiſe fleißig darauf achten, fröhlichen Muth zum beſtändigen Gefährten und Gaſt zu behalten, und ja nicht

dulden, daß der entgegengeſetzte Hang zum mürriſchen Weſen in unſerm Charakter und in unſern Geſellſchaften die Oberhand gewinne.

Gewiß iſt es, daß froher Muth die ſchwerſten Geſchäfte leicht macht, daß die beſten Menſchen faſt immer unter den fröhlichſten gefunden werden, und — ihr Schönen! gewiß iſt es, daß die heiterſten Seelen auch faſt immer die ſchönſten Geſichts-Züge geben. —

Von der komiſchen Laune, oder dem Humor, ſ. auch im LVIII Th. S. 195.

Daß unbeſtändige Launen und Wankelmuth ein Haupt-Zug in dem Charakter der Bewohner gemäßigter Erdſtriche ſeyn, habe ich im XL Th., S. 467 gezeigt.

Die böſe und üble Laune, iſt eine ſehr alte Krankheit, deren wahrer Nahme nur neu iſt; oder ſie iſt vielmehr gar keine Krankheit, ſondern bloß eine Unart des Temperamentes, ein unbändiger Eigenſinn, eine Ungefälligkeit, ein Trotz des verzagten Herzens, eine Furcht übler Erziehung, eine Hartnäckigkeit, ein Mangel der Kunſt zu leben.

Ein jeder Menſch empfindet es übel, wenn etwas ſeinen Wünſchen entgegen geſchieht. Wir wollen haben, daß es uns ſtets wohl gehe; und wer kann es uns verdenken, da es eine Sache von der Natur iſt, ſich ſelbſt zu lieben? Es thut uns wehe, wenn das Schickſal unſern Wünſchen entgegen arbeitet. Aber viele rettet ihr glückliches Temperament, daß ſie den Schmerz nicht ſehr empfinden. Nur der traurige und empfindliche, der finſtre, ſtörrige, eigenſinnige, verwöhnte und pochende Starrkopf kann es nicht ausſtehen, wenn ihm nicht alles ſo geht, wie er es gedacht und ausgelegt hat. An ſtatt daß es der Fröhliche

liche verachtet, der Leichtſinnige vergißt, der Wolluſtige verlacht, und der Edle zum Beſten zu kehren ſucht, will der Brummer über ein großes Unglück unſinnig werden, und ſo wird er bey jeder kleinen Widerwärtigkeit eigenſinnig, verdrießlich, mürriſch, und zänkiſch. Dieſe üble Gemüths=Art iſt der Grund ſo mancher Familien Zwiſtigkeiten; ſie iſt der böſe Geiſt, der den König Saul zum Beſten hatte; ſie iſt die Quelle der böſen Laune, die uns mit uns ſelbſt in Feindſchaft ſetzt.

Man ſieht leicht, in wie fern man dieſen Zuſtand eine Krankheit nennen kann. Er iſt ein Fehler des Gemüthes; er könnte eine Krankheit des Herzens genannt werden. Aber, warum wollen wir mit Worten ſpielen? Der Geſundeſte hat ſeine böſe Laune. Weil ſie aber darin beſteht, daß man die Widerwärtigkeiten, wenn ſie auch noch ſo klein ſind, nicht vertragen kann, ſo können auch Krankheiten dieſelbe verurſachen. Wenn man ſich den vorigen Tag überladen hat, ſo ſteht man unpäßlich auf; und weil wir nicht leiden können, daß wir uns übel befinden, ſo macht uns ſchon dieſe Empfindung verdrießlich und mürriſch. Eine ſchlechte Nacht, und eine jede andere Unpäßlichkeit wirkt auf eben dieſelbe Weiſe, und hieraus erhellet, warum ſolche Perſonen an den Tagen oft kränklich ſind und elend ausſehen, da ſie ihre böſe Laune haben. Daß aber dieſes nicht allgemein ſey, erhellet daraus, weil ſich ein ſolches Gemüth auch von andern Widerwärtigkeiten, die keine Krankheit ſind, aufbringen läßt. Eine unangenehme Nachricht kann es mitten im Wohlſeyn und in der Fröhlichkeit niederſchlagen, und bereitet es zu, alle Dinge von ihrer böſen Seite zu betrachten. Ein kleiner hinzukommender unangenehmer Umſtand giebt dem Verdruſſe das Uebergewicht, und alsdann regieren wechſelsweiſe Schwermuth, Traurigkeit, Zank=

Sucht, Aergerniß, Tadelſucht, Neid, Mißgunſt und Verdacht. Die kleine nagende Seele weidet ſich lange mit ſolchen unangenehmen Vorſtellungen, die ohnedies ihr Werk ſind; und je mehr ſie ſich nachgiebt, deſto unerträglicher wird ſie, und deſto öfter kommen ihre ſchlimmen Anfälle wieder. Dieſer Zuſtand des Gemüthes hat ſeine Wirkung in den Leib, und dieſes giebt einen neuen Zuſammenhang der böſen Laune mit den Krankheiten, indem ſie den betrübten Thoren, den ſie beſitzt, durch ihre Einflüſſe zum Patienten macht. Nichts deſto weniger iſt und bleibt ſie ſelbſt eine Sache für ſich, und der Mürriſche behält die bequeme Ausflucht nicht, ſeine Unarten mit Elende, zu bemänteln, um ſie mitleidenswürdig zu machen, da ſie doch nur tadelhaft und ſtrafbar ſind.

„Wie können ſie aber tadelhaft und ſtrafbar ſeyn, „wenn ſie die Wirkungen eines unglücklichen Tempera„mentes ſind? Wer kann ſeine Natur, ſein Tempera„ment, ſeine Gemüthsart verändern? Giebt man „die ſich ſelbſt, und kann man die ſich nehmen?" Ich fühle die ganze Stärke dieſes Einwurfes; und ich müßte, um ihn gründlich zu beantworten, ſehr weitläuftig unterſuchen, in wie fern das Temperament in unſerer Gewalt ſtehe, oder nicht? wodurch es ſich bey uns feſtſetzt? ob es an ſich jedes Gemüth mit eigenen Unarten anſtecke, oder ob wir es vielmehr verderben? Das einzige muß ich nur ſagen, und das wird man mir zugeben, daß unter denen Dingen, die unſre Gemüthsart beſtimmen und feſtſetzen, nur einige auſſer, andere aber in unſerer Gewalt ſtehen. Der Himmelsſtrich, wo wir, und die Aeltern, von denen wir erzeuget und geboren werden, die Structur unſers Körpers und der davon abſtammende Mechanismus ſeiner Theile, gehören in die erſte Claſſe. Die Nahrungs-Mittel, die uns ernähren, die Grundſätze und Sitten, die uns in der Erziehung beygebracht,

und die Beyſpiele, die uns gegeben werden, ſtehen zwar nicht in unſerm eigenen, aber doch in dem Willkür derer, die uns der Welt entziehen. Unſer Umgang, die Wahl unſerer Muſter, die Gelegenheiten, die wir ergreifen und die wir vorbeylaſſen, die Verzärtelung, die Unbändigkeit unſerer Triebe, die Nachſicht gegen uns ſelbſt, unſere Gewohnheiten, Ausſchweifungen, und der Eigenſinn auf allem zu beſtehen, was wir begehren, der Mangel einer guten Lebensart, die Unwiſſenheit oder Uebertretung der geſelligen Lebens-Pflichten, und die Vorausſetzung unſerer Vorzüge, unſerer Unfehlbarkeit, unſerer Unſträflichkeit und der Würdigkeit, daß ſich alles in der Welt nach uns richte; dieſes ſind Umſtände, welche in unſerer eigenen Macht ſtehen, das Temperament am meiſten beſtimmen oder verändern, und den Grund zu deſſen Tugenden und Fehlern mit legen. Ich will nicht zu viel ſagen; aber ich glaube, daß wir die größte Menge dieſer Fehler verhüten, wenigſtens ſehr mindern, und die übrigen ſehr mäßigen und verbeſſern könnten, wenn wir nur unter denen Dingen, die unſere Gemüthsart beſtimmen und befeſtigen, diejenigen wohl lenkten und gebrauchten, die wirklich in unſerer Gewalt ſtehen. So zwang ein Sokrates, durch die Kräfte willkürlicher Tugenden, das tückiſche, boshafte Herz, welches ſich auf ſeinem hämiſchen Geſichte verrieth, in das Joch der Vernunft, und unterwarf es dem ernſten Willen, der ihm geheiligte Weisheit predigte.

Es giebt alſo Unarten des Temperamentes, deren Verantwortung auf uns zurück fällt; und ich werde nicht ſehr irren, wenn ich behaupte, daß der ganze Charakter, von dem ich hier rede, von dieſer Art ſey. So natürlich es uns allen iſt, das Unangenehme ungern anzunehmen, ſo willkürlich iſt doch allezeit die Art und Weiſe, wie wir uns dabey betragen. Wir könnten vieles entbehren, was uns das Glück verſagt,

 wenn

wenn wir nicht ſo eigenſinnig wären, es durchaus zu verlangen. Wir könnten viel Unangenehmes gleichgültig aufnehmen, wenn wir uns nicht freywillig dafür intereſſirten. Wir könnten vieles ertragen, wenn wir uns zeitig gewöhnten, geduldig, männlich und ſtandhaft zu ſeyn. Wir könnten vieles verſchmerzen, wenn wir es nur darauf anfangen wollten, es zu vergeſſen. Wir könnten uns öfters faſſen und beruhigen, wenn wir glaubten, daß dieſes unſere Schuldigkeit wäre. Wir könnten unſern Schmerz fühlen, ohne ihn andere Unſchuldige entgelten zu laſſen, wenn wir nur nicht zu gern die Pflichten vergäßen, welche wir Andern ſchuldig ſind, und nicht bloß an diejenigen gedächten, die wir von ihnen fordern. Menſchenliebe, Gefälligkeit, Lebensart, Höflichkeit, ein wohlgeſetztes Gemüth, und kurz, alle wahre Tugenden der Menſchlichkeit, der Weltweisheit, der Religion, der Geſelligkeit, Tugenden, die allen Temperamenten einverleibet werden könnten, wenn es allen Menſchen darum zu thun wäre, ſie zu beſitzen, ſetzen uns in den Stand, Herren unſers Humeurs zu ſeyn, und deſſen tückiſchen Anfällen zu widerſtehen. Ich fürchte, indem ich dieſes ſage, daß ich nicht erbauen werde, und meine Leſer werden merken, daß ich predige.

Angenehmer weiß ich gegenwärtigen Artikel nicht zu beſchließen, als mit den ſinnreichen und launigen **Vorſchlägen** des königl. preuß. geh. Ober-Finanz-Kriegs- und Domainen-Rathes, Herrn v. Goeckingk, zu **Einführung eines Launen-Meſſers** (*).

„Der

(*) Im 5 — 8 St. des 1 B. der gemeinnützigen Abhandlungen, a. d. J. 1772. (Götting. 4.)

„Der Verfaſſer des Greiſes, hat, im 3 Th., S. 193, einen Brief von jemand eingerückt, der einen Vernunft-Meſſer beſaß, welcher die ſonderbare Eigenſchaft hatte, daß er allemahl anzeigte, in welchem Grade man vernünftig oder thöricht ſey. Geſetzt aber auch, dieſes Inſtrument würde erfunden, und wäre um den billigſten Preis von der Welt zu haben, ſo würde es doch nur ſehr wenig Abgang finden. Würden nicht die mehreſten in dem Augenblicke, da ſie einen Vernunft-Meſſer kaufen wollten, und ſähen, ſie wären nur halb ſo vernünftig, als ſie ſich eingebildet, oder hätten gar den Schreck, den Vernunft-Meſſer auf thöricht fallen zu ſehen, ſtatt daß er auf ſehr weiſe ſteigen ſollen; würden alsdann nicht die mehreſten mit ſchimpfen umkehren, und dem Erfinder alles mögliche Böſe anwünſchen? Ein großer Theil Menſchen würde gar nicht das Herz haben, ſich einem ſo getreuen Wahrſager zu nahen; ein kleiner Theil würde es für unnütze Neubegierde halten, und ſich darüber wegſetzen, und höchſtens würde ein böſer Ehemann einen kaufen, um ſeine Frau damit zu quälen, oder ein wahrer Philoſoph, um ſich vor Affecten zu hüten. Ueberdem, was würden nicht für Feindſchaften und Zänkereyen aus dem Gebrauche eines ſolchen Inſtruments in der bürgerlichen Geſellſchaft entſtehen? Wenn z. B. mich ein Pedant und ſüßer Herr beſuchte, und der erſte mir durch einen Sorites erwieſe: daß das Eſſen keine Sünde ſey; der andere mich zu überzeugen ſuchte, man müſſe nothwendig ſich ſo die Haare friſiren laſſen, als er; ſo würde ich mich unmöglich enthalten, aufzuſtehen, und nach meinem Vernunft-Meſſer zu ſehen. Dieſes könnten ſie nun wohl alle beyde nicht geradezu übel nehmen: aber wenn man nun nicht ſo viel Gewalt über ſeine Mienen hätte, ein boshaftes Lächeln zu verbergen, würde man ſie ſich nicht den Augenblick zu Feinden machen? Wenn ein Frauenzimmer von ihrem Liebhaber unterhalten, ganz von ſeiner Artigkeit, ſeinen Einfällen und Betragen entzückt wäre, und zum Unglück mit ihm nahe bey einem Logometer zu ſtehen käme, welcher auf albern zeigte, wie würde ſie ſich nicht entſetzen! ſie wäre wohl gar im Stande, an der Vernunft des jungeu Herrn zu zweifeln. Wenn ein Candidat zum Examen vorgefordert würde, und der Vernunft-Meſſer wieſe auf unverſtändig, wie ſchlimm würde nicht der arme

me Menſch daran ſeyn! Wenn ein Autor ſeine Arbeiten zum Buchhändler trüge, und der Logometer ſchöſſe mit einmahl auf unſinnig herab, würde nicht der Mann in ſeinem Hunger umkommen müſſen? Nichts als dergleichen Unheil würde ein ſolches Inſtrument in der Welt anrichten; und wie gut iſt es nicht für ſo viel tauſend Thoren, welche izt von ihrer Unvernunft ein reichliches Auskommen, Glück bey dem Frauenzimmer, Würden und Anſehen haben, daß ſie für dieſe Erfindung geſichert ſind!

Wenn es wahr iſt, daß die Launen der Menſchen eben ſo viel Unheil anrichten, als Unverſtand und Thorheit, ſo wird das Inſtrument, welches ich izt in Vorſchlag bringen will, den Vortheil, aber nicht den Schaden von jenem haben. Wie wäre es, wenn man ſich in jedem Hauſe einen Launen-Meſſer anſchaffte? Das Inſtrument ſelbſt könnte völlig wie ein Barometer ſeyn; nur, da weder Queckſilber noch Weingeiſt ſich nach der Laune des Beſitzers richten wird, ſo viel Aehnlichkeit er auch mit einem von beyden haben möchte, ſo müßte, ſtatt deſſen, ein Zeiger an der Röhre befeſtiget werden, welcher auf und nieder geſchoben werden könnte; auf beyden Seiten würde, wie auf einem Barometer, eine Scala der Launen verzeichnet, oder man könnte ſo gar die Beſtimmungen von jenem beybehalten. Ich will zur Probe ſowohl den Barometer als Thermometer herſetzen.

Barometer.

— 30. ſehr trocken.
— 25. beſtändig Wetter.
— 20. ſchön Wetter.
— 15. veränderlich.
— 10. Regen oder Wind.
— 5. viel Regen.
— 1. Sturm.

Thermometer.

— 30. große Hitze.
— 25. ſehr warm.
— 20. warm.
— 15. kalt.
— 10. ſehr kalt.
— 5. große Kälte.

Die

Die Scale des Barometers würde ich zum Gebrauch im gemeinen Leben beſtimmen; den Thermometer für Verliebte, Freunde und Anverwandte. Man erlaube mir eine kurze Erklärung von jeder Benennung.

Sturm iſt, wenn Xantippe die Thüren hinter ſich zuwirft, daß das Haus in den Schwellen bebt: wenn ſie den Koch mit der Schaumkelle ins Geſicht ſchlägt, wenn er ein Fricaſſee ſtatt eines Ragouts gemacht hat; wenn ſie dem Küchenmädchen einen Teller nach dem Kopfe wirft, weil ſie den Koch bedauert; wenn ſie die Kammerjungfer aus dem Hauſe jagt, weil ſie der Prügeley nicht zuſehen wollen.

Sturm iſt, wenn Orgon ſein Pferd wegen eines Fehltritts ſo lange im Galop reitet, bis es ohnmächtig unter ihm niederſtürzt; wenn er einem Bedienten die Montur ausziehen, und ihn ohne Lohn, ohne Abſchied von ſich gehen, oder eigentlich mit Hunden vom Hofe hetzen läſſet, warum? weil er ihn bey A. und nicht bey B. angemeldet hat; wenn er einen Bettler mit Schlägen durch den Armenvogt von ſeiner Thür wegbringen läſſet, weil er ſich nicht gleich durch Worte abweiſen laſſen wollen. Alle dieſe und hundert ähnliche Auftritte gehören gewiß unter dieſe Benennung, denn man ſagt ſchon im gemeinen Leben: die Frau hat heute wieder was rechts geſtürmt; oder: was iſt das für ein ſtürmiſcher Mann!

Vieler Regen, paßt zwar nicht ganz genau in unſer Syſtem der Launen, indeſſen mag man dieſen Grad immer beybehalten; denn man ſagt ja auch ſchon im gemeinen Leben: es wird wieder Schelte regnen, u. d. gl. Man begreife alſo die etwas gelindern Ausbrüche der übeln Laune darunter. Wenn Xantippe und Orgon ſich mit einander zanken, jene, daß er um ſie angehalten, und dieſer, daß ſie ihn genommen; wenn ſie ſagt, daß er kaum ein Reitpferd würde halten können, ohne ihr Vermögen; und er hingegen, daß kaum ſein Pachter ſich um ſie bekümmern würde, ohne ſeinen Rang: dann läſſet ein jeder auf ſeine Art regnen, und es regnet Vorwürfe. Wenn ſie ſich beyde, wie zwey Gewitter, von einander ſcheiden, ſie in die Geſindeſtube, er in den Pferdeſtall geht, jene an jeder Naht, an jeder Elle Garn, dieſer an jedem Sattel, an jedem Hufeiſen was auszuſetzen findet, ſo laſſen ſie beyde wieder regnen, und es regnet Schimpfwörter. Wenn

Orgon wieder zu ſeiner Frau kommt, ſo ſetzt ſie ſich ſtill hin, hält das Schnupftuch vor das Geſicht, und ſogleich regnet es Thränen.

Regen oder Wind läſſet ſich zum Theil aus dem Vorigen erklären. Wenn Orgon es ſich über Tiſche recht gut ſchmecken laſſen, und auf einmahl ſagt: das iſt ein verfluchter Braten! Madam verſichert, daß der Koch keine Schuld habe, Orgon ſchwört, daß er den Fleiſcher wolle beyſtecken laſſen, aber durch eine gute Mandeltorte wieder ausgeſöhnt wird, ſo iſt das nur ein Spreuregen. Wenn Xantippe ſich von ihrem Kammermädchen ankleiden läſſet, dieſe ihr aus Verſehen eine Aemſchleife verkehrt anſteckt, und dafür brav ausgeſcholten wird, ſo iſt das nur ein Strichregen; bleibt aber Xantippens Friſeur aus, wenn ſie zum Ball gehen will, und ſie lärmt mit jedermann, ſo iſt das ein Landregen; erhält ſie gar die Nachricht, daß das Tanzen ſchon ſeinen Anfang genommen, ſo hat der Hinterbringer einen Platzregen zu gewarten. Was Wind iſt, ſollte ich billig in einem ſo erleuchteten Jahrhunderte, als das jezige iſt, nicht erklären, und ein Exempel iſt hier vielleicht ſchon überflüſſig. Wenn Orgon mit einem hämiſchen Geſicht, bloß um Geld von ihr zu erhalten, Xantippen verſichert, er liebe ſie unendlich, er ſey ſtolz auf ihre Verwandte, ſo iſt das Wind; und weil Xantippe wie eine große Dame lebt, welche keine Luft, vielweniger Wind vertragen kann, ſo macht ſie ſaure Geſichter, und ſchließt ſich in ihre Stube ein, um dieſe ſchädliche Zugluft zu vermeiden. Uebrigens iſt die Theorie von den verſchiedenen Arten ſolcher Winde weit ſchwerer, als ſelbſt die, welche ein Ober-Steuermann auf dem größten engliſchen Kriegsſchiffe verſtehen muß: die mehreſten aber lernen ſie gleich durch die Praxin.

Veränderlich iſt im Umgange eine der verdrießlichſten Launen, ſo wie das Wetter im April für die mehreſten Menſchen iſt. Wenn Orgon einmahl des Morgens um 7 Uhr geweckt ſeyn will, und doch, wenn der Bediente kommt, aus Aerger nach dem Pantoffel greift; wenn er beym Aufſtehen Chocolade beſtellt, und hernach mit Toben behauptet, daß er Kaffee gefordert, aus Verdruß aber, wenn dieſer gebracht wird, Thee trinkt; wenn er ſeine Arbeitsſtube heizen läßt, und hernach mit dem Hausverwalter in einem andern Zimmer Schach ſpielt; wenn er die

Reitpferde zu ſatteln befiehlt, und alsdann ſeidene Strümpfe und Schuhe anzieht; wenn er Gäſte bittet, und alsdann Xantippen um 12 Uhr erſucht, ſie zu bewirthen, weil er bey einem guten Freunde ſpeiſe; wenn er ſchickt, daß ſein Wagen ihn von dort abhohlen ſoll, und niemand weiß, wo er von da hingegangen; kurz, wenn er hundert ſolche thöricht Dinge in einem Tage macht, ſo ſagen die Bedienten: unſer Herr iſt heute ſehr veränderlich.

Schön Wetter ſollte billig ſchon ein jeder aus ſeinem eigenen Hauſe kennen; und wenn ich dieſes vorausſetzen dürfte, ſo könnte ich mich der Mühe, es zu erklären, überheben. Weil aber in manchen Häuſern das Regen-Wetter ſo lange dauert, als zu Zeiten auf Robinſon Cruſens Inſel und die Winde ſo anhaltend wehen, als in gewiſſen Gegenden des Meeres, ſo will ich nur ſagen, wenneher es in Orgons Hauſe ſchön Wetter iſt. Dann nemlich, wann ſeine Frau einen Wechſel für ihn mit unterſchreibt, ſeine neuen Begierden befriedigt, und ſie durch eine neue Mode, durch einige freundliche Schmeicheleyen, für ihre Gefälligkeit bezahlt worden iſt. Er ſpaßt alsdann mit ſeinen Bedienten, und ſie erlaubt ihren Mädchen auszugehen. Alles Geſinde ſagt ſodann: Heute iſt einmahl ein ſchöner Tag!

Beſtändig Wetter iſt ſchon in der Natur ſelten, und jedermann ſagt, in der moraliſchen Welt ſey es faſt gar nicht mehr zu finden. Dennoch iſt ſelbſt in Orgons Hauſe einmahl 4 Wochen beſtändig Wetter geweſen, wie es denn auch um die Zeit wohl noch itzt in den Häuſern der Neu-Vermählten anzutreffen ſeyn mag.

Sehr trocken iſt eine Art der Laune, welche nur uneigentlich Laune heißen kann, denn man trifft ſie entweder bey Leuten, welche gar keine Launen haben, oder nichts, wenigſtens nicht viel davon wiſſen, an. Zu der erſten Claſſe gehören alle phlegmatiſche unempfindliche Seelen; und dergleichen iſt ein gewiſſer Mann, den man nur den trocknen Stentor nennt. Er iſt an ſeinem Hochzeittage nicht verliebter in ſeine Frau, und nicht zufriedener geweſen, als er es noch heute nach 20 glücklich mit ihr vollendeten Jahren iſt. In dieſer ganzen langen Zeit hat er nur einen Verdruß gehabt; wenigſtens iſt nie aus ſeinem Munde eine andere Klage gehört worden, als die, daß er an ſeinem Hochzeittage zu viel Salat gegeſſen, und eine

Kolik davon bekommen. Er ſitzt noch mit eben der vergnügten Miene, als ſonſt, in ſeinem Bräutigams-Schlaf-Rocke, in dem Großvaterſtuhle, welchen ihm ſeine Frau zugebracht, und um deſſen willen er ſie vorzüglich mit liebt; ſo bequem ſoll es ſich darin ſitzen! — Sehr trocken habe ichs auch auf dem Lande, in den Hütten ſehr vieler Feld-Arbeiter gefunden. Sie leben heute, wie ſie geſtern gelebt haben, lernen kaum in ihrem ganzen Leben drey neue Begierden kennen; ſind mit ihrer Ehe zufrieden, weil ihre Frau die Wirthſchaft eben ſo gut verſieht, als eine andere thun würde, unterhalten ſich einander wie alte ehrliche Deutſche, ſehr trocken, aber doch ſo, daß ſie damit vergnügt ſind.

Bey Erklärung des Launen-Thermometers will ich von oben herunter gehen, und nicht, wie vorher, von unten herauf, denn es ſcheint mir der Natur der Sache angemeſſener zu ſeyn: und dies hätte vielleicht auch ſchon bey dem Barometer der Launen Statt gefunden.

Große Hitze findet man bey Verliebten oft, bey Freunden zuweilen, und bey Verwandten ſelten. Alle Romanen-Helden und Heldinnen gehören unter den Grad der großen Hitze, ſo, wie billig faſt alle Theater-Prinzeſſinnen unter den Grad der großen Kälte zu ſtehen kommen. Doch, da die erſtern gewöhnlich nur im Gehirn der Romanenſchreiber exiſtiren, und die andern unter den fünften Grad gehören, ſo will ich nur gleich die übrigen unter dieſe Claſſe bringen. Große Hitze iſt bey einem Studenten, der auf Univerſitäten bloß nach ſeinem Gutbefinden, Heyrathstractaten ſchließt; bey einem Manne von Stande, der eine Nähterinn zur Frau nimmt, weil ſie ihn mit ihrem Lächeln bezaubert hat; bey einem Manne, der für tauſend Thaler Titel, und für keinen Groſchen Vermögen beſitzt, und ſeines Gleichen, das iſt, ein Mädchen mit eben ſo wenig Geld, und eben ſo viel Thorheit, heyrathet, bloß weil ſie ſieben Opern-Arien ganz vortrefflich ſingt. Große Hitze findet ſich auch wohl bey Verliebten, welche tauſend Schwierigkeiten finden, ihre Wünſche gekrönt zu ſehen, oder bey Perſonen, welche ſich aus ein oder dem andern Grunde nicht lieben ſollten. Es kann außer dieſen Fällen noch hundert andere geben, denn es mag leicht ſeyn, daß die Theorie davon eben ſo ausgebreitet iſt, als die von den Winden, und wir müſſen erwarten,

ten, ob die Franzoſen nicht bald ein Dictionaire darüber heraus geben werden, da weder Lais noch Ninon von l'Enclos (*) ein Syſtem, davon zu ſchreiben für gut befunden, welches beyde doch am füglichſten gekonnt hätten; ſie ſind aber zu entſchuldigen, weil große Practici gewöhnlich keine Zeit zum Bücherſchreiben übrig haben.

Große Hitze bey Freunden zu erklären, würde ich meine Zuflucht zur heiligen und Profan-Geſchichte nehmen, und einen David und Jonathan, einen Nyſus und Eurialus, Damon und Pythias, oder Oreſt und Pylades, anführen müſſen, wenn ich keinen E. r zum Freunde hätte. Wenn man, wie er, ſeine vielgeliebten Verwandte zu verlaſſen, um des Freundes Willen 70 Meilen zu reiſen, ſein Amt und die Hälfte ſeiner Einkünfte zu vergeſſen, und nach einer Abweſenheit von 6 Jahren, noch jedes Land, jeden Ort, welchen der Freund wählt, um ſeinet willen mit zu wählen im Stande iſt, ſo hieß ich daß große Hitze bey Freunden. O ihr wenigen Edlen! deren redliches Herz einen ſolchen Freund verdient, und ihn auch zu erhalten das Glück gehabt hat, zürnet nicht, wenn ich ſage, daß ich die Beyſpiele in der alten Geſchichte würde aufſuchen müſſen. Unſere Anzahl iſt ſo klein, daß ſich zwey Paar ſolcher Freunde nur ſelten kennen lernen; und ich habe auch nur einen, mit der größten Mühe zum Freunde gefunden, der Jonathans Beſtändigkeit und Nyſus Treue beſitzt. Daß ich ſeiner hier gedachte, gieng auf eben die Art an, als Wieland des Arztes (**) im neuen Amadis gedacht hat.

Große Hitze bey Anverwandten mag vielleicht hier und da in Familien zu finden ſeyn, doch könnte auch in den mehreſten dieſer Grad füglich wegbleiben, diejenigen ausgenommen, worin eine Mutter iſt, welche ihr Kind ſo heftig liebt, als Philinde. Sie hat eine Tochter von ohngefähr 15 Jahren, welche ſtatt ihrer Mutter das Haus regiert. Wenn ſie um Kleinigkeiten willen, den Mädchen Ohrfeigen giebt; wenn ſie vorſchreibt, wer zu Gaſte gebe-

(*) Es findet ſich zwar in den Schriften der Ninon hin und wieder viel Theorie von der Liebe, aber nicht ſo viel, als man hätte erwarten können.

(**) 1 Band, S. 193, und in der Anmerkung.

gebeten werden ſoll; wenn ſie durchaus zum Ball gehen will, ſollte auch Vater und Mutter krank ſeyn; wenn ſie murrt, daß ihr Vater einmahl des Abends um 11 Uhr zu Hauſe kommt; wenn ſie trotzt, weil ſie eine neue goldene Uhr haben will; wenn ſie die Mutter anfährt, weil ſie ihr, zu ihrem alten Oheim zu gehen, zweymahl gebeten wird; kurz, in allen Fällen, da Demoiſelle in einer andern Familie fühlbare Verweiſe erhalten würde, ſtatt daß ihre Mutter ſie mit tauſend Schmeicheleyen zu beſänftigen ſucht, zeigt die leztere eine große Hitze unter Anverwandten. Ob für Philinden ein ziemlicher Grad von Kälte nicht beſſer, und auch für ihre Tochter nützlicher wäre, das will ich hier nicht unterſuchen. Lieber will ich ſagen, wie es Philindens Bruder mit ſeinem Sohne machte, gegen welchen er auch einen Grad von großer Hitze, allein auf eine andere Art, äuſſerte. Als ſein Wilhelm geboren war, bat er ſeine Frau, welche, um der Schande vor ihren Verwandtinnen zu entgehen, keine Luſt dazu hatte, dennoch ſo lange, bis ſie ſich entſchloß, ſelbſt die Stelle einer Amme bey ihm zu vertreten, und ihn die drey erſten Jahre zu erziehen. Hernach nahm ihn Philint ſelbſt unter ſeiner Aufſicht, ſchämte ſich nicht, wieder ein Kind zu werden, und ſeinem Sohne die erſten Begriffe ſpielend beyzubringen. Wilhelm wuchs heran, und Philint wurde ſein Lehrmeiſter. Die Stunden, welche er ſonſt in Spielgeſellſchaften und im Tobaks-Collegii zugebracht hatte, wandte er izt zum Unterricht ſeines Sohnes an. Das Geld, was er ehemahls zu Karten und Kränzchen ausgegeben, wurde nun zu Büchern, Inſtrumenten und Vergnügungen ſeines Wilhelms beſtimmt, der den vortrefflichſten Fortgang in ſeinem Studieren machte, ſo daß er im 17ten Jahre mit Vortheil auf die Akademie gehen konnte. Philint hatte nicht ſo viel Mittel, daß er ſeinem Sohne ein ſolches Jahrgeld hätte ausſetzen können, welches erfordert wurde, wenn Wilhelm das lernen ſollte, was der Vater wünſchte. Philint bedachte ſich aber nicht lange, ſchaffte ſein Reitpferd ab, aß alle Mittage ein Gericht weniger, und trank izt nur Franzwein, wobey er ſich eben ſo vergnügt befand. Nach einem Jahre beſuchte ihn ſein Sohn. Der Vater fand, daß er in Wiſſenſchaften ſehr, aber, wie gewöhnlich, im Betragen eben nicht viel zugenommen hatte. Philint ſchätzte indeſſen das leztere

eben

eben ſo hoch, weil er wußte, wie viel darauf in der Welt ankommt. Um dieſem Mangel abzuhelfen, dankte er auch ſeinen Schreiber ab, und wendete dieſes Geld dazu an, Wilhelmen bey einer angeſehenen Familie auf der Akademie ins Haus und in die Koſt zu geben, damit er Gelegenheit hätte, ſeine Manieren zu bilden. Wilhelm kam als ein artiger Mann zurück, und der Vater bewarb ſich für ihn um eine Stelle, wozu ſein Sohn, wenn er gleich jung war, dennoch Geſchicklichkeit hatte. Aber ſo wenig der Vater als der Sohn, wollten um einen Preis einer niederträchtigen Schmeichelen, eines Geſchenks, oder ſonſt ſo etwas von dem, was Krüger in ſeinen Candidaten anzeigt, ein Amt erſchleichen. Philint entſchloß ſich kurz, dankte ab, und überließ ſeine Stelle dem Sohne. Noch mehr, er entzog ſich 10 Jahr früher, als es tauſend andere würden gethan haben, dem Geräuſche der Welt, damit nur Wilhelm ſeinem jezigen Stand gemäß leben konnte. Ich glaube, wir ſind alle einig, daß hier der Launen-Thermometer beſtändig auf große Hitze mit Recht hätte geſtellet können. Zwar ſagt mir ein verehrungswürdiger Mann, dem ich dieſes Beyſpiel einmahl erzählt habe, Philintens Betragen verdiene ſo großen Ruhm nicht, als ich ihm gäbe, weil es theils einem wahrhaftig tugendhaften Herzen nicht ſauer würde ſo zu handeln, theils weil eine jede ſolche That, durch die Wolluſt, welche daraus in der Seele entſtände, zehnfach bezahlt würde. Doch, das alles gehört nicht eigentlich hierher. Ich begreife izt aber ſelbſt wohl, daß dies eine ſo große Handlung nicht ſey, weil ich in den alten Geſchichtſchreibern verſchiedene Beyſpiele gefunden, daß große Hitze unter Anverwandten, zuweilen in einem noch höhern Grade Statt gefunden habe. Man erlaube mir, daß ich einige von dieſen anführen darf, damit man dann unſer chriſtliches Jahrhundert mit jenem heidniſchen Zeiten vergleichen kann, indem ich nicht zweifle, ein jeder Leſer wird hundert Exempel für eins, einem jeden von dieſen entgegen ſtellen können, wenn ich gleich gern geſtehen will, daß mir aus der neuern Geſchichte nicht gleich ſo gute Exempel beyfallen wollen. Ich mache den Anfang mit einigen Beyſpielen von großer Hitze der Aeltern für ihre Kinder, denn davon redeten wir vorhin. Cambalus, ſagt die Geſchichte, wurde auf der Jagd von Räubern verfolgt,

folgt, und ſuchte zu Fuße nach der Stadt zu entrinnen. Sein Vater kam zu Pferde dazu, ſtieg ab, und bat den Sohn, ſich darauf zu retten. Der Sohn ſchlug es aus, und bat den Vater. Keiner von beyden wollte ſich dieſer Gelegenheit bedienen, beyde ſtritten weinend darum, bis die Räuber dazu kamen, und ſie beyde durchſtießen. — So ſoll Zaleucus, welcher bey den Locrenſern das Geſetz gegeben hatte, daß ein Ehebrecher beyde Augen verlieren ſollte, ſich für ſeinen Sohn, welcher ſich des Ehebruches ſchuldig gemacht hatte, ein Auge habe ausſtechen laſſen, um jenem das andere zu erhalten. — Ja, ein zärtlicher Vater, Nahmens Diagoras, ſoll ſogar vor Freuden in den Armen ſeiner drey Söhne, welche in den olimpiſchen Spielen an Einem Tage waren gekrönt worden, den Geiſt aufgegeben haben. — So wie jene Römerinn, bey dem Anblicke ihres Sohnes, welchen ſie, als in der Schlacht umgekommen, betrauert hatte, plötzlich ſtarb. — Es wäre unbillig, wenn ich nicht auch gleich einige Beyſpiele anführte, daß Kinder für ihre Aeltern, oft eben den Grad von Hitze gezeigt; und die Wahl kann mir hier nicht ſchwer fallen, da wir in der alten Geſchichte auch hiervon mehrere Beyſpiele finden, und vielleicht haben ſich in den neuern Zeiten noch einmahl ſo viel zugetragen; das wollen wir wenigſtens zur Ehre unſrer jezigen Sitten glauben. Der fromme Aeneas, ſollte er gleich, wie einige Kunſtrichter behaupten, kein ſo großer Held geweſen ſeyn, war doch wenigſtens, was nicht viel weniger werth ſeyn kann, ein zärtlicher Sohn; er ließ alle ſeine Schätze zurück, um ſeinen Vater aus dem Brande von Troja auf ſeinen Schultern heraus zu tragen. — Daß Alexander ſeinen Vater Philipp, in einem Aufruhre der macedoniſchen Soldaten, mit ſeinem Schilde bedeckte, und diejenigen mit eigener Hand tödtete, welche auf jenen eindrangen, macht ihm eben ſo viel Ehre, als ihm die Ermordung des Callisthenes und des Clitus Schande macht. — Titus Manlius, der vom Lande gleich nach Rom ni das Haus des Prätors Pomponius flohe, welcher ſeinen Vater vor Gericht ziehen wollte, den Degen zog, und ſchwur, daß er ihn auf der Stelle ermorden würde, wenn Pomponius ihm nicht gleich einen Eid ablegte, daß er ſeinen Vater losſprechen wolle, erwarb ſich die Bewunderung der Römer. — Coriolan, der mit

mit einer feindlichen Armee vor den Thoren Roms ſtand, um ſich an ſeiner Vaterſtadt für die erlittene Verbannung zu rächen, wurde dennoch, ſo unbeweglich er auch war, durch die Bitten, Vorſtellungen und Thränen ſeiner Mutter und Gemahlinn bewegt, eine Eroberung aufzugeben, welche ihm nicht einmahl den Ruhm hätte gewähren können, den ihm dieſer Sieg über ſich ſelbſt, und dieſer Grad von Hitze für ſeine Anverwandten, in der Geſchichte gegeben hat, worin dieſe That ihn allein unſterblich machen wird, ſo wie Ciro Ferry ſich durch die Vorſtellung derſelben einen immerwährenden Nahmen erworben hat (*). Man erzählt, daß eine Tochter ihre Mutter, welche im Gefängniſſe ſaß, und ſich todt hungern ſollte, durch ihre Brüſte ernährt, und eine andere ihrem alten Vater auf gleiche Weiſe das Leben erhalten habe (**). Giebt es einen höhern Grad von kindlicher Liebe? — Da ich einmahl, wieder meinen Vorſatz, ſo weit ins Erzählen gekommen bin, ſo muß ich noch ein Paar Exempel von großer Hitze unter Geſchwiſtern hinzufügen. Scipio Aemilian, ein edelgeſinnter Römer, beerbte ſeinen Vater, und hätte dieſe große Verlaſſenſchaft mit ſeinem Bruder Fabius theilen ſollen. Um dieſen aber, welcher nicht ſo reich war, als er, in gleiche Vermögens-Umſtände mit ſich zu ſetzen, überließ er ihm die ganze Erbſchaft. Er that noch mehr; denn als Fabius bey dem Begräbniſſe ſeines Vaters Fechterſpiele geben wollte, und dieſen Aufwand nicht füglich beſtreiten konnte, gab Aemilian die Hälfte der Unkoſten dazu her. Eben ſo Uneigennützig betrug er ſich bey dem Tode ſeiner Mutter, deren ganze Verlaſſenſchaft er ſeinen Schweſtern gab, wenn ſie gleich, nach den Geſetzen, an nichts einen Anſpruch machen konnten. — Ein anderer Römer, Proculejus, that ein Gleiches; bey ſeines Vaters Tode theilte er ſich mit beyden Brüdern in die Erbſchaft; da dieſe aber im Kriege alles verloren, theilte er mit ihnen nochmahls ſein gan-

(*) Dieſes vortreffliche Gemählde ſteht unter No. 75 der Bilder-Gallerie in Sansſouci.

(**) Wer Gelegenheit hat, die Gallerie in Salzdalum zu ſehen, wird nicht vergeſſen, ein ſehr ſchönes Stück, welches dieſe Geſchichte vorſtellt, vorzüglich mit zu betrachten.

zes Vermögen (*). — Wie gütlich vertrugen ſich nicht die Prinzen des Königs Darius nach deſſen Tode, indem ſie ihrem Oheim überließen, wem von ihnen er das Königreich übertragen wollte. Xerxes wurde zum Könige beſtimmt, und erhob ſich deshalb ſo wenig, als Artamenes, ſein Bruder, ſich darüber betrübte. — Intaphernis, die Gemahlinn eines Höflings des Königs Darius, deren Mann und ganze Familie im Gefängniß ſaß, flehete ſo lange, bis der Regent ihr verſprach, daß der in Freyheit geſetzt werden ſollte, welchen ſie ſich erwählen würde. Sie wählte nach langer Unſchlüßigkeit ihren Bruder, weil ſie, wie ſie ſagte, wohl einen andern Mann und andere Kinder, aber keinen Bruder wieder bekommen könnte, weil ihre Aeltern todt wären. — Cato liebte ſeinen Bruder Cäpio ſo zärtlich, daß er ſchon 20 Jahr alt war, und noch nie ohne ihn geſpeiſet, niemahls ohne auf einen öffentlichen Platz oder über Feld gegangen war. Als man ihn einigemahl fragte, wen er am meiſten liebte, gab er allemahl zur Antwort: meinen Bruder. Er bewies dieſe Liebe aber auch. Sein Bruder lag in einer Stadt in Thracien krank. Cato erfuhr es zu Theſſalonich, und wenn gleich heftiger Sturm eben war, und ihm ein großes Schiff zur Reiſe fehlte, ſo ſetzte er ſich doch, nur von fünf Perſonen begleitet, in ein kleines Both, und fuhr aus dem Hafen. Bey ſeiner Ankunft fand er ſeinen Bruder ſchon todt. Cato, der eine ſonſt nicht zu erſchütternde Standhaftigkeit beſaß, überließ ſich dennoch hier allen Ausbrüchen einer heftigen Traurigkeit. Seine Freunde baten ihn, daß er die Aſche ſeines Bruders in ein anderes Schiff möchte bringen laſſen; „nein“ ſagte er: „eher wollte ich das Leben, als dieſe, verlaſſen.“

Ich ſteige, nach dieſer Ausſchweifung zum zweyten Grade des Launen-Thermometers herunter. Sehr warm iſt bey Verliebten, Freunden und Anverwandten, ſchon etwas gewöhnlicher. Ein Bräutigam liebt faſt allemahl ſehr warm. Dieſe Wärme kann aber verſchiedene Gründe haben. Altin war verſprochen, und er lief ſeinem zukünftigen

(*) Horaz ſagt daher von ihm, im 2ten Buch, 2te Ode, 5 V.

Viuet extento Proculejus aeuo.
Notus in fratres animi paterni.

zigen Schwiegervater faſt das Haus ein, daß der Hochzeit-Tag angeſetzt werden möchte. Seine Braut hielt es für große Hitze, ihre Mutter glaubte, ſeine Liebe ſey ſehr warm; aber die eine hatte gänzlich, und die andere zum Theil Unrecht, Der Vater, welcher am Tage der Hochzeit 4000 Thaler auszahlen ſollte, hätte es am erſten erklären können, aber auf die Gedanken fiel auch er nicht, daß Altin ſich alle Stunde Wechſel Arreſt vermuthete. Aus dieſem Grunde ſollte freylich eine ſolche Liebe nicht eigentlich unter dieſem Grade ſtehen. Allein, wenn man eine ſo genaue Prüfung in jedem Falle anſtellen wollte, was für Gründe zu dem ſchönen Wetter, zu der großen Hitze und Wärme Gelegenheit gegeben, und dann nur die guten und edlen annehmen, ſo würde in vielen Häuſern oft in einem ganzen Menſchenalter kein ſchöner Tag ſeyn, in mancher großen Stadt ein ſehr hitziger Liebhaber umſonſt geſucht werden, und vielleicht gäbe es ſelbſt nur wenige, deren Liebe ſehr warm wäre. Dieſes habe ich voraus geſehen, und daher gezeigt, daß auch in Orgons Hauſe zuweilen ſchön Wetter ſey, und daß Philinde große Hitze für ihr Kind beſitze. Mein Inſtrument würde ſonſt faſt ganz und gar unnütz ſeyn, wenn ich den Gebrauch nicht ſo weit ausgedehnt hätte. — Sehr warm iſt die Liebe der meiſten jungen Herren, die in den Jahren, wenn ſie von Akademien gekommen ſind, und ſich zu einem Amte zubereiten, ein Frauenzimmer erwählen, dem ſie auf allen Bällen und Spaziergängen eine ewige Liebe zuſchwören, und Geſchenke machen. Sie reimen Verſe auf ſie, oder laſſen ſie reimen, bringen Serenaten, wenn der Schnee auch Ellen hoch vor der Thür liegt, und bezahlen ein Quartier gern noch einmahl ſo theuer, wenn es nur dem ihrigen gegenüber iſt. Briefe werden gewechſelt und Rendezvous beſtimmt; denn die Geliebte läßt ſich durch ſeine Schmeicheleyen gern verführen, weil es doch nicht lange dauern wird, daß der junge Herr in Bedienung tritt, und ſie heyrathet. Es wird eine Stelle leer, er bewirbt ſich darum, und von Stund an, verwandelt ſich ſeine Neigung aus ſehr warm in ſehr kalt; hierbey bleibt es auch, weil er wirklich die Stelle erhält. Bey ihr geht eine noch größere Metamorphoſe vor, denn ihre Neigung ſteigt nun entweder auf große Hitze, oder ſinkt auf große Kälte herunter. Das leztere ſcheint noch das

beſte zu ſeyn, doch kann ich nichts entſcheiden, weil es ein Satz iſt, der auf geheimen Frauenzimmer-Erfahrungen beruhet.

Sehr warm ſind auch viele Freunde. Wählt Ariſten zum Freunde, ich will euch ſagen, wie weit ihr euch auf ihn verlaſſen könnet. Seyd ihr in Geſellſchaft mit ihm, ſo wird er ſich zu euch ſetzen, und durch ſeine Gefälligkeiten denen übrigen merken laſſen, daß er euch hochſchätze. Wenn ihr nur den Ton angegeben habt, ſo ſtimmt er gleich auch darin an, die Vorzeichnung mag ſeyn, welche ſie will. Er wird mit euch traurig, munter, aufgeweckt, kurz alles ſeyn, was ihr ſeyd. Es gefällt euch nicht mehr, und er reicht ſchon Hut und Stock. Ihr wollt noch einen Spaziergang machen, er iſt müde von der Reiſe, aber er geht doch mit. Euch wird übel, er bringt euch auf ein Gartenhaus, läuft in die Stadt, ſucht einen Arzt auf, und beſtellt den Wagen. Ihr fahret nach Hauſe, und er hat ſchon Thee machen laſſen. Ihr legt euch hin, er lieſet euch noch im Schlaf, und bleibt bey euch die Nacht über, in einem Stuhle ſitzen. Ihr erwacht, und gleich iſt auch er munter. Ihr wollt einen Verwandten aus dem nächſten Orte ſprechen, und einen Boten zu ihm ſchicken; Ariſt läuft, läßt ſein Pferd ſatteln, und iſt weg, ehe der Bote noch kommt. Kann man gefälliger ſeyn, als Ariſt? wohl ſchwerlich; und ſo würde er ſich vielleicht auch noch betragen, wenn auch gleich eure Umſtände ſich ſo verſchlimmern ſollten, daß er nicht den geringſten Vortheil von euch zu gewarten hätte. Das iſt es aber auch alles. Er weis es, daß er durch ſeine Dienſtfertigkeit gefällt und deshalb gelobt wird; daher hat er auch ſo viele Freunde, daß er bald hier bald da iſt. Gefällig zu ſeyn, iſt ihm eben ſo zur Gewohnheit geworden, als daß er ſchwatzhaft iſt. Vertrauet ihm keine Geheimniſſe, denn er hat der Familien ſo viele, welche er für ſeine vertraute Freunde hält, daß er unvorſichtig genug iſt, allen dieſen wieder zu erzählen, was ihr ihm zu verſchweigen gegeben habt. Sein gutes Herz betriegt ihn. Wenn ihr ſeiner überdrüßig ſeyd, weil er eure Reden ausplaudert, ſo will ich euch ſagen, wie ihr euch von ihm losmachen könnt. Laßt euch nicht von ihm mit Familienbegebenheiten, und mit Gefälligkeiten, welche er dieſem und jenem erzeiget hat, unterhalten; gebt ihm auch ſelbſt nichts mehr zu thun,

ſo werdet ihr ihn nie wieder ſehen, ihr möget auch ſonſt noch freundſchaftlicher mit ihm umgehen, als vorher. Dienſte zu thun, oder wenigſtens von gethanen zu ſprechen, daß iſt ſein Element; und es iſt nicht ſchwer einzuſehen, daß er folglich zum Buſenfreunde gänzlich verdorben iſt, denn er dient nur um ſein ſelbſt willen, und iſt nur ein ſehr warmer Freund, wenn er Gelegenheit vor ſich ſieht, ſeinem natürlichen Hange, Dienſte zu erzeigen, nachzufolgen. Aus ähnlichen Gründen laſſen auch tauſend andere Freunde eine warme Liebe von ſich blicken. Ob ſolche Liebe aber dieſem Grad von Wärme immer behalten werde? deshalb würde ich das amicus certus in re incerta cernitur, nicht abwarten, ſondern meinen Freund auf unſchuldige Proben ſtellen, weil ich ſonſt noch immer in einigen Mißtrauen mit ihm leben würde. Für die Thoren muß ich auch noch die Schmarotzer, und für die aufgeblaſenen Dummköpfe die Schmeichler unter dieſen Grade von Wärme bringen, denn man muß es wirklich in dem Studio der Vernunft nicht weit gebracht haben, wenn man dieſe beyde Arten von Inſecten für gute Freunde anſieht.

Unter Anverwandten trifft man auch wohl noch hin und wieder ein ſehr warmes Herz an. Bey tugendhaften Aeltern und ihren Kindern, welche von Jugend auf nach dem Vorbilde ſind erzogen worden, iſt es eine natürliche Folge ihrer Denkungs-Art. Allein ſich zu dem Grade von großer Hitze, wovon wir vorhin Beyſpiele geſehen, anzufeuern, das iſt auch nicht jedem tugendhaften Herzen gegeben, ſondern es gehört dazu ſchon Größe der Seele. Sehr warm bleiben Schweſtern gewöhnlich gegen einander, nur bis zum 16ten oder 17ten Jahre. Dann wird dieſe Liebe erſt warm, hernach lau, endlich wohl gar kalt. Dieſes kann verſchiedene Gründe haben. Zuweilen ſind die Aeltern ſelbſt Schuld daran, wenn ſie nähmlich eine Tochter der andern vorziehen. In jüngern Jahren empfindet es die eine ſo ſehr nicht, die gewöhnliche Leichtſinnigkeit der Jugend giebt eben nicht darauf Acht; laſſet ſie aber hernach wachſen, dann wird ein jedes Band, welches ihre Schweſter mehr erhält, ihre Neigung gegen ſie immer einen Grad kaltſinniger machen. Allein, was geht es ſie an, ob ſich ihre Kinder hernach vertragen? genug, ſie haben ſie groß gezogen. Und warum ziehen die mehreſten Mütter eine Tochter der andern vor? weil dieſe

hübſcher iſt, als jene, weil dieſe ihr ähnlich ſieht, die andere nicht; weil dieſe ſpaßhafter iſt, als die zweyte, und hundert ſolche Gründe mehr. Mancher vernünftige Mann glaubt zwar nicht verbunden zu ſeyn, eine ſolche Urſache als hinlänglich anzunehmen; aber ich weis nicht, ob es ihm erlaubt iſt, eine andere dafür an die Stelle zu ſetzen, und z. B. zu glauben, ſie liebe dieſe Tochter darum mehr, als jene, weil nicht der Mann, ſondern ein Liebhaber, Vater dazu ſey. — Noch ein Grund, warum Schweſtern in dieſen Jahren in der Liebe gegen einander nachlaſſen, liegt in der weiblichen Eitelkeit. Wenn die eine auf einen Ball etliche Mahl mehr aufgefordert wird, ein Paar Schmeicheleyen mehr erhält, ſich beſſer zu putzen weis, ſo ſind daß alles für die andere ſchon große Bewegungsgründe, Empfindlichkeit gegen jene zu äuſſern. Erhält die eine gar einen Liebhaber, und die andere nicht, ſo iſt der völlige Bruch faſt nicht zu vermeiden. Wird eine Heyrath daraus, ſo werden beyde Schweſtern gewöhnlich wieder die beſten Freundinnen. Ein wirklich beſonderer Umſtand, den ich mir aber nicht zu erklären getraue; eben ſo wenig, wie es zu geht, daß Sylvia nicht die geringſte Miene des Mißvergnügens macht, wenn ich ſage, daß ich ihrer Schweſter vortreffliches Herz bewundere, ihre freymüthige Sittſamkeit liebe, und von ihrem Verſtande entzückt bin. Wenn ich aber ſage, daß man kein blühenderes Geſicht, keine weißere Hand — ſo wartet ſie nicht ſo lange, bis ich ausgeredet, ſondern ſie läuft weg, um mir entweder die Röthe ihres Geſichts, oder ihren Verdruß zu verbergen. Bey Brüdern dauert dieſe ſehr warme Liebe etwas länger, denn ſie behalten bis in ihr 20ſtes Jahr einerley Intereſſe, oder eigentlich, ſie haben bis dahin gar keines. Aber ſo bald der eine in ein Amt tritt, oder heyrathet, ſo bald läßt die Wärme nach. Neue Verbindungen, oder ungleiche Beſchäftigungen trennen das enge Band, und wem fallen nicht hundert Beyſpiele von Brüdern bey, welche nach dieſer Zeit mit einander wie weitläuftige Bekannte leben? Dieſes läßt ſich leicht erklären, weil jeder von ihnen izt ſein beſonderes Intereſſe verfolgt; aber wie geht es zu, daß die Brüder ſich hernach mehr aus ihren Schweſtern machen, als aus ſich unter einander? vielleicht weil jene aufgehört haben, einem eigenen Intereſſe nachzuhangen. Unter Verwandten giebt es noch einen

nen Fall, worin eine ſehr warme Liebe gezeigt wird, und dieſer iſt eben ſo ungewöhnlich nicht. Amint hat ihn erfahren. Sein kleines Vermögen hatte er auf Schulen und Univerſitäten verzehrt, aber jemand geſtand, daß er es nicht beſſer hätte anwenden können, ſo viel Gelehrſamkeit und Geſchicklichkeit hatte er ſich erworben. Seine Verwandten ſelbſt ſahen das ſehr wohl ein, aber niemand wollte etwas mit ihm zu thun haben. Amint verließ ſie, denn er war zu ſtolz, durch Niederträchtigkeit ihren Beyſtand zu erzwingen. Er wurde Secretair bey einem Edelmann, der zum Glück Einſicht genug hatte, Amintens Talente zu bemerken, und edel genug dachte, ſie an ihre rechte Stelle zu bringen; denn durch ſeine Empfehlung wurde Amint erſt Secretair, und bald darauf Mitglied des Landes-Collegii. Wie viel Glückwünſchungsſchreiben empfing er nicht von ſeinen Verwandten, und wie ſorgfältig breiteten ſie nicht dieſe Erhebung in ſeine Vaterſtadt aus! Amint antwortete denen gar nicht, welche ihn ehemahls nicht hatten kennen wollen, als er ein geringer aber eben ſo verdienſtvoller Mann war. Mit der größten Verbindlichkeit hingegen dankte er denen, von welchen er glaubte, daß ſie ihn auch ſonſt nicht verachtet hätten. Das Glück fügte es, daß Amint in eine noch höhere Würde in ſeiner Vaterſtadt verſetzt wurde. Nun hätte man das Laufen der Oheime, Vettern und Schwäger ſehen ſollen, welche alle von dem Stolze beflügelt wurden, einen der vornehmſten Männer in der Stadt mit vertraulicher Miene, Herr Vetter, zu nennen; dieſe Mühe hätten ſie aber erſparen können, denn Amint ſprach keinen von ihnen. Wären ſie klug geweſen, ſo hätten ſie es dabey bewenden laſſen, ſo aber ſtellte dieſer heute, jener morgen, eine Gaſterey dem Amint zu Ehren an, welcher jedoch auf keiner erſchien. Nun hatten ſie ſich noch dazu lächerlich gemacht. Die große Wärme veränderte ſich daher bey allen Verwandten ſchnell in Kälte, und ſie, und ein großer Theil der Stadt, goſſen bittern Tadel über Amintens Stolz aus. Er ertrug es, und zeigte durch Gefälligkeit und freundſchaftliches Weſen gegen Leute, welche geringer waren, als ſeine Verwandte, daß er ſich nicht ihres Ranges und der Verwandtſchaft mit ihnen, ſondern ihrer niederträchtigen Denkungsart ſchämte, welche er zugleich mit beſtrafte. Vielleicht iſt dieſes oft der Fall, wenn

jemand aus einer Familie auf ſolche Art ſchnell empor ſteigt, und hernach von ſeinen Verwandten und der Welt, des Stolzes beſchuldigt wird. Die groſe Wärme findet ſich auch plötzlich bey Verwandten ein, wenn jemand eine reiche Erbſchaft gethan, ſehr vortheilhaft geheyrathet hat, u. d. gl. Dieſe Fälle ſind aber zu gewöhniich als daß ich mich dabey aufhalten ſollte.

Wenn eine Liebe nur warm iſt, ſo darf man ſich freylich keine Hoffnung machen, daß man ſo ſtarke Ausbrüche, als bey den beyden vorigen Graden ſehen wird. Der Student, der bey großer Hitze auf Univerſitäten heyrathete, würde bey bloßer Wärme ſeine Geliebte geſehen, ein Paar Tage von ihr geſprochen, und ſich nachher wieder beruhiget haben, wenigſtens mit ihrem Umgange zufrieden geweſen ſeyn. Der Mann von Stande, würde bey bloßer Wärme zuweilen Gelegenheit geſucht haben, ſeine artige Nähterinn zu ſehen, und ſich an ihrem Lächeln zu vergnügen, die er bey großer Hitze zur Frau nahm; und ſo würde der Mann mit vielen Titeln ſchon vergnügt geweſen ſeyn, die Opern-Arien ſeines Mädchens trillern zu hören, welche ihn izt als ſeine gnädige Frau mit einer guten Baß-Stimme einen Betrieger nennt, wenn nichts zu eſſen im Hauſe iſt. Groſe Hitze und ſehr warm mag überhaupt in der Liebe recht ſehr gut ſeyn, ſo lange als beydes dauert. Das iſt aber nur ſchlimm, daß dieſer Zeitpunct nicht lang iſt. Die Ehen, welche unter dem erſten Grade geſchloſſen werden, ſollen, glaubwürdigen Männern zufolge, faſt allemahl eine groſe Kälte nach ſich ziehen, und die andern ſehr kalt werden. Nicht ſo ſoll es mit der bloß warmen Liebe ſeyn. Einen von den fünf Graden der Wärme behält ſie faſt allemahl, auch in der Ehe.

Warm in der Freundſchaft ſeyn, iſt nicht ſo verdienſtlich, als einen der beyden vorigen Grade darin haben. Hier iſt es möglich, denn die Erfahrung überführt mich davon, daß eine beſtändige groſe Hitze oder Wärme Statt finden kann. Wenn bey der Freundſchaft bloß die Eigenſchaften der Seele, bey der Liebe hingegen, außer dieſen, noch die Eigenſchaften des Körpers den Grund legen, ſo läſſet ſich hieraus ſchon erklären, warum jene länger bey einerley Grade von Wärme bleiben kann, als dieſe.

Der

Der Genuß in der Freundſchaft erwärmt, und in der Liebe erkläret er. Ein Freund, der ein warmes Herz hat, iſt immer noch eine ſehr ſchätzbare Sache. Allein, können kleine Verdrieslichkeiten, welche ſich oft auch in der Freundſchaft unglücklich genug vereinigen, nicht eine Lauigkeit verurſachen? bey dem Freunde von großer Hitze, oder auch nur großer Wärme, iſt mir dafür nicht bange.

Die warme Liebe unter Anverwandten, wollte ich lieber die natürliche Wärme nennen; denn nur bösartige Seelen ſind im Stande, ſie zu unterdrücken, und ſie ganz und gar zu erlöſchen, iſt faſt unmöglich. Anverwandten ſollten billig ihre Neigung unter einander zu einem der vorigen Grade treiben, heutiges Tages ſind wir aber zufrieden, wenn ſie nur die natürliche Wärme behalten. Sie beſteht bloß darin, daß Anverwandte ſie mehr beſuchen, oder beſchmauſen, etwas vertrauter mit einander umgehen, ſich kleine Gefälligkeiten erzeigen, und für die Ehre ihrer ganzen Familie einige Sorge tragen. Einen Anverwandten im Nothfall mit ſeinen Vermögen und Anſehen zu unterſtützen, ſich ſeiner nicht zu ſchämen, wenn das Glück ihn mit uns in eine ungleiche Stelle geſetzt hat, dieſes würde vor hundert Jahren alles noch zu der natürlichen Wärme gerechnet worden ſeyn; weil ſeitdem aber alles geſtiegen iſt, ſo iſt auch dieſes fünf Grad herauf gerückt, und wir haben es vorhin an ſeinem jezigen Orte erklärt.

Eine Liebe oder Freundſchaft, welche kalt iſt, ſollte ſich nicht gedenken laſſen; allein, ſeitdem Liebe und Freundſchaft unter den Menſchen ſo ſehr ſelten geworden iſt, hat man ſich genöthigt geſehen, verſchiedenes Liebe zu nennen, was ſonſt Zwang, Gleichgültigkeit, verborgener Haß und dergleichen hieß, Freundſchaft aber heißt izt vieles, welches ſonſt nothwendiger Umgang, ohngefähre Bekanntſchaft, verſtellte Freundlichkeit, u. ſ. w. genannt wurde. Durch dieſe Vertauſchung der Nahmen, haben wir wieder eben ſo viel Liebe und Freundſchaft erhalten, als nur jemahls vorher in der Welt geweſen ſeyn mag. Weil ich nun kein Recht habe, einer Sache einen andern Nahmen zu geben, als ihr die ganze Welt giebt, ſo bin ich in der jezigen Benennung gefolgt, und habe unter jedem Grade einige Fälle angeführt, welche jemand ſonſt juſt unter dem entgegen geſetzten Grade ſuchen möchte.

Wenn

Wenn ich nur auf einen einzigen Leſer Rechnung machen könnte, dem keine Beyſpiele von Anverwandten bekannt wären, welche kalt gegen einander ſind, ſo würde ich auch dieſes noch erklären. Fällt aber jemanden ein Schwager ein, der ihn einmahl aus der Noth hätte reiſſen können, wenn er ihm 100 Thaler hätte leihen wollen; beſinnt ſich ein anderer auf einen Oheim, der ihn durch ſeine Empfehlung zu einer Bedienung hätte verhelfen können, wenn er nicht zu bequem dazu geweſen wäre; denkt ein dritter an eine Schweſter, die ſtolz vorüber fährt, weil ihr Bruder zu Fuße geht, ſo ſagt ein jeder von dieſen: wie kalt!

Die beyden lezten Grade, ſehr kalt und große Kälte, laſſen ſich hiernach ſchon beſtimmen. Von jedem will ich ein Beyſpiel geben. Sulpitia ergreift jede Gelegenheit mit Vergnügen, ihren Bruder Philint lächerlich zu machen. Wenn auch, ſelbſt in Geſellſchaften, gar nicht an ihn gedacht wird, ſo leitet ſie doch das Geſpräch auf ihn, und ſie will ſich todt lachen, wenn ſie einen neuen beißenden Ausdruck gefunden hat, ihren Bruder von einer poſſierlichen Seite zu zeigen. Iſt er gegenwärtig, ſo zieht ſie ihn auf; geht er weg, ſo ärgert ſie ſich, und verleumdet ihn. Und warum das alles? ach! Philint will ſich nicht nach ſeiner Schweſter Einfällen kleiden. Staleno und ſein Schwager Kleant ſuchen ſich einander in allen Geſellſchaften auf; ſie ſind nicht eher vergnügt, als wenn einer den andern ſieht. Es trete von beyden herein, wer wolle, ſo wird er allen Perſonen ein noch verbindlicheres Compliment machen, als ſonſt, ſeinen Schwager ausgenommen. Er würde keinen Wein getrunken haben, aber er läſſet ſich eine Bouteille Wein geben, damit er die Geſundheit eines jeden in der Geſellſchaft trinken, ſeinen Schwager aber ausſchließen kann. Man loſet um die Plätze am Spiel-Tiſche, er drängt ſich dem, wo ſein Schwager mitſpielen will, bloß um der Geſellſchaft zu ſagen, daß er nun keine Karte anrühren wolle. Auf dieſe Art erzeigen ſie ſich erſt eine Zeitlang einander Höflichkeiten, und dann rüſten ſie ſich mit rother Naſe, auf einander loszugehen. Der Ausgang iſt alsdann, wie gewöhnlich in allen Fareen von Hanswurſt, der, daß ſie bereit ſind, das Gewicht ihrer Stöcke zu verſuchen. Und warum denn? je! man denke nur, Staleno ſoll einmahl geſagt haben, Kleant

würde

würde bey ſeinem Aufwande das Vermögen der Frau bald durchbringen.

Ich habe nunmehr alle Grade meines Launen-Thermometers erklärt, und ich will nur noch ein Paar Worte von dem Gebrauche ſagen, welches man davon machen könnte. Nach meinem Vorſchlage müßte man an der Röhre des Inſtruments einen Zeiger befeſtigen, welcher auf- und nieder geſchoben werden könnte. Eine gewiſſe Perſon in jedem Hauſe, welche beſonders darauf verpflichtet würde, müßte, wie der Küſter die Kirchenuhr nach der Sonne, ſo auch der Launen-Meſſer jedesmahl nach der Laune des Herren ſtellen. Wären in einer Familie mehr Perſonen von Erheblichkeit, d. h. deren Launen einen erheblichen Einfluß haben, ſo würde eine jede ihre beſondere Scale haben müſſen. Der Launen-Aufſeher (ſo will ich die Perſon nennen, welcher das Stellen des Launen-Meſſers beſorgte), müßte bey jeder merklichen Veränderung der Launen, den Zeiger gewiſſenhaft weiter rücken. Das Inſtrument ſelbſt könnte auf der Hausflur oder dem Vorſaale frey hängen, damit man ſogleich wiſſen könnte, was für Wetter im Hauſe ſey. Man bedenke nur den Nutzen, welcher im menſchlichen Leben daraus entſpringen würde. Wenn ich z. E. bey einem Miniſter meine Aufwartung machen, und ihn um ſeine Unterſtützung in einer Angelegenheit bitten wollte, ſo würde ich erſt zuſehen laſſen, auf welchen Grad der Launen-Thermometer des Herrn geſtellet wäre. Erhielte ich die Antwort; ſchön Wetter, ſo würde ich geſchwind hingehen; ſagte man aber: auf Regen oder Wind, ſo müßte ich ein Thor ſeyn, wenn ich nicht zu Hauſe bliebe. Im leztern Fall erſparte ich dem Miniſter eine unangenehme Viertelſtunde, mir aber noch mehr. Denn entweder hätte man mich nicht vorgelaſſen, dies würde mir ſchon etwas verdrießlich geweſen ſeyn, oder er hätte mich geſprochen, und mir kaltſinnig begegnet, das würde mir noch weniger gefallen haben. Ich gebe zwar zu, daß man auch ohne dieſes Inſtrument wohl in einem Hauſe erfahren kann, bey was für Laune die Herrſchaft ſey; aber dieſes iſt umſtändlicher, ungewiſſer, und ſoll ſogar, wie man ſagt, Geld koſten. Lauter Empfehlungen für ein ſo bequemes Inſtrument, als mein Launen-Meſſer iſt. Ein anderer Einwurf

iſt

iſt der, ob ſich auch viele entſchließen würden, ihre Launen auf dieſe Art einem jeden, der es zu wiſſen verlangte, bekannt zu machen? Und warum denn nicht? giebt ſich denn wohl jemand viele Mühe, ſeine Launen zu verbergen? gewiß die mehreſten Menſchen fangen es oft darauf an, ſie im Gegentheil bekannt zu machen. Warum tobte denn ſonſt Xantippe zuweilen in ihrem Hauſe ſo fürchterlich, und ſchimpfte auf das Geſinde ſo laut, daß die Leute in andern Straßen aus den Fenſtern, zuhören? Warum träte Orgon ſelbſt vor die Hausthür, um einem Bettler mit Fluchen und Schreyen zu beweiſen, daß er nichts anders verdient habe, als zu verhungern? Warum rührte denn Philint kaum den Hut an, ſo oft ihn jemand auf der Straße grüßt, wenn er ihm nicht damit ſagen wollte: weißt du nicht, daß ich vor acht Tagen Rath geworden bin? Warum bietet Argant auf dem Balle Philinden alle Augenblicke Chocolade und Punſch, warum fordert er ſie immer auf? bloß um Cäcilien zu verſtehen zu geben, daß ſie ſich auf ſeine Liebe keine Rechnung mehr machen ſoll. Kurz, faſt alle Menſchen handeln nach ihrer Laune, die wenigen ausgenommen, die beſſer zu ſeyn ſcheinen, als ſie ſind, und Liſt genug beſitzen, ihr Herz in einen ſiebenfachen Schleyer zu verhüllen, wenn ein forſchender Blick es durchſchauen will; dieſe Leute, welche uns küſſen, wenn das Gift der Verleumdung unſers guten Nahmens noch auf ihre Zunge ſitzt; die uns mit einer Hand freundlich drücken, welche einen Augenblick vorher, erſt eine Beſtechung zu unſerm Nachtheil in die Taſche geſteckt hat; welche in unſern Angelegenheiten, ein Vorſchreiben an einen großen Mann verſprechen, indem der Bediente juſt einen Brief an denſelben zu unſerer Verkleinerung auf die Poſt trägt; kurz, dieſer Teufel in Engels Geſtalt werden dennoch einem Manne von Erfahrung eben ſo wenig entgehen, als eine Käſemilbe dem Auge des Naturforſchers. Ueber dem iſt es ausgemacht, daß jedermann in ſeinem Hauſe faſt alle Verſtellung ablegt, ſo ſpricht wie er denkt, und ſo handelt wie er ſpricht. So wie man die eigentliche Schönheit, den Wuchs und die Manieren eines Frauenzimmers nicht ſicherer beurtheilen kann, als wenn man ſie von den Reizen des Putzes entblößt, und von allem Zwange der Geſellſchaft frey, im Hauſe, in ihrem Nachtzeuge, zu bemerken Gelegenheit hat; eben ſo kann

kann man ſich zuverläßig auf die Laune eines Mannes in ſeinem Hauſe verlaſſen.

Es dauert mir faſt, daß ich dieſe Erfindung nicht eher bekannt gemacht habe; vielleicht hätte ich mancher verdrießlichen Begebenheit überhoben ſeyn können. Wenn ich nur auf die lezten drey Tage zurück gehe, ſo finde ich ſchon Stoff genug dazu. Ich komme unangemeldet zu Herrn Kleon, um eine gewiſſe Nachricht einzuziehen. Mit einer gezwungenen Freundlichkeit empfieng er mich, und Madam wußte vor Verwirrung kaum, ob ſie mich bewillkommen ſollte, oder nicht. Kurz, es war juſt Sturm geweſen, und man weis, daß dieſer nicht mit einmahl vorüber geht, ſondern ſich nach und nach legt. Zum Unglück ergriffen mich Herr und Madame Kleon, wie zwey entgegen geſetzte Winde einen Eichbaum, nahmen mich in die Mitte, und tobten ſo auf mich los. Der ganze Streit betraf ein Deckelglas, welches der Mann für einen Gulden in der Auction gekauft, und worüber die geizige Frau ſich ſchon über eine Stunde mit ihm, nicht ſparſam mit Verweiſen, gezankt hatte. Wie geſagt, ſie nahmen mich in die Mitte; ſie, von der rechten Seite ſtellte mir vor, daß ſie Weingläſer genug im Hauſe hätte, und ich gab ihr in Gedanken Recht, weil ſie noch niemanden ein Glas Wein bey ſich geboten; ferner, daß die Deckelgläſer nur Gelegenheit gäben, ſich einen Rauſch zu trinken; item, daß man für einen Gulden zwey Pfund Lichter, und der Himmel weis, was ſonſt noch alles, hätte kaufen können. Der Mann, zur linken Seite, konnte zwar vor dem Schreyen ſeiner Frau nicht recht gut zum Worte kommen, doch, da ich geneigter war, ihn als ſie anzuhören, ſo weis ich noch, daß Beklagter ſtückweiſe, und in dem Zwiſchenraum, daß Madame friſchen Zorn ſchöpfte, einwandte: welchergeſtalt er den Gulden nicht unnütz angewendet zu haben vermeinte, weil der Pokal wohl zwey Gulden werth ſey; weil er, als ein Kenner, die Deviſe, welche darauf ſtände, noch nie ſonſt geſehen, u. d. m. Ich wurde endlich, nachdem ich zwey gute Stunden, wie in Angſtſchweiß gebadet, da geſeſſen, und zehnmahl, aber vergeblich, zu entwiſchen geſucht hatte, zum Schiedsrichter erwählt. Ich hätte richtig noch zwey Stunden aushalten müſſen, wenn ich mich nicht auf eine Liſt beſonnen hätte. Ich ſagte, ich hätte zu Hauſe einen

Band deutſcher Streitſchriften, worin faſt derſelbe Fall abgehandelt ſey, und hieraus würde ſich die Sache entſcheiden laſſen. Ich entfloh, und ärgerte mich nachher, daß ich dieſen Nachmittag auf eine ſo peinliche Weiſe verdorben, und die Nachricht, welche ich zu wiſſen verlangte, dennoch nicht erfahren hatte; wie war es auch möglich, unter dem Geheul zweener ſtarken Stürme zum Worte zu kommen! Wenn nun ein Launen-Meſſer im Hauſe gehangen hätte, ſo würde mir dieß gewiß nicht begegnet ſeyn, weil ich gleich wieder umgekehrt wäre, ſo bald ich den Zeiger auf Sturm deutend geſehen hätte.

Endlich ſo kann die Einführung eines Launen-Meſſers noch einen andern Nutzen haben. Weil es doch einmahl Mode iſt, und auch wohl Mode bleiben wird, Familien-Begebenheiten in den mehreſten Häuſern zum Lieblings-Geſpräch zu machen, und ſie bey dieſer Gelegenheit mit ſehr auffallenden Ausdrücken zu erzählen, ſo würde es anſtändiger ſeyn, und nicht ſo verläumderiſch klingen, wenn man ſich einer dem Launen-Meſſer angemeſſenen Terminologie bediente. Es wollte, z. B., Aldine in einer Geſellſchaft erzählen, daß ihre Nachbarinn, die Frau Damon, ſich am Montage gegen ihren Mann ſehr kaltſinnig betragen, ihn am Mittwochen unter dem Zanken geſchimpft, und am Sonnabend in der Bosheit gar ein Bund Schlüſſel nach dem Kopfe geworfen hätte, ſo dürfte ſie ſich nur dazu der Worte bedienen, welche im Kalender bey dem erſten Mondsviertel des jezigen Monaths ſtehen, und ohne alle Veränderung ſagen: Frau Damon deutete erſt auf Froſt, in der Mitte auf Sturm, und zulezt auf Hagel und Schloſſen.

Wenn mich drey Schönen, welche als vorzüglich ſtark in dergleichen Erzählungen berühmt ſind, darum erſuchen werden, ſo will ich für ſie und ihre Freundinnen eine eigene Sprachkunſt zu ihrem Gebrauch aufſetzen, jedoch würde ich ihre Hülfe nöthig haben, daß ſie mir erſt die Ausdrücke alle an die Hand gäben, welche nach der neuen Terminologie abgeändert werden müßten.

Vielleicht rede ich auch alsdann noch beſonders von dem Gebrauche des Launen-Thermometers. Zwey Kleinigkeiten noch ausbedungen. Erſtlich, daß dieſer Verſuch das Glück gehabt hätte, die Leſer juſt bey guter

Laune

Laune anzutreffen; zweytens, daß der Verfaſſer ſelbſt noch einmahl die Schreibe-Laune fühle.“

Launig, launiſch; ſ. oben, S. 194.

Launſton, ſ. Launceſton, oben, S. 191.

Launy, ſ. Laun, oben, S. 190, f.

Lauung, ſ. Deich-Damm, im IX Th., S. 74.

Laur, Laure, lauren; ſiehe Lauer, lauern, im LXV Th., S. 832.

St. Laurent, Sanct Laurentii-Fluß, Lorenz-Fluß, Fr. Riviere de St. Laurent, ein großer Fluß in Nord-Amerika, in der Landſchaft Kanada, der aus dem See Ontario kommt, bey Quebec vorbeyfließt, und ſich bey Cap Roſier, in einer großen Breite, in den davon benannten Meerbuſen, und alſo in das atlantiſche Meer ergießt. Den Nahmen St. Laurentii-Fluß haben ihm die Franzoſen gegeben; bey den Eingebornen des Landes heißt er der Fluß von Canada, oder der große Fluß. Der Sage nach entſpringt er auf der Nord-Seite des Sees Nipiſſong, welcher dem Ober-See gegen Nordweſten liegt, aus einem hohen und langen Gebirge, läuft von Südweſten nach Nordweſten, ergießt ſich endlich, nachdem er viele große und kleine Flüſſe aufgenommen hat, in den Lorenzbuſen, und iſt, bey ſeinem Ausfluſſe in gedachten Buſen, 5 deutſche Meilen breit. Dieſer Strohm iſt beſonders ſeiner Waſſer-Fälle wegen merkwürdig. Wir wollen ihn, ſo weit er bekannt iſt, begleiten, da ſich ſolcher Geſtalt zugleich die gehörigen Nachrichten von den Seen, durch welche er läuft, und den hineinfallenden Flüſſen geben laſſen.

Der entlegendſte dieſer Seen iſt der Nipiſſong, dem Ober-See gegen N. W. unter dem 52ſten Grad der Breite gelegen. Die Berge, welche ihm nordwärts liegen, und in denen, erwähnter Maßen, der Lorenz-Fluß entſpringen ſoll, werden für die höchſten

in Nord-Amerika gehalten, und daher auch Landeshaupt genannt. Man ſagt auch, daß der Kriſtino-Fluß, welcher in die Hudſons-Bay fällt, und der Miſſiſippi, der ſich in den mexikaniſchen Meerbuſen ergießt, in dieſen Gebirgen entſpringen. Um dieſen See wohnen die See-Indianer. Aus dieſem See läuft der Fluß mit verſchiedenen Waſſer-Fällen durch ein wüſtes, unbewohntes Land nach dem Ober-See. Der merkwürdigſte dieſer Waſſer-Fälle iſt nicht weit von dem leztern; er ſtürzt ſich hier ſenkrecht von dem Felſen mit ſolchem Geräuſche herab, daß man es in einer weiten Entfernung hören kann. Unter dem Falle ſind ſchöne Fiſche, beſonders Forellen anzutreffen. Bey dem Eintritte in den See liegt eine Stadt der Utawawas (*).

Der Ober-See, Lac Superieur, iſt wahrſcheinlich die größte Land-See auf der bekannten Erde, und liegt zwiſchen dem 40°—50° der Breite, und dem 84°—93° weſtlicher Länge von London. Die Ufer ſind größtentheils mit hohen und ſteilen Felſen eingefaßt, und ſein Waſſer iſt ſehr hell. In dieſem See ſind viele Inſeln, von denen zwey ſehr groß ſind. Die eine derſelben, Königs-Inſel genannt, wird auf etliche 20 Meilen in der Länge und auf 12 in der Breite

(*) Die Utawawas, eine Völkerſchaft in Kanada, wohnen längſt der Flüſſe, welche ſich in den Ober-See ergießen, können, der Sage nach, 12000 Krieger ſtellen, und ſind nicht ungeſittet. Sie wohnen in Hütten von kugelförmiger Geſtalt, die unten auf der Erde gemeiniglich 16 bis 20 Fuß im Durchſchnitt haben, und oben ungefähr 2 Fuß offen ſind, um Licht herein und den Rauch hinaus zu laſſen Im Mittelpuncte der Hütte machen ſie Feuer an, bedecken die Hütten mit Matten von Binſen, welche ſie ſehr künſtlich zuſammen flechten, und hängen ſie ſo, daß dieſe Wohnungen dadurch ſehr warm werden. In jeder Hütte ſind gemeiniglich 10 bis 12 Perſonen. Den Sommer bringen ſie an den Ufern der Flüſſe und Seen zu, wo ſie fiſchen und Getreide bauen, den Winter aber ziehen ſie ſich in die Gebirge, um deſto mehr Wildpret anzutreffen.

Breite geſchätzt, iſt fruchtbar, und wird von Indianern bewohnt, welche verſchiedene Flecken darauf angelegt haben. In den Ober-See fallen bey 40 Flüſſe, von welchen einige nicht unbeträchtlich ſind, ob er gleich nur einen einzigen Ausfluß hat, durch welchen, dem Anſcheine nach, nur der zehnte Theil des Waſſers, das er aufnimmt, wieder ausfließt. Er hat einen Ueberfluß an Aalen, Stören, Forellen, zu 12 bis 50 Pfund, und iſt den Stürmen ſo ſehr unterworfen, als das Welt-Meer. Er iſt jezt zwiſchen den Engländern und nordamerikaniſchen Staaten getheilt. Mit dem Huron-See hängt er durch eine gegen 30 deutſche Meilen lange Straße zuſammen.

An der Nord-Seite dieſes Sees wohnen die **Bull-Indianer**, welche urſprünglich mit den Utawawas ein und eben daſſelbe Volk ſind. Sie können ungefähr 4000 Krieger ſtellen, und ihr vornehmſter Handel geht nach der Hudſons-Bay, wo ſie ihr Pelzwerk gegen weiße Decken, Waffen und Kriegsbedürfniſſe vertauſchen.

Die Indianer, welche die andere Seite des Ober-Sees bewohnen, haben einen Ueberfluß an allem, was die Bedürfniſſe des Lebens erfordern. Sie haben Thiere, Vögel und Fiſche von verſchiedener Größe und Gattung, und ihr Land würde reich und mächtig werden, wenn es jemahls geſittete Bewohner erhalten ſollte. Es hat nicht allein Flüſſe, ſondern auch gleichſam eine eigene See, welche durch die Verbindung mit dem Lorenz-Fluſſe ihm alle Vortheile eines ausgebreiteten Handels gewähren kann. Gänzlich wird dieſer Vortheil auch jezt ſchon von den Indianern nicht vernachläſſigt, ſondern ſie haben viele Kanote, von denen einige bis 2000 Pfund tragen, und doch ſo leicht ſind, daß ein einziger Mann ihn über die Waſſer-Fälle wegtragen kann.

Der Canal, welcher dieſen See mit dem Huron See verbindet, iſt reiſſend, und hat einen hohen Waſſer-Fall. Das Land zwiſchen beyden Seen iſt bergig; das Zimmer-Holz iſt dick und hoch, und Eiſen-Erz findet man in großer Menge.

Der Huron-See liegt zwiſchen dem 42°—46° der Breite, und dem 79°—85° der Länge. Seine Figur iſt dreyeckig, und ſein Umfang gegen 1000 engl. Meilen. Er hat viele Buſen, und außer der Straße, welche in den Erie-See geht, führt noch eine andere in den See Mechingen. Das Land um den Huron-See iſt gegen Nord und Nordweſt hoch, gegen Südoſt aber niedrig, und mit hohen Bäumen, als: Eichen, weißen Fichten, Aeſchen, Wallnuß- und Ahorn-Bäumen, bedeckt. Gegen Südweſt iſt es flach, und eben der Mangel an Bäumen, wird aber durch langes Gras erſetzt, in welchem ſich eine Menge Rothwildpret, Elennthiere, Bären und Füchſe aufhalten. Um den See her wohnen ungefähr 3000 Indianer.

An der Weſt-Seite dieſer grasreichen Ebene liegt der See Mechigan oder Miſchigan, zwiſchen dem 42° und 46° der Breite, und 84° und 87° der Länge. Beyde Seen hangen durch die Straße Michilimachinak zuſammen, welche gegen 3 deutſche Meilen breit und 8 lang iſt. An der Spitze gegen den See liegt ein hölzernes Gebäude, Fort Michilimakinak genannt, in welchem einige Engländer wohnen. In der Straße fängt man viele und ſo ſchwere Forellen, daß einige über 80 Pfund wiegen. An der südöſtlichen Seite des Mechigan-Sees haben die Utawawas einige Flecken. An der nordweſtlichen Seite iſt eine, ungefähr 8 deutſche Meilen breite und 20 dergleichen Meilen lange Straße, worin viele von Indianern bewohnte Inſeln liegen. Dieſe Straße führt in die ſogenannte grüne Bay, einen ziemlich großen See, in wel-

welchen ſich der Fuchs-Fluß ergießt. Das hier umliegende Land iſt durchaus fruchtbar und angenehm. Die Bäume ſind hoch, und das Gras wächſt zu einer Höhe von 5 bis 6 Fuß. Büffel, Elennthiere, Rehe, Bären, Biber, Vögel und Fiſche ſind hier nicht ſelten. Der Winter iſt nicht ſtrenge, und den größten Theil des Jahres iſt das Land mit Gras und Kräutern bedeckt. Es wachſen hier von ſelbſt allerley Gattungen Früchte, z. B. Weintrauben, aus welchen die Indianer auch eine Art von herbem Wein preſſen. Hier wächſt auch eine Art von wildem Reiß in der größten Menge in ſeichtem Waſſer, 2 bis 3 Fuß hoch über daſſelbe. Auch bauen die Indianer viel Mays, und haben viele Pferde.

Ehe der Fluß in den See Erie tritt, geht er erſt durch den See Sinclair oder St. Clara, welcher faſt rund iſt, und gegen 18 deutſche Meilen im Umfange hat. An einigen Stellen iſt es tief genug für große Schiffe, gegen die Mitte zu aber geht eine Sandbank, über welche keine geladene Schiffe gehen können. Das Land zu beyden Seiten des Sees iſt eben, und trägt viel Eichen, Ahorn- und andere Bäume. Mit dem Erie-See hängt er durch den Canal Detroit zuſammen, an welchem ein Fort gleichen Nahmens liegt. Zu beyden Seiten des Canales Detroit wohnen Kanadier.

Der Erie-See liegt zwiſchen 41° und 43° der Breite, und 75° — 83° der Länge, und iſt von Oſten nach Weſten über 60 deutſche Meilen lang, und etwa 10 breit. Seine Ufer ſind ſteil, und deshalb iſt die Schifffahrt auch ſehr gefährlich. Gegen Südweſten hängt er mit dem Sardusky-See zuſammen. An der Abend-Seite nimmt er den Fluß Miamis auf, zwiſchen welchem und dem Fluſſe Ohio der Fluß Wabach eine leichte Communication macht; denn zwiſchen beyden Flüſſen beträgt die Entfernung nur 2 deut-

ſche Meilen. Um dieſen See iſt ebenfalls ein fruchtbarer Boden. Die Forts Presqu'Isle und Erie liegen an demſelben.

Von hier geht der Strohm in den See Ontario, und heißt die Straße Niagara. In derſelben liegt eine große Inſel, welche ſich beynahe bis zum Fort Niagara erſtreckt, und 40,000 Acker gutes Land enthält. Nahe bey dem Fort iſt ein großer Waſſer-Fall, der den Nahmen Niagara-Fall führt. Der Fluß iſt ungefähr ½ engl. Meile breit, wo ihn ein Felſen in Geſtalt eines halben Mondes durchſchneidet. Oberhalb dem Waſſer-Fall liegt eine kleine Inſel, deren niederes Ende ſich bis an den Rand des Falles erſtreckt. Der Strohm in der Straße oberhalb der Inſel geht ſehr langſam, aber wo er ſich der Inſel nähert und in zwey Theile ſcheidet, wird er ſchneller, und ehe er noch an den Fall kommt, ſchon ſo heftig, daß er überall mit Schaum bedeckt iſt. Der wirkliche Fall iſt 137 Fuß tief, und das Geräuſch, welches das Waſſer hier verurſachet, kann man auf 2 Meilen weit hören. Der Dunſt, welcher davon aufſteigt, gleicht einer Säule von Rauch, und wenn Standpunct und Sonne darnach ſind, kann man einen Regenbogen darin ſehen. Viele Waſſer-Vögel, als: Schwäne, wilde Aenten ꝛc. ſchwimmen oft in Haufen oberhalb des Falles, und werden nicht ſelten von der Gewalt des Waſſers herab und zu Tode geſtürzt. Außer ihnen findet man auch zuweilen Rehe, Bären ꝛc. welche über den Strohm zu ſchwimmen ſuchten, und hier ihren Tod fanden. Die Menge der Todten-Aeſer iſt auch Urſache von der unglaublichen Menge Adler, welche ſich in der Gegend des Waſſer-Falles aufhalten, und von dem Fleiſche derſelben ſich nähren.

Der Ontario-See, in welchen dieſe Straße führt, liegt zwiſchen dem 43° — 45° der Breite und 76° —

79°

79° der Länge. Er iſt der kleinſte unter den fünf kanadiſchen großen Seen. Seine Figur iſt ganz eyförmig; ſeine Länge 52 und die Breite 30 deutſche Meilen. An dem ſüdweſtlichen Ende nimmt er den Oswego-Fluß auf, wo, ſo wie am See ſelbſt, verſchiedene Schanzen und Block-Häuſer ſtehen. Das Land Oswego gehört den fünf Nationen, und wird von verſchiedenen Flüſſen gewäſſert, unter welchen der Sable der vornehmſte iſt, welcher ſich mit dem Ontario-See vereinigt, und tief im Lande entſpringt. Dieſen Fluß ungefähr 40 deutſche Meilen aufwärts trifft man merkwürdige Quellen an, welche Oehl-Quellen genannt werden, wegen eines oehligen Weſens, das auf ihrer Oberfläche ſchwimmt. Die Indianer trinken ihr Waſſer als ein Mittel gegen verſchiedene Krankheiten; und wer Reiſſen in den Gliedern hat, badet ſich darin mit gutem Erfolge. In den Flüſſen und dem See ſelbſt giebt es, den Sommer über, eine Menge Lachſe und andere Fiſche. Der Lorenz-Fluß fließt gegen Nordoſten aus dem Ontario, und iſt daſelbſt ½ Meile breit; an ihm liegen etliche Forts, beſonders das Fort Katarokui.

Der Franciscus-See iſt nur klein, und unterhalb deſſelben fällt der Fluß der Utawawas in den Lorenz Fluß. Weiter fällt der Fluß Richelieu oder Sorel in denſelben, der aus dem Champlain-See kommt, nebſt andern Flüſſen, welche alle anzuführen hier zu weitläuftig seyn würde.

Amerika, von K. Hammerdörfer und C. T. Koſche, 5 B. 1 Abth. (Lpz. 1788, gr. 8.) S. 186, fgg.

Laurentie, Lobelia Laurentia Linn.; ſ. unter Lobelie.

Laurentii-Congregation, (Sanct). Das Kloſter zu St. Lorenz nahe bey Oulx, welches ein Flecken im Delphinate (Dauphiné) in dem Brianconiſchen und in dem Kirchenſprengel von Turin iſt, hat dieſer Congregation den Nahmen gegeben. Nach der alten

Sage giebt man vor, es ſollte vor des heil. Benedictus Geburt erbauet, und ſeit der Zeit von heiligen Mönchen bewohnt worden ſeyn. Seine Lage unter vielen jähen Bergen, welche unerſteiglich zu ſeyn ſcheinen, hatte vielen Gläubigen Anlaß gegeben, ſich dahin zu flüchten, um der Wut der Vandalen zu entgehen. Dieſe Barbaren aber kamen, nachdem ſie Italien verheeret hatten, dennoch dahin, und brachten alle diejenigen um, die ihnen in die Hände fielen; und wegen der großen Anzahl, die bey dieſer Gelegenheit das Märtyrerthum erlitten, wurde die Kirche zu St. Lorenz mit dem Zunahmen des Märtyrer-Pöbels belegt. Nach dem Rückzuge der Vandalen blieb dieſer Ort viele Jahrhunderte hindurch unbewohnt, bis es Gott einem heiligen Manne, Nahmens Gerhard Charbrerius, aus Oulx gebürtig, eingab, ſich dahin zu begeben. Er bauete im J. 1050 eine kleine Zelle bey dieſer Kirche; und da ihm Einige in ſeiner Einſamkeit hatten folgen wollen, ſo entſchloſſen ſie ſich, den kanoniſchen Orden anzunehmen. Gerhard verfügte ſich dieſerwegen zu dem Biſchofe von Turin, Cunibert, von welchem er ſowohl für ſich, als für diejenigen, die er in ſeine Gemeinſchaft nehmen wollte, die Erlaubniß erhielt, nach dieſer Stiftung zu leben.

Es ſcheint aus einem Urkunden-Verzeichniſſe vom J. 1057, welches ſich in den Archiven zu Turin befindet, und von *Guichenon* in ſeiner Hiſtorie der Genealogie des Hauſes Savoyen angeführt wird, daß Odo, Graf von Savoyen und Maurienne, Herr zu Chablais, Aouſt und Valais, Markgraf von Italien und Suze, und Herzog zu Turin, die Gräfinn Adelheid ſeine Gemahlinn und ihre Kinder, Gerharden und ſeinen Chor-Herren beſagte Kirche zu St. Lorenz, die zu St. Juſt in Suze, die zu Seſamme von Oulx und Sellebertrand, nebſt den Zehenden,

den, den Erſtlingen und den Opfern, geſchenkt haben. Die Worte der Stiftungen, welche beweiſen, daß dieſe Chor-Herren im Anfange der Regel des h. Auguſtin's ſo wenig gefolget, als die bey der Haupt-Kirche in Turin, deren Lebens-Art ſie angenommen hatten, lautet ſo: Hanc donationem facimus ad Clericos, qui in eodem loco vivunt regulariter, quorum nomina ſcripta videntur adeſſe: nomina autem haec ſunt Girardus et Vdalricus, Aicardus & Martinus & Lantelmus etc. qui modo ibi ſunt et futuri erunt in eodem loco, vt iſti et illi habeant poteſtatem tenendi, habendi & poſſidendi, ſecundum Regulam canonicam; u. dieſe Regel iſt ohne Zweifel diejenige, die auf der Kirchen-Verſammlung zu Aachen verordnet worden iſt.

Cunibert, Biſchof zu Turin, beſtätigte nicht allein dieſe Schenkung im J. 1065, ſondern er gab auch dieſen Chor-Herren noch auf 40 andere Kirchen, worunter die anſehnlichſte die Kirche zur heil. Maria in Suze war, deren gleichſam biſchöfliche Gerichtbarkeit ſich über das ganze Marcheſat Suſa erſtreckte. Dieſer Biſchof gab gedachter Congregation auch noch, zur Bezeugung ſeiner Hochachtung, ein Canonicat bey ſeiner Hauptkirche in Turin, und wollte, daß der Propſt von Oulx ſolches allezeit haben, und die Kirche zu St. Lorenz von dem Märtyrer-Pöbel, das Haupt dieſer Congregation, von der Gerichtbarkeit der Biſchöfe zu Turin befreyet ſeyn ſollte, ſo lange es Chor-Herren gäbe, die darin wohnen und regelmäßig leben würden.

Die Gräfinn Adelheid von Suſa, und die Gräfinn Agnes, ihre Schwieger-Tochter, gaben dieſen Chor-Herren, im J. 1083, auch noch eine andere Kirche nebſt allen dazu gehörigen Einkünften. Der Graf, Ameus oder Amadeus, ahmete die Frömmigkeit ſeines Vaters nach. Im J. 1107 nahm der Pabſt, Humbert III., die Kirche zu St. Lorenz unter ſeinen Schutz, und gab dieſen Chor-Herren

im

im J. 1170 noch ein Hoſpital und eine Kirche mit den damit verknüpften Einkünften. Die Päbſte haben dieſer Kirchen-Verſammlung nicht weniger wohl gewollt, welche viele Privilegien von den Päbſten, Alexander II. und III., Urban II., Eugenius III., Adrian IV., und Lucius III., erhalten hat. Es gehörten ungefähr 30 Prioreyen dazu, wovon einige izt von den regulirten Chor-Herren der Congregation vom Lateran beſeſſen werden, und die zu St. Lorenz, welche das Haupt davon war, beſteht noch unter dem Titel eine Propſtey. Der Propſt übt in dem Bezirke ſeiner Propſtey eine geiſtliche Gerichtbarkeit aus; er erkennt nur den Pabſt für ſeinen Obern, unter dem er unmittelbar ſteht; er ertheilt die Pfründen, und verrichtet alles, was nicht mit der biſchöflichen Würde eigentlich verknüpft iſt. Die Kleidung dieſer Chor-Herren iſt von der Kleidung der Geiſtlichen nur durch ein kleines leinenes Scapulier, 2 Finger breit, unterſchieden, welche ſie über ihren Leib-Rock nehmen. Im Chore tragen ſie, den Sommer über, einen Ueberhang, und im Winter ein Rocchetto mit einem ſchwarzen Mäntelchen (Camail) darüber. Siehe Fig. 3958.

Laurentius, ein männlicher Nahme, woraus man im Deutſchen Lorenz gemacht hat.

St. Laurentius, ein berühmter Märtyrer, deſſen Feſt im Kalender auf den 10 Auguſt angezeichnet und in einigen römiſch-katholiſchen Kalendern durch den Holzſchnitt, Fig. 3959 [a]), angedeutet iſt. Die Marter dieſes Blutzeugen beſingt *Prudentius* (*). Nach deſſen Zeugniß war er Archi-Levita oder Archi-Diakonus zu Rom. Als Valerian, auf des Kaiſers Decius Befehl, den daſigen Biſchof Sixtus, oder, wie ihn *Prudentius* nennt, Xyſtus, im J. 261 kreuz-

(*) Periſtephan. Paſſio 2.

kreuzigen ließ, und Laurentius ihn nicht ohne Vergießung vieler Thränen am Kreuze konnte hangen ſehen, tröſtete ihn Xyſtus damit, daß er nach 3 Tagen auch die Märtyrer-Krone empfangen, und ihm in die ſelige Ewigkeit nachfolgen würde. Da er, wegen ſeines Amtes die gemeinſchaftlichen und Armen-Güter der Gläubigen ſeiner Kirche in Verwahrung und Aufſicht hatte, ſo verlangte der Richter, ihm dieſelben auszuliefern. Laurentius bat ſich 3 Tage Friſt aus, ſie zuſammen zu bringen. Unterdeſſen verſammelte Laurentius alle Elende, Arme und Gebrechliche der Gemeine, führte darauf den Richter herbey und ſagte: „Dies ſind die Schätze, die wir haben.“ Der Richter war ergrimmt, daß ihm die Hoffnung, ſich mit den Schätzen der Chriſten zu bereichern, fehlgeſchlagen war. Man züchtigte ihn darauf mit Scorpionen, und als er ſolches überſtand, prügelte man ihn grauſam, man brannte ſeine Seiten mit glühenden Blechen, prügelte ihn mit bleyernen Schlägeln, und geißelte ihn wieder mit Scorpionen, wodurch ein Soldat, Nahmens *Romanus*, bekehrt wurde, und ſich auf dem Richt-Platze vom Laurentius taufen ließ. Die folgende Nacht darauf befahl Decius, daß man Laurentium zu ihm in das olympiſche warme Bad neben dem Salluſtianiſchen Pallaſt, und zugleich alle zur Marter dienliche Werkzeuge bringen ſollte, weil er daſelbſt Gericht halten wollte. Als nun Laurentius vorkam, fragte ihn Decius, woher er wäre? worauf er antwortete: er ſey zwar aus Spanien gebürtig, aber zu Rom von Jugend auf in der chriſtl. Religion erzogen. Als er ſich abermahls nicht wollte abwendig machen laſſen, ließ ihm Decius den Mund mit Steinen zerſtoßen, und hernach ein eiſernes Bett herbringen, welches wie ein Roſt gemacht war; auf dieſes wurde er nacket ausgeſtreckt, und es wurde ein Kohl-Feuer unter ihm gemacht, auch ſein Leib mit eiſernen

Ha-

Haken oder Gabeln geſtoßen. Laurentius litte alles geduldig, blieb ſtets freudig und getroſt, und ſagte, es verurſachten ihm dieſe Kohlen keine Schmerzen, ſondern gäben ihm Linderung; er erduldete dieſen ſchmerzhaften Tod mit ſolcher Stärkung aus der Höhe, daß, als er auf der einen Seite gebraten war, und auf die andere gelegt wurde, er ganz freudig in die Höhe ſahe, Gott dankte, und zum Decius ſprach: „Siehe, nun haſt du eine Seite gebraten, nun brate die andere auch, und iß!“ worauf er dann bald hernach ſeinen Geiſt aufgab. Er wurde auf dem Roſte liegend gelaſſen, bis ihn den folgenden Morgen *Hippolytus* abnahm, ihn balſamirte und in Leinwand einwickelte, auch ſolches einem Prieſter anzeigte, worauf ſie ihn mit einander nahmen, und die folgende Nacht in Via Tiburtina auf dem Land-Gute einer frommen Witwe, *Cyriaca*, die er ehemahls, durch Auflegung ſeiner Hand von den Kopf-Schmerzen, womit ſie geplagt war, befreyet hätte, in agro Verano begraben wurde. Die Canonici am Münſter zu Goslar rühmten ſich ehedem, etwas Fett, welches aus der Seite dieſes Märtyrers getröpfelt ſey, zu haben (*). Sein Gedächtniß-Tag (d. 10 Aug.) iſt, nach dem abergläubiſchen Kalender-Glauben, ein ſogenannter Merkeltag geworden, indem man glaubt, daß, wenn dieſer Laurentii-Tag ſchön und heiter ſey, alsdann ein guter Herbſt erfolge.

Der h. Laurentius iſt der Patron von Lunden, und man findet ſein Bruſtbild auf einer däniſchen Münze des Königes Erich VIII, Menved genannt; Fig. 3959 b). Der Avers zeigt das gekrönte Bruſtbild des Königs mit einer Fahne und einem Reichs-Apfel; der Revers, das Bruſtbild eines Heiligen, zu deſſen Rech-

(*) Catalog. Reliquiar. Eccl. Colleg. Goslae. ap. *Leibnitz*. To. III. Scriptor. Brunsv. p. 433.

Rechten ein Kreuz, und zur Linken ein Roſt zu ſehen iſt, welches, nach des *Stobaeus* (*) Auslegung, den Patron von Lunden, den h. Laurentium vorſtellt, welches auch der das Haupt umgebende Schein, und der Roſt, beweiſen. Dieſer Schriftſteller bezeugt auch, daß ſolche Bildniſſe dieſes Heiligen nicht nur an unterſchiedenen Orten in der Kathedral-Kirche zu Lunden, ſondern auch faſt auf eben die Weiſe auf den Siegeln des Erz-Biſchofes, *Magni Booſon*, und des lundiſchen Capitels, gefunden würden.

Neueröfnetes Groſchen-Cabinet, 3 B. (Lpz. 175?, 8.) Seite 359, f.

Laurentius-Fliege, ſ. im XXI Th. S. 118.

Laureola, ſ. Kellerhals, im XXXVI Th., S. 785.

Lauret, iſt eine Silber-Münze, die in England unter der Regierung Jacob I., um das J. 1619, geſchlagen wurde. Sie wurde, wegen des Lorbeer-Zweiges, womit das Haupt dieſes Regenten darauf gekrönt war, alſo genannt. Der groſe Lauret, welcher 20 Sols galt, hatte zwey Verringerungen, nähmlich halbe Laurets, und Viertel-Laurets. Der Werth dieſer Münzen war auf der unrechten Seite angezeigt, auf einigen durch zwey XX, auf der andern durch ein X, und auf den dritten durch V. Die meiſten von dieſen Laurets wurden in der General-Fabrik der neuen engliſchen Münzen eingeſchmolzen, welches unter der Regierung Karl's II. geſchahe.

Laurier, ſiehe Lorbeer-Baum.

Laurier aromatique, ſ. Campeche-Holz, im VII Th., S. 555.

Laurine, ſiehe Oehl-Baum.

Lauroceraſus, Kirſch-Lorbeerbaum; ſ. im XXXIX Th. S. 154, fgg.

Laurus, ſiehe Lorbeer-Baum.

(*) De nummis et ſigillis Lundenſibus, n. 9.

Laurus Perſea Linn, ſ. Avogato, im III Th., S. 84.
Laurus Saſſafras Linn., ſ. Saſſafras.

Laurvig, Larvig, Larwig, Laurwig, Laurwigen, eine gute Handels-Stadt und Grafſchaft in Norwegen, im Stift Chriſtiania, am Fluſſe Laven und Faris.

Die Grafſchaft Laurvig, welche ehedeſſen Brunlavens-Lehn genannt wurde, und 1783 nach dem Tode des Grafen Chriſtian Konrad zu Danneſkiold Laurwig, vermöge der Familien-Verträge an den Grafen von Alefeld zu Langeland und Rixingen fiel, dem ſie auch 1785, bey einem Proceß mit dem Herzoge von Holſtein-Auguſtenburg, von dem höchſten Gericht zuerkannt worden iſt, hat ein eigenes Birk-Gericht, und enthält ein großes Eiſenwerk, welches gleich neben der Stadt liegt, und dem Grafen zugehört. Die Grafſchaft bringt ihrem Beſitzer jährlich über 40000 Thaler ein. Sie hat einen Buchen-Wald, welcher in Norwegen eine große Seltenheit iſt. Zu der laurvigiſchen Propſtey gehören 15 Kirchen.

Die Stadt Laurvig, liegt an dem Fuße eines ziemlich hohen und ſteilen Felſens, der Länge nach an einem ſchönen und ziemlich großen Meerbuſen ausgebreitet. Die Anzahl der Häuſer beſteht etwa aus 3 bis 400, die aber nicht eine an einander hangende Reihe ausmachen, indem hin und wieder die hervorſtehenden Felſen einige Lücken machen. Sie liegt da, wo der Fluß Laven aus Laverdal oder Larda ausfließt, der oben von Nummedal kommt, und bey Kongsberg und Sandſvår weggeht. Es kommt auch noch der Fluß Faris nach Larvigen, aus dem nahen See Faris-Waſſer, auf welchem das meiſte Holz herausgebracht wird. Der Hafen vor der Stadt hieß vormahls Stavere; nachdem aber 1750 ein Galeren-Werft darin angelegt worden iſt, führt er den Nahmen

Friedrichswärn; in dieſen Hafen können zwar ziemlich große Schiffe einlaufen, er iſt aber nach der See zu ganz offen, und bey ſüdlichen Winden ſind die Schiffe vieler Gefahr ausgeſetzt, weswegen ſie ſich dem Lande nicht zu ſehr nähern dürfen; überdem leidet der Hafen von den See-Würmern, die hier, wie in den mehreſten nordiſchen Häfen, ſehr häufig ſind. Die Stadt ſelbſt gehört den Grafen von Larwig, welche hier ihren Sitz haben, die Jurisdiction ausüben, alle Bedienungen vergeben, und von den Einwohrern den Grund-Zins einheben. Die Nahrung beſteht theils aus einigen Säge-Mühlen und einigem Breter-Handel, inſonderheit aber aus dem großen und beträchtlichen Eiſenwerke, welches, gedachter Maßen, gleich neben der Stadt liegt, und dem Grafen gehört. Es iſt das anſehnlichſte in ganz Norwegen, und liefert jährlich ungefähr 6 bis 7000 Schiffpfund Stangen-Eiſen, und 2000 Schiffspfund Guß Eiſen, welches alles faſt gänzlich in Dänemark und Holſtein abgeſetzt wird, etwas weniges ausgenommen, welches nach Engelland geht. Man hält das larwigiſche Eiſen zugleich für das beſte in Norwegen. Die Erze kommen von verſchiedenen bey Arendahl auf Langö und Bamble gelegenen Gruben, und ſie ſind von ſehr verſchiedener Güte und Gehalt. Viele ſind kryſtalliniſch, mehrere körnig und glimmerartig, und die bambleſchen inſonderheit häufig mit ſilberfarbenem Glimmer und mit ſchwarzem Schörl vermiſcht, und daher auch die ärmſten. Beym Schmelzen vermiſchen ſie die armen mit den reichen, die ſtrengflüßigen mit den leichtflüſſigen, ſo, daß ſie überhaupt auf 24 bis 25 pro Cent zu ſchmelzen pflegen. Die Gruben aber ſelbſt ſollen, wie man hier ſagte, die Beſchwerlichkeiten haben, daß die Erze nicht ordentliche Gänge bilden, ſondern daß ſie bald mehr, bald weniger von dem Berge verdruckt werden, wodurch die Ar-

Arbeit beſchwerlicher und ungewiſſer wird, und die Erze ármer werden. Sie haben aber den Vortheil, daß die Gruben nicht weit von der See liegen, und daß ſie die Erze ohne ſonderliche Koſten zum Werke bringen kónnen

Die Roſt-Státte ſind groß, rund, mit einer kleinen Einfaſſung von Schlacken eingeſchloſſen. Das Werk hat drey Hoheófen, von welcher zwey hier ſind, der dritte aber eine Meile hóher hinauf im Felſen ſelbſt gemauert iſt, weil es ihnen in dem hieſigen kleinen Thale am Fuße des Felſens an Platz fehlte. Sie haben die gewóhnliche Geſtalt und Gróße. Es iſt Schade fúr die Eiſenwerke, daß ſie nicht in der Nachbarſchaft feuerfeſte Steine haben, die ſie zu Stell-Steinen brauchen kónnten; ſie múſſen ſie noch immer aus Engelland mit anſehnlichen Koſten kommen laſſen. Sie beſtehen aus einem groben, ziemlich loſen Sand-Stein, der aber dem Feuer ſehr lange widerſteht. Sie haben bey dieſem Eiſenwerke den Vortheil, daß unter ihren Eiſen-Erzen ein eiſenhaltiger Kalk-Stein iſt, welchen ſie beym Schmelzen zuſetzen. Sie erhalten dadurch den doppelten Vortheil, daß er ſowohl ihre úbrigen Erze leichtflúſſiger macht, als auch, daß er die Menge des Eiſens anſehnlich vermehrt. Er hált etwa 10 pro Cent Eiſen.

Die Blaſebálge ſind alle von Holz, und man glaubte hier die beſten und dauerhafteſten im ganzen Lande zu haben. Sie ſollen weit ebener und ſtárker blaſen, als die úbrigen. Wie man ſagte, ſtammen ſie eigentlich von den Wallonen ab, und es hált ſich in Larwigen eine Familie auf, die dieſe Art der Blaſebálge verfertigt, und ihre Kunſt als ein Geheimniß treibt.

Die Hammer waren wie gewóhnlich; nur hatte man hier die Verbeſſerung angebracht, die Rinmann (im 20 Th. der Abh. der Akad. d. Wiſſ.) beſchreibt,

nähm

nähmlich die Heb-Arme von gegoſſenem Eiſen zu machen, und auſſen an der Welle zu befeſtigen. Die Wellen leiden von den eingeſchlagenen Zapfen zum Heben der Hammer gar ſehr. Sie ſpalten das Holz, und da die Laſt des Hammers groß iſt, ſo ſpringt die Welle bald, und iſt weniger dauerhaft. Hierzu kommt noch, daß die Hitze des glühenden Eiſens ſo groß iſt, daß die Welle nothwendig durch beſtändiges Aufgießen kalten Waſſers muß abgekühlt werden, wodurch ſie bald modert. Um dieſem beyden vorzukommen, legen ſie izt einen etwa handbreiten Ring von gegoſſenem Eiſen um die Spitze der Welle, an welcher 4 hervorſtehende Hebel gleichfalls von Eiſen angebracht ſind. Die Haupt-Sache dabey iſt, daß der Ring völlig rund, und nicht, wie in Rinmann's Figur, eckig ſey, damit er der Laſt des Hammers ſo viel beſſer widerſtehen könne. Sie haben durch dieſe Erfindung den Vortheil, daß ſie kleinere Wellen gebrauchen können, die dem ungeachtet weit länger aushalten.

Man hatte hier gleichfalls angefangen, Amboſſe bloß aus gegoſſenem Eiſen einzuführen. Vorhin hatte man ſie von geſchmiedetem, oben geſtähltem Eiſen, welche aber dem Werke ſehr viel koſteten. Die jezigen gegoſſenen im Gegentheil wurden auf dem Werke ſelbſt verfertigt, koſteten daher faſt nichts als die Arbeit, und ob ſie gleich weniger dauerhaft ſind als die vorigen, ſo werden ſie doch leicht wieder erſetzt.

Sie verfertigen hier Stangen-Eiſen, Guß-Eiſen, Schiff-Bolten und Nägel. Neulich hatten ſie auch angefangen, eine Kanonen-Gießerey anzulegen, wo ſie die Kanonen aus dem Ganzen und zwar horizontal bohren wollten. Sie glaubten zu dieſem Gebrauche beſſere Eiſen-Erze zu haben, als bey Moß, und hofften auch beſſere Kanonen zu liefern. Die Anlage war indeſſen erſt in der Arbeit, und noch keine Probe

gemacht, ſo daß man weder von dem Fortgange des Werkes, noch von der Güte der Kanonen urtheilen konnte.

Die beym Schmelzen zurückgebliebenen Schlacken, in welchen ſich noch viele Eiſen-Körner befinden, werden auf einem kleinen Pochwerke zerſtoßen und gewaſchen, und daß ſich zu Boden ſetzende Eiſen bey einem neuen Schmelzen wieder zugeſetzt.

Der dem Werke beygelegte Diſtrict Waldungen iſt nur ſehr klein. Er beſteht aus 4 Kirchſpielen, die jährlich auf 30,000 Laſt Kohlen liefern müſſen.

Jo. Chr. Fabricius Reiſe nach Norwegen ꝛc. (Hamb. 1779, gr. 8.) S. 100, fgg.

C. W. J. Gatterer's technologiſches Magazin, 1 B. 1 St. (Memming. 1790, gr. 8.) S. 82, fgg.

Laus Deo, pflegen die Kaufleute über ihre Briefe und Auszüge, vor das Jahr und den Tag, und ſetzen; daher kommt die Redensart; einem ein Laus Deo zuſchicken, d. i. einen Auszug oder Mahn-Zettel. Einige pflegen dergleichen auch oben zum Anfange ihrer Wechſel-Briefe zu ſetzen.

Laus, (die) Diminut. das **Läuschen**, Oberd. **Läuslein**, ein Nahme verſchiedener kleiner kriechenden Inſecten, deren Kriechen auf der Haut eine merkliche Empfindung macht. Dahin gehört die **Blatt-Laus**, oder **Baum-Laus**, Aphis *Linn.* Fr. Puceron, von welcher es verſchiedene, theils geflügelte, theils ungeflügelte Arten giebt, welche ſich auf den Pflanzen aufhalten, und von ihrem Safte leben; ſ. im V Th. S. 580, fgg. Von dieſer Art ſind die kleinen grünen Läuſe an den Nelken, von welchen an ſeinem Orte gehandelt werden wird.

In engerer Bedeutung, iſt die **Laus** ein ungeflügeltes Inſect, welches ein Maul mit einem Stachel hat, und ſich an Menſchen und Thieren aufhält, von deren Blut ſie lebt, und denſelben durch Kriechen

an

und Saugen beſchwerlich wird, wovon ich in gegenwärtigem Artikel handeln werde.

In den monſeeiſchen Gloſſen Luus, im Niederſ. Luus, im Angelſ. Lus, im Engl Louſe, im Schwed. Lus, im Bretagniſchen Laou, bey den kraineriſchen Wenden Vsh. Friſch leitet es von dem Wend. lizu, kriechen, ab, mit welchem unſer los verwandt zu ſeyn ſcheint; Ihre hingegen bringt das Bretagniſche lous, ſchändlich, unrein, oder das Griech. λυσσα, welches eine Art Würmer auf den Zungen der Hunde bedeutet, in Vorſchlag. Das Verächtliche dieſes Thieres und ſeines Nahmens klebt auch allen folgenden Ableitungen und Zuſammenſetzungen an, daher man ſie in der edlen und anſtändigen Sprech-Art gern vermeidet. In der rothwälſchen Diebes-Sprache wird eine Laus Hanswalter und Kimmer genannt.

In den niedrigen Sprech-Arten hat man von dieſem verächtlichen Inſecte, welches nur ein Koſtgänger niedriger und unreinlicher Leute iſt, verſchiedene figürliche Redens-Arten:

Er prangt wie eine Laus auf einem Sammet-Kragen, ſagt man von einem armen Menſchen, der ſich mit fremden Kleidern oder Vorzügen brüſtet.

Wenn die Laus in Grind kommt, ſo wird ſie ſtolz, Fr. quand un gueux parvient à quelque choſe, il s'en fait acroire.

Er ſitzt ſo ſicher, wie eine Laus zwiſchen zwey Nägeln, er befindet ſich in einer augenſcheinlichen Gefahr.

Er würde eine Laus ſchinden um des Balges willen, eine Beſchreibung eines im höchſten Grade filzigen Menſchen; L. inſatiabiles manus ad omnia porrigere; ſordido lucro inhiare; Fr. il écorcheroit un pou, pour en avoir la peau; c'eſt un ladre, un ſordide.

Sich eine Laus in den Pelz ſetzen, ſich einen läſtigen Menſchen, oder eine beſchwerliche Sache, auf den Hals laden; L. hominem moleſtum, qui ſanguinem exſugere ſolet, recipere, fouere.

Man darf die Läuſe in den Pelz nicht ſetzen, ſie kommen wohl ungeladen hinein. Oder:

In deinen Pelz ſetz keine Laus,
Sie bleibt dir ohnedem nicht draus.

Ungelegenheiten hat man nicht nöthig ſich ſelbſt zu machen, ſie werden einem ſchon von Andern gemacht; Zeit und Umſtände führen ſie ſelbſt mit ſich. Dieſe Redensart wird auch davon gebraucht, wenn man niedrigen Leuten zum Wohlſtande verhilft.

Wenn die Laus einmahl im Pelze ſitzt, iſt ſie ſchwer wieder heraus zu bringen. Eines Ueberläſtigen wird man ſo leicht nicht los. Hat man mit ihm ſich einmahl beladen, ſo mag es Kunſt koſten, von ihm wieder frey zu kommen. Es giebt deren, die einem anhangen und ankleben, ſo daß man eine Art von Gewalt gebrauchen muß, ſie von ſich oder ſich von ihnen wieder los zu reiſſen. Und doch taugen ſie nicht zu Freunden, nicht zu Bekannten einmahl; jene genaue, dauernde Verbindung mit ihnen würde uns zur Laſt, wo nicht gar zum Verderben gereichen.

Die Laus läuft ihm über die Leber, Fr. il lui prend une petite chaleur de foie, un peu de colere, heißt es von einem, der leicht böſe und unwillig wird, und keine, als närriſche, Urſache anzugeben weis; wofür Kaiſerberg ſagt: das Würmlein iſt ihm bald in die Naſe geloffen.

Er weis einer jeden Laus eine Stelze zu machen, eine Beſchreibung eines Menſchen, der in fremden Angelegenheiten ſehr weiſe iſt; L. in alienis ſapere.

Eine Laus im Ohre haben, ein böſes Gewiſſen haben.

Es iſt beſſer, eine Laus im Kraut, als gar kein Fleiſch. Beſſer etwas, als gar nichts!

Daher 1. **Lauſig**, ein Bey- und Neben-Wort, **lauſiger, lauſigſte**, Läuſe habend, viele Läuſe habend; L. pediculoſus; Fr. pouïlleux. Ein lauſiges Kind. Jngl. nach einer niedrigern Figur, im höchſten Grade arm und verächtlich; Fr. honteux, mesquin, miſérable. Eine lauſige Sache, Fr. une afaire honteuſe. Auch ſo viel, als ſchlecht, unbeteutend (*).

2. Lau-

(*) Es ſey mir erlaubt, hier eine witzige Anekdote anzuführen. Ein Kaufmann fragte, zur Meſſe-Zeit, einen vor ſeinem Gewölbe vorbey gehenden Freund, ob er gute Meſſe gehabt habe? Dieſer antwortete: Nein, daß iſt wohl eine lauſige

2. **Lauſig**, auch nur in den niedrigen Sprech-Arten, zauderhaft, träge; ingl. figürlich, niedrig karg, filzig. Eine lauſige Bewirthung, Fr. Traitement mesquin, miſérable. Daher nennt man eine ſchlechte oder ſo genannte Bettel-Herberge, ein **Läuſe-Neſt**, Fr. pouïller, pouïllis. Es geht hier recht lauſig zu, Fr. on vit ici bien mesquinement.

Vermuthlich von laß, träge, faul, Niederſ. läſig, löſig; Engl. lazy; Fr. lache. Siehe 2. Lauſen.

Daher das Zeit-Wort 1. **Lauſen**, ein Activum, in der niedrigen Sprech-Art, Läuſe ſuchen und abnehmen, Fr. epouiller. Ein Kind lauſen, ihm den Kopf lauſen; Fr. épouiller un enfant, épouiller la tête à un enfant. Sich lauſen, Fr. s'épouiller.

Einem Narren die Kolbe lauſen, oder einen Narren mit Kolben lauſen; ſ. Th. XLIII, S. 277.

Ingl. nach einer eben ſo niedrigen Figur, jemanden den Beutel lauſen, ihm Geld abſchwatzen; Fr. malmener la bourſe d'autrui; lui tirer de l'argent; lui en excroquer.

2. **Lauſen**, ein Neutrum, mit dem Hülfs-Worte haben, zaudern, fehlerhaft langſam ſeyn, auch nur in den niedrigen Sprech-Arten, wo auch wohl ein ſolcher Zauderer ein **Lauſer** genannt wird; Fr. muſard, tardif.

Imgl. figürlich, im Ausgeben zauderhaft, karg, geizig ſeyn. Daher ein **Lauſer**, ein karger Filz; Fr. vilain, ladre, avare, homme coriace.

Es ſcheint hier von lauſchen, verborgen ſeyn, ſchleichen, oder vielmehr von laß, träge, abzuſtammen, und den

ſige Meſſe geweſen. Ein vor demſelben Gewölbe ſtehender, und mit Kämmen handelnder, fiel in die Rede, und ſagte: Mit Erlaubniß, meine Herren! lauſig iſt nun wohl die Meſſe nicht geweſen, denn ſonſt wäre ich alle meine Kämme los geworden.

verächtlichen Neben-Begriff, der ihm anklebt, bloß von dem Gleichlaute mit dem vorigen Worte zu haben. Siehe 2. Lauſig.

Das im Bergbaue gebräuchliche Zeit-Wort **aus-lauſen**, welches die Wand-Ruthen und Anfälle aus-hauen, daß der Stämpel-Zapfen darin getrieben werden kann, bedeutet, ſcheint nur eine verderbte Ausſprache von **auslöſen** zu ſeyn.

Die **Laus**, in engerer Bedeutung, L. Pediculus (*), Fr. Pou, iſt ein kleines kriechendes Inſect, welches ſowohl Menſchen als Thieren beſchwerlich fällt, ſie beißt, und ihnen das Blut ausſauget. Die alten Hebräer nennen die Laus die Tochter des Rock-Saumes.

Die allgemeinen Kennzeichen dieſer weitläuftigen, unter die ungeflügelten Inſecten gehörigen Gattung ſind, nach Linne, ſechs Füße, zwey Augen, ein kurzer Saug-Rüſſel oder Saug-Stachel am Kopfe, den ſie hervorſchieben können, fadenförmige kurze Fühlhörner von fünf Gelenken, und ein breiter, platter durch Lappen einiger Maßen abgetheilter Hinterleib. Sie leben auf thieriſchen Körpern, und da faſt eine jede Thier-Gattung ſeine ihm ganz allein eigene Art Läuſe hat, (wiewohl Einige den Eſel ausnehmen wollen,) ſo iſt wohl vielleicht keine Gattung von Inſecten ſo zahlreich, als dieſe; indeſſen iſt doch noch nicht eben eine große Anzahl derſelben bekannt, vermuthlich, weil ein natürlicher Ekel uns abhält, ſie aufzuſuchen. Alle lebendige Geſchöpfe, und nicht nur diejenigen, die auf dem Trocknen und in der Luft leben, von dem Menſchen an, bis auf die Stuben-Fliegen und noch kleinern,

(*) Der lateiniſche Nahme Pediculus, iſt eine Anſpielung auf die kurzen Füße, welche dieſe Inſecten in Verhältniß mit andern haben, die nicht größer ſind, aber doch viel längere Füße haben, am meiſten der Floh.

kleinern, ſondern auch ſelbſt die Fiſche, haben ihre Läuſe. Unter den Schlangen werden einige zwiſchen ihren Balg-Schuppen von Läuſen geplagt; ja, die meiſten Inſecten, ſelbſt die Polypen, hägen dergleichen Gäſte, und vielleicht werden dieſe wieder von andern gemartert. Man will bemerkt haben, daß, wenn Läuſe von dem Thier-Körper, den die Natur ihnen angewieſen hat, auf einen von anderer Gattung geſetzt werden, ſie darauf nicht ausdauern können, ſondern ängſtlich umher laufen, und ihn wieder verlaſſen. Sie ſind von unterſchiedener Größe und Farbe; einige ſind braun, andere ſchwärzlich, noch andere weiß, mit ſchwärzlichen Streifen. Man hat ſogar von Menſchen-Läuſen angemerkt, daß diejenigen, welche die Negern an ſich haben, etwas von ihrer ſchwarzen Farbe annehmen.

Die **Läuſe der Thiere** bekommen ihre Nahmen von denen Thieren, auf welchen ſie ſich aufhalten; und es geſchieht ihrer beſonders bey jedem Thiere Erwähnung. So iſt z. B. bereits der **Läuſe** der Bienen, im IV Th., S. 716, f.; der Canarien-Vögel, im VII Th., S. 605; der Faſane, im XII Th., S. 255; der Fiſche, im XIII Th., S. 525; der Gänſe, im XVI Th., S. 50; der Hamſter im XXI Th., S. 362, f.; der Hühner, im XXVI Th., S. 232, f.; der Käfer, im XXXII Th., S. 53; der Karpfen, im XXXV Th., S. 97, Erwähnung geſchehen. Ein Gleiches wird in der Folge bey den Pferden, dem Rindvieh, den Schafen, den Schweinen, den Tauben, den Wallfiſchen, den Ziegen ꝛc. geſchehen.

Die **fliegende Laus**, oder **Laus-Fliege**, Hippobosca *Linn.* Fr. Hippobosque oder Mouché-araignée, Spinnen-Fliege, (weil ſie, ohne die Flügel betrachtet, faſt das Anſehen einer Spinne haben,) wird als eine beſondere Gattung betrachtet, welche

in die Ordnung der zweyflügeligen Inſecten (Inſecta diptera) gehört, und ſich von den übrigen Gattungen dieſer Ordnung durch eine zweyklappige, cylindriſche, ſtumpfe und etwas niedergebogene Schnauze, und durch verſchiedene an jedem Fuße befindliche Klauen, unterſcheidet. Linné führt 4 Arten von dieſer Gattung an, die ſich theils auf den Pferden, Kühen und Schafen, theils auch auf den Vögeln, aufhalten.

1. Die **fliegende Pferde-Laus, Kuh-Laus und Hunde-Laus**, die **Pferde-Lausfliege**, mit ſtumpfen Flügeln, einem weißſcheckigen Bruſtſtücke, und 4 Fußklauen; Hippoboſca equina, alis obtuſis, thorace albo variegato, pedibus tetradactylis *Linn.*; Fr. Mouche-araignée des chevaux, oder Mouche à chien. Dieſes europäiſche und nordamerikaniſche Inſect legt die Flügel kreuzweiſe über einander und hat ein ſehr zähes Leben, indem es, wenn ihm ſchon der Kopf abgeſchnitten iſt, noch fortläuft, und ſich begattet. Der Kopf iſt klein und dreyeckig, das Bruſtſtück groß und rund, der Körper platt.

1. Die **fliegende Vogel-Laus**; die **Vogel-Lausfliege**, mit ſtumpfen Flügeln und einfarbigem Bruſtſtück, Hippoboſca avicularia, alis obtuſis, thorace unicolore *Linn.* Fr. La Mouche-araignée des oiſeaux, iſt nur halb ſo groß, als die vorige. Die Flügel ſind anderthalb Mahl ſo groß als der Körper, und haben an den Seiten ſchwarze Aederchen. Der Hinterleib iſt punctirt, und hinten etwas aufwärts gebogen. Die Füße haben zwey doppelte Klauen.

3. Die **fliegende Schwalben-Laus**; die **Schwalben-Lausfliege**, mit ſchmahlen ſpitzigen Flügeln, und ſechs Klauen an den Füßen, Hippoboſca Hirundinis, alis ſubulatis, pedibus hexadactylis *Linn.* Hippoboſca pedibus hexadactylis, alis divaricatis *Geoffr.*; Fr. La Mouche-araignée des hiron-

rondelles, hält ſich auf Schwalben und in Schwalben-Neſtern auf.

4. Die fliegende Schaf-Laus; die Schaf-Lausfliege, Hippoboſca ovina, alis nullis *Linn.* verdient eigentlich den Nahmen der fliegenden Laus nicht, weil ihr die Flügel mangeln. Sie hat einen ziegelrothen Körper, eine fadenförmige Schnauze, und rauchhaarige Füße. Sie hält ſich in der Wolle der Schafe auf.

An den vierfüßigen Thieren und Vögeln findet man auch häufig gewiſſe Inſecten, in der Größe der gewöhnlichen Läuſe, zuweilen kleiner, zuweilen 3 bis 4 Mahl größer, wie kleine Erbſen, die ihnen das Blut ausſaugen, und welche man mit Hrn. Baron Degeer Ricinos, mit Hrn. Goeze aber Pediculos forcipatos, Zangen-Läuſe, nennt. Sie machen eine Mittel Gattung zwiſchen den gemeinen Läuſen und den Milben aus. Sie haben, wie die Läuſe 6 Füße, einen platten Körper mit Kopf, Bruſtſchild und Hinterleibe; an ſtatt des Rüſſels aber 2 kleine, hornartige, bewegliche Zangen, recht mitten unter dem Kopfe. Wegen dieſes merkwürdigen und weſentlichen Umſtandes hat ſie Hr. Bar. Degeer, mit einem alten Nahmen, Ricinus, genannt, den man einem gewiſſen Schmarotzer-Inſecte an den Rindern und Hunden beylegt, welches aber eigentlich, wegen der 8 Füße, zu den Milden gehört. Der Kopf iſt groß und ſehr platt, vorn mit einer Art von rundlicher Schnauze, aber ohne Saugrüſſel. Die Augen ſind nicht ſo deutlich, als bey den Menſchen-Läuſen. Der Bruſtſchild iſt allezeit ſchmähler, als der Kopf, und durch einen beſondern tiefen Einſchnitt in 2 Theile abgeſondert. Am erſten ſitzen die beyden Vorderfüße; der zweyte ſtellt die Bruſt vor. Der Hinterleib iſt ebenfalls ſehr platt und ringelig; bey einigen breit und oval; bey andern, und zwar bey den Männchen,

länglich. Die Füße ſind wie bey den Läuſen geſtaltet, aber an den Fußblättern befinden ſich 2 krumme Krallen, um ſich deſto beſſer an den Haaren und Federn der Thiere anzuhalten. Die Haut des Hinter-Leibes iſt faſt immer ſehr durchſichtig, ſo, daß die Eingeweide durchſchimmern. Sie ſind auch weit lebhafter, und kriechen viel geſchwinder, als die Menſchen-Läuſe; doch können ſie nicht lange an todten Vögeln leben, ſondern pflegen bald aus den Federn zu kommen, und ſich nach dem Kopfe und in die Gegend des Schnabels zu begeben. Ihre Arten ſind ſehr zahlreich.

Die **Läuſe, welche Moſes als eine Plage über Aegypten brachte,** und deren 2 Moſ. 8, 16—18. und Pſ. 105, 31. Erwähnung geſchieht, waren keine Läuſe, wie Luther כנם oder כִּנִּים Kinim, aber unrichtig, überſetzt hat, ſondern eine Art kleiner, aber empfindlich ſtechender Mücken, wovon ich im Art. **Mücke** wieder ſprechen werde.

Wenn man hin und wieder in Reiſe-Beſchreibungen der Pharaonis-Läuſe gedacht findet, muß man dabey nicht an Moſe's Kinim denken. Nach der Beſchreibung der Reiſenden, iſt die **Pharaonis-Laus,** Fr. Chique, Pou de Pharaon, einer Haſel-Nuß groß, welche Menſchen und Vieh durch ihren Biß viele Schmerzen verurſacht; ſie frißt ſich bisweilen in die Haut der Thiere hinein, daß man ſie kaum wieder herausbringen kann; ſie iſt nicht geflügelt, ſondern kriecht nur. Siehe **Chike,** im VIII Th., S. 60, fgg.

Die gemeine **Laus,** oder die ſogenannte **Menſchen-Laus,** Pediculus humanus *Linn.* Fr. le Pou des hommes, ſitzt nicht nur dem Menſchen auf dem Kopfe, und wird daher **Kopf-Laus,** L. Pediculus humanus capitis; Fr. Pou humain de la tête, genannt, ſondern auch bisweilen in den Kleidern und

auf

auf dem Leibe, und wird daher **Kleider-Laus** oder **Leib-Laus**, L. Pediculus humanus corporis; Fr. Pou humain du corps, genannt. Der Ritter Linné hat bloß Leib-Laus und die Kopf-Laus als bloße Varietäten einer einzigen Art aufgeführt; allein, es ſind zwey wirklich, im Habitus und in der Lebensart, verſchiedene Arten; ſie begatten ſich auch mit einander nicht.

Die **Kopf-Laus** iſt anders geſtaltet, als die **Leib-Laus**; ſie iſt kleiner am Körper und Kopfe. Leztere iſt größer, und der Kopf dicker; auch die Augen weit vorſtehender. Die Kopf-Laus hat eine härtere und dunklere Haut; die Leib-Laus aber iſt aſchgrauer. Die Kopf-Laus iſt kleiner, und dunkelgrauer. Am Rande des Bruſtſchildes und der Ringe des Körpers ſieht man auf jeder Seite einen dunkelbraunen Streif, welche nach der Zahl der Ringe in kleine Striche abgetheilt iſt. Der Leib-Laus hingegen fehlt dieſer Streif, und iſt ganz einfarbig hellgrauer; auch ſind die Ringe dieſer leztern nicht ſo ſcharf, als bey der Kopf-Laus. Die Kopf-Laus wird nie am Leibe, und die Leib-Laus nie in den Kopf-Haaren fortkommen. Die leztere legt ihre Eyer nie auf die Haare des Körpers, ſondern ſtets in die Lumpen oder Hadern, und ſie werden daher auch **Hader-Läuſe** genannt. Der Leib-Arzt Wichmann hat, in ſeiner Aetiologie der Krätze, S. 40, Anm. ebenfalls auf dieſen Umſtand geſehen, und die Krätz-Milbe zu einer beſondern Art gemacht, die ſonſt wohl ſchwerlich anderswo, als in der Krätze des Menſchen würde anzutreffen ſeyn.

Verſchiedene Verſuche, die, nach dem Berichte des Hr. D. Martini (*), der Paſtor Friſch zu Grüneberg in Schleſien, in dieſer Abſicht mit armer Leute Kinderu angeſtellt hat, die er ganz neu kleiden, und ſie folglich von

(*) Im 1 Jahrg. der Neueſten Mannigfaltigkeiten 2c. (Berl 1778, 8.) S. 726.

von allen Leib-Läuſen reinigen, ihre Kopf-Läuſe hingegen noch eine Zeitlang behalten ließ, haben es beſtätigt, daß jene nur in den, den Körper zunächſt umgebenden Kleidern, dieſe hingegen bloß in den Haaren des Kopfes ſich aufhalte.

Von den Kopf und Leib-Läuſen, ſind die Filz-Läuſe, wovon ich weiter unten handeln werde, noch unterſchieden.

Der Kopf der Kopf- und Leib-Läuſe geht ſpitzig zu; die Fühl-Hörner ſind kurz und fünfgliederig; Einige wollen bemerkt haben, daß dieſe Gelenke, wie die Auszüge eines Perſpectives, in einander eingezogen werden können; die zwey runden, ſchwarzen Augen ſtehen hinter den Fühlhörnern. Der Bruſt-Schild beſteht aus drey Theilen mit tiefen Einſchnitten; auf der Mitte ſteht der Nerven-Knoten, von dem die Nerven nach dem Kopfe und den Füßen wie Strahlen hinlaufen. Die Füße haben fünf Glieder, und am Ende einen langen zugeſpitzten beweglichen Haken, und eine gegenüber ſtehende faſt gerade Spitze; zwiſchen beyden noch einige kleine durchſichtige Spitzen. Der Hinter-Leib hat ſechs tiefe Einſchnitte, und der lezte Ring iſt bey dem Weibchen wie geſpalten. Die Haut iſt ſo durchſichtig, daß die innern Theile, die Luftröhre, der Magen und die Därme, welche leztern mit Blut und Unrath angefüllt ſind, durchſcheinen. Das Männchen hat am Ende des Leibes einen braunen, hornartigen Stachel, womit das Jucken der Haut verurſachet zu werden ſcheint.

Eine ſehr genaue und ausführliche Beſchreibung der innern und äuſſern Theile dieſes Inſectes hat Swammerdam, in ſeiner Bibel der Nat., S. 30, fgg. geliefert. Einen mit Hrn. Goeze Anmerkungen und Berichtigungen begleiteten Auszug daraus, findet man in der Geſchichte einiger, den Menſchen, Thieren, Oekonomie, und Gätnerey ſchädlichen Inſecten,

ten, nebſt den beſten Mitteln gegen dieſelben, aus dem Franzöſ. und mit Anmerkungen von J. A. E. Goeze, (Lpz. 1787, 8.) S. 26, fgg.

Es iſt dem Swammerdam unmöglich geweſen, zu entdecken, ob die Läuſe, wie andere Inſecten, durch Männchen und Weibchen unterſchieden wären. Gleichwohl ſagt er: er habe geſehen, daß die Läuſe auf einander geklettert wären; allein bey der Zergliederung habe er nichts finden können, warum ſolches geſchehen ſey; in 40 zergliederten Läuſen hingegen habe er einen Eyerſtock gefunden, welches ihn auf die Muthmaßung bringt, daß vielleicht eine jede Laus ein Hemaphrodit, d. i. ſowohl männlichen als auch weiblichen Geſchlechts ſey, zumahl da man dieſe Einrichtung der Natur ſchon bey den Schnecken bemerkt hat. Man darf ſich aber darüber gar nicht verwundern, daß Swammerdam die Männchen von den Weibchen nicht hat unterſcheiden können. Da er ſich bloß mit der Zergliederung und Beobachtung der kleinſten Theile abgegeben hat, ſo war ihm das Größere gleichgültig; ſonſt hätte er Männchen und Weibchen mit bloßen Augen ſchon an ihrem Habitus unterſcheiden können. Auch dies hat den großen Mann getäuſcht, daß er gegen 40 Weibchen kein Männchen angetroffen hat. Das Verhältniß iſt noch zu klein. Man kann gegen 100 Weibchen kaum 1 Männchen rechnen. Ein Männchen muß vielen Weibchen genug ſeyn können. Leeuwenhoek hat klar bewieſen, daß es Männchen unter ihnen gebe, und alle ihnen eigenen Theile ſowohl beſchrieben, als abgebildet. Er hat auch hinten an den Männchen allein einen krummen Stachel entdeckt, mit dem ſie ſtechen ſollen, wie er an ſeiner Hand erfahren hat; daher ſoll, ſeiner Meinung nach, das Jucken inder Haut entſtehen, weil das Blutſaugen mit dem Saug-Rüſſel ohne Empfindung geſchähe. An dem Weibchen habe er nie der-

dergleichen Stachel bemerkt. Hr. Bar. Degeer (*) hat ebenfalls dieſen Stachel hinten an den Männchen, ſowohl der Leib- und Kopf-Läuſe, wahrgenommen und abgebildet; er iſt braun, hornartig, am Ende ſpitzig und unten breit. Der Hinter-Theil der Männchen iſt auch nicht, wie bey den Weibchen, geſpalten, ſondern oval abgerundet. Auch Goeze (**) verſichert, daß es ihm nicht ſchwer geworden ſey, die Männchen unter den Läuſen zu entdecken. Sie ſind ſchmähler und ſchmächtiger als die Weibchen. Der Einſchnitt zwiſchen dem Bruſtſchilde und Kopfe, nebſt dem Hälschen, iſt ſichtbarer, und nicht ſelten ſteht hinten das männliche Glied, als ein Zäpfchen hervor, beſonders wenn ſie nicht lange vorher in der Begattung geweſen ſind. Ob ſie aber, wie Leeuwenhoek vorgiebt, mit dieſem Stachel ſtechen können, läßt Goeze unentſchieden; vielmehr, ſagt er: ſaugen ſie beyde, Männchen und Weibchen, das Blut nicht ohne Empfindung.

Der Eyerſtock bey den Weibchen nimmt den ganzen Bauch ein; er hat aber da, wo die Därme ihren Ausgang haben, einen eben ſo deutlichen Ausgang. Die Anhänge deſſelben ſind zwey Röhren, die ſich zuletzt in einen Punct vereinigen. Man findet in dem Eyerſtocke vollkommene und unvollkommene Eyer, ſo, daß Swammerdam in einem einzigen, 10 große und 40 kleine Eyer gezählt hat. In der Mutter (dem Uterus) hat er allemahl ein vollkommenes Ey gefunden, welches eben hat gelegt werden ſollen. In jeder Laus zeigt ſich ein doppelter Eyerſtock, und jeder Theil geht wieder in fünf Eyer-Gänge

(*) In ſeinen Abhandlungen zur Geſchichte der Inſekten, nach Hrn. Goeze Ueberſetz. 7 Th. (Nürnb. 1783, gr. 4.) S. 29.

(**) In der Anmerk. zu erwähnter Stelle im Degeer; und von ihm überſ. Geſchichte ſchädlicher Inſekten, S. …rk.

Gänge ab, die alle in einen gemeinen Canal aus⸗laufen, auf welchen der Uterus folgt, wo das Ey ſeine lezte Vollkommenheit erreicht. Neben dem Ute⸗rus liegt ein Leim⸗Säckchen, welches ſich in dem Eingeweide öffnet, und deſſen Leim dazu dient, die gelegten Eyer anzukleben, welche daher auch ſo feſt an den Haaren kleben. In den Eyergängen liegen die Eyer ſo dicht neben einander, daß man ſie faſt nicht unterſcheiden, und mit vieler Mühe aus ein⸗ander bringen, weil das Auge durch neue, davon abgehende Fettſäckchen gehindert wird. Die Eyer der Läuſe, beſonders in den Haaren, nennt man insgemein Niſſe, L. Lendes (*). Das Ey iſt ſchon die wirkliche Laus ſelbſt, welche, ſobald die überflüſſige Feuchtigkeit verdunſtet iſt, aus der Scha⸗le kommt, und nach einigen Häutungen, welche die Verwandlungen vertreten (**), ſogleich zur Zeugung geſchickt wird. Wegen dieſer geſchwinden Fertig⸗keit zum Zeugen, haben Einige aus Scherz ge⸗ſagt, daß eine Laus in 24 Stunden Aeltermutter werde; wahr iſt es indeſſen, daß ſie ſich in kurzer Zeit durch weiße längliche Eyer, die ſie in die Haa⸗re und Kleider legen, bis zum Erſtaunen vermeh⸗ren. Nach Leeuwenhoek's Bemerkungen (***), kann eine einzige Mutter binnen 6 Tagen an die 50 Eyer legen, ohne die ſie noch im Leibe hat; nach 6 Tagen kommen die Jungen aus, und 18 Tage nachher können dieſe auch ſchon Eyer legen. Nach dieſer Rechnung können zwey Mütter binnen 8 Wo⸗chen, Großmütter von 10,000 Läuſen werden. Es müſſen

(*) Nicht Lentes denn Lentes, heißen Linſen.

(**) Bey den Blattläuſen verhält es ſich eben ſo. Die junge häutet ſich erſt 4 Mahl, und dann fängt ſie an zu gebären.

(***) Leeuwenhoek hat die Läuſe ſelbſt bey ſich im Strumpfe getragen, um recht hinter das Geheimniß ihrer Erzeugung und großen Fruchtbarkeit zu kommen.

müſſen aber die Eyer an einem warmen und feuchten Orte liegen. Zuweilen geſchieht es aber auch, daß die in der Nacht, an einem warmen Orte ausgekommenen Läuschen, des Tages über von der Kälte ſterben, und wenn ſie einige Monathe in den Haaren gehangen haben, ihre äuſſerliche Geſtalt gänzlich verlieren.

Die Läuſe hängen ſich an alle Theile des menſchlichen Körpers, beſonders an den Kopf der Kinder. In Menge befinden ſie ſich in den Hadern oder Lumpen der Armen, der Bettler, der Matroſen, der Soldaten (*), und aller unreinlich lebender Leute, die keine Hemden haben, und mit der Wäſche nicht oft genug wechſeln können.

Daß der Genuß vieler Kaſtanien Läuſe verurſache, (ſ. Th. XXXV, S. 595.) iſt nicht bewieſen.

Da die Läuſe bey dem Saugen die Haut durchbohren, ſo entſtehen daher oft Geſchwüre, die in die Krätze, wohl gar in den Grind, übergehen. Verſchiedene Leute haben dadurch eine beſondere tödliche Krankheit bekommen, wenn die Läuſe ſich auf der Haut ſo ungeheuer vermehren, und am ganzen Körper Wunden und Geſchwüre, die bis auf die Knochen gehen, verurſachen. In den Geſchichte findet man Beyſpiele von dieſer **Läuſe-Krankheit**, oder **Läuſe-Sucht**, Gr. und Lat. Phthiriaſis, Morbus pedicularis, Pediculatio, Fr. Maladie pediculaire, daß Menſchen bey lebendigem Leibe von Läuſen aufgefreſſen ſind. Die Geſchichte erzählt es vom Juden-König Herodes (**), vom

(*) Ant. de Leeuwenhoek obſſ. de vngulis pediculi, et quod milites à pediculis plurimum vexentur, cum veſtes eorum ſint madidae, ſt. in Deſſen Continuatione epiſtolarum datarum ad Societ. Reg. Londinenſem, (L. B. 1689. 4.) S. 70–72.

(**) Yvonis Gaukes diſſ. phyſica de Herode à vermibus exeſo, more mathematico elaborata, ſt. in Bibliothecae hiſtor. philolog. theologicae Claſſ. V. Faſc. VI. (Bremae, 1722, 8.) p. 959—987.

dem Sohne des Antipater's, Caſſander, vom Alcmäon, dem Democratus, vom Kalliſthenes, vom Olynthius, vom Schauſpieler und Atheiſten Pherecydes, und vom großen Dictator Lucius Sylla (*). Plato ſelbſt ſoll von Läuſen ſein Leben eingebüßt haben. Die beyden Arianer, Theodor und der grauſame Honorich, Könige der Vandalen, die beyden Kaiſer Arnulphus und Maximus, der Wüterich Diocletian, und der Kanzler dû Part, (von welchem Franz I. in Frankreich, als er das von ihm erbauete große Hoſpital ſahe, ſagte, daß es nicht groß genug wäre, alle die Armen zu beherbergen, welche dû Prat gemacht hätte,) ſind von den Läuſen und Würmern gefreſſen worden. Die Urſache dieſer Krankheit mag wohl von je her eine große Nachläßigkeit in allem, was zur Reinlichkeit des Körpers gehört, geweſen ſeyn, zum Theil auch ihren Grund in der Unwiſſenheit, ſchwürige Ausſchläge der Haut gehörig zu behandeln, gehabt haben. Er war daher thöricht, dieſes Uebel, welches ſich die Menſchen durch Unreinlichkeit zuzogen, für ein beſonderes Strafgericht Gottes anzuſehen, wie viele Schriftſteller thaten, die man in Triller's progr. de pityriaſi viſicae (Opuſc. Vol. I. S. 414, fgg.) angeführt finden. Dieſes entſetzliche Brut niſtet ſich überall ein, und zernaget oft alle weiche Theile eines lebendigen Leibes. Merklin hat geſehen,

Von der Wurmſucht des Königes Herodes, ſ. Reinhards Bibelkrankheiten, 5tes Buch, (Frf. und L. 1768, 8.) S. 218 – 228.

(*) Von beyden Leztern meldet es Serenus Sammonicus, in den Worten:

Sed quis non paueat Pherecydis fata Tragoedi,
Qui nimio ſudore fluens, animalia tetra
Eduxit, turpi miſerum quae morte tulerunt?
Sylla quoque infelix tali languore pereſus,
Horruit et foedo ſe vidit ab agmine vinci.

daß jemand Kopf-Läuſe aus der Naſe geſchneuzt hat. Krüger hat einem Tuchmacher ein Eitergeſchwür zwiſchen den Schultern geöffnet, und an ſtatt des Eiters ein Neſt von unzähligen großen und kleinern Kopf Läuſen darin gefunden. In Hals-Kröpfen haben Johann Vigueur und Foreſtus dergleichen entdeckt, und Heurnius hat ſie in vielen Blaſen geſehen, welche am Magen feſt ſaßen. Sogar der Bukel einer Jungfer iſt ein Läuſe-Magazin geweſen. Borellus meldet von einem Soldaten, der über den ganzen Leib voller Blaſen war, in welchen lauter Läuſe hauſeten; und von Heer erzählt von einem Edelmanne, daß er Blut und zugleich hochrothe Läuſe ausgeſchwitzt habe. Man hat auch Benſpiele, daß todte Leute geſchwitzt habe, welchen Schweiß eine hervorgekommene Menge Läuſe durch die Erweiterung der Schweißlöcher verurſachet hat. Ledel gedenkt eines ſcorbutiſchen Jünglinges, der durch die China-Rinde von einem ſchweren dreytägigen Fieber geneſen iſt, auf deſſen Kopfe, in der Geſchwindigkeit, Millionen Läuſe ſich eingefunden hatten (*). Durch den Urin ſelbſt ſind Läuſe von Menſchen abgegangen: und dieſes iſt um deſto weniger zu verwundern, da Leeuwenhoek beobachtet hat, daß zuweilen durch den Urin kleine Raupen-Puppen abgehen, woraus hernach eine Fliege entſteht, die er abgebildet hat.

Daß dieſes Ungeziefer bey vernachläſſigter Reinlichkeit, bey Kranken gar ſehr überhand nehmen könne, beſtätigt der gelehrte geh. R. und Prof. der prakt. Arzeney-Wiſſ. bey dem Collegio Medico Chirurgico in Berlin, Herr D. Fritze, (welcher ſich durch das im J. 1789 geſtiftete kliniſche Inſtitut in Berlin, von welchem ich im Art. Medicinal-Anſtalten Nach-

(*) Sam. Ledelii obſ. de pediculis poſt. tertianam, ſt. in Miſc. Nat. Cur. Dec. III. A. IX et X. obſ. 196

Nachricht ertheilen werde, nebſt ſeinem, ihm adjungirten würdigen Hrn. Sohne, vorzüglichen Ruhm erworben hat,) aus ſeiner ehemahligen Praxis bey dem kön. preuß. Feld-Lazareth, in folgendem, an mich erlaſſenen Schreiben:

Hochzuehrender Freund.

Ich habe Ihnen vor einigen Wochen einen kleinen Beytrag zur Läuſe-Krankheit verſprochen; hier iſt er, ſo gut oder ſo ſchlecht er auch ſeyn mag.

Die Läuſe-Sucht iſt eigentlich eine Krankheit der Jugend; und die Erfahrung lehrt, daß Kinder, die damit, aller gewöhnlichen Reinigung ohnerachtet, behaftet ſind, in der Folge die allergeſundeſten werden, und für andre ihres Gleichen, die davon befreyt bleiben, ſehr hervorſtechen. Wenn in zunehmendem Alter dieſe Krankheit auf den Köpfen und in den Kleidern überhand nimmt, dann iſt ſie eine Folge von unterlaſſener Reinlichkeit, von Strapazen, und von höchſt dürftiger Lebensart.

Die Aerzte kennen eigentlich keine Krankheit, auſſer der tinae capitis, wobey ſie ein gewöhnlicher Zufall ſeyn ſollte; aber, daß dieſes Ungeziefer ſo ſehr, bey verabſäumter Reinlichkeit, über alle Erwartung bey Krankheiten überhand nehmen könne, davon kann ich ein Beyſpiel anführen, das ich ſelbſt im ſiebenjährigen Kriege als Feld-Arzt beobachtet habe.

Als im J. 1762 von der preuß. Armee im Junius die Belagerung von Schweidnitz in Schleſien unternommen wurde, hatte der König dazu nur einige ſchwache Bataillons beſtimmt; und da ſich die Belagerung bis in ſpäten Herbſt, bey übler naßkalter Witterung und bey großem Mangel an Lebensmitteln, verzog, ſo fanden ſich häufige Ruhren von fäuliger und maligneuſer Art ein. Die großen, Tag und Nacht fortgeſetzten Strapazen dieſes kleinen Corps, hatten die Soldaten äuſſerſt entkräftet, und an der Reinlichkeit konnte gar nicht gedacht werden. Hierdurch geſchahe es, das viele Kranke mit dergleichen Ruhren, wobey Millionen Läuſe den Körper bedeckt hatten, in das Lazareth-Depôt zu Neudorf transportirt wurden, die man an-

fangs mit ſcharfen Beſen abfegen mußte. An mehrern Stellen des Körpers hatte ſich das Ungeziefers in das Fleiſch des Kranken gefreſſen, und bildete brandige Geſchwüre, in welchen es tauſendweiſe, mit dem Kopfe nach unten, zuſammenſaß, und ein unausſtehliches Kratzen bewirkte. Selten konnte ein Kranker dieſer Art gerettet werden; aber mit dem Tode des Patienten erfolgte auch ſogleich der Tod der Läuſe. Bey dieſer Gelegenheit habe ich oft geſehen, daß ſich die Läuſe in dem größten Ueberfluß aufs Commiß-Brod ſetzten, und da ihre Nahrung fanden, eben ſo, wie auf rohe Erdoffeln, mit welcher ſie ſich herum wälzten, da ſie damit beſäet waren. Das Waſchen mit einer Abkochung von bittern Kräutern und ſchlechten Tobak, half gar nichts dagegen, etwas mehr kleine Mercurial-Einreibungen, die aber doch nur bey den wenigſten, der Haupt-Krankheit wegen, applicable waren. Berlin, d. 8 Sept. 1794.

Fritze.

Gegen die Menſchen-Läuſe ſind unzählige Mittel bekannt. Daß dieſe Geſchöpfe, wie Linné meint, eine Wohlthat für junge Kinder ſeyn, und ihre künftige Geſundheit befördern, oder ſie vor größerm Uebel bewahren ſollen, indem ſie dadurch, wenn ſie ihnen den Kopf zerfreſſen, den Anſprung befördern, und auf dieſe Art den Schnupfen, den Huſten, ja die fallende Sucht und andere ſchlimme Krankheiten verhindern, iſt erweislich falſch. Kinder, die mit aller Sorgfalt reinlich und mäßig gehalten werden, und die man nicht mit verlauſeten Geſpielen viel umgehen läßt, haben keine Läuſe und bleiben geſund, welches genug Erfahrungen beſtatigen. Die Reinlichkeit in allen Stücken, iſt das ſicherſte Mittel ſie davor zu bewahren, ſo wie die ſicherſten Vorkehrungen, ſolche, wenn ſie ſich eingefunden haben, dieſe ſind: daß man den Kopf mit Tobaks-Waſſer waſche, Hand und Kleider ſchwefele, und bey einer Krankheit oder einem

Ausſchlage innerliche Reinigungs-Mittel gebrauche. Tägliches Abkämmen und Abbürſten, auch wohl Abſchneiden der Haare, wenn es ſehr arg iſt, und folgende Salbe, ſind unſchädliche Mittel. Man mache aus 1 Loth gepülvertem Peterſilien-Samen, 2 Loth ungeſalzener Butter, und 16 Tropfen Anis-Oehl, eine Salbe, und ſtreiche täglich 2 Mahl, ſo viel als nöthig iſt, auf den Grind, oder, wenn dieſer nicht da iſt, auf eine Stelle des Kopfes, wo die meiſten Läuſe ſich aufhalten. Oder: man ſtoße Olibanum zu Pulver, mache mit zerlaſſenem Schmeer eine Salbe daraus, und ſtreiche eine Zeitlang, täglich etwas davon in das Haupt-Haar. Auch laſſe man in die Mützen des Kindes etliche Tropfen Spiek-Oehl thun; und im Nothfall nähe man bey Kindern, die keinen böſen Kopf haben, gepülvertem Sabadill-Samen zwiſchen den Ueberzug und das Unterfutter der Mütze. Oder: man koche in einem glaſurtem Topfe eine gleiche Portion Weihrauch und Speck zu einer dichten Salbe, drücke alles durch ein Tuch, und reibe damit den Kopf, wo die Läuſe ſitzen.

Zur Vertilgung der Niſſe, macht man eine Salbe von Lorbeer-Oehl, von bittern Mandel-Oehl und von altem Schmeer, von jedem 2 Unzen; ½ Unze Läuſe-Kraut, und eben ſo viel von Rainfarn-Saft; 2 Quent Aloe, und eben ſo viel Myrrhen; dazu Tauſendgüldenkraut, Salz und Schwefel, von jedem 1 Quent; und miſche alles wohl untereinander zu einer Salbe. Ehe man aber damit ſchmiert, waſche man die Haare mit Wein-Eſſig.

Auch bey Erwachſenen, iſt oft wiederhohlte Reinigung höchſt nöthig; indeſſen iſt dieſes Ungeziefer ſo hartnäckig, daß es faſt allen innerlichen und äuſſerlichen Mitteln widerſteht. Unter die erſtern gehören: Knoblauch, Senf, Theriak, Hirſchhorn, geſalzene, ſaure, bittere und widrige Nahrungsmittel. Zu den

leztern: Blähungen von ſüßem, beſonders aber von Meer-Waſſer; ferner, in ſo fern ſie reinigend ſind, ein Decoct von Lupinen, der Saft von Mangold, pulveriſirte Bertramwurzel und Galläpfel vermiſcht, Wein-Eſſig mit Meer-Waſſer, eine Lauge von der Aſche des arabiſchen Stöchaskrautes (Lavandula Stoechas *Linn.*) womit man den Kopf reibt; Salben, Oehle, Pflaſter, u. d. gl. Unter allen aber ſind die wirkſamſten Mittel, wovon die Läuſe ſterben: der Same des eigentlichen Läuſekrautes (Pedicularis *Linn.*), der Same des ägyptiſchen Saukrautes (Coque du Levant), Schwefel, die Wurzel des wilden Ampferkrautes und Alants, Tobak, Queckſilber, Zinnober, Grünſpan, und Meerzwiebel-Eſſig; der gepülverte Same von Eppich und Sellerie, des Abends beym Schlafengehen in die Haare geſtreuet.

Folgende Pomade wird ſehr gerühmt. Man nimmt ½ Unze Scabioſen-Saft; 1½ Quent weiße pulveriſirte Nieſewurz; 1 Unze Terpenthin, mit gleicher Portion Schwein-Fett. In Ermangelung derſelben kann man den ganzen Leib mit Wein-Eſſig, und etwas verſchlagener Brühe von gemeinen und Meer Zwiebeln waſchen. Oder: man läßt Amarant- oder Tauſendſchön-Blätter zu einer Lauge kochen. um damit den Kopf zu waſchen. Auch reibt man ſolchen mit der Brühe von Pfriemenkraut, Rüb- oder Wacholder-Oehl, unter einander gemiſcht.

Wenn man Abends beym Schlafengehen ein Löſch-Papier, entweder mit Spiek-Oehl allein, oder mit Mandel- oder einem andern Oehle vermiſcht, beſtreicht, und auf den Kopf, oder auf andere Theile des Körpers, wo Haare ſind, legt, ſo vertreibt es die Läuſe, ſo daß man ſie den Morgen darauf alle todt findet. Ettmüller meldet, nach dem Panarollus, daß einem, dem, zur Vertreibung der an den Schamgliedern ſich befindenden Läuſe, öfters das Queckſilber

ein-

eingeſalbet worden, dieſes nichts geholfen, ſondern er faſt beſtändig ein ſteifes Glied darnach bekommen habe, er aber den Augenblick vom Ungeziefer frey, und in ſeinen erſten Zuſtand verſetzt worden ſey, ſobald er dieſen Theil mit Spiek-Oehl gerieben habe.

Im 2 Th. des von John bearbeiteten Lexikon der k. k. Medicinalgeſetze, (Prag. 1790, 8.) iſt folgende **Läuſe-Salbe** verordnet. Man nimmt lebendiges Queckſilber, 2 Unzen; Schwein-Fett, 1½ Pf.; dieſes reibt man, bis man kein Queckſilber-Kügelchen mehr ſiehet; alsdann ſetzt man hinzu; Läuſeſamen-Pulver, und Sabadillſamen-Pulver, von jedem 2 Unzen; gepülverte weiße Nieſewurzel, 1 Unze; Lorbeer-Oehl, 9 Unzen; Spiek-Oehl, 1 Unze, und bewahrt es auf.

Die in der Pharmacopoea Würtembergica, p. 247, verordnete **Läuſe-Salbe**, beſteht aus den Stephanskörnern Delphinium Stephiſagria *Linn.* der ſtinkenden ſchwarzen Nieſewurz (Helleb. foetidus *L.*) und dem lebendigen Queckſilber.

Dieſe Salbe kann, ſowohl wegen des Queckſilbers, als auch der übrigen ſcharfen Mittel, wenn ſie unvorſichtig gebraucht wird, vielen Schaden, vornehmlich bey jungen Kindern anrichten, indem ſich ein Theil von ihr durch die Geſchwüre des Kopfes, wenn auch dieſe, wie oft geſchieht, eingeſalbet werden, in den Körper einſauget.

Die im kön. preuß. Diſpenſatorium, (Berl. 1781, gr. 4). S. 103, vorgeſchriebene **Läuſe-Salbe**, beſteht aus Sabadillſamen-Pulver 1 Unze, friſchen Schwein Fett, 4 Unzen, und Fenchel-Oehl, ½ Quent.

Nach Hrn. D. Ruhland Vorſchrift (*), nimmt man friſchen Knoblauch, drückt den Saft davon aus, und läßt ihn den mit Läuſen behafteten Perſonen auf

(*) Im Aeſculap, einer medicin. chirurgiſchen Zeitſchrift, herausgegeben von D. F. A. Weber und D. M. P. Ruhland, 1 B. (Lpz. 1790, gr. 8.) S. 138.

den Kopf gießen; alsdann wartet man eine Zeitlang, miſcht denſelben ausgepreßten Knoblauch-Saft unter ungeſalzene Butter, reibt das Haar damit ein, und kämmt hernach mit einem feinen engen Kamm die Läuſe und Niſſe hinweg. Man darf kaum 2 oder 3 Mahl einen Verſuch damit machen, ſo iſt man von allem Ungeziefer frey. Eben dieſes Mittel dient auch zur gänzlichen Ausrottung der Filz-Läuſe, die öfters wie Fiſch-Schuppen an der Haut der Füße anliegen. Dieſes Mittel iſt der Queckſilber-Salbe und andern noch in hohem Anſehen ſtehenden Mitteln weit vorzuziehen. Reiche Leute bedienen ſich des Arraks, machen die Läuſe damit betrunken, und laſſen ſie dann geſchwinde herunter kämmen.

Nach Rich. Twiß Bericht, (in ſeinen Reiſen durch Portugal und Spanien, in den Jahren 1772 und 1773,) braucht man in Portugal die Paviane ſich den Kopf reinigen zu laſſen, und dieſe werden ordentlich für Geld dazu gehalten.

Sabadill-Samen und Tobaks-Blätter, zu einem concentrirten Decoct gekocht, und alle 24 Stunden damit die Kranken-Sähle in Lazarethen, wie die Wäſche pflegt eingeſprengt zu werden, beſprützt, vertreibt das bey ſolchen Gelegenheiten in Menge ſich einfindende Ungeziefer.

Man pflegt den Läuſen eine große Treue gegen ihren Ernährer beyzulegen, weil ſie denſelben nie gutwillig verlaſſen ſollen, und ſich mit ihm aufhenken laſſen. Allein, ich will nicht unterſuchen, was die deutſchen Läuſe thun, hingegen in Spanien ſagt man ihnen was böſeres nach. Oviedo iſt der Gewährs-Mann. Die Spanier ſagt er, behalten ihre Läuſe, wenn ſie zur See reiſen, ſo lange in Frieden, bis ſie hinter dem Tropicum kommen; hier aber verlieren ſie alle, zum großen Beweiſe, daß die Natur den Thieren nicht darum viel Beine gegeben hat, daß ſie

auf

auf Reiſen gehen ſollen. Vielleicht iſt aber auch die Liebe zum Vaterlande oder vielmehr ein National-Haß, welcher die Läuſe, ſo wie die Menſchen, beſitzt, an dieſer Untreue Schuld; denn es wird verſichert, daß eine Laus eines Indianers auf keinen ſpaniſchen Haupte anbeiße, oder ſich belieben laſſe, ein ſolches europäiſches Gebieth zu betreten. Die guten Spanier bekommen auch auf ihrer Rückreiſe keine Laus eher wieder zu ſehen, als bey den azoriſchen oder St. Thomas-Inſeln, da ſich die ſpaniſchen Leute wieder mit ihren Landsleuten geſellen. Daß die Juden wie ich vermuthe, in allen Welt-Theilen Läuſe behalten, mag vielleicht daher rühren, weil dieſe Nation kein eigenes Vaterland mehr hat, ſondern mit allen dem Ihrigen in alle Welt zerſtreuet worden iſt.

Eine nicht nur unſichere, ſondern auch unerlaubte und ſchändliche Cur iſt es, wenn man die Gelbſucht durch verſchluckte lebendige Läuſe curiren will, weil man glaubt, daß ſie den verſtopften Gallen-Gang öffnen ſollen, wenn ſie daſelbſt hinein kröchen. Davon führt Hannäus (*) ein Caſum an, da ein Knabe 7 bis 9 derſelben verſchluckt, und die Gelbſucht zwar verloren hat, hernach aber von der Läuſe-Sucht nicht allein, ſondern auch von einem unerſättlichen Hunger geplagt worden, und endlich an der Auszehrung geſtorben iſt, in deſſen Magen noch ein großer Klumpen ſolchen Ungeziefers beyſammen gefunden worden iſt.

Apinus (**) erzählt einen Fall von einer glücklichen Cur der Verſtopfung des Urins bey einem neugebor-nen

(*) Ge. Hannaei obſ. de icteri cura infelice per pediculum, ſ. in Tho. Bartholini Act. med. et philoſ. Hafnienſ. Vol. III. A. 1674 et 1675. S. 168, f.

(**) Jo. Lud. Apini obſ. de iſchuria pueruli recens nati, immiſſo in penem pediculo vivo, illico ſoluta, ſ. in Miſc. Nat. Cur. Dec. III, A. III, obſ. 69.

nen Knaben, vermittelſt einer in das Glied hineingelaſſenen lebendigen Laus.

Unter allen Ekelhaften, was genoſſen werden kann, ſteht wohl das Ungeziefer auf den Köpfen der Menſchen oben an; und dennoch giebt es Leute genug, welche es als einen Leckerbiſſen verzehren, und mit den Zähnen zerknacken. Die Negern der abendländiſchen Küſten von Afrika machen ſich daraus ein großes Vergnügen, ſich die Läuſe von ihren Weibern abſuchen zu laſſen, welche nicht unterlaſſen, ſie zu freſſen, ſobald ſie einige gefunden haben. Die Tartarn und Hottentotten nennt man daher **Läuſe-Freſſer**, wie auch einige Affen, welche darnach ſehr lüſtern ſind, wie ich oben, S. 266, von den Pavianen gemeldet habe. Die Hottentotten führen das Wiedervergeltungs-Recht zu ihrer Entſchuldigung an, wenn ſie die Läuſe freſſen, die ſie beißen und freſſen. Sie ſchämen ſich auch nicht, wenn man ſie auch gleich bey ihrer Lauſerey antrifft, und dergleichen Ungeziefer haufenweiſe um ihnen herumkriecht. Wenn die Einwohner in Kamtſchatka von unſerm meiſten Ungeziefer befreyet ſind, ſo werden ſie doch von den Läuſen gemartert. Man findet an den Ufern des Meeres eine Art, welche ſich zwiſchen die Haut und das Fleiſch ſetzt, und heftige Schmerzen verurſachet, die man nicht anders ſtillen kann, als wenn man das friſche Fleiſch, worin ſie ihr Neſt gemacht hat, wegſchneidet. Was die gemeinen Läuſe betrifft, ſo ſind ſie mit dieſem Ungeziefer dermaßen reichlich verſehen, daß die Weiber oft nichts anders zu thun haben, als ſich davon zu befreyen. Sie laſſen ſie haufenweiſe auf ihre Kleider fallen, wenn ſie ihre Haare durch ihre Finger ſtreifen, die ihnen ſtatt der Kämme dienen. Die Manns-Perſonen befreyen ſich davon durch hölzerne Striegeln, womit ſie ſich den Rücken reiben. Manns- und

Frau-

Frauens-Perſonen aber eſſen beyderſeits ihre Läuſe, ohne Zweifel, wie die Hottentotten, zur Vergeltung. Die Coſaken ſind verbunden, den Kamſchadalen mit Schlägen zu drohen, wie den Kindern, damit ſie ihnen dieſe Unreinlichkeit abgewöhnen. Eben dieſen Appetit findet man auch zuweilen bey den Kalmüken. Daß die Taheiter, und noch mehr die Neuſeeländer, das ihnen beſchwerliche Ungeziefer mit den Zähnen zerbiſſen und aßen, iſt ſchon aus allen, welche Reiſen nach dieſen Ländern beſchrieben haben, bekannt. Aber nicht etwa Wilde und ungeſittete Völker allein, ſondern Leute, ſogar Frauensleute in Europa, an einem Orte, wo eine berühmte Univerſität iſt, und wo folglich der gute Geſchmack zu Hauſe ſeyn muß, folgende Nachricht eines vornehmen Reiſenden, welcher Spanien und Portugal erſt in dem gegenwärtigen Jahrhunderte beſucht hat, ſo wird man mir Recht geben.

„Meine Ankunft in Coimbra,“ ſchreibt er, „geſchahe an einem Markt-Tage. Ich ſahe die Weiber mit der Mittags-Hitze eine ekelhafte Hanthierung treiben. Sie nahmen ihre Männer beym Buſche, und legten den Kopf in ihren Schooß, um ihnen das Ungeziefer abzuſuchen. Die Aernde war reich, und die Früchte mußten vortreflich ſeyn; denn dieſe häslichen Vetteln knackten von Zeit zu Zeit einige Läuſe mit den Zähnen todt, die ſie für die ſchmackhafteſten hielten, bloß um ihren Männern ihre Liebe zu bezeugen. Die Männer erweiſen hernach ihren Weibern eben denſelben Liebesdienſt. Es iſt gewöhnliche Sache in Portugal, daß Weiber und Männer den Kopf voll Ungeziefer haben, wenn ſie ihre eigenen Haare tragen. Ich habe ein Frauenzimmer von Stande und großer Schönheit gekannt, welche ſehr reichlich damit verſehen war. Sie kämmen ſich nicht gern, pudern ſich aber des Tages öfters, und kräuſeln den ganzen Kopf mit vielen Locken auf, welche den Läuſen zur Wohnung dienen.“

Clauder (*) führt das Beyſpiel eines Menſchen an, der die friſcheſten Läuſe, die er bekommen konnte, mit großer Begierde fraß. Er war 60 Jahr alt, mitten im Kriege von armſeligen Landleuten geboren und erzogen. Nach den Umſtänden hatte er ein elendes Leben geführt, und mit den Seinigen oft vor den plündernden und würgenden Soldaten in die Wälder flüchten müſſen. Nach der Aeltern Tode nahm dieſer wilde Charakter mit den Jahren zu; und ob er gleich nachher unter Menſchen auf dem Lande lebte, ſo brachte er doch größtentheils ſein Leben in den dickſten Wäldern zu. Seine Seelen-Kräfte erloſchen, und er gab immer Beweiſe einer melancholiſchen Brutalität, die ſo weit gieng, daß er zulezt Läuſe, als einen Leckerbiſſen, fraß.

Bey den alten Peruanern, mußten die Dürftigen und Armen den Ynca-Königen einen Tribut entrichten, der ihren Herren eben nicht reich machen, jedoch viel zur Reinlichkeit beytragen konnte; ſie waren nähmlich verbunden, dem Statthalter ihres Ortes von Zeit zu Zeit gewiſſe Becher voller Läuſe zu liefern. Ich erinnere mich, in einem von denen Schriftſtellern, die über die Eroberung von Mexiko geſchrieben, geleſen zu haben, daß Cortez in des Montezuma Schatz-Kammer mehrere Beutel voll Läuſe gefunden habe, die als eine Kopf-Steuer eingetrieben worden waren. Dieſe Auflage (Läuſe-Tribut) iſt freylich ſonderbar genug, hatte aber vielleicht, wie geſagt, einen politiſchen Endzweck, nähmlich: die Beförderung der Reinlichkeit. Uebrigens rechneten die damahls in Mexiko angeſtellten Geiſtlichen es den Einwohnern als ein Verbrechen an, daß ſie Läuſe, Fröſche, Schlangen und Spinnen

(*) Gabr. Clauderi obſ. de pediculos vivos recens captos avide devorante, ſt. in Miſc. Nat. Cur. Dec. II, A. IX, obſ. 176.

nen aßen; auch wurde dieſe Sitte mit unter den Gründen, warum Spanien ſich dieſes Land unterjochte, angeführt.

Auch ein Gegenſtand des Aberglaubens haben die Läuſe werden müſſen. Im Meklenburgiſchen herrſcht noch der Wahn: wenn jemand, der ſonſt keine Läuſe hat, ungefähr einmahl ein ſolches Thierchen an ſich findet, ſo ſtirbt nächſtens ein naher Anverwandter. Nach Angabe der Rocken-Philoſophie, Th. 5, S. 125, darf man die angezauberten oder gemachten Läuſe nicht todt machen, man kann ſie ſonſt nicht loß werden. In dem Leben des h. Franciscus ſteht, daß er einſtmahl eine Laus, die er auf ſeinen zerlumpten Kleide fand, an ſtatt ſie zu tödten, mit dieſen Worten: „Meine liebe Schweſter Laus, lobe mit mir den Herren!“ ganz ſanft wieder auf ihre Weide geſetzt habe. Die Söhne ſind in dieſem Stücke klüger, als der Vater; ſie halten ihre Kutten über das Feuer, und ſtürzen die garſtigen Schweſtern zu Tauſenden in die praſſelnden Flammen.

Nach Anderer Rathe, nehme derjenige, dem Läuſe angezaubert worden ſind, einen ganz friſch gebackenen Weck, der noch heiß iſt, reiſſe ihn etwas von einander, und ſtecke drey Läuſe hinein; alsdann werfe er ihn hinter ſich, wenn eben das Feuer brennt, in das Ofen-Loch, ſperre dieſes zu, räume alles aus der Küche, und verſchließe ſolches wohl, ſo wird er nicht nur von dem Ungeziefer frey werden, ſondern es wird ſich auch die Hexe, welche ihm ſolches angezaubert hatte, einſtellen müſſen, und etwas aus der Küche verlangen; da darf man ihr aber ja nichts geben, als allenfalls eine Prügel-Suppe, wenn man ſich nicht fürchtet, dafür noch härter bezaubert zu werden.

In England müſſen bekannter Maßen, ſowohl Pferde als Eſel Wettrennen halten, und die Leidenſchaft der Engländer für Wettrennen iſt ſo groß, daß, nach

nach Hrn. v. Archenholz Bericht (*), die Kranken in den Hoſpitälern, und die Land- und See Invaliden zu Chelſea und Greenwich, die weder Pferde noch Eſel laufen laſſen können, ſich der Läuſe zu dieſem Endzwecke bedienen, die, ungeachtet der großen Reinlichkeit der Gebäude, doch zu den Hausgenoſſen gehören. Sie ſetzen ſolche auf Tiſche, und wetten ſodann auf die ſchnelle oder langſame Bewegung dieſes Ungeziefers, wodurch Gewinn oder Verluſt beſtimmt wird. Nicht Geld, ſondern Kannen Bier, das höchſte Gut des engliſchen Pöbels, iſt gemeiniglich der Gegenſtand dieſes Wetten, die man ohne Streit ſchlichtet.

In der Stadt Hardenberg ſoll ehemahls die ſonderbare Gewohnheit geweſen ſeyn, den Bürgermeiſter durch eine Laus zu wählen. Alle Perſonen nähmlich, aus welchen gewählt werden ſollte, ſetzten ſich um einen Tiſch, und legten ihre bärtigen Kinne auf denſelben. Nun ließ man eine Laus auf den Tiſch; auf deſſelben Bart ſie kroch, der ward Bürgermeiſter (**).

Die

(*) England und Italien, von J. W. v. Archenholz, 3 Th. (Lpz. 1787, 8.) S. 229.

(**) Peter Dan. Huetius hat dieſe Wahl in folgenden Verſen beſchrieben:

Mox Hordenbergam ſera ſub nocte venimus,
Ridetur nobis veteri mos ductus ab aevo:
Quippe ubi deligitur revoluto tempore conſul
Barbati circa menſam ſtatuuntur aeernam,
Hiſpidaque imponunt attenti menta Quirites:
Porrigitur ſeries barbarum, deſuper ingens
Beſtia, per mordax, ſueta intercreſcere fortes,
Ponitur in medio. Tum cuius numine Divûm
Barbam adiit, feſto huic grantantur murmure Patres
Atque celebratur ſubiecta par oppida conſul.

Die Filz⸗Laus, Klebe⸗Laus, Platt⸗Laus, L. Pediculus ferus ſ. inguinalis, Pediculus pubis, Platula, Morpio; Fr. Morpion, iſt eine von den vorher beſchriebenen Kopf⸗ und Leib⸗Läuſen ganz verſchiedene Art. Ihr Körper hat keine längliche, ſondern eine runde Geſtalt, und iſt hinterwärts zu beyden Seiten mit Warzen beſetzt, auf welchen ſich kleine Härchen befinden. Ihre Farbe iſt ſchwarzgrau. Die Haut iſt überhaupt ſchuppig und runzelig. Die Fühlhörner beſtehen aus fünf Gliedern. Die Vorder⸗Füße ſind viel dünner, als die Hinter⸗Füße; alle aber, und vornehmlich die leztern, mit krummen Klauen bewaffnet, womit ſich dieſe Thiere an die haarige Haut der Menſchen ſo feſt anhängen, daß ſie nicht davon abzubringen ſind, und bisweilen ſich unter die Oberhaut eingraben, daß ſie kaum mit der Spitze eines Feder⸗Meſſers herauszubringen ſind. Im Anfange ſind ſie ſo klein, daß man ſie kaum ſehen kann. Sie verurſachen, wie die Krätz⸗Milben, das empfindlichſte Jucken, Hitzblattern und Schmerzen. Sie halten ſich in altem Filze, alten Tuch⸗Kleidern, beſonders aber an denjenigen Theilen des Körpers auf, an welchen die Haare etwas länger zu wachſen pflegen. Sie niſten ſich mehrentheils in den Augenbraunen, unter den Armen, gewöhnlich aber in den Weichen und in den Haaren der Scham⸗Theile des männ⸗ und weiblichen Geſchlechtes ein. Gemeiniglich ſind nur unreinliche und liederliche Perſonen mit dieſen Läuſen behaftet. Bey veneriſchen Weibsperſonen ſoll die Plage auſſerordentlich häufig ſeyn, und es ſollen die inficirten Geburtsglieder davon wimmeln, wie Aerzte, welche in Charité⸗Hoſpitälern zu thun haben, verſichern. Sie ſind aber auch eine ſehr beſchwerliche Plage, welche oft diejenigen Leute, die mit Pferden zu thun haben, empfinden müſſen, ohne eben von liederlichen Perſonen da⸗

mit angeſteckt zu ſeyn, wobey die Einfältigen ſich damit zu tröſten pflegen, daß ſie glauben, die Pferde gediehen beſſer, wenn ſie von Leuten, die mit dieſem Ungeziefer beſetzt wären, bedient würden.

Um die Filz-Läuſe zu vertreiben, kann man die Stellen, wo ſie ſich aufhalten, mit Tobaks-Aſche öfters reiben, oder ſcharfen Tobak in Waſſer einkochen laſſen und in die Gegend, wo ſie ſich befinden, öfters damit einreiben. Oder: man löſet ſchwarze Seife mit heißem Waſſer ſo dünn auf, daß ſie wie eine flüſſige Salbe, oder auch wie ein Waſch-Waſſer eingerieben werden kann, und duldet den Reiz dieſer Seife, ſo lange es leidlich iſt, ehe man ſie mit lauem Waſſer wieder abwäſcht. Dieſes wird ſo lange täglich wiederhohlt, bis die Colonie ausgerottet iſt. Man hat ſelten nöthig, ein anderes Mittel zu ſuchen, da dieſes gewiß hinreichend ſeyn will.

Herrn D. Ruhland Mittel zur Ausrottung der Filz-Läuſe, ſ. oben, S. 265, f.

Es erzeugen ſich, erwähnter Maßen, zuweilen **Läuſe in den Augenbraunen**, ja wohl ſelbſt zugleich auf den Rändern der Augenlieder zwiſchen den Augenwimpern, welche den Filz-Läuſen, die ſich in den Haaren der Schamtheile einzuniſteln pflegen, ſehr ähnlich ſind. Dieſes Uebel kommt ſelten bey Erwachſenen, mehrentheils nur bey Kindern vor, und hat faſt jederzeit Unreinlichkeit, Gefräßigkeit und ſchlechte Nahrungs-Mittel zum Grunde, weswegen es ſich auch faſt nur bey Kindern armer Leute findet. Eine Queckſilber-Salbe, vornehmlich die aus rothem Präcipitat, eine Auflöſung der Aloe im Meerzwiebel-Eſſig, das Spiek-Oehl, ein Decoct von Tobak oder von Sabadill-Samen, oder auch nur ſchwarze Seife, vertilgen dieſes Ungeziefer leicht, wenn davon einige Mahl etwas in die Augenbraunen eingerieben wird.

Man muß dieſes Uebel, ſo geringe es auch ſcheinen mag, nicht vernachläſſigen, zumahl, wo die Läuſe ſich auch zwiſchen den Augenwimpern eingeniſtelt haben, weil ſonſt, wie Celſus und Sennert bemerken, davon leicht ein hartnäckiges Triefen und Fließen der Augen entſtehen, und dieſe mit der Zeit ſehr dadurch leiden können.

Bey der Läuſe-Sucht des ganzen Körpers finden ſich natürlich auch in den Augenbraunen Läuſe. Man hat, nach Sauvages Bemerkung, Fälle, wo bey der innern allgemeinen Läuſe-Sucht ſelbſt aus den Augen Läuſe hervorkommen. Beym Schenk (*) leſen wir von kleinen Läuſen, die ſich in der Coniunctiva und im Weißen des Auges feſtgeſetzt hatten, und ein unerträgliches Jucken verurſachten, vermittelſt einer ſilbernen Nadel aber einzeln glücklich herausgearbeitet wurden.

Jo. de Muralto anatome pediculi, ſt. in *Miſc. Nat. Cur.* Dec. II. A. I. obſ. 53. p. 136. und in *M. B. Valentini amphith. zootom.* (Erf. M. 1720, f.) Parte II. p. 229.

Obſervation of a Louſe, by *Rob. Hooke*, ſt. in Deſſen *Micrographia.* (Lond. 1667, 4.) obſ. 54, p. 211 — 213, nebſt einer Kupfertafel.

An abſtract of a Letter from Mr. *Ant. Leeuwenhoek*, ſt. in *Philoſ. Tranſact* Vol. XIII, for the year 1683. No. 145, p. 74 -- 79, handelt von den Muskeln der Thiere, und inſonderheit auch der Laus.

Eb Deſſ. Obſervations upon the Veſſels in ſeveral ſorts of Wood, and upon the Muſcular Fibres of different Animals, ſt. im XXXI B. derſ. No. 367, for Jan. — Apr. 1721, p. 134 — 141.

Eb. Deſſ. Letter, concerning the Muſcular Fibres in ſeveral Animals, ſt. im XXXII B. derſ. for Apr. et May 1722, p. 72 — 74.

Eb. Deſſ. Obſervationes circa fibrillas carneas variorum animalium, ſt. in Deſſen *Epiſtolis phyſiologicis.* (Delphis, 1719, 4.) S. 56, fgg. 95, fgg. und 360, fgg.

Franc. Redi degli animali viventi, negli animali viventi. Firenze, 1684, 4.

Nic. Tulpii obſſ. de pubis pediculis, ſt. in Deſſen *Obſſ. med.* (Ed. 5. Lugd. Bat. 1716, 8.) L. 3, c. 40, p. 249, f.; in *Man-*

(*) Obſſ. med. p. 175.

Maugeti Biblioth. med. pract. To. III. (Genev. 1698. f.) p. 466; und in *Mangeti Biblioth. chirurg.* To. III. (Genev. 1721, f.) p. 190, ſ.

Eb. Deſſ. Obſ. de Morpione cuti adnato, ſt. in Deſſen *Obſſ. med.* L. 4. c. 18, p. 306.

Jo. Hier. Kniphof diſſ. de Pediculis inguinalibus, inſectis et vermibus homini moleſtis. Reſp. *Car. Wilh. Eman. Reichard.* Erf. 1759, 4. 7 B. nebſt 3 Kupfert. Der 31 bis 43 §. handelt de Pediculo, eius microſcopica conſideratione, ſpeciebus, variisque curioſis de eo notandis. §. 44—52. de Pediculis inguinalibus, feris, Gallis Morpiones dictis. Tab. I, fig. 8. Pediculus a capite humano deſumtus, per Microſcopium obſervatus, eine Kopf=Laus. Tab. II, Fig. M., Morpio, ſ. Pediculus inguinalis per Microſcopium obſervatis, et ad vivum delineatus, eine Filz=Laus. Tab. III, Fig. T., Lens ſ. Ovulum pediculi humani, capillo agglutinatum, verſus eius radicem inoculatum, et verſus capilli apicem operculo aperto praeditum, ex quo pediculus prodiit.

* *
*

In den Wollen=Manufacturen, werden die kleinen Knötchen, die auf der zu fett geſchmelzten Wolle entſtehen, Läuſe genannt.

Laus (Augenbraunen=) ſ. oben, S. 274, f.

— — (Baum=) ſ. oben, S. 244.

— — (Bett=) ſ. Wanze.

— — (Bienen=) ſ. Th. IV, S. 716, f.

— — (Blatt=) ſ. oben, S. 244.

— — (Elephanten=) Anacardium; ſ. Th. II, S. 2.

— — (Filz=) ſ. oben, S. 273, f.

— — (fliegende) ſ. oben, S. 249, fgg.

— — (gemeine=) ſ. oben, S. 252, fgg.

— — (Getreide=) eine Benennung des im XLIV Th., S. 826, fgg. beſchriebenen ſchwarzen Korn=Wurmes.

— — (Hader=) ſ. oben, S. 253.

— — (Holz=) Termes; ſ. Th. XXIV, S. 879.

— — (Keller=) ſ. Keller=Wurm, im XXXVI Th., S. 807.

— — (Klebe=) ſ. oben, S. 273, f.

Laus, (Kleider=) ſ. oben, S. 252, fgg.
— — (Kopf=) ſ. eb. daſ.
— — (Korn=) ſ. ſchwarzer Korn=Wurm, im XLIV Th., S. 826, fgg.
— — (Leib=) ſ. oben, S. 253, fgg.
— — (Menſchen=) ſ. oben, S. 252, fgg.
— — (Papier=) ſ. in P.
— — (Pharaonis=) ſ. oben, S. 252.
— — (Platt=) ſ. oben, S. 273, f.
— — (Salm=) Lachs=Wurm; ſ. Th. XXXVII, S. 439, und Th. LVIII, S. 213.
— — (Schild=) Coccus Heſperidum & Aonidum; ſ. in S
— — (—) (Lack=) Coccus Lacca; ſ. Theil LVIII. S. 338, und 348, fgg.
— — (See=) ſ. in S.
— — (Staub=) ſ. Papier=Laus.
— — (Thier=) ſ. oben, S. 249.
— — (Wand=) ſ. Wanze.
— — (Zangen=) ſ. oben, S. 251.
Laus=Fliege, ſ. oben, S. 240, fgg.

Läuſe=Baum, im gem. Leben, ein Nahme verſchiedener Bäume und Stauden, deren Theile die Läuſe an Menſchen und Vieh vertreiben ſollen.

1. Der im XII Th., S. 294, fgg. beſchriebenen Elſebeere, Rhamnus Frangula Lin., deren Holz auch Grind=Holz auch Läuſe=Holz genannt wird.

2. Der im XXXIX Th., S. 145, beſchriebenen Hecken= oder Zaun=Kirſche, Lonicera Xyloſteum Linn.

3. Des Sabadill=Baumes, ſ. in S.

Läuſe=Freſſer, ſ. oben, S. 268, fgg.
Läuſe=Gras, Spergula arvenſis; ſ. Spark.

Läuſe=Holz, eine Benennung des Holzes der im XII Th., S. 294, fgg. beſchriebenen Elſebeere, Rhamnus Frangula Linn.

Läuſe-Kamm, ein Kamm mit engen Zähnen, das Ungeziefer damit von dem Kopfe zu bringen; L. Pecten radiis denſis, ad detrahendos pediculos capitis; Fr. Peigne à petites dents; der Niß-Kamm, oder Staub-Kamm; ſ. Th. XXXIII, S. 165.

Läuſe-Körner, ſ. Kockel-Körner, im XLII Th., S. 356, fgg.

Läuſe-Krankheit, ſ. oben, S. 258, fgg.

Läuſe-Kraut, ein Nahme verſchiedener Kräuter, welche die Läuſe bey Menſchen vertreiben ſollen. So ſind:

der im XLIII Th., S. 288, beſchriebene gemeine Bärlapp, oder das Kolben-Mos, Lycopodium clavatum Linn.;

der im XXXVI Th., S. 786, beſchriebene Kellerhals, Daphne Mezereum Linn.;

der im XXI Th., S. 195, fgg. beſchriebene Klaffer, Rhinanthus Criſta galli Linn.;

die ſtinkende ſchwarze Nieſewurz, Helleborus foetidus Linn.; ſiehe unter Nieſewurz;

die Stephanskörner, Delphinium Staphiſagria Linn.; ſiehe unter Ritterſporn; und

der Rodel, Rödel, oder das Rödelkraut; Pedicularis Linn., wovon ich hier handeln werde,

und vielleicht noch andere mehr, unter dieſem Nahmen bekannt, wo vielleicht auch einige Aehnlichkeit in der Geſtalt des Samens zu der Benennung Anlaß gegeben haben kann.

Das Läuſe-Kraut, Rodel, Rödel oder Rödel-Kraut, Pedicularia oder Pedicularis Linn. Engl. Louſe-wort, iſt eine Gattung Pflanzen, deren einblätteriger, bäuchichter Kelch in 5, auch nur 2 gleiche Einſchnitte getheilt iſt. Das Blumenblatt verlängert ſich aus einer krummen Röhre in zwey Lippen, davon die obere ſchmahl, aufgerichtet, gewölbt, zuſammengedrückt und eingekerbt, die untere platte aber bis zur

Hälfte

Hälfte in drey ſtumpfe Lappen zerſchnitten, und der mittelſte ſchmähler, als die Seitenlappen, iſt. Vier Staubfäden, zwey längere und zwey kürzere, liegen unter der obern Lippe. Der Griffel hat mit dieſen gleiche Stellung, iſt aber länger, und trägt einen ſtumpfen, gekrümmten Staubweg. Der rundliche ſpitzige Fruchtbalg öffnet ſich oberwärts, und enthält in zwey Fächern viele rundliche, mit einer beſondern Haut überzogene Samen. Linné führt 16 Arten an, davon aber wenige bey uns wachſen, auch ſelten eine oder die andere in den Gärten unterhalten werden.

1. Sumpf-Läuſe-Kraut, deſſen Stängel äſtig iſt, deſſen Blumenkelche einen Kamm und verhärtete Tüpfelchen, und deſſen Blumenkronen eine ſchiefe obere Lippe haben; brauner Rodel, Sumpf-Rodel, großer ſtaudiger Rodel, purpurfarbiges Rödelkraut mit zweyſpaltigem Kelche, großes Fiſtelkraut; Pedicularis paluſtris, caule ramoſo, calycibus criſtatis calloſo-punctatis, corollis labio obliquis Lin. Pedicularis danica maxima Lobel. Pedicularis paluſtris rubra elatior Raj. Pedicularis purpurea aquatica recta et procerior Burſer. Pedicularis Tragi Merret. Pedicularis campeſtris prior ſpecies Trag. Pedicularis caule ramoſo erecto, calyce bifido, ſ. Pedicularis caule ramoſo, foliis pinnatis, pinnis pinnatis dentatis, calyce bifido Hall. Marſh Louſe-wort Hanb. Es wächſt in ganz Europa, vornehmlich in den mitternächtlichen Theilen deſſelben, auch in Schwaben und in der Schweiz, auf feuchten Angern und ſumpfigen Wieſen, wo es im May und Jun. blühet. Die Wurzel iſt jährig, weiß, dick und faſerig. Der aufgerichtete, nahe an der Erde röthliche, glatte, mehr eckig als rundliche Stängel, erreicht $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß Höhe, und verbreitet ſich in wechſelweiſe geſtellte Zweige. Die Blätter ſtehen auch wechſelweiſe,

ſind faſt ungeſtielt, geſiedert, gemeiniglich röthlich-grün, und unterwärts zetüpfelt. An den unterſten ſind die Blätter nochmahls geſiedert, oder nach Art der geſiederten, in eingekerbte Lappen zerſchnitten, bey den obern aber nur ſägeförmig ausgezahnt. Der Stängel und die Zweige endigen ſich mit dichten Blumenähren, ſo, daß die kurzgeſtielten Blumen zwar einzeln an dem Blätterwinkel ſitzen, doch wegen der nahen Stellung eine Aehre vorſtellen. Der Kelch iſt geſtreift, mit weißen erhabenen Puncten beſetzt, und in zwey der Länge nach eingekerbte Lippen getheilt. Die Röhre des Blumenblattes iſt weiß, die Lippen aber ſind purpurfarbig; die obere iſt geſtreift und ſtumpf; die untere ſteht etwas ſchief, und ihre drey Lappen ſind ſtumpf. An dem Fruchtkeime ſteht ein rundlicher Körper, welcher vielleicht ein Honigbehältniß vorſtellt. Die Frucht iſt glatt und ſpitzig. Uebrigens unterſcheidet ſich dieſe Art von der folgenden (dem Wald-Läuſekraute), noch beſonders durch zwey an beyden Seiten der Oberlippe des Blumen-Blattes ſtehende hakenförmige Zähnchen.

Die Gegenwart dieſer Pflanze iſt ein Zeichen von ſchlechter Beſchaffenheit der Wieſen. Ihr brennend ſcharfer Geſchmack (*); der Widerwille, den das Vieh dagegen äuſſert, da ſie, die Ziegen ausgenommen, alles andere auf der Weide ſtehen läßt (**), und Horn-Vieh und Woll-Vieh, wenn es ſie aus Hunger oder Krankheit frißt, Schaden davon leidet (***); ſelbſt der Ruf, in welchem ſie bey den Alten

(*) Gleditſch vermiſchte phyſik. botan. oekonom. Abhandlungen, 3 Th. (Halle, 1767, gr. 8.) S. 377.

(**) Eben Derſ. eb. daſ. Gruner Flor. Norweg. To. I. S. 43, n. 87.

(***) Gruner, a. ang. O. Hornvieh, welches aus andern Gegenden dahin gebracht wird, und die Weide noch nicht kennt, bekommt davon ein tödliches Blutharnen.

ten als ein giftiges Gewächs ſtand, berechtigen uns, ſie zu den ſcharfen Pflanzen-Giften zu rechnen, ob wir gleich kein überzeugendes Beyſpiel von giftigen Kräften auf den menſchlichen Körper haben, ſo lange nähmlich das Gegentheil noch nicht erwieſen iſt (*). Vielleicht könnte der friſch ausgepreßte Saft, wie von der folgenden Art, und von andern ſcharfen Gewächſen, vornehmlich in alten Geſchwüren, und bey andern äuſſerlichen Krankheiten, welche dergleichen erfordern, mit Nutzen gebraucht werden.

2. **Wald-Läuſekraut**, deſſen Stängel äſtig, deſſen Blumenkelche länglich, eckig und glatt ſind, und deſſen Blumenkronen eine herzförmige untere Lippe haben; Acker-Rodel; Wald-Rodel; purpurfarbiges Rödelkraut mit eckigem fünfzackigem Kelche; Pedicularis ſylvatica, caule ramoſo, calycibus oblongis angulatis laevibus, corollis labio cordato Lin. Fiſtularia Dod. Pedicularis altera Lonic. Pedicularis minor Rivin. Dillen. Pedicularis pratenſis purpurea C. B. Pedicularis pratenſis rubra vulgaris Raj. Pedicularis quibusdam, criſta galli, flore rubro J. B. Criſta galli altera, ſ. Phtirion Dalech. Pedicularis caule ramoſo procumbente, floribus ſparſis obtuſis, ſ. Pedicularis caule ramoſo procumbente, foliis pinnatis dentatis Hall. Red Rattle ou Louſe-wort Hanb. Es wächſt in ganz Europa in ſumpfigen Wäldern wild, und hat eine dicke, faſerige, jährige Wurzel, welche viele glatte, niedrige, ausgeſtreckte, oder aufgerichtete, und in Zweige verbreitete Stängel treibt. Die Blätter ſind grün, unterwärts weiß getüpfelt, gefiedert, und die Blättchen eyförmig, ausgezahnt. Die Blumen ſtehen einzeln am Blätterwinkel, und ſtellen unter ſich eine lockere Aehre vor. Der Kelch

(*) *J. Bauhini* hiſt. plant. vniuerſ. T. III, P. 2, p. 438.

iſt fünfeckig, in fünf ſtumpfe, eingekerbte Einſchnitte getheilt, und mit kleinen Puncten beſetzt. Das Blumenblatt iſt purpurfarbig, weiß geſtreift, ſelten ganz weiß, die obere Lippe eingekerbt, die untere zeigt ey= oder herzförmige Lappen. Den Fruchtkeim umgiebt ein Honigbehältniß.

So verdächtig auch dieſe Pflanze mit der ganzen Gattung dem J. Bauhin geſchienen hat, ſo haben ſie doch ältere und neuere Aerzte, ſowohl äuſſerlich als ein heilendes, trocknendes, und beſonders in ihrem ausgepreßten Safte, als ein reizendes Mittel, als auch innerlich, theils in gleicher Abſicht, theils um auf den Urin zu treiben, verordnet. Sie wird auch Fiſtel=Kraut, Fiſtularia, genannt, weil ihr ausgepreßter Saft beſonders in Fiſteln und fiſtelartigen Geſchwüren ſehr dienlich ſeyn ſoll.

3. Schnabelförmiges Läuſekraut, deſſen Stängel niedergebogen und ziemlich äſtig iſt, deſſen Blumenkronen an ihrer obern Lippe einen Schnabel oder eine ſcharfe Spitze, und deſſen Blumenkelche einen Kamm haben, und etwas zottig ſind; Schnabel=Rodel; Pedicularis roſtrata, caule declinato ſubramoſo, corollis galea roſtrato - acuminatis, calycibus criſtatis ſubhirſutis Linn. Pedicularis alpina, filicis folio, minor C. B. Pedicularis caulibus reflexis, ſpica laxa purpurea Seguier. Pedicularis alpina, foliis alternis, pinnulis inciſis, floribus ſparſis roſtratis purpureis, ſ. Pedicul. caule procumbente ramoſo, florib. roſtratis ſparſis Hal. Roſtrated Rattle Hanb. Es wächſt auf den oeſtreichiſchen, ſchwäbiſchen und ſchweizeriſchen Alpen. Seine Wurzeln ſind gelb, rundlich und ſehr lang. Die Stängel treiben wenige Aeſte, und haben wenige Blätter. Die Blätter ſind geſiedert, und beſtehen ungefähr aus 41 rundlichen und gezahnten Blättchen. Die Blumen ſtehen ohne beſtimmte Ordnung einzeln und auf langen

Stie=

Stielen in den Winkeln der Blätter, zeigen ſich im May, und haben haarige Kelche, und glänzend purpurrothe Kronen, welche weit über die Kelche hervorragen.

4. Karl's Scepter, deſſen Stängel einfach, deſſen Samenkapſeln regelmäßig ſind, und deſſen Blumen zu drey um den Stängel herum ſtehen, und geſchloſſene Kronen und gekerbte Kelche haben; Schwediſches Läuſe-Kraut; Pedicularis Sceptrum Carolinum, caule ſimplici, floribus terno-verticillatis, corollis clauſis, calycibus crenatis, capſulis regularibus Linn. Pedicularis alpina, folio Ceterac J. B. Pedicularis capſulis ſubrotundis Royen. Swediſh Rattle Hanb. Es wächſt in Schweden, Preußen und Rußland, in ſchwammichten, und in waldigen feuchten Boden. Seine Wurzel iſt beſtändig. Der Blumenſchaft iſt nacket. Die Blumenähre iſt abgebrochen, und beſteht aus dreyblumigen Wirteln, unter welchen jedesmahl ein Blättchen ſteht. Die Blumenkrone klafft nicht von einander. Die Blätter ſind in gekerbte Quer-Stücke zerſpalten.

5. Quirlförmiges Läuſe-Kraut, mit einfachem Stängel, und Blättern welche zu vier ſtehen, Pedicularis verticillata, caule ſimplici, foliis quaternis Lin. Filipendula montana altera C. B. Pedicularis alpinae folio Ceterach ſpecies altera Scheuchz. Pedicularis alpina, floribus purpureis ſpicatis, foliis pinnatis verticillatis, ſ. Pedicularis foliis pinnatis quaternis, floribus purpureis ſpicatis Hall. Verticillated Rattle Hanb. Man findet es in Oeſtreich, in der Schweiz und in Sibirien. Die Wurzel iſt beſtändig, holzig und einfach, und treibt viele, 6 bis 8 Zoll hohe Stängel, die ſich nicht in Aeſte verbreiten. Die Blätter ſind zahlreich, weich und gefiedert, und beſtehen aus

21 ovalen und ſägeartig gezahnten Blättchen. Die Blumen bilden eine dichte, breite und blattreiche Aehre, und haben einen weißen und grün geaderten Kelch, und eine ſchöne, glänzend purpurrothe Krone. Die Samenkapſel iſt kegelförmig und krumm.

6. **Umgewandtes oder ſibiriſches purpurrothes Läuſe-Kraut, mit einfachem Stängel, lanzettförmigen, ſägeartig gezahnten und fein gekerbten Blättern, und rückwärts liegenden Blumen.** Pedicularis reſupinata, caule ſimplici, foliis lanceolatis ſerratis crenulatis, floribus reſupinatis Linn. Siberian purple Rattl. Hanb. Sibirien iſt ſein Vaterland. Der Stängel wird ungefähr 1 Fuß hoch, und iſt glatt und ganz einfach. Die Blätter ſtehen wechſelweiſe, ſind unzertheilt, und haben lange ſägeförmige und fein gekerbte Zähne. Die Blumen ſtehen einzeln und ohne Stiele in den Winkeln der obern Blätter; ihr Kelch iſt glatt, ſtumpf und entzweygeſpalten; ihre Krone ſehr ſtark purpurroth; die obere Lippe derſelben breitgedrückt und an der Spitze gekrümmt, die untere aber groß und geründet.

7. **Beſchnittenes od. ſchweizeriſches Läuſe-Kraut, deſſen Stängel einfach, und deſſen Staub-Fäden länger, als die obere Lippe der Blumen-Krone, ſind,** Pedicularis recutita, caule ſimplici, ſtaminibus floris galea longioribus Linn. Pedicularis alpina, foliis alternis pinnatis, floribus ex atro rubentibus in ſpicam denſam congeſtis. ſ. Pedicularis caule ſimplici, foliis pinnatis, floribus ſpicatis, ſtaminibus eminentibus Hal. Helvetian Rattle Hanb. Es wächſt auf den höchſten Alpen in der Schweiz. Seine holzige und faſerige Wurzel läuft in die Quere. Der Stängel iſt aufrecht, dick mit Blättern beſetzt, wird an 2 Fuß hoch, und endigt ſich mit einer kurzen, ziemlich blattreichen Blumenähre. Die Blätter ſind unge-

ungefähr in 33 lange und ſägeartig gezahnte Quer-Stücke zertheilt. Die Blumen ſind klein, und haben gefärbte Kelche, und braun- oder bluthrothe Kronen, deren obere Lippe ſtumpf iſt.

8. Trauriges oder ſibiriſches gelbes Läuſe-Kraut, mit einfachem Stängel, und Blumenkronen, deren obere Lippe am Rande rauch iſt, Pedicularis triſtis, caule ſimplici, corollarum galeis margine villoſis L. Pedicularis caule ſimplici, foliis ſemipinnatis, pinnulis obtuſis acute ſerratis J. G. Gmel. Siberian yellow Rattle Hanb. Es wächſt in Sibirien. Der Stängel iſt ganz einfach, und nur eine Spanne lang. Die Blätter ſtehen wechſelweiſe, und ſind in Querſtücke zertheilt, welche feine ſägeartige Zähne haben. Die Blumen ſtehen in einer rundlichen Aehre oder in einem Köpfchen beyſammen, und haben ſtumpfe gelbe Kronen, deren obere Lippe ein wenig gekrümmt iſt.

9. Feuerrothes od. ziegelförmiges Läuſe-Kraut, mit einfachem Stängel und gefiederten Blättern, deren Blättchen, nach hinten zu, wie Dachziegel auf einander liegen, Pedicularis flammea, caule ſimplici, foliis pinnatis retro-imbricatis L. Pedicularis alpina altera, aſphodeli radice Tour. Alectorolophos ſecundus floribus pallidis, ſ. Alectorolophi alpini maioris varietas, flor. pallidis Cluſ. Pedicularis caule erecto non ramoſo, pinnis foliorum retroverſis imbricatis, ſ. Pedicularis caule ſimplici, foliis pinnatis, pinnis dentatis retroverſis imbricatis Hall. Imbricated Rattle Hanb. Es kommt von den lappländiſchen und ſchweizeriſchen Alpen. Die Wurzel iſt beſtändig, und beſteht aus einigen rundlichen und ſehr langen Faſern. Der gerade und dicke Stängel endigt ſich mit der Blumenähre. Die Blättchen ſeiner zahlreichen Blätter ſind fein gezahnt. Die Blumen ſtehen aufrecht, und haben einen zottigen

igen Kelch mit ſpitzigen Zähnen, und eine ſehr lange, blaßgelbe Krone, und daß die obere Lippe in die Eiſenroſt=Farbe ſpielt.

10. Steifborſtiges oder zottiges Läuſe=Kraut, mit einfachem Stängel, gezahnt=gefiederten und gleichbreiten Blättern, und zottigen Blumenkelchen, Pedicularis hirſuta, caule ſimplici, foliis dentato-pinnatis linearibus, calycibus hirſutis Lin. Pedicularis caule ſimplici, calycibus villoſis, foliis linearibus dentatis crenatis Oeder. Pedicularis pinnis foliorum acutis, floribus obtuſis purpureis ſpicatis Allion. Hairy Rattle Hanb. Man findet es auf den lappländiſchen Alpen wild. Die Wurzel iſt beſtändig. Die Zähne ſeiner Blätter ſind fein gekerbt. Die Blumen haben ſtumpfe und purpurrothe Kronen, und ſtehen in Aehren beyſammen.

11. Fleiſchfarbiges Läuſe=Kraut, mit einfachem Stängel, gefiederten und ſägeartig gezahnten Blättern, gerundeten und glatten Blumenkelchen, und Blumenkronen, deren obere Lippe ſpitzig, und, wie ein Haken, gekrümmt iſt, Pedicularis incarnata, caule ſimplici, foliis pinnatis ſerratis, calycibus rotundis glabris, corollis galea uncinata acuta Lin. Pedicularis foliis alternis, pinnis ſemipinnatis, floribus laxe et longiſſime ſpicatis Allion. Pedicularis foliis pinnatis, pinnis longis dentatis, floribus ſpicatis, calycibus tomentoſis Hall. Fleſh-coloured Rattle Hanb. Es wächſt in Sibirien, Oeſtreich und der Schweiz. Die Wurzelblätter ſind gefiedert, und ihre Blättchen in Querſtücke zertheilt. Die Stamm=Blätter ſind faſt bis auf ihre Grundlinie zertheilt, und ſtehen wechſelweiſe. Der Stängel iſt aufrecht und glatt, wächſt 1 bis 2 F. hoch, und endigt ſich mit einer ſehr langen nackenden Blumenähre, welche, wenn ſie noch jung iſt, ziemlich dick iſt. Die Blumen ſind ziemlich klein; ihr Kelch gleicht einer halben

Kugel, hat 5 Zähne, deren der unterſte der längſte iſt, und iſt meiſtens glatt, zuweilen aber filzig; ihre Krone iſt fleiſch= oder purpurroth; die obere Lippe derſelben iſt ſichelartig gekrümmt und ſchmahl, die untere aber beynahe gleich in 3 Lippen zertheilt, wovon der mittlere kleiner, als die übrigen iſt.

12. Lappländiſches Läuſe=Kraut, mit einfachem Stängel, deſſen Blätter in ſägeartig gezahnte Querſtücke zertheilt, und deſſen Blumenkelche entzwey geſpalten und ſtumpf ſind, Pedicularis lapponica, foliis pinnatifidis ſerratis, calycibus bifidis obtuſis Linn. Pedicularis caule ſimplici, foliis lanceolatis ſemipinnatis ſerratis acutis Royen. Lapland-Rattle Hanb. Es wächſt häufig auf den Alpen in Lappland. Seine Wurzel iſt beſtändig. Die Blätter ſind lanzenförmig, und ihre Querſtücke ſpitzig.

13. Schopfiges oder italiäniſches Läuſe=Kraut, deſſen Stängel einfach, deſſen Blumenähre blattreich iſt, und deſſen Blumenkronen eine ſpitzige und ausgeſchnittene obere Lippe, die Blumen=Kelche aber fünf Zähne haben, Pedicularis comoſa, caule ſimplici, ſpica folioſa, corollis galea acuta emarginata, calycibus quinquedentatis L. Alectorolophos maior Cluſ. Filipendula montana Dod. Theod. & Gerard. Oenanthe alia Myconi Dalech. Oenanthe ſ. Filipendula altera montana Pen. Lobel. Pedicularis foliis bis pinnatis, calyce non criſtato, floribus ochroleucis in ſpicam nudam congeſtis Allion. Leafy-ſpiked Rattle Hanb. Es wächſt auf den italiäniſchen und pyrenäiſchen Alpen. Seine Wurzel iſt beſtändig. Die Blätter ſind doppelt gefiedert. Der Blumenkelch hat eine deutliche Röhre, einen glatten Rand, und wenige Haare; die Krone iſt gelblich; die obere Lippe iſt ſpitzig, und hat 2 ſpitzige und überhangende Zähne.

De Pediculari comoſa, eine d. 12 Dec. 1791, zu Leipzig, in der von Hrn. D. Ludwig, als Vorſitzer, geſtifteten Societate Linneana vorgeleſene Abhandlung; 5½ Seite, in 8. nebſt einem illuminirten Kupfer. Zur Dankbarkeit ſeiner Aufnahme in dieſe Geſellſchaft widmete Hr D. Stephan. dazumahl in Leipzig anweſend, dieſe kleine Schrift derſelben. Er vertheidigt darin den Ritter Linné gegen die gewöhnlichen Cranziſchen Schmähungen über deſſen Beſtimmung dieſer Art Läuſe-Kraut, und zeigt, daß Linné's hauptſächlichſter Fehler in der Aufnahme des Allioniſchen Synonyms beſtand. Als eigenes Merkmahl für dieſes ſchopfige Läuſe-Kraut giebt er die abhangenden knolligen Wurzeln an. In der Beſchreibung der Theile dieſer Art, giebt er dem Blumenſtängel 6, und der Wurzel 3 bis 6 Blätter. Wenn er aber ſagt, daß dieſe Pflanze nirgends außer Rußland wachſe, ſo muß er Kröker's Schleſiſche Flora entweder nicht geleſen, oder nicht geglaubt haben, daß die von ihm angegebene eben dieſe Art ſey. Das Kupfer iſt nach einem auf Trampiſche Manier erſt abgedruckten trocknen Exemplar vom Verf. ſelbſt geſtochen. Die beſte Zierde giebt ihm die Farbenerleuchtung.

14. **Knolliges Läuſe-Kraut, deſſen Stängel einfach, deſſen Blumenkelche gekerbt ſind, u. deſſen obere Lippe an der Blumenkrone einen gekrümmten Schnabel hat,** Pedicularis tuberoſa, caule ſimplici, calycibus crenatis, corollis galea roſtrata adunca Lin. Pedicularis alpina lutea C. B. Pedicularis bulboſa J. B. Pedicularis alpina, flore luteo, radice nigra Moriſ. Pedicularis alpina maior albida, radice Oenanthes vel Aſphodeli Pluken. Pedicularis alpina ἀρχαχνοστειφης Richer. Pedicularis alpina, foliis alternis pinnatis, pinnulis pinnatis, floribus ochroleucis roſtratis in ſpicam congeſtis, ſ. Pedicularis caule ſimplici, floribus ſpicatis roſtratis, calycibus glabris Hall. Tuberous Rattle Hanb. Es kommt von den ſchweizeriſchen und italiäniſchen Alpen. Seine Wurzel iſt beſtändig, und beſteht aus vielen, beynahe holzigen und rundlichen Knollen, welche ſich in einen Kopf vereinigen. Der Stängel wird bis 1 Fuß hoch, iſt zottig, und hat nur eines oder doch wenige Blätter; die Wurzelblätter hingegen ſind ſehr zahlreich, wollicht, lang und geſiedert, beſtehen

ſtehen aus 41 Blättchen, und gleichen den Blättern der Schafgarbe. Die Blumen formiren eine dichte Aehre, welche durch kürzere Blätter deutlich unterſchieden iſt. Die Blümen ſind blaßgelb, und die obere Lippe hat einen ſpitzigen Schnabel; ihre Kelche ſind wollicht, die Frucht iſt breitgedrückt, und hat übrigens die Geſtalt eines Kegels.

15. Blattreiches Läuſe-Kraut, deſſen Stängel einfach, deſſen Blumenähre blattreich iſt, deſſen Blumenkelche fünf Zähne, und deſſen Blumenkronen eine ganz ſtumpfe obere Lippe haben, Pedicularis folioſa, caule ſimplici, ſpica folioſa, corollis galea obtuſiſſima integra, calycibus quinquedentatis L. Pedicularis alpina, filicis folio major C. A. Pedicul. alpina, flore luteo, radice integra, ſ. Pedic. major Dalechampii J. B. Pedicul. foliis alternis, pinnis pinnatis, foliis ex ſpica florigera longe eminentibus, ſ. Pedicularis ſpica folioſa Hall. Man findet es auf den ſchweizeriſchen und oeſtreichiſchen Alpen. Seine Wurzel iſt beſtändig, einzeln, dick und ſehr lang. Der Stängel wächſt aufrecht, bey 2 Fuß hoch, und iſt dick. Die Blätter ſtehen nicht ſo häufig an der Wurzel, aber deſto zahlreicher unter der Blumenähre; ſie ſind blaß, zottig, und in Querſtücke, und dieſe wieder in Querſtücke zertheilt. Die Blumen ſtehen in einer dichten Aehre beyſammen; ihre Kelche haben eine haarige Mündung, und ſolche Ecke; ihre Kronen ſind gelblich, und an der Spitze der obern Lippe gekrümmt.

16. Kanadiſches Läuſe-Kraut, deſſen Stängel einfach, deſſen Blumenähre ziemlich blattreich iſt, deſſen obere Lippe an der Blumenkrone zwey borſtenartige Zähne hat, und deſſen Blumenkelche nach unten zu abgeſtumpft ſind, Pedic. canadenſis, caule ſimplici, ſpica ſubfolioſa, corollis galea ſetaceo-bidentatis, calycibus deorſum truncatis L.

Das mitternächtliche Amerika iſt ſein Vaterland. Die Wurzel iſt beſtändig. Der Stängel aufrecht, ungefähr eine Spanne lang, und nach oben zu etwas haarig. Die Blumen ſtehen wechſelweiſe, und ſind in eingeſchnittene, gekerbte, ſtumpfe und glatte Quer-Stücke zertheilt. Die Blumen vereinigen ſich an dem Gipfel des Stängels in eine eyrunde, feſtſitzende und mit Blättern verſehene Aehre, welche etwas länger, als die Blumenkelche ſind; dieſe ſind haarig und nach unten zu ſchief abgeſtumpft; die Blumen-Kronen ſind weiß; die obere Lippe iſt ziemlich ſichelförmig gekrümmt, hat aber kaum einen Schnabel, und an ihrem Rande kaum einen merklichen Zahn, an dem untern aber zu beyden Seiten einen borſtenartigen Zahn, welcher weit länger, als bey dem knolligen oder dem Wald-Läuſekraute, iſt; die untere Lippe iſt ſtumpf, und in 3 Abſchnitte zerſpalten.

Alb. Haller diſſ. de Pedicularibus, quae ſpecimen eſt hiſtoriae ſtirpium in Heluetia ſponte naſcentium. Goett. 1737. 6 u. e. h. B.

Läuſe-Mörder, ſiehe Sabadill.

Läuſe-Neſt, ſ. oben, S. 247.

Läuſe-Salbe, ſ. oben, S. 265.

Läuſe-Same, Stephans-Körner, Delphinium Staphiſagria Linn,; ſ. unter Ritterſporn.

— — — (Mexicaniſcher) ſiehe Sabadill.

Läuſe-Sucht, ſ. oben, S. 258.

Läuſe-Tribut, ſ. oben, S. 270.

Lauſe-Wenzel, in den niedrigen Sprech-Arten, eine verächtliche Benennung des ſchlechteſten, aus gemeinem Land-Tobak zubereiteten Rauch-Tobakes. Siehe Wenzel.

Lauſanne, eine Land-Vogtey, in der Schweiz, welche ehemahls zum weltlichen Gebiethe des Biſchofes von Lauſanne gehörte, zugleich aber mit der ganzen Waat an die Stadt Bern gekommen iſt. In derſelben iſt:

Lauſanne, Loſanne, oder Luſan, L. Lauſanna, oder Loſanna, vor Alters Lauſodunum, oder Lauſonium, eine freye Stadt auf drey Hügeln und den dazwiſchen liegenden Thälern, im Lande Waadt oder Waat (Fr. Païs de Vaus,) ½ Stunde vom Genfer-See; 121 Meilen von Berlin, 128 von Breslau, 93 von Cleve, 97 von Halberſtadt, 101 von Halle, 110 von Hamburg, 205 von Königsberg in Pr., 103 von Magdeburg, 93 von Minden, und 141 von Stettin. Die Zahl der Einwohner iſt höchſtens 10,000, und Häuſer zählt man 1300. Die Berg- und Thalähnliche Lage der Stadt, iſt etwas, das ſie nicht angenehm macht; die Promenade vor dem Thore aber, und noch mehr die bey der Haupt-Kirche gelegene, über alle Beſchreibung ſchöne, Terraſſe gereicht ihr zu einer großen Anmuth. Man kann ſich keine prächtigere Ausſicht gedenken, als die man hier über la Côte und den Genfer-See, der hier beynahe ſeine ſtärkſte Breite hat, ferner in das, von dem See ab, ſich ſehr ſanft erhebende Land von Chablais hinein, welches mit lauter hohen Bergen umkränzt iſt, genießt. Man muß dies geſehen haben, wenn man das Bild in ſeiner Vorſtellung faſſen will. Aber dieſe Terraſſe liegt auch ſehr hoch, indem man nicht nur die Straßen dahin allmählig Bergan gehen, ſondern auſſerdem noch einige Treppen hinauf ſteigen muß, die über 140 Stufen haben (*).

Die Stadt iſt alt; man hält das 264ſte Jahr der chriſtlichen Zeit-Rechnung für das Jahr ihrer Entſtehung. Alte Chroniken belehren uns, daß der römiſche Kaiſer Aurelian einen Flecken auf einem Hügel anlegen ließ, den er Colonia Equeſtris nannte. Dieſer Flecken behält noch jezt ſeinen Nah-

(*) (Andreä) Briefe aus der Schweiz. (Zürich und Winterthur, 1776, gr. 4.) S. 257.

Nahmen; er macht eine der vornehmſten Straßen der Stadt aus. Sie iſt der älteſte Theil der Stadt, und hat noch jeßt ein eigenes Vorrecht, welches darin beſteht, daß jeder Haus-Eigenthümer in Criminal-Fällen ſelbſt Richter iſt. Ehemahls verſammelten ſich deſſen Bewohner zu dem Ende unter freyem Himmel; jezt geſchieht es auf dem Rathhauſe. Seinen jezigen Nahmen erhielt Lauſanne, nach Bourrit (*), erſt im 5ten Jahrh., als der Hügel, auf welchem die Kirche U. L. F. ſteht, der Zufluchts-Ort abergläubiger Chriſten und Mönche ward. Die Reliquien der heil. Anne, der Mutter der Jungfrau Maria, und ihr Bild, zogen viele Pilgrimme dahin, und bevölkerten ihn ſehr ſchnell. Daraus entſtand der Nahme Laus Annae, welcher ſich nach und nach in die jezt übliche Form veränderte (**).

Der Eichen-Wald, der noch jezt einen der Stadt gegen Norden liegenden Berg einnimmt, erſtreckte ſich ehemahls bis an den Hügel, auf welchem die Haupt-Kirche ſteht. Die Druiden bewohnten ihn, und feyerten hier ihre Myſterien. Von dem Nahmen einer ihrer Gottheiten, des Bellinus, rührt wahrſcheinlich noch die jezige Benennung dieſes Waldes, Sauvabellin, welche wohl nur eine verderbte Ausſprache von Sylva Bellini, Bellinswald, iſt. Auch das Thal Bellevaux neben dem Walde, hat wohl daher ſeinen Nahmen.

Man glaubt, daß die Kirche U. L. F. gegen das J. 1000 gebauet worden iſt; aber ſie war damahls noch nicht das, was ſie jezt iſt. Oeftere Feuersbrünſte ha-

(*) In Deſſen Itinéraire de Genève, Lauſanne et Chamouni.

(**) Die in Ludovici Kaufmanns-Lexicon, 3 Th. (Leipzig 1767, gr. 8.) Col. 1272, angeführte Ableitung dieſes Nahmens von zwey Waſſern, Lauſa und Anna, welche durch die Stadt rinnen, ſcheint alſo wohl unrichtig zu ſeyn.

haben gemacht, daß ſie oft wieder aufgebauet iſt. Zuletzt wurde ſie es im J. 1273, u. Papſt Gregor X. weihete ſie ein. Die Kirche war reich am Schmucke und an heiligen Gefäßen; war wegen ihrer Wunder, noch mehr aber wegen der Liederlichkeit ihrer Geiſtlichen, bekannt. Als ſich im Jahr 1398 die verſammelten Land-Stände bey dem Biſchofe darüber beklagten, vertrieb dieſer die Freuden-Mädchen aus der Nähe der Kirche, wies ihnen unten im Thale ein eigenes Quartier an, und befahl ihnen, auf dem einen Aermel einen Streifen weiße Leinwand zum Abzeichen zu tragen. In Genf findet man zu der Zeit eben die Sitten, und eben die getroffenen Maßregeln; und unſtreitig war es überall ſo, wo der Aberglaube die Eheloſigkeit anordnete.

Das Biſthum zu Lauſanne war, nachdem Attila die Stadt Aventicum, jetzt Avenches, zerſtöret hatte, entſtanden. Der erſte Biſchof hieß Marius, und die Kirche, in welcher er begraben wurde, erhielt davon ihren Nahmen. Jetzt dient ſie zu einem Korn-Magazin. Bey der Reformation, die hier im J. 1536 eingeführt wurde, verließ der damahlige Biſchof, Sebaſtian von Montfalcon, die Stadt. Ein Jahr darauf wurde die Akademie errichtet, die unter ihren Lehrern viele verdienſtvolle Männer gezählt hat, und noch zählt. Sie beſteht aus zwey Profeſſoren, welche die Theologie und Homiletik, und Einem, der das Hebräiſche und die Auslegungs-Kunſt der Bibel lehrt; ein Vierter lehrt Logik, Metaphyſik und Mathematik; ein Fünfter Moral, Natur-Recht und bürgerliches Recht; ein Sechster Phyſik; ein Siebenter das Griechiſche; ein Achter, römiſche Litteratur; ein Neunter, Geſchichte und Statiſtik.

An der Stadt-Schule lehren vier Lehrer das Lateiniſche und die Anfangsgründe des Griechiſchen; vier andere die Anfangsgründe der franzöſiſchen Sprache,

der Geſchichte, der Erd-Beſchreibung, der Rechen-Kunſt, der praktiſchen Geometrie, des Buchhaltens, des Schreibens und des Singens. Alle Stellen werden bloß nach Verdienſt beſetzt, und alle Lehr-Stunden unentgeldlich gehalten. Es giebt auch Profeſſores honorarios, die aber nicht verpflichtet ſind, öffentliche Vorleſungen zu halten. Die Akademie hat die Gerichtbarkeit über die Studierenden, theilt die Preiſe aus, ordinirt die Prediger, und vergiebt verſchiedene Prediger-Stellen.

Lauſanne hat noch einige Alterthümer in ſeinen Ringmauern. Auf dem Rath-Hauſe ſieht man die Inſchrift eines Altares, welcher der Sonne und dem Monde gewidmet war. Auf dem Hofe des Predigers Levade findet man den obern Theil eines marmornen Altares, deſſen Inſchrift dieſe iſt: Deo Sylvano Heſper Urſulus. Benef. Leg: XX. Auf eben dieſem Hofe findet ſich auch ein römiſcher Meilen-Zeiger, der von Paudex, einem Dorfe zwiſchen Lauſanne und Vevay, hierher gebracht iſt; er iſt von Antonin dem Frommen, und bezeichnet die 38ſte Meile von Avenches.

Lauſanne hat drey Kirchen; auf jedem Hügel eine. Der Handel iſt ziemlich blühend; die bedeutendſten Zweige deſſelben ſind Buchdruckerey, Baumwollen-Manufacturen und Spinnereyen, eine Hut-Manufactur, und eine Juwelen-Handlung.

Die umliegenden Gegenden ſind angenehm, abwechſelnd, und ziemlich fruchtbar. Um Lauſanne herum wächſt viel Wein, und inſonderheit zwiſchen dieſer Stadt und Vevay, am Ufer des Genfer-Sees, der ſogenannte Reif- oder Ryf-Wein, im Ryf-Thal, Vin de veau, einer der beſten Weine in der Waat.

Die Lauſanner ſind gute und ehrliche Leute; doch weniger thätig und unterrichtet, als die Genfer, denen

nen ſie nachzueifern ſcheinen. Indeſſen gibt es in der Stadt ſchätzbare Gelehrte und Liebhaber der Natur-Geſchichte. Der Hr. Baron von Erlach, Land-Vogt von Lauſanne, beſitzt eine mit Einſicht und Geſchmack veranſtaltete vollſtändige Sammlung von Mineralien, worin auch aus den ſächſiſchen, hannoveriſchen und andern deutſchen Bergwerken gutgeordnete Beyträge befindlich ſind. Die Bibliothek der Akademie ſteht in zwey Sählen; daneben iſt eine Sammlung von Inſecten und Schlangen. Der Herr Obriſt *des Ruines*, der ſich um dieſes Cabinet verdient gemacht hat, beſitzt zwar ſelbſt eins, welches zwar nicht vollſtändig, aber doch recht artig iſt, es enthält unter andern 200 Arten von ſchweizeriſchen Vögeln, die er ſelbſt ausgeſtopft hat. Eine andere Merkwürdigkeit iſt das Haus des Predigers Levade, welches auf der Platteforme der großen Kirche liegt. Reizende Terraſſen und artige chineſiſche Zimmer nebſt einer vortrefflichen Sammlung von Kupferſtichen, zeugen von dem guten Geſchmacke des Beſitzers. Der berühmte Arzt Tiſſot zieht viele Fremde her. Heubach hat ſeine Buchdruckerey zu einer der wichtigſten in der Schweiz gemacht. Die große Encyclopédie, und die Werke eines Büffon, eines Necker und Berenger, deren Druck er beſorgte, haben ſeinen Ruhm weit verbreitet. Die guten Kupferſtecher und Mahler, die er in ſeiner Druckerey beſchäftigt, tragen viel dazu bey, ſeine Unternehmungen glänzender zu machen.

Eine für Fremde ſehr nützliche Einrichtung iſt des *la Combe* litterariſches Kaffehaus, wo man die neueſten Zeitungen aus Frankreich, England und Deutſchland leſen kann. Es iſt damit eine gute Buchhandlung, und eine gut ausgewählte und vollſtändige Leſe-Bibliothek verbunden. Man abonnirt ſich nach Tagen, Monathen und Jahren. Außerdem exiſtiren noch die Buchhandlungen Pott und

Comp., Graſſet u. Comp., Mourer, Luquiens, Dùrand der Aeltere, und Fiſcher. Vincent hat eine gute Buchdruckerey und eine Kupferdruckerey, die viele gut ausgeführte Werke liefert; er beſchäftigt ſelbſt mehrere gute Kupferſtecher. Alle dieſe Dinge, und die berühmten Männer, die hier wohnen, machen Lauſanne zu einer intereſſanten Stadt.

Sie wird durch den kleinen und großen Rath regiert. Jener beſteht aus 16 Gliedern, und das Haupt deſſelben iſt der Bürgermeiſter, auf welchen der Seckelmeiſter, und die fünf Banderets der fünf Bannieres, in welche die Stadt eingetheilt iſt, folgen. Der große Rath beſteht aus 200 Perſonen. An das ſogenannte Mittel-Recht von 60 Gliedern, aus dem kleinen und großen Rathe, ergehen die Appellationen in Sachen, welche nicht über 1200 Florins betreffen; denn bey größern Summen wird an den Rath zu Bern appellirt. Die Stadt hat auch die Criminal-Jurisdiction, und die Gerichte in den Dörfern St. Sulpy und Montheron. Sie war, bereits erwähnter Maßen, der Sitz eines Bisthumes, welches zuerſt zu Avenche war errichtet worden. Seitdem die Stadt die reformirte Religion angenommen hat, und unter die Herrſchaft der Stadt Bern gekommen iſt, hält ſich der Biſchof, welcher unter den Erz-Biſchof von Beſancon gehört, und ſeit 1716 ein Reichs-Fürſt iſt, zu Freyburg auf. Die Republik Bern verwandte hierauf einen Theil der ehemahligen biſchöflichen Güter an das 1537 in Lauſanne errichtete akademiſche Gymnaſium, deſſen oben Erwähnung geſchehen iſt. In dem vormahligen biſchöflichen Schloſſe reſidirt nun der Land-Vogt. Er hat ſein eigenes Gericht, welches ehedem das biſchöfliche Gericht war, und vor welchem ſowohl die Streit-Sachen der gottesdienſtlichen Perſonen, als die Sachen, die vor den unterworfenen Dorf-Gerichten durch Appellation dahin

hin gelanget ſind, gerichtet werden; er hält auch das ſogenannte Capitel-Gericht, und iſt Präſident im Chor-Gerichte und Schul-Rathe.

Lauſch-Garn, Lauſch-Netz, in der Jägerey, zarte Garne, welche man des Abends und Morgens vor die Hölzer ſtellt, Haſen und Füchſe damit zu belauſchen. Siehe Lücken-Netz.

Lauſch-Stübchen, ſiehe im LXV Th., S. 352.

Lauſche, (die) der Zuſtand, die Handlung da man auf etwas lauſchet, oder lauert, die Lauer; ſ. im LXV Th., S. 831. Auf der Lauſche ſitzen, ſitzen und auf etwas lauſchen oder lauern. Auf die Lauſche gehen. In den gemeinen Sprech-Arten einiger Gegenden, z. B. Thüringens, die Luſche.

Lauſchen, ein Neutrum mit dem Hülfs-Worte haben und ſeyn.

1. Horchen, in der vertraulichen ſowohl als edeln Schreib-Art, und mit dem Hülfs-Worte haben. An der Thür ſtehen und lauſchen.

2. Im Verborgenen auf etwas warten, etwas im Verborgenen zu erblicken, zu erhaſchen ſuchen, auch im guten, wenigſtens gleichgültigen Verſtande, ſo wie lauern gemeiniglich im nachtheiligen gebraucht wird; gleichfalls mit dem Hülfs-Worte haben.

3. Sich im Stande der Unthätigkeit, ſowohl dem Leibe als dem Gemüthe nach befinden, einen geringern Grad des Schlummers zu bezeichnen; auch mit dem Hülfs-Worte haben. Im Bette lauſchen, im Bette liegen und der ſtillen Ruhe pflegen ohne zu ſchlummern. In dieſer Bedeutung iſt es auch in den gemeinen Mund-Arten nicht unbekannt.

4. Sich in der Stille, im Verborgenen nähern, ſchleichen; in der vertraulichen Sprech-Art, und mit dem Hülfs-Worte ſeyn. Einzeln ſind wir durch verſchiedene Thore einher gelauſcht, Weiße.

In der erſten und zweyten Bedeutung bey den ſchwäbiſchen Dichtern luzen, in der Schweiz loßen, im Niederſ. luſtern, im Hannöv. gluſtern, in den gemeinen Mund-Arten Ober-Deutſchlandes lauſtern. Ein Lauſterer an der Wand, höret ſeine eigene Schand. Es gehört in dieſen beyden erſten Bedeutungen zu dem noch im Ober-Deutſchen üblichen loſen, hören, von welchem es, ſo wie lauſtern, das Intenſivum zu ſeyn ſcheint, Engl. liſten, bey dem Ulphilas hlausjan, Griech. κλυται, Wend. klauſzyti, im Schwed. lyda. Loſet ſines uuortes, er höret ſein Wort, Ottfr.

Loſa, loſa, wie die vogel ſingent
Das in oren ſanfte tuot,

Graf Conrad von Kirchberg.

Im Angelſ. bedeutet daher Hlyſt, im Walliſ. Claſt, und in der rothwälſchen Diebes-Sprache Leisling, das Ohr. Bey den oberdeutſchen Jägern iſt verluſen ſo viel als verhören, d. i. genau auf etwas hören und merken, lauſchen. Siehe Laut, Loſung, Leſen.

In den zwey lezten Bedeutungen ſtammet es zunächſt von dem noch bey dem Horneck befindlichen Lauß, ein verborgener Ort, ab, daher auch lauſſen bey ihm, ſo wie loſchen bey dem Notker verborgen ſeyn, bedeutet. Luzzenter iſt in Boxhorn's Gloſſen verborgen. Siehe Lauſen 2, Leiſe, Laſe, Klauſe (Th. XXXIX, S. 390), u. ſ. f. Beyde Haupt-Bedeutungen laſſen ſich indeſſen ſehr gut mit einander vereinigen, und aus einander leiten.

Mit lauſchen zuſammengeſetzte Zeit-Wörter und deren Bedeutung.

Ablauſchen, hat eben die Bedeutung wie ablauern, im LXV Th., S. 833, nur daß dieſes niedrig, jenes aber edler iſt. Der Beyfall, den er uns abgelauſchet hat, Leſſ.

Belauſchen, auf jemanden oder auf etwas lauſchen, es lauſchend entdecken, wie belauern, im LXV Th., S. 833, doch in einer anſtändigern Bedeutung. Ich habe ihn belauſchet. Wie ſüß iſt

es

es in dieſen Lauben von einem Freunde belauſchet zu werden! Nieder. beluſtern.

Ueberlauſchen, ein ſeltenes Wort für belauſchen und überfallen. Damit ja nicht ein gefährlicher Gedanke meine Neigung überlauſchen mögte, Weiße.

Die Wörter lauern, lauſchen, lauſtern und horchen, werden in einem böſen Sinne gebraucht, von einer Aufmerkſamkeit, welche man heimlicher Weiſe auf etwas hat, um eine Gelegenheit zu finden, jemanden zu ſchaden.

Lauern, hat allemahl einen ſehr böſen Verſtand; es iſt härter, als die andern, und wird überhaupt von allen heimlichen Nachſtellungen gebraucht, wodurch man jemand in Schaden und Unglück zu bringen trachtet. Siehe im LXV Th., S. 832, fgg.

Lauſchen, hat, wie Eckard (*) meint, ſeinen Urſprung von dem alten Worte hloſen, oder loſen, welches hören oder horchen bedeutet; Wachter hingegen will es von loſchen, loscan, herleiten, welches ſo viel heißt, als verborgen ſeyn. Mehrentheils braucht man es von einer ſolchen Nachſtellung, wobey man nur etwas von jemand zu hören ſucht, wodurch man ihm ſchaden könne. Man kann an der Thür lauern, auch in der Abſicht, um jemand, wenn er heraus kommen wird, zu greifen oder zu ſchlagen, u. d. gl. Hingegen, man lauſcht an der Thür, nur in der Abſicht, daß man hören möge, was andere reden, und dadurch Gelegenheit bekomme, ihnen zu ſchaden.

Bisweilen aber wird es auch von dem Sehen gebraucht, wenn man ſich verborgen hält, um etwas zu ſehen, durch deſſen Bekanntmachung man hernach einem Andern ſchaden kann; und aus dieſer Urſache iſt Wachter's Etymologie der andern vorzuziehen. So wird man zum Beyſpiel ſagen: Dieſes Mahl habe ich ihn recht belauſcht, wenn man ſich heimlich heran geſchlichen, und etwas geſehen hat, was

(*) S. *Eccard.* comment. crit. in catech. theotiscam. p. 169.

was der Andere nicht wollte ſehen laſſen, und was man hernach zu ſeinem Schaden anwenden kann (*).—

In ſo weit nun hat zwar dieſes Wort einen böſen Sinn, daß es eine ſolche heimliche Aufmerkſamkeit auf jemand anzeigt, wodurch man ihm zu ſchaden ſucht: indeſſen wird es doch bisweilen ſehr glimpflich und auf eine freundſchaftliche Weiſe gebraucht, wenn man nähmlich, nur deswegen, heimlich auf jemand merkt und Acht hat, um etwas zu entdecken, was er hatte verborgen halten wollen, damit man hernach einen Scherz daraus machen könne, welcher ihm nicht weiter zum Nachtheil gereicht, als daß man deswegen ein wenig über ihn lacht. So kann man z. B. gar wohl ſagen: „Er ſchlich dieſen beyden Verlobten nach, und belauſch„te ſie in der Garten-Laube, da er hörte, wie ſie ſich „die zärtlichſten Liebes-Verſicherungen gaben.“ Oder: „Er belauſchte ſie, und ſahe, wie ſie ſich küſſeten, wor„über er ſie hernach, auf eine freundſchaftliche Weiſe, „zum Beſten hatte.“

Ja, man nimmt das Wort lauſchen auch wohl in einem guten Verſtande, bloß von einem ſehr aufmerkſamen Zuhören. So hat es Hr. v. Kleiſt gebraucht, in der Idylle Milon und Iris:

Indem ſie ſangen, ſchwieg der Wind im Hain;
Der Himmel hörte zu: das Volk der Luft
Lauſcht auf ihr Lied, verſteckt in dunkles Laub.
Die kleine Lalage lauſcht auch darauf,
Im krauſen Schatten von Gebüſch, und ſprang
Hervor, und ſprach bewegt: Jezt hab ich euch
Belauſcht, recht ſehr belauſcht. Ihr ſinget ſchön.

Lauſtern, kommt von dem Holländ. luyſtern her. Man ſagt: an der Thür lauſtern. **Friſch** überſetzt es; auſcultari clam et in inſidiis, und in ſo weit kommt es mit lauſchen überein; es wird aber niemahls von dem Sehen, ſondern nur allein von dem Hören, gebraucht.

Horchen, kommt ebenfalls mehrentheils mit lauſchen überein, nur daß es nicht vom Sehen gebraucht wird.

(*) Alſo erklärt **Friſch** das Wort lauſchen: Inſidioſe obſeruare; Oculis et auribus omnia veſtigia quaerere, aliis nocendi, obſeruare, auſcultari.

wird. In einem böſen Sinne zeigt es eine beſondere Aufmerkſamkeit im Hören an, wodurch man etwas zum Schaden eines Andern zu entdecken ſucht. Man ſagt: Jemand behorchen, d. i. heimlich und mit beſonderer Aufmerkſamkeit hören was er ſagt, um eine Gelegenheit zu finden, ihm zu ſchaden. An der Thür horchen. Bisweilen drückt auch das Wort horchen nur ein ſolches heimliches Hören aus, welches einen bloßen Vorwitz und eine Neubegierde zum Grunde hat. Davon ſagt der alte Reim:

Wer da horchet an der Wand,
Hört oft ſeine eigne Schand.

Und bisweilen wird es auch in einem ſehr guten Sinne genommen; z. B. Sir. 14, 24. Wohl dem, der da horchet an der Weisheit Thür; Cap. 51, v. 21. Ich horchete darauf, und nahm ſie an. Siehe auch im XXV Th., S. 215.

Lauſen, Lauſer, Lauſig; ſ. oben, S. 246, f.

Lauſigk, ſiehe Laußig.

Lauſitz, (nicht Lausnitz,) wend. Luzize, L. Luſatia, Fr. Luſace, ein Markgrafthum in Deutſchland, welches in zwey beſondere Markgrafſchaften, Ober- und Nieder-Lauſitz, eingetheilt wird, und unter diejenigen Länder des Kurfürſten von Sachſen gehört, welche nicht zu dem vereinigten Landes-Körper gerechnet werden, und die ihre eigene ganz beſondere Verfaſſung haben; wie denn auch von Einigen noch bezweifelt wird, ob dieſe beyde Länder überhaupt zum deutſchen Reich gehören. In der deutſchen Kreis-Abtheilung ſind ſie eben ſo wenig, wie Böhmen, oder Schleſien und Mähren, mit begriffen.

Gewöhnlich giebt man Kaiſer Heinr. den Städte-Eroberer oder Auceps, als Stifter der Marken Meißen, Brandenburg und Lauſitz, an, die ſämmtlich gegen die Slaven gegründet wurden, nähmlich: Brandenburg, gegen die Wenden (Henedi), und die andern beyden gegen die Slaven und eigentlichen

Sor-

Sorben. Die Markgrafſchaft Ober-Lauſitz hat ſich weit ſpäter gebildet, als die Nieder-Lauſitz; denn vor 1466 kommt der Nahme Ober-Lauſitz, ſo viel man weiß, nirgends vor, ſondern ſie heißt vor dieſem Jahre immer die ſechs Lande und Städte. Wenn die ältern Geſchichtſchreiber alſo von einer Mark Lauſitz reden, ſo iſt darunter die Nieder-Lauſitz, oder öſtliche Mark, Marchia orientalis, zu verſtehen. Die Ober-Lauſitz entſtand aus dem Pago Milcieni, der die Marken Görlitz und Budiſſin nebſt einigen minder wichtigen Oertern enthielt, welche der König Johann von Böhmen und ſein Sohn Karl IV., von dem J. 1319 an erwarben, und der Krone Böhmen, als eine eigene Markgrafſchaft, einverleibten. Weit älter hingegen iſt die Markgrafſchaft Nieder-Lauſitz, von welcher man mit Gewißheit behaupten kann, daß König Heinrich I. dieſelbe geſtiftet hat. Von ihrer Stiftung an hatte ſie Markgrafen aus verſchiedenen Häuſern, bis der Markgraf von Meißen, Friedrich mit der gebiſſenen Wange 1317 genöthigt war, ſie an den Markgrafen von Brandenburg Waldemar, zu verkaufen, worauf ſich, nach deſſen Tode, 1319 die ganz freye und von aller Oberherrſchaft ledig gewordene Lauſitz aus freyem Willen unter Lehns-Verbindlichkeit der Krone Böhmen unterwarf, und vom Kaiſer Karl IV. derſelben einverleibet wurde, und bey welcher ſie bis zur Regierung K. Ferdinand II. geblieben iſt. Dieſer überließ ſie, wegen 72 Tonnen Goldes aufgewandten Kriegskoſten im Huſſiten-Kriege, ſeinem treuen Bundes-Genoſſen, dem Kurfürſten Johann Georg I. von Sachſen, zuerſt pfandweiſe, unterm 6 Jul. 1620; dann aber erhielt der Kurfürſt auch durch die Traditions-Receſſe, Budiſſin, d. $\frac{13}{23}$ Jun. 1623, wegen der Ober-Lauſitz, und Luckau, d. $\frac{20}{30}$ Jun. wegen der Nieder-Lauſitz, den Beſitz und Nießbrauch.

End-

Endlich aber trat der K. Ferdinand II, in dem prager Frieden, vermittelſt des Haupt-Receſſes v. $\frac{20}{30}$ May 1635, mit Beſtätigung des ganzen oeſtreichiſchen Hauſes und der Stände von Böhmen, dieſe beyden Markgrafſchaften mit Vorbehalt des Ober-Lehns-Eigenthumes, mit allen Rechten, Gerechtigkeiten und Regalien, als ein Mann-Lehen des Königreiches Böhmen an den Kurfürſten von Sachſen und ſeine Nachkommen ab, worauf ſie durch die Uebergebungs-(Traditions-) Receſſe, Görlitz, d. $\frac{14}{24}$ April, und Guben, d. $\frac{30\ \text{Apr.}}{10\ \text{May}}$ 1636 wirklich übergeben worden, und bis izt bey dem Kur-Hauſe geblieben ſind. In gedachtem Haupt-Receſſe wurde auch zugleich feſtgeſetzt, daß, wenn der Manns-Stamm des Kur-Hauſes albertiniſcher Linie ausſtürbe, die beyden Lauſitzen an die herzoglich altenburgiſch-erneſtiniſche Linie und ihre männlichen Nachkommen, wegen der Vermählung mit Johann Georg I. Prinzeſſinn, ſammt und ſonders fallen ſollten; doch ſollte Sr. kaiſ. Maj. und dem Hauſe Oeſtreich ſuccedirenden Königen von Böhmen, und allen ihren Nachfolgern an der Krone, frey ſtehen, die Nachkommen der Prinzeſſinn Johann Georg I. in beſagten Lehen ſuccediren zu laſſen, oder dieſelbe mit Erſtattung der Haupt-Summe (vor deren Erlegung dann ſie auch zu weichen nicht ſchuldig ſeyn ſollen,) zu befriedigen. Da Kurf. Johann Georg I. lutheriſcher Religion war, wurde in Anſehung der katholiſchen Einwohner dieſer Lande verabredet, daß die Cleriſey nebſt ihren Beamten und Unterthanen in ihrem damahligen Stande erhalten werden, die Krone Böhmen auch deshalb das Schutz-Recht behalten ſollte; doch muß der Dechant zu Budiſſin dem Kurfürſten von Sachſen jedesmahl die Erbhuldigungs-Pflicht leiſten, und hat das Recht des Vorſitzes bey den Gerichten ſeines Capitels, nur mit Zuziehung eines lutheriſchen Syndikus;

kus; der Priorinn zu Lauban Wahl dieſes Dechants erfordert ihres Propſtes Gegenwart; die Aebtiſſinnen zu Marienſtern und Marienthal aber, welche dem Kurfürſten durch ihre Pröpſte den Huldigungs-Eid leiſten, müſſen auf dem Land-Tage, jede durch ihren Kloſter-Vogt, der aber ein lutheriſcher, in der Lauſitz wirklich wohnender Edelmann ſeyn muß, erſcheinen. Die contrahirenden Partenen verbanden ſich endlich, die von Alters her zwiſchen der Krone Böhmen und dem Hauſe Sachſen errichtete Erb-Vereinigung zu erneuern und zu erläutern. Der Kurfürſt von Sachſen pflegt, bey dem Antritt ſeiner Regierung, den Ständen dieſer Markgrafſchaften alle ihre wohlerlangte Privilegien zu beſtätigen, und empfängt von ihnen gegenſeitig den Erb-Huldigungs-Eid, alles nach altem Herkommen, und nach den Reverſalien des Kurfürſten Johann Georg I., vom 25 Sept. 1637.

Da, gedachter Maßen, vermöge des über die Abtretung der Lauſitz an Kur-Sachſen errichteten Haupt-Receſſes, d. d. Prag, d. $\frac{20}{30}$ May 1635, die Markgrafthümer Ober- und Nieder-Lauſitz vom Kaiſer zwar erb- und eigenthümlich und unwiderruflich, jedoch lehensweiſe, und wie rechte Mann-Lehens-Art und Eigenſchaft mit ſich bringt, an Kurfürſt Joh. Georg von Sachſen abgetreten, dabey aber die Lehen auf Deſſen damahls lebende Töchter und deren männliche Abkunft mit erſtreckt ſind, ſo entſteht daher die Frage: „ob auf den Fall, wenn der kurſächſiſche Mann-Stam erliſcht, die beyden Markgrafthümer ſogleich an die Krone Böhmen zurückfallen, oder ob ſie nicht vielmehr zuvor an die, von erwähnten ſächſiſchen Prinzeſſinnen abſtammende Land-Grafen von Heſſen-Darmſtadt und Herzoge von Holſtein-Gottorp kommen müſſen.

Hr. v. Römer (*) behauptet, daß ſie, nach Abgang der ſächſiſchen Kur-Linie, an Heſſen-Darmſtadt und Holſtein,

(*) In ſeinem Staatsrecht des Kurfürſtenthums Sachſen, Th. 1, S. 190.

ſtein-Gottorp, und erſt nach deren Ausſterben an den Lehnherrn zurück fielen.

Es iſt dagegen in der Allgem. Literatur-Zeitung, v. J. 1789, Nr. 11, erinnert worden; daß dieſe den Töchtern Kurfürſt Johann Georg ertheilte Anwartſchaft nach dem Sinne des prager Receſſes nur auf den Fall gerichtet zu ſeyn ſcheine, wenn Johann Georg's Söhne vorher verſterben würden. Wenn aber auch dies nicht wäre, ſo dürfte es doch zuförderſt darauf ankommen, ob die Töchter und deren Nachkommenſchaft dieſe verſicherte Lehns-Folge, bey den vielen vorgenommenen Lehns-Fällen auch gehörig erneuert hätten?

Allein, es läßt ſich wohl nicht behaupten, daß, nach dem gedachten Receß *), den Töchtern nur auf den Fall, wenn ihre Brüder vorher verſterben würden, die Lehnsfolge in die Markgrafthümer habe gebühren ſollen. Die Worte lauten zu allgemein, und reden nicht bloß von den Söhnen, ſondern von Erlöſchung des gänzlichen Mann-Stammes der ſächſiſchen Kur-Linie, ingleichem des Mann-Stammes der damahls lebenden Herzoge zu Sachſen altenburgiſcher Linie. Da nun überdem das Haus Sachſen dieſe Erwerbung für eine ſo ſehr beträchtliche Summe gemacht hat, ſo kann unmöglich der Receß auf eine ſo eingeſchränkte Art ausgelegt werden.

Wenn nun aber gleich die Lauſitz nicht ſofort nach Erlöſchung des kurſächſiſchen Mann-Stammes an die Krone Böhmen zurück fällt, ſo iſt doch, bereits erwähnter Maßen, ſo viel gewiß, daß ſie die Wahl hat: „entweder die kurf. ſächſiſchen Töchter, oder da dieſelben ſammt oder ſonders nicht mehr am Leben wären, ihren Mann-Stamm in die Lehen ſuccediren zu laſſen, oder dieſelbe mit Erſtattung der Haupt-Summe abzufertigen.“ Ferner dürfen die beyden Markgrafſchaften nicht getheilet werden, vielmehr ſollen ſie auf den Fall, daß die Töchter oder deren Mann-Stamm zur Succeſſion kämen, „unter einer geſammten Regierung gelaſſen werden.“

Noch iſt in Anſehung der beyden Markgrafthümer Ober- und Nieder-Lauſitz zu bemerken: 1) Das Kur-Haus Sachſen hat ihrentwegen nicht Sitz und Stimme auf

*) Lünig's Reichsarchiv, Th. 5, S. 128 — 133.

auf dem Reichs-Tage, wovon der Grund in der ſchon unter K. Karl IV. geſchehenen Incorporation von Böhmen zu ſuchen iſt. 2) Beyde Markgrafthümer müſſen zwar zum deutſchen Reich gerechnet werden, allein ſie gehören doch weder zum oberſächſiſchen noch zu einem andern Kreiſe, ſondern beſtehen für ſich als eigene Landes-Körper, welche mit dem deutſchen Reiche zwar verbunden ſind, deren Regent aber demſelben nicht mit Lehns-Pflicht verwandt iſt. Nur in ſo fern, als die Krone Böhmen unter der Hoheit des deutſchen Reiches ſteht, ſteht auch die Lauſitz als ein Theil derſelben darunter. Wenn indeſſen gleich 3) die ehemahlige Incorporation von Böhmen beybehalten iſt, ſo iſt doch die völlige Ober-Herrſchaft über die Länder dem Kur-Hauſe Sachſen mit allen Rechten und Gerechtigkeiten, bloß mit Vorbehalt des Ober-Lehns-Eigenthumes, überlaſſen. In dem angeführten Haupt-Receß heißt es ausdrücklich: „Weil aber Ihre „Kurf. Durchl. dieſe beyde Markgrafthümer titulo one„roſo vor Ihre Schuld zu Lehen annehmen, ſo ſollen „Sie derwegen nicht ſchuldig ſeyn, einige Contribution, „Steuer, oder andere Anlag zur Kron Böhmen zu „contribuiren, noch deswegen, oder ſonſten zu Land„Tagen oder andern Zuſammenkünften beſchrieben wer„den, ſondern ſie ſollen von andern ſolchen dergleichen „und andern Bürden und Beſchwerungen, ſie haben „Nahmen wie ſie wollen, gänzlich exempt ſeyn. Au„ßerhalb in allgemeiner Noth wider den Türken und „Erb-Feind Chriſtliches Nahmens, oder andern derglei„chen gemeinen Feind der Könige zu Böhmen. Dann „da ſollen Ihro Kurfürſtl. Durchl. und Dero Mitbe„nannte, auf gebührendes Erſuchen, Ihre Ratam, nach „Ausweiſung dieſer Länder alten quotae und Einthei„lung, gegen die Kron Böhmen zu entrichten, unbe„ſchweret ſeyn, auch daſſelbe dem Lehensrevers einver„leiben laſſen. Darneben ſollen Ihro Kurf. Durchl. „von aller Territorial- und anderer Jurisdiction und „Botmäßigkeit befreyet ſeyn, auch dahero aus obange„regten beyden Markgrafthümern Ober- und Nieder„laußnitz, alle und jede Appellationes und alle andere „Remedia ſuspenſiva an Sr. Kurf. Durchl. zu Sach„ſen und an dero obbemeldete Lehnserben und Nach„kommen, und nicht mehr an die Kron Böhmen ge„hen, dirigiret und alldar juſtificiret, auch daran un-

„ter

„ter keinem Schein einiger Einhalt gethan werden.“ 4) Wegen der Lauſitz zahlt das Kur-Haus Sachſen nicht das mindeſte an Kayſer und Reich.

Beyde Markgrafthümer, ſo weit ſie dem Kurfürſten von Sachſen gehören, (denn Kur-Brandenburg hat anſehnliche Striche derſelben), betragen an Flächen-Inhalt 180 deutſche Quadrat-Meilen, wovon nach Einigen 100 auf die obere, und 80 auf die untere, nach Andern aber nur 95 für jene, und 85 für dieſe gerechnet werden. Das richtige Verhältniß der **Größe**, und der jezige **Bevölkerungs-Zuſtand**, möchte folgender ſeyn:

Das Markgrafthum der Ober-Lauſitz = 95 Quadrat-Meilen.	= 290,000 Einwohner.
Das Markgrafthum der Nieder-Lauſitz = 85 Quadrat-Meilen.	= 112,000 Einwohner.
Der ganze Flächen-Inhalt und die Volks-Menge = 180 Quadrat-Meilen, und	= 404,000 Einwohner.

Nach dieſer Berechnung kommen $2233\frac{1}{3}$ Menſchen auf 1 Quadrat-Meile; indeſſen iſt die obere Markgrafſchaft weit ſtärker bevölkert, als die untere, wovon bey jeder unten ein Mehreres vorkommen wird.

Die beyden Markgrafſchaften **gränzen**: gegen Mitternacht an die Mittelmark Brandenburg; gegen Morgen, an Schleſien; gegen Mittag, an Böhmen, und gegen Abend an Meißen und Sachſen.

Die vornehmſten **Flüſſe** der Lauſitz, ſind: die **Spree**, welche im Kreiſe Budiſſin, zwiſchen den beyden zittauiſchen Dörfern Ebersbach und Gersdorf entſpringt, den Fluß Schöps aufnimmt, und nach

Brandenburg zur Havel fließt; die **Neiße** *), welche von Böhmen her in die Lauſitz kommt, viele kleinere Flüſſe aufnimmt, und bey Guben in die Oder fließt; die **ſchwarze Elſter**, welche im Kreiſe Budiſſin entſteht, bey Hoyerswerda das ſchwarze Waſſer aufnimmt, und in den meißner Kreis geht, wo ſich auch bey Elſterwerda, die **Pulsnitz** mit derſelben vereinigt, welche oberhalb der Stadt Pulsnitz im budiſſiniſchen Kreiſe entſpringt; und der **Queiß**, welcher an einigen Stellen die Gränze zwiſchen Lauſitz und Schleſien macht, und Perlen-Muſcheln enthält. Auſſer dieſen Flüſſen hat die Lauſitz auch noch viele kleinere, auch viele Seen und Teiche.

In Anſehung der **natürlichen Beſchaffenheit**, theilen ſich dieſe Länder in zwey ganz ungleiche Land-Striche. Charakter, Kleidung, Sprache und Herkunft ſind bey den **Einwohnern** der Lauſitz ſo verſchieden, als verſchieden ihr Klima iſt. Der größte Theil der Einwohner ſind **Wenden** oder **Sorben-Slaven**, die aber wieder, nach dem Unterſchiede ihrer Sprache und Kleidung, in drey Claſſen getheilet werden müſſen. Verſchieden iſt die Sprache der Wenden im budiſſiner und görlitzer Kreiſe von der im muskiſchen und hoyerswerdiſchen, und dieſe wieder verſchieden von

*) Daß die Spree und die Neiße, wie Hr. Canzler, (in ſeiner Abh. über die Lauſitzen, im Journal: Für ältere Litteratur und neuere Lectüre, 2 Jahrg. 4 Quartal, 1 und 2 Heft,) und Norrmann, (im 1 B. ſeines geograph. und hiſtor. Handbuches, der Länder- Völker- und Staatenkunde, [Hamb. 1785, gr. 8.] S. 761,) behaupten, ſchiffbar in der Lauſitz wären, iſt ganz unrichtig. Die Schiffe können nicht weiter kommen, als bis in den großen See bey Friedland, durch welchen die Spree durchfließt. Hier wird gelandet, und die Güter werden nun zur Achſe weiter gefahren. Die Neiße iſt gar nicht ſchiffbar, ſondern die Oder-Schiffe, welche Waren für Kotbus oder andere lauſitziſche Oerter bringen, müſſen bey Schidlo, wo die Neiße in die Oder fällt, ausladen.

von der niederlauſitziſchen Sprache, und zwar ſo verſchieden, daß ſie ſich unter einander faſt gar nicht verſtehen. Ihre National-Kleidung iſt durchgängig ſchwarz, und die oberlauſitziſchen Wenden gleichen in vielen Stücken den altenburgiſchen Bauern. Die Frauensperſonen im budiſſiner Kreiſe tragen ſehr kurze, in hundert und mehr Falten gelegte ſchwarze Tuch-Röcke, die ganz ſteif ſind, und nicht weiter als bis an das Knie reichen dürfen; alle ihre übrige Kleidung iſt ſehr nett, und ſieht gut aus, inſonderheit iſt ſie immer ſehr reinlich. Um Hoyerswerda und Muska werden die Röcke etwas länger, und ihr ganzer Anzug wird nachläſſiger und ärmer; auch tragen ſie hier ſchon ſtark hölzerne Pantoffeln und Schuhe. In der Nieder-Lauſitz bedecken die Röcke die ganze Wade bis an den Knöchel, und ihr ganzer Anzug ſieht häßlich aus, und zeigt auſſer der großen Nachläſſigkeit noch die äuſſerſte Armuth der Einwohner. Die oberlauſitziſchen Mädchen und Weiber ſtechen von den niederlauſitziſchen ſehr ab. Jene halten viel auf Schönheit, und ſuchen ſie daher auf alle Weiſe zu erhalten. Ihre Eitelkeit macht, daß man ſie öfters im heißen Sommer auf dem Felde mit weißen Hand-Schuhen, und einem netten Stroh-Hute mit rothem Bande, an ihrer Arbeit antrifft, um nicht Geſicht und Hände von der Sonne braun färben zu laſſen. Die Niederlauſitziſchen hingegen ſehen darauf gar nicht. Die Wenden im budiſſiniſchen und görlitzer Kreiſe ſind große, ſtarke und blühende Leute, in der Niederlauſitz hingegen ſind ſie kleiner, mehrentheils hager und bleich, welcher Unterſchied der Luft und dem Waſſer zu zuſchreiben iſt. Alle aber ſind treu und ehrlich, offenherzig unter ſich, aber äuſſerſt zurückhaltend gegen diejenigen, die nicht von ihrer Nation ſind. Sie können viele Strapazen aushalten, und ſind daher ſehr gut zu Soldaten zu gebrauchen, beſon-

ſonders taugen ſie zu Cavalleriſten. Künſte, Wiſſenſchaften und Handwerke treiben ſie nicht, ſondern nähren ſich bloß von Ackerbau und Viehzucht. Sie haben wenig Cultur, widerſetzen ſich aber auch allem, was neu iſt, wäre es auch noch ſo gut, weil es ihre Vorfahren nicht gethan haben.

Der andere Theil der lauſitziſchen Einwohner ſind Deutſche, und dieſe wohnen beſonders im görlitzer Kreiſe, und an den Gränzen der ganzen Lauſitz. Die Städte ſind durchgängig von Deutſchen bewohnt. Sprache und Kleidung ſind deutſch, nur daß erſtere beynahe ſo viel beſondere Dialekte, als Ortſchaften, hat. Der Hochdeutſche ſelbſt, der zum erſten Mahl hierher kommt, wird an verſchiedenen Orten von 20 Worten kaum eins verſtehen. Dieſe Leute ſind übrigens groß und ſtark, ſehr fleißig und gelehrig, und überaus ehrlich und offenherzig. Weil ſie zu offenherzig ſind, und jedermann gerade ins Geſicht ſagen, was ſie von ihm denken, ſo hält man ſie gewöhnlich für uncultivirte Leute, oder man nennt ſie gar grob, welches ſie doch nicht ſind. Sie lieben Wiſſenſchaften und Künſte, doch die leztern mehr, als die erſtern. Uebrigens ſind dieſe Deutſchen auch mäßig und tapfer.

Noch giebt es eine andere Art ſlaviſcher Völker unter den Bewohnern der Lauſitz, nähmlich die Böhmen, welche im vorigen Jahrhundert, der Religion wegen, aus Böhmen flüchteten, und einige Colonien in der Lauſitz anlegten. Sie behalten noch ihre Sprache, und haben auch noch ihren Gottesdienſt in derſelben; doch ſind ihrer zu wenige, und ſie ſind unter den übrigen zu ſehr zerſtreuet, als daß man ſie eine beſondere Volks-Claſſe nennen könnte; ihre Anzahl wird auch immer geringer, da ſie ſich ſehr mit Deutſchen vermiſchen, und deutſche Sprache lernen.

Die

Die Bauern in der Lauſitz, ſind keine Sclaven, die der Willkür ihrer Herren ausgeſetzt ſind, ſondern Leibeigene (glebae adſcripti), welche ihre gemeſſenen Frohn-Dienſte haben, und nur an wenigen Orten noch Laß-Güter beſitzen. Sie können, auſſer den Laß-Gütern und deren Inventarien-Stücken, über ihr Vermögen ſchalten, ſich nach Gutdünken verheurathen, und gegen einen Los-Brief, der bey Mannsperſonen 10, bey Frauensperſonen aber 5 Rthlr. koſtet, und ihnen von Rechts wegen nicht verweigert werden darf, ihre Dörfer verlaſſen. Indeſſen ſind die Laß-Güter der Wenden, in Vergleichung mit den übrigen, mehr beſchwert, aber doch ebenfalls ohne Sclaverey.

In Anſehung der **Landes-Verfaſſung**, ſind beyde Länder ſehr von einander unterſchieden, daher ſie bey jedem einzeln angegeben werden muß. Einige adeliche Familien ſtammen noch von den alten Slaven ab; die meiſten aber ſind theils in ältern, theils in neuern Zeiten aus Böhmen, Schleſien, Pohlen, Sachſen, und andern deutſchen Ländern, eingezogen und aufgenommen. Adeliche, die in dem einen Markgrafthume anſäſſig ſind, werden in dem andern nicht für Ausländer angeſehen, ſobald ſie ſich dort ein Lehn-Gut angekauft haben, nach einer Erklärung beyderſeitiger Land-Stände v. J. 1689 und 1690.

Die **chriſtliche Religion** breitete ſich vom 8ten Jahrhundert an, aber langſam, in dieſen Ländern aus; im 11ten Jahrhundert ſollte ſie durch den Anbau vieler Kirchen und Klöſter mehr verbreitet werden, aber ohne ſonderlichen Erfolg unter den Wenden. Luther's Reformation wurde bald und nach und nach ſo ſehr aufgenommen, daß die evangeliſch-lutheriſche Kirche jezt die herrſchende iſt. Mit dem J. 1722 ſetzten ſich auch die vereinigten evangeliſchen Brüder in Herrnhut und mehrern Gegenden an, brei-

teten ſich ſehr aus, und erhielten 1750 vom Landes-Herrn eine Beſtätigung der Duldung, Freyheiten, Rechte, und des Schutzes, als augsburgiſche Confeſſions-Verwandte. In der Ober-Lauſitz haben verſchiedene Mitglieder dieſer Brüder-Gemeinden, anſehnliche Ritter-Güter, und gleiche Rechte auf denſelben mit den übrigen Land-Ständen.

Wiſſenſchaften und Künſte ſind, ſeit der Reformation, ſehr in Aufnahme gekommen, und jezt in vorzüglich gutem Zuſtande, welches die gute Einrichtung vieler Gymnaſien und hohen Schulen, und andere gute Anſtalten zur Unterſtützung derſelben, theils eine anſehnliche Anzahl von Gelehrten inn- und auſſerhalb Landes, theils auch die überall herrſchende Aufklärung unter den beſſern Ständen hinlänglich beweiſen. Von einer ungemein weit getriebenen und allgemein verbreiteten **Induſtrie** giebt die Ober-Lauſitz ein vorzügliches Beyſpiel.

Von den **Münzen** iſt zu merken, daß in der Lauſitz lauter kurſächſiſche Münz-Sorten eingeführt ſind, wiewohl nebſt ſolchen noch allerley andere deutſche goldene und ſilberne Münzen daſelbſt im Gange ſind.

Was das **Maß** und **Gewicht** betrifft, ſo iſt ſowohl in der Ober- als Nieder-Lauſitz das dresdner Kannen-Maß eingeführt, und auch alles Bier-Gefäß darnach eingerichtet. Was das Getreide-Maß betrifft, ſo iſt auch in beyden Markgrafthümern das dresdner Maß eingeführt, da ein Scheffel 4 Viertel, und ein Viertel 4 Metzen hält. Das Gewicht und Ellen-Maß aber iſt in der Ober-Lauſitz nicht in allen Städten einerley. In der Nieder-Lauſitz hingegen, iſt auch hierin das dresdner Maß eingeführt.

In der Lauſitz gilt das leipziger **Wechſel-Recht**, welches im Jan. 1711 daſelbſt eingeführt worden iſt, wie aus den diesfalls ergangenen Verord-

ordnungen, die man in Siegel's Corp. Jur. Camb. Th. 1, S. 84, fgg. findet, zu erſehen iſt.

Das **Poſt-Weſen**, iſt in der Lauſitz in der ſchönſten Verfaſſung. Man hat fahrende und reitende Poſten. Ein Paſſagier, welcher mit der fahrenden Poſt geht, hat, nach der Poſt-Ordnung, 60 Pfund für ſeine Bagage frey; für das übrige zahlt er nur die Hälfte. Das Poſt-Geld auf den ordinairen Poſten wird nach den Meilen gerechnet, nähmlich für die Meile 5 Ggr.; und bey jeder Station iſt dem Poſtillion von jedem Paſſagier 2 Gr. ausgeſetzt. Bey der fahrenden Poſt aber, welche Dinſtags und Freytags aus Dresden nach Görlitz und Zittau, und von daſelbſt Sonnt. früh um 6 Uhr, und Mittwoch abends um 8 Uhr, wieder nach Dresden geht, welche insgemein die alte Poſt genannt wird, und anfänglich nur zum Beſten der Kaufmannſchaft angelegt worden iſt, hat man als etwas Beſonderes zu merken, daß man mit derſelben für die Meile nur 4 Gr. zahlt; die Stationen ſind mehrentheils von 3 zu 3 Meilen angelegt, eine Meile zu 2 Stunden gerechnet. In Budiſſin iſt ein Ober-Poſt-Amt, welches die Aufſicht über das Poſtweſen in dem Markgrafthume Ober-Lauſitz führt, und unter welchem alle übrige oberlauſitziſche Poſt-Aemter ſtehen; in der Nieder-Lauſitz hingegen ſind die Kreis-Poſt-Aemter Luckau und Lübben.

Das **Markgrafthum Ober-Lauſitz**, wurde in ältern Zeiten **Gau Budeſin Niſani und Milzani**, oder die Mark der Länder **Budeſin und Gorelez**, genannt. Es liegt zwiſchen dem 50ſten Grad 53 Min. bis zum 51ſten Gr. 42 Min. nördlicher Breite, und vom 36 Gr. 24 Min. bis zum 37 Gr. 54 Min. öſtlicher Länge, und erſtreckt ſich in ſeiner größten Länge auf 16 deutſche Meilen bey einer Breite von 11 Meilen, enthält an **Flächen-Inhalt** 100 Qua-

drat-Meilen. Auf dieſen lebten, im J. 1785, nach Hrn. Canzler, 336,348 Menſchen, folglich 3363½ auf 1 Quadrat-Meile, welches in der That eine anſehnliche Bevölkerung iſt, und folglich einen ſehr blühenden Wohlſtand der Einwohner vorausſetzt.

Nach der in Plümicke's Briefen auf einer Reiſe durch Deutſchland, im Jahr 1791, (Liegn. 1793, 8.) befindlichen Tabelle aller im Markgrafthum Ober-Lauſitz im J. 1790 vorgefundenen Conſumenten, war die Summe aller Conſumenten 303064.

An Vieh:

	1768 bis 1774		10 Jahr darauf
Pferde - - -	16,020	ſ	16,366
Ochſen - - -	39,900	ſ	40,263
Kühe und Färſen	49,944	ſ	50,416
Schafe - - -	389,540	ſ	389,957
Schweine - - -	89,725	ſ	90,104
in allem	585,129	ſ	587,106 St.;

ſo daß, nach der erſten Angabe, ohne die Bruch-Zahlen, 5851, und nach der leztern 5871 Stück auf 1 Quadrat-Meile kommen.

Die Ober-Lauſitz beſteht aus zwey Haupt-Kreiſen, nähmlich: dem budiſſiner und dem görlitzer, wovon ſich jeder wieder in drey Land-Kreiſe abtheilt, nähmlich: der erſtere in den budiſſiner, löbauer und camenzer, der leztere aber in den görlitzer, zittauer und laubaner. Die ganze Ober-Lauſitz enthält 23 Städte, als: 6 Sechs-Städte, 1 Frey-Städtchen, und 16 Vaſallen- oder Land-Städtchen, 4 Standes Herrſchaften, 395 Ritter-Güter, 4 ganz Steuer- und Mundgut-freye Frey-Güter, 873 Dörfer, 1 Superintendenten, der aber von der höhern Inſtanz nur Ober-Pfarrer genannt wird, und 249 Pfarr-Kirchen, unter welchen 10 wendiſch-kathol-

tholiſche für 50 Dörfer, und 58 wendiſch-lutheriſche für 403 Dörfer, mit begriffen ſind.

Der nördliche Theil des Landes von dem Queiß her, bis in die Gegend der Stadt Lauban, von da weſtlich bis unterhalb Görlitz, von hier bis Nieder-Rengersdorf, bey Groß-Radiſch, bis unter die Gegend von Camenz, von da an die Gränze bey Cracau am Pulsnitz-Fluß, iſt ebenes und plattes Land, größtentheils mit Sand überdeckt worin **Raſen-Eiſen-Stein** das einzige Erz iſt, welches auf den dabey angelegten Hammerwerken verſchmolzen wird. Bey Muskau finden ſich Lager von **Alaun-Erde**, welche dort auch in dem Alaun-Werke verſotten wird. Eine Viertelſtunde von Wehrau, gegen Norden, wird **Kalk-Stein** gebrochen, der zu allem Gebrauch vortrefflich iſt, nur nicht zu Marmor-Stücken dient, weil er zu viele Spalten hat; er enthält eine große Menge Verſteinerungen. An einigen Stellen liegt **Sand-Stein** auf demſelben, der ſich bis an Wehrau zieht, und am weſtlichen Ufer des Queißes beynahe ganz ſenkrecht ſtehende Sandſtein-Felſen, von 150 bis 200 Fuß hoch, bildet, die in der dortigen weiten Ebene und dem faſt durchgängig ſandigen Lande einen beſondern unerwarteten Anblick verurſachen. Die **Stein-Kohlen**, welche man in dem Sandſtein-Gebirge, welches aus dieſer Gegend weiter gegen Süden und Weſten in die Ebene zieht, findet, ſind aber nicht zu gebrauchen. Der Queiß geht in Wehrau ſelbſt über ein Lager Sand-Stein, welches er vermuthlich durchbrochen hat, und macht dabey einen Waſſer-Fall, 16 Fuß hoch, das **Teufels-Wehr** genannt, welcher in der dortigen Ebene einen ſchönen Anblick, und für die dortigen beträchtlichen Hammer-Werke viele Gefälle macht. Weiter hinaus über Wehrau gegen Süden, bricht **Eiſen-Erz** in einem Thon-Lager; auch finden ſich in dieſer Gegend Lager von

von Raſen-Eiſenſtein. Bey Mühlbach wird weißer Pfeifen-Thon gegraben, und in Thommendorf zu dieſem Gebrauch genutzet. In verſchiedenen Dörfern der görlitzer Heide wird Kalk-Stein gebrochen, der von ſchönem dichten Korn iſt, und ſich weit fortzieht. Der ſüdliche Theil der Ober-Lauſitz enthält einige ſehr hohe Gebirge. Die ganze Strecke vom öſtlichen Ufer der Neiße bey Görlitz, bis in die Gegend von Reichenau bey Zittau, iſt ſanft anſteigend, und überall mit angebaueten Feldern und fruchtbarem Boden bedeckt, und erſtreckt ſich über Schönberg und Seydenberg hinaus bis an die böhmiſche Gränze, hat zwar mehrere Anhöhen und Hügel, iſt aber noch nicht bergig zu nennen. Hier und da ſtehen Baſalt-Berge mit einer ſehr ſteilen und kegelförmigen Spitze, wie z. B. der Spitzberg bey Linde; überall aber iſt ſchönes Acker-Land. Von Lauban geht es am Ufer des Queißes bis Markliſſe meiſtens im Sande fort; leztere Stadt liegt in einem Thale an dieſem Fluſſe, und iſt mit ziemlich ſteilen und kegelförmigen Bergen umgeben, welche gröſtentheils aus Granit beſtehen. Hinter Markliſſe liegt der Klingenberg, und auf dieſem der Niethſtein, ein Baſalt-Berg, von welchem viele Säulen zum Bau in der umliegenden Gegend abgebrochen werden. Von hier aus ſteigt das Gebirge noch mehr an bis zum Heller, wo es eine der ſchönſten Gegenden um Neugersdorf, Meffersdorf und Wigandsthal macht, überall aus Granit beſteht, aber mit einer ſehr fruchtbaren Erde bedeckt iſt, daher die ganze Strecke Landes vortrefflich angebauet wird. Wigandsthal liegt am Fuße des Rieſengebirges, welches ſich aus Schleſien bis in dieſe Gegend herüber zieht, von hier ſanft anſteigt, immer höher und höher wird, und da, wo die ſächſiſche, ſchleſiſche und böhmiſche Gränze zuſammenſtößt, ſchon eine ſo beträchtliche Höhe hat, daß der Theil des Gebirges,

wel-

welcher hier die Tafelfichte genannt wird, einer der höchſten Puncte in Sachſen iſt. Man überſieht von hier die Ober-Lauſitz, einen Theil der niederlauſitziſchen Ebenen, ein Stück von Schleſien die Fortſetzung des Rieſengebirges, unter den Bergen Flints-Berg, Kammgebirge, die Schneegruben bis auf die Rieſenkuppe; an der andern Seite hingegen die Verbindung dieſes Gebirges mit dem böhmiſchen und ſächſiſchen Erzgebirge, bis in einer Entfernung, in welcher ſich die Berge, auch bei der heiterſten Luft, und wenn man auch die beſten Fern-Röhre zu Hülfe nimmt, in dem Blau des Himmels verlieren. Ein ſo weiter, ſolche Gegenden umfaſſender Anblick, wobey man eine ſo große Strecke Landes mit allen umliegenden und hervorragenden Gebirgen, einzelne Berge und Hügel auf ein Mahl überſieht, erregt bey Jedem gewiß Erſtaunen, Bewunderung und das unbeſchreiblichſte Vergnügen; für den Naturkundigen aber ſind dieſe hohe Spitzen zugleich die unterrichtendſten Obſervatorien, Betrachtungen über die Lage, den Bau und die Verbindung der Gebirge im Ganzen zu machen. Die Tafel-Fichte ſelbſt und die übrigen anſchließenden hohen Berge, welche die Kette des Rieſengebirges ausmachen, beſtehen aus Granit; es finden ſich auf der erſtern kleine herausragende Felſen von bloßem Geſtein. Der Berg iſt überall mit aufliegender Erde und Torf bedeckt, und der Rücken verbindet ſich mit allen anſchießenden Bergen, die zum ſchleſiſchen Rieſengebirge gehören, in einer ſanft ſich hinziehenden Schlangen-Linie. Im Ganzen gehört dieſer ſächſiſche Theil des Rieſengebirges unter die ſteilen, und unterſcheidet ſich von dem Erz-Gebirge ſehr, hat tiefe und finſtre Thäler, die daſſelbe nach verſchiedenen Richtungen durchſchneiden, und ſich bis an die anliegenden Ebenen ziehen. Das andere Stück des ſüdlichen Theiles der Ober-Lauſitz, wird

von

von Görlitz aus, durch das weſtliche Ufer der Neiße, gegen Süden von Böhmen, gegen Oſten vom meißner Kreiſe, und in Norden von den oben beſchriebenen Ebenen begränzt. Das **Kalk-Gebirge** unweit Görlitz, bey Ebersbach, Cunnersdorf, Oberneudorf, u. ſ. w. iſt mit Damm-Erde und Acker-Land bedeckt. Von Rengersdorf nach Königshayn zu, ſteigt die Gegend ſehr ſanft an, und hier erheben ſich die ſchönen königshayner Berge, bis auf eine in dieſer Gegend ſchon ſehr beträchtliche Höhe. Sie ſind theils vortrefflich angebauet, theils mit ſchönen Waldungen beſetzt, liegen beynahe in einem halben Zirkel, ſind durch verſchiedene Schluchten abgeſondert, in der Geſchichte wegen der vielen ausgegrabenen Urnen und anderer Alterthümer merkwürdig; gegen Oſten iſt ein offenes breites Thal, worin das Dorf Königshayn liegt; jeder Berg hat ſeinen beſondern Nahmen; am Fuße derſelben ſind Stein-Brüche angelegt, deren Granit, gleich dem Sand-Stein, zu Thür- und Fenſter-Stücken bearbeitet wird, weil die gehörigen Simſe und Verzierungen ſich gut einhauen laſſen. Eine Stunde von Görlitz gegen Südweſt, liegt die bekannte **Landeskrone**, ein Berg, der wegen ſeiner ganz freyen ſchönen Lage und vortrefflichen Ausſicht eine wahre Zierde für die dortige Gegend iſt. Der Fuß iſt weit verbreitet, und ſteigt ganz ſanft an; die Geſtein-Art iſt grauer Granit. Auf den ſanften Anhöhen ſteht der abgeſtutzte Kegel von Baſalt ſteil hervor, und bildet oben eine weite trichterförmige Vertiefung; der Berg ſelbſt iſt oben kahl, am Gehänge herum aber mit Sträuchen bewachſen. Der Baſalt iſt ſchwarz, von feinem Korn, in lauter unförmliche Stücke nach allen Richtungen zerſprungen, und wird in der umliegenden Gegend zum Stein-Pflaſter gebraucht. Die Gegend umher beſteht meiſt aus lauter ſanft anſteigenden, ſich in einander ver-

lau-

laufenden Anhöhen und Hügeln, iſt mit fruchtbarem Acker-Lande bedeckt, und überall vortrefflich angebauet. In Südweſten der Landeskrone liegen mehrere Baſalt-Berge, z. B. der Deutſch-Paulsdorfer Spitzberg, die Schländerberge, der St. Bernhards-Berg bey Schönau, der löbauer Berg, die ſich alle ſanft aus dem ebenen Lande erheben, aus Granit beſtehen, und einen ſteil herausragenden Kegel von Baſalt zeigen, keiner aber iſt ſo ſchön als die Landeskrone. Die Gegend von Görlitz am weſtlichen Ufer der Neiße nach Zittau, iſt ziemlich eben und lauter angebauetes Land, erhebt ſich aber bey dem Dorfe Laube, ſteigt bis über Oſtritz auf dem daſigen höchſten Punct, der Läuſehübel genannt, fällt dann auf der andern Seite ſteil wieder ab, und verzieht ſich in das Gebieth der Stadt Zittau, wo abwechſelnde Thäler und Schluchten mit angeſetzten Hügeln der ganzen Gegend ein ſtückeliges und getrenntes Anſehen geben. Um die Stadt Zittau ſind zwar die Wieſen und ſandigen Wege meiſt eben, aber hinter Olbersdorf ſieht man ſteile, frey ſtehende, mit Thälern und Schluchten getrennte Berge, die durchgängig aus Granit, Sand-Stein und Horn-Schiefer beſtehen, und in Anſehung ihrer Lage und Höhe von der vorher beſchriebenen Gegend ganz verſchieden ſind. In dem ziemlich breiten Thale gleich bey Olbersdorf, welches zu beyden Seiten mit aufgethürmten Sandſtein-Felſen eingeſchloſſen iſt, hat man die ſchönſte mahleriſche Ausſicht, über einander liegende und verſchobene Maſſen von Sandſtein-Felſen, theils kahl, theils mit Holz bewachſen, und iſolirte kegelförmige Sandſtein-Felſen, mit dem Ueberreſte des alten Schloſſes Oybin immer vor Augen. Dieſes Sand-**Stein-Gebirge** zieht ſich von hier weiter gegen Oſten nach Böhmen, bis in die Gegend von Turnau an der Iſer; gegen Weſten durch Johnsdorf, Waltersdorf,

und

und den zwiſchenliegenden Theil von Böhmen wieder nach Sachſen, bis in die Gegend von Pirna und Königſtein an der Elbe. Vom Dorfe Oybin, am Fuße des alten Schloßberges, in einem ziemlich breiten Thale, welches ganz mit hohen Bergen eingeſchloſſen iſt, geht es immer auf Sandſtein-Gebirge in das Dörfchen Hayn nach dem hochwalder Berge, der höchſte Punct dieſer Gegend, und zugleich Gränz-Berg zwiſchen Sachſen und Böhmen. Die Lauſche, nicht weit von Waltersdorf, dort auch der Spitzberg genannt, iſt ebenfalls ein Gränz-Berg, ſehr ſteil, hat aber auf der Kuppe eine Fläche, wo man das Vergnügen einer der ſchönſten und weiteſten Ausſichten nach Sachſen, Böhmen und Schleſien, recht bequem genießen kann, und den herrlichſten Anblick hat. An dieſen ſchließt gegen Nordweſt der Helleberg, an deſſen Gehänge, ſo wie weiter gegen Groß-Waltersdorf, die für daſige Gegend ſo nutzbaren und ſchönen **Sandſtein-Brüche** liegen, die ſich mehr als eine halbe Stunde lang fortziehen; denn es beſtehen noch mehrere Berge hier aus Sand-Stein, welcher beſonders ſchöne Schleif-Steine giebt; er iſt ſehr weiß, dicht verbunden, und von feinem durchaus gleichen Korn. Gegen Norden bey dem Dorfe Groß-Schönau wird das Land ſchon ebener; ausgebreitete, ſanft ſich verlaufende Anhöhen und Hügel wechſeln mit einander ab, und hier und da ſind noch einzeln frey ſtehende Berge; die Gegend iſt überall angebauet. Um Herrnhut iſt das Geſtein lauter Granit; am Abhange des Gebirges, wo im Thale der Petersbach fließt, ſind verſchiedene Stein-Brüche angelegt. Der Hutberg bey Herrnhut iſt ein ganz ſanft anſteigender **Baſalt-Berg**. Von Löbau zieht ſich gegen Oſten eine Reihe zuſammenhangender **Granit-Berge** von beträchtlicher Höhe hin, die ſich aber an der lauſitzer Gränze ſchon wieder in die Ebene

ver-

laufen. Budiſſin liegt auf Granit, in welchem groſ-ſe Stein-Brüche angelegt ſind; das ganze Land umher iſt aber überall angebauet. Der Berg bey Groß-Radiſch, die Duberau genannt, iſt der lezte erhabene Punct in daſiger Gegend, von welchem ſich in den noch übrigen ebenen und ſandigen Theil der Ober-Lauſitz, und in die ganze Ebene der Nieder-Lauſitz, eine weite, durch keine Berge begränzte Ausſicht öffnet, bis das Auge ſich am Horizont verliert. Von Weißenberg und Budiſſin fällt die Gegend nach Norden zu, ebenfalls immer mehr dem ebenen Lande zu.

Eigentliche Bergwerke findet man, die Eiſen-Gruben im nördlichen Theile der Ober-Lauſitz ausgenommen, gar nicht. Die angeführten vielen Stein-Brüche aber ſind ſehr wichtig, und auf der Spree gehen ſehr viele gehauene Steine in das Brandenburgiſche.

In der Ober-Lauſitz befinden ſich, unter andern vorzüglichen Natur-Schätzen, auch mineraliſche Geſund-Brunnen, die theils zum Trinken, theils als Bäder, gebraucht werden können, als: der Geſund-Brunnen in Löbau, das Bad bey Zittau, und das Bad zu Preuſchwitz, bey Budiſſin.

Die lauſitziſchen Producte ſind ſo verſchieden, als verſchieden das Klima iſt. Im zittauiſchen, görlitziſchen und laubaniſchen Bezirke wird, der vielen Gebirge ungeachtet, viel Getreide gebauet; und man ſieht mit Verwunderung, wie der fleißige Einwohner die undankbaren Gebirge durch unendliche Mühe bis nahe an ihren Gipfel tragbar machen konnte. Es ſieht bisweilen fürchterlich aus, wenn man unten am ſchroffen Abhang eines Felſen ſteht, und oben über ſich einen Bauer mit Ochſen (*) pflügen ſieht, und beſtändig

(*) Mit Pferden, iſt es nicht möglich; denn dieſe würden auf dieſen ſteilen Anhöhen leicht ſtürzen und den Hals brechen. Der Ochs hingegen geht viel ſicherer, als das Pferd.

dig befürchten muß, daß er herunter ſtürze. Es wird da viel Roggen, Gerſte, Hafer, Wicken, und abſonderlich viel Weizen gebauet, von welchem leztern der beſte um Görlitz und Lauban wächſt. Auch Kartoffeln werden in ſehr großer Menge gebauet, welche hier von beſonders gutem Geſchmack ſind (*). Aber alle dieſe Producte ſind für die Conſumtion der Einwohner dieſer Diſtricte (denn gerade dieſe Gegenden ſind, wegen der vielen Manufacturen, am ſtärkſten bewohnt,) bey weitem nicht hinreichend, ſondern die Einwohner müſſen bey guten Jahren mehr als ein Drittel von dieſen Producten zu ihrem Bedürfniß aus Böhmen und aus andern Gegenden einführen; in ſchlechten Jahren brauchen ſie weit mehr fremde Hülfe. Ein Dorf-Bäcker nahe an der böhmiſchen Gränze verſicherte Hrn. Fabri (**), daß er allein jährlich 55 bis 60 Malter Roggen und Weizen zur Bäckerey und zum Mehl-Handel aus Böhmen hohle, da doch ſeine Nahrung, in Vergleichung mit andern, nur mittelmäßig gienge. In dem angränzenden Böhmen ſind in verſchiedenen Städten ſehr beträchtliche Getreide-Märkte, als z. B. in Gabel, wohin alle Montage 160 bis gegen 200 Wagen Getreide gröſtentheils aus Ober-Oeſtreich und dem ſaatzer Kreiſe in Böhmen mit böhmiſcher Fracht gebracht werden, und wovon das meiſte wieder in die Lauſitz verkauft wird. Auch zieht Görlitz und Lauban viel Getreide aus Schleſien, beſonders kommt daher

(*) Nach Hrn. M. Leonhardi, im 2 B. ſeiner Erdbeſchreib. der ſächſ. Lande, (2te Ausgabe, Lpz. 1790, 8.) S. 609, f. werden, Getreide aller Art, mit Inbegriff von 90,085 Scheffel Kartoffeln, nach Abzug der Einſaat jährlich 538,566 Sch. erbauet. Hiervon brauchen die Einwohner für ſich: 421,099 Scheffel, und für ihre Pferde 128,960 Scheffel, in allem alſo 550,659 Scheffel.

(**) S. Deſſen neues geographiſches Magazin, 3 B. 1 St. (Halle, 1786, gr. 8.) S. 277.

daher ſehr häufig der ſogenannte frankenſteiner Weizen, der ſich an der Schale gleich von dem lauſitziſchen und böhmiſchen auszeichnet; denn er hat mehr weiße als gelbe Farbe, und giebt viel und ſehr ſchönes Mehl.

Im budiſſiner Kreiſe bauet man ſehr viel Getreide, und dieſer Diſtrict iſt in der ganzen Lauſitz der fruchtbarſte. Es ſind in demſelben wenig Berge, und vortrefflicher lockerer Boden mit etwas leichtem Sande vermiſcht. Dieſer Diſtrict iſt ſehr ſtark bewohnt, und alle dieſe Einwohner nähren ſich nur vom Ackerbau und von der Viehzucht. Sie verbrauchen ihr erzeugtes Getreide bei weitem nicht ganz, ſondern können den ärmern Gegenden viel ablaſſen. Auſſer den, bey den vorigen Diſtricten angeführten Getreide-Gattungen bauet man hier auch ſehr viel Hirſe und Schwaden oder Manna.

In der Standes-Herrſchaft Muskau wird ſehr wenig Getreide gebauet, und doch iſt es hinreichend zur eigenen Conſumtion der Einwohner, deren hier aber auch ſehr wenige ſind. Man bauet hier faſt nichts, als Roggen, Heidekorn, Gerſte und Hafer. Der Boden iſt durchgängig ein ſehr tiefer Sand, und auf dieſen muß das Getreide ſehr dünn geſäet werden.

Flachs wird in der Lauſitz durchgängig gebauet, doch in der Ober-Lauſitz am meiſten; der ſchönſte und beſte aber wächſt in den Gegenden um Zittau und Lauban, und inſonderheit in der leztern, wo er zu auſſerordentlicher Länge kommt. Aber auch gerade dieſes Product wird am meiſten verarbeitet, und deswegen reicht es nicht zu, ſondern es wird jährlich noch ſehr viel roher Flachs aus Böhmen, Meißen, Schleſien und Pohlen geholt. Auch läßt man noch viel Garn aus Schleſien und Böhmen kommen, welches dann alles um Zittau, Löbau, Görlitz und Lauban verarbeitet wird.

Tobak bauet man in der Ober-Lauſitz gar nicht, in der Nieder-Lauſitz nur wenig. Wein wird auch nur in der Nieder-Lauſitz, und zwar beſonders in der Gegend der Stadt Guben, gebauet; er iſt aber der allerſchlechteſte, den man im ganzen h. röm. Reiche finden kann. Obſt giebt es genug, und gutes ſchmackhaftes Obſt, doch iſt es nicht überflüſſig. In Anſehung der Garten-Früchte giebt Büſching der Nieder-Lauſitz den Vorzug vor der obern, ſie verdient ihn aber keinesweges; denn die Ober-Lauſitz bringt weit mehr von dieſen Producten hervor, ſie braucht aber auch mehr; beſonders hat die Stadt Zittau vortreffliche Garten-Früchte, und zwar in ſolcher Menge, daß man ſie nicht nur in die Lauſitz, ſondern auch ſehr ſtark nach Böhmen verführt.

Hopfen hat die Lauſitz nicht genug, und muß daher viel aus Böhmen und Meißen hohlen.

Holz hat die Lauſitz, im Ganzen genommen, genug und überflüſſig, obgleich einige Theile Mangel daran haben; z. B. Lauban und Zittau haben in ihren Bezirken nicht unerhebliche Waldungen, allein es müſſen dieſe Diſtricte doch das nöthige Holz, mehr als zur Hälfte, aus Böhmen ziehen. Es wird aber auch hier ſehr viel Holz gebraucht, theils wegen der Menge der Einwohner, und theils wegen der Garn- und Leinwand-Bleichen, Färbereyen, u. dgl. m. Der Holz-Gattungen giebt es hier ſehr viele: die gewöhnlichſten ſind: Tannen, Fichten, Roth- und Weiß-Büchen, Ahorn, Eichen, Linden, u. d. gl. In den ebenen Gegenden der Lauſitz hingegen giebt es, auſſer Kiefern, Erlen und Eichen, nicht viel Holz-Gattungen. Uebrigens haben der untere Theil der Ober-Lauſitz und die Nieder-Lauſitz, Holz in Ueberfluß; aber man geht ſchlecht damit um, und nutzt es nicht ſo, als man könnte und ſollte.

Die Viehzucht iſt im Ganzen anſehnlich, doch in der Ober-Lauſitz beſſer als in der niedern, weil es dort beſſere und mehrere Weiden und Wieſen giebt, als hier. In der Ober-Lauſitz hat man viele Ziegen, und daher vortreffliche Ziegen-Käſe, in der Nieder-Lauſitz gar keine. Pferde werden wenig gezogen, und beſonders wird die Pferdezucht in der Ober-Lauſitz vernachläſſigt, doch ſind die oberlauſitziſchen Pferde groß und ſtark, da hingegen die niederlauſitziſchen ſehr klein, aber ziemlich ſchnell, ſind. Sie werden nicht beſchlagen, weil ſie nie auf Steine kommen, Rindvieh iſt in Menge da, und wird ſtark mit zum Ackerbau gebraucht. Die Schafzucht iſt durchgängig vortrefflich, und die Wolle ſehr gut: ſie iſt aber dem Lande nicht ſo nützlich, als ſie ſeyn ſollte und könnte, weil die meiſte und beſte Wolle an Ausländer verkauft wird. Es wird viel von dieſer Wolle nach den Niederlanden verfahren, dort verarbeitet, und den Deutſchen dann wieder zugebracht; und man bezahlt nun gern die daraus verfertigten Tücher für holländiſche, die man doch eben ſo gut um weit geringere Preiſe im Lande kaufen könnte, wenn man durchgängig die Ausfuhre der Wolle verböthe. Auch geht ſehr viel von dieſer Wolle nach Kottbus, Goldberg, Züllichau, Kroſſen, und andern ſchleſiſchen und brandenburgiſchen Orten, wird dort verarbeitet, und wieder in das Land gebracht. Auf ſolche Art werden die lauſitziſchen Tuch-Manufacturen nimmermehr in die Höhe kommen.

Die Bienenzucht war ſchon vor 1756, beſonders in der Ober-Lauſitz, zu vielen tauſend Stöcken angewachſen, aber im ſiebenjährigen Kriege gingen gar viele zu Grunde. Da der Friede wieder hergeſtellt war, vereinigten ſich viele Bienen-Väter, um einander beyzuſtehen, und von einander zu lernen. Sie machten ſich dazu gewiſſe Geſetze, und zogen dadurch

die Aufmerkſamkeit der Regierung auf ſich, welche die Bienen-Geſellſchaft beſtätigte; und ſo entſtand, im J. 1766 die Bienen-Geſellſchaft in der Ober-Lauſitz, welche ihre erſten Zuſammenkünfte in Klein-Bautzen hielt, und ſich vor andern dadurch auszeichnete, daß ſie auch mit aus Gelehrten beſtand, denen viele in- und ausländiſche Gelehrte und Liebhaber beytraten, und die Geſellſchaft in ihren Verſuchen mit Beyträgen unterſtützten. Der Prediger in Klein-Bautzen, Hr. Schirach war Secretair der Geſellſchaft, und auch ihr Stifter. Ihre Compacaten wurden 1768 bekannt gemacht. Wichtig ſind auch in der Ober-Lauſitz die Zeidler-Geſellſchaften zu Muskau, und im Amte Hoyerswerda, welche von alten Zeiten her die Wald-Bienenzucht treiben, wovon ich im IV Th. gegenwärtigen Werkes, S. 452 — 457, einige Nachrichten ertheilt habe.

Da, wie ich oben erwähnt habe, die Lauſitz außer 5 großen Flüſſen noch viele kleinere, wie auch viele Seen und Teiche hat, ſo iſt leicht zu vermuthen, daß das Land auch keinen Mangel an Fiſchen hat. Hechte, Karpen, Neunaugen, Aale und Karauſchen, ſind die gewöhnlichſten Gattungen. In dem gebirgigen Theile der Ober-Lauſitz findet man beſonders zwey Gattungen der vortrefflichſten Fiſche im Geſchmack, die Schmerlen (*) und Forellen.

Die Indüſtrie in Manufacturen und Fabriken, iſt in dieſer Landſchaft auſſerordentlich groß und allgemein verbreitet; eben daher iſt auch die Bevölkerung ſo ſtark, und es entſteht ein ungemein großer Handel dadurch mit den entfernteſten Gegenden von Europa.

Ue-

(*) Eine Stunde von Zittau, auf dem Ritter-Gute Alt-Hörnitz, iſt ein Wirths-Haus, wo man den ganzen Sommer hindurch (ſo wie zu Lindenau bey Leipzig, Sauerbraten) Schmerlen ißt; und dieſen Ort beſuchen die Zittauer häufig.

Ueberall herrſcht Fleiß, Handlungs-Trieb und Geſchicklichkeit; überall ſieht man mit dem größten Vergnügen die Menge von Weber-Dörfern in der Gegend der Städte, die ſelbſt Städten gleichen, überaus ſtark bewohnt und voll Indüſtrie ſind. Doch hat die Ober-Lauſitz hierin vor der Nieder-Lauſitz einen Vorzug.

Die Ober-Lauſitz gehört ſowohl in Anſehung der Indüſtrie, als auch in Anſehung des Handels, nicht nur zu den wichtigſten Landen des Kurfürſten, ſondern auch zu den beträchtlichſten Handels-Provinzen Deutſchlandes, zu welchen es aber nicht gerechnet wird. Wenn man bedenkt, wie oft der oberlauſitzer Handel durch Krieg, Theurung und Verbothe, bis auf den Grund erſchüttert worden, und noch jezt auf zwey Seiten gar ſehr eingeſchränkt iſt, ſo muß man den Muth, und den betriebſamen, unternehmenden Geiſt der Einwohner noch mehr bewundern. Jedes neue Hinderniß gab ihrem Muthe neuen Schwung, und leitete ihren Erfindungs-Geiſt auf neue Handels-Gegenſtände, wenn die bisherigen geſchwächt, oder wohl gar verlohren gegangen waren. Bedenkt man vollends, daß ihre mächtigen Nachbarn ſowohl durch Anlegung ähnlicher Manufacturen und Fabriken, durch die Auswanderung während der Theurung, und durch die in andern Ländern, z. B. in Rußland, von Privat-Geſellſchaften angelegten Manufacturen, manche der Ober-Lauſitz ganz eigenthümliche Manufactur durch Ausführung geſchickter Manufacturiſten, auf fremden Boden verpflanzt haben, ſo iſt der blühende Zuſtand der lauſitzer Manufacturen wirklich die räthſelhafteſte Erſcheinung, die nur der handelnde Kaufmann aufzulöſen vermag, welche Auflöſung aber kein Patriot von ihm verlangen wird.

1. Unter den Wollen-Manufacturen, iſt a) die Tuch-Manufactur die älteſte, welche ſchon im 13ten Jahrh. in verſchiedenen daſigen Städten geblühet hat, und von Zeit zu Zeit mit herrlichen Freyheiten begnadigt worden iſt. Es hat ſich auch dieſe Manufactur immer weiter ausgebreitet, ſo, daß beſonders in der

Ober-Lauſitz nicht nur in allen Sechsſtädten, ſondern faſt in allen daſigen Land-Städten, viele Tücher verfertigt werden, wiewohl noch jezt die görlitziſchen, zittauiſchen, laubaniſchen, und die camenziſchen ſchwarzen Tücher für die beſten gehalten, und vorzüglich die görlitziſchen beynahe den holländiſchen gleich geachtet werden. b) Eine beſondere Art von Wollen-Zeug, wird in dem Städtchen Schönberg verfertigt, und weit und breit debitirt, weil er ſehr wohlfeil iſt, und daher dem gemeinen Volke inſonderheit zur Kleidung dient; er iſt ſtreifig, und liegt faſt 1¼ Ellen breit. Zu den Wollen-Manufacturen kann man auch c) die Hutmacher rechnen, welche man faſt in allen ober- und niederlauſitziſchen Städten antrifft, wovon ſich aber nur vorzüglich die zu Budiſſin und Görlitz in der Ober-Lauſitz, und die zu Chriſtianſtadt in der Nieder-Lauſitz, berühmt gemacht haben, ſo, daß man deren Hüte für ſo fein, als etwa die döbelnſchen in Meißen, hält, ja faſt den Caſtor-Hüten gleich achtet. Endlich machen auch d) die Strumpf-Stricker und Strumpf-Wirker in Budiſſin, welche auf etliche Meilen herum zu ſtricken geben, eine beträchtliche Wollen-Manufactur aus, und es werden jährlich ſehr viel Strümpfe und Handſchuhe, wie auch Camaſchen und Mützen, daſelbſt verfertigt. Zuerſt werden ſie geſtrickt, ſodann gewalkt, und endlich auf allerley Art gefärbt und zugerichtet, worauf man ſie Halb-Dutzendweiſe packt, und nach Beſchaffenheit der Güte auch zu verſchiedenen Preiſen verkauft, ſo, daß man das Dutzend Strümpfe zu 7 bis 14 Rthlr., das Dutzend Handſchuhe zu 2½ Rthlr., das Dutzend Mützen zu 4 bis 7 Rthlr., und das Dutzend Camaſchen zu 7 bis 10 Rthlr., haben kann. Zu allen dieſen Wollen-Manufacturen wird die lauſitzer Land-Wolle theils allein, theils mit einigem Zuſatze von ſchleſiſcher oder pohln-

pohlniſcher Wolle, gebraucht. Nach den Wollen-Manufacturen, iſt unſtreitig

2. die Leinen-Manufactur die anſehnlichſte, welche man noch in der Lauſitz findet. Man ſetzt den Urſprung derſelben auch ſchon in das 15te Jahrhundert, und ſie iſt inſonderheit noch heut zu Tage in der Ober-Lauſitz in recht guter Flor. Man findet daher daſelbſt ſowohl eine große Anzahl Spinner, theils in Städten, theils auf Dörfern, als auch eine Menge Leinweber, welche nicht allein das im Lande geſponnene Garn auf allerley Art verarbeiten, ſondern auch überdies noch vieles Garn aus den benachbarten Ländern, als: Böhmen, Schleſien und Meißen, aufkaufen laſſen, und die ſchönſten Waren daraus verfertigen, welche ſodann in den in der Ober-Lauſitz faſt bey allen Sechsſtädten befindlichen ſchönen Bleichen gebleicht werden. Die älteſte Art davon, iſt a) die gemeine Leinwand, welche insgemein in England Garlic genannt wird. Ob zwar davon nach dem verſchiedenen Geſpinnſte, welches dazu gebraucht wird, allerley Arten verfertiget werden, ſo liefern doch beſonders die Leinweber auf den Dörfern an der ſchleſiſchen und böhmiſchen Gränze, um Zittau und Lauban, ſolche feine Leinwand, wovon die Webe auf 90 bis 100 Rthlr., und noch höher, zu ſtehen kommt. Eine Webe von dieſer Art Leinwand hält ordentlich in der Länge, bey dem Weber, da ſie noch roh iſt, 74 bis 76 Ellen; bey dem Kaufmanne aber, gebleicht, 72 Ellen. Ein Schock hat, wenn ſie noch roh iſt, bey dem Weber 62, und bey dem Kaufmanne, nach der Bleiche, 60 Ellen. Die Breite iſt von der Webe-Leinwand $\frac{7}{4}$; Schock-Leinwand wird zu $\frac{6}{4}$ breit gerechnet, wiewohl ſie meiſtens nur $5\frac{1}{2}$ Viertel hält. b) Die andere Art Leinwand, welche in der Ober-Lauſitz verfertigt wird, heißt weißgarnige Leinwand, welche ehemahls von den Huge-

notten in Frankreich gemacht wurde, und welche Art erſt um das J. 1684, als König Ludwig XIV. die Hugenotten aus Frankreich vertreiben ließ, in der Ober-Lauſitz bekannt ward, indem die Hamburger dergleichen Waren von ihren daſigen Factorey-Handlungen verlangten, da dann die oberlauſitzer Weber eine Probe davon machten, welche ſo wohl gerieth, daß ſie vielen Beyfall fand, daher auch dieſe weißgarnige Leinwand noch bis jezt in Menge daſelbſt verfertigt wird. Die Engländer nennen ſolche Lagram und Dawla; und bey den Deutſchen heißt ſie darum weißgarnige Leinwand, weil ſie von weiß gebleichten Garne gemacht wird, wozu das Garn aus Mähren und Schleſien kommt. Sie hat ordinair in der Länge ein halbes Stück 56, und ein ganzes 112 Ellen; die Breite iſt 5½ Viertel; der Preis iſt das halbe Stück von 3⅔ bis 7 Rthlr., und in Nummern von 6 zu 6 Groſchen ſteigend. c) Die dritte Art von weißen leinenen Waren, welche in der Ober-Lauſitz fabricirt werden, iſt der weiße Zwillich, von verſchiedener Güte; und d) der weiße Damaſt, welcher theils zu Tafelzeug, theils zu Bettzeug gebraucht, und insgemein auch Gezogenes genannt wird; ſ. Th. VIII, S. 654, f. Nebſt dieſen ſchönen weißen Leinen-Waren, finden ſich auch e) allerley ſchöne bunte Leinen-Waren in der Ober-Lauſitz. Dahin gehören: (α) Die blau und weiße, ingl. roth- und weiß-geſtreifte, gemodelte und geblümte Leinwand, welche inſonderheit nur in Lauban, und zwar webenweiſe, verfertigt wird, wovon vornehmlich die roth- und weißſtreifige, wozu ächtes rothes türkiſches Garn genommen wird, vor andern ſchön und berühmt iſt. Andere Arten von bunter Leinwand werden auch in Herrnhut, Löbau, Ober-Cunnersdorf und Ebersdorf, gemacht. (β) Die buntſtreifig leinenen Schnupftücher, welche, nach Beſchaffenheit der

Größe

Größe und Güte, das Dutzend 3 bis 4 Rthlr. koſten, werden in Lauban und Löbau gemacht. (γ) Blau und weißer Zwillich, wird meiſtens um Zittau verfertigt. (δ) Blau und weißer, wie auch grau und weißer Damaſt, welchen die ordentlichen Damaſt-Weber machen, und der insgemein zu Bett-Zeug gebraucht wird. (ε) Die ſchönen Kaffe-Tücher, deren ebenfalls bereits im VIII Th., S. 656. Erwähnung geſchehen iſt. (ζ) Die buntſeidene ſtreifige Leinwand, welche überaus fein ausſieht, und inſonderheit zu Bett-Ueberzügen, auch zu Frauenzimmer-Kleidung, zu gebrauchen iſt; wohin auch die im Ganzen gewirkten dergleichen ſeiden-leinenen Schürzen, ingl. die ſehr feinen Schnupftücher gehören, wovon man das Stück von 16 Groſchen bis zu 1 Rthlr. 12 Gr. haben kann, und welche ſeidene Leinwand-Manufactur hauptſächlich in Lauban und Löbau florirt.

Eine andere ſchöne Manufactur, welche man in der Lauſitz findet, iſt

3. die Leinwand-Druckerey. Es hat dieſe Kunſt eigentlich in der Ober-Lauſitz, und zwar in der Sechsſtadt Lauban, vor ungefähr 50 Jahren, den Anfang genommen, wo ſie auch izt in der größten Flor iſt. Anfangs wurde die Leinwand nur mit einfachen Farben, und zwar ſchön blau und weiß, gedruckt, jezt aber druckt man auch mit doppeltem Grunde (à double fond) mit verſchiedenen Farben, welche Waren ungemein ſchön ausſehen, und theils zu Kleidung, theils zu Tapezierung der Zimmer, gebraucht werden. Siehe auch im LXV Th., S. 635.

4. Die Barchent-Weberey, wird in Budiſſin ſtark getrieben.

5. Feines leinenes Loth-Garn, wird zwar in der Ober-Lauſitz verfertigt und geſponnen, iſt aber nicht ſowohl den inländiſchen Manufacturiers zur

Ver-

Verarbeitung, als vielmehr zur Ausfuhre und zum Verkehr dienlich.

6. Leder-Manufacturen, in Budiſſin, wo das ſchöne rothe Kalb-Leder, die rauchen Kalb-Leder von allerley Farben, wie auch Corduan, bereitet werden.

7. Die Glas-Hütte zu Rauſcha.

8. Die Eiſen-Hämmer und Gieß-Hämmer zu Wehrau, Kreba, Boxberg, Neuhammer, Burghammer.

9. Die Wachs-Bleiche zu Groß-Hennersdorf bey Zittau.

10. Die Papier-Mühlen zu Budiſſin und Moyß, bey Görlitz; ferner zu Zittau, Peitz, Muskau, Sagan, Wehrau und Wingendorf.

11. Die Pulver-Mühle zu Budiſſin.

12. Verſchiedene, um der Wollen-Manufactur willen, an verſchiedenen Orten befindliche Walk-Mühlen, Schwarz- und Schön-Färbereyen.

13. Verſchiedene Gattungen von thönernem Geſchirre und Arbeit, als: Ofen-Kacheln, Oefen, Krüge, Milch-Gefäße, Töpfe, Schüſſeln, Teller ꝛc. welche aus dem in dieſem Lande befindlichen Thone, an verſchiedenen Orten, und von verſchiedenen Farben und Faßon, verfertiget werden; ingleichem Tobaks-Pfeifen, die an verſchiedenen Orten, inſonderheit in Königsbrück, aus dem bey Bernſtadt, Oſtritz, Hirſchfelde, Seidenberg und andern Orten gegrabenen weißen Thone gemacht werden.

14. Bretter und Schindeln, die in den lauſitzer Waldungen, vornehmlich in der görlitzer Heide, geſchnitten werden.

15. Die in allen Städten ſowohl, als auf dem Lande, ſtark gehende Bierbrauerey und Brannt-wein-Brennerey.

Mit

Mit den jezt erwähnten Manufacturen und Fabriken ſowohl, als ihren Natur-Producten, treibt die Lauſitz einen beträchtlichen Handel in fremde Lande. 1) Der Tuch-Handel, welcher unter allen der älteſte iſt, hat eigentlich durch die Verbothe wider den Ausſchnitt ſeinen Anfang genommen, wie denn auch noch heut zu Tage, inſonderheit in Görlitz, nicht allen Tuch-Machern, ſondern nur einigen wenigen, der Ausſchnitt zugelaſſen iſt. Er iſt zwar zu verſchiedenen Mahlen durch Kriegs-Unruhen, als: den Huſſiten-Krieg, dreißigjährigen Krieg ꝛc. in einigen Verfall gerathen, doch hat er nach erfolgtem Frieden immer wieder zugenommen. Hauptſächlich war derſelbe noch in dem erſten Viertel dieſes (des 18ten) Jahrhunderts, da die niederländiſchen Tuch-Manufacturen bey Gelegenheit des ſpaniſchen Succeſſions-Krieges in Verfall geriethen, in überaus guter Flor, ſo, daß jährlich an 12 bis 14000 Stück Tuch allein aus Görlitz auſſerhalb Landes verführt wurden; des Debites der übrigen Städte in Ober- und Nieder-Lauſitz, und des Gewand-Schnittes in den Städten und auf den Märkten im Lande ſelbſt, nicht zu gedenken; allein ungefähr ſeit 1724, iſt dieſer Handel nach und nach, und hier und da ziemlich gefallen, wovon die Urſachen theils in den, in andern Ländern häufig entſtandenen Tuch-Manufacturen, wohin ſich einige Tuch-Manufacturiers gezogen haben, theils in den, in vielen Land-Städtchen der Ober-Lauſitz ſelbſt angelegten Manufacturen, hauptſächlich aber in der Sperrung des lauſitzer Tuch-Handels nach Böhmen und andern oeſtreichiſchen Erb-Landen, und dem daſelbſt auf die Einfuhre der lauſitzer Tücher gelegten ſtarken Impoſte, zu ſuchen ſind. Indeſſen iſt, dem allen ungeachtet, doch ein guter Vertrieb mit lauſitzer Tüchern auf den leipziger, naumburger, frankfurther und breslauer Meſſen, wie auch auf

den meißniſchen, ſchleſiſchen und brandenburgiſchen Jahrmärkten. Man findet noch inſonderheit in der Ober-Lauſitz anſehnliche Tuch-Handlungen, als: in Görlitz, Lauban ꝛc. Der zweyte beträchtliche Handel in der Lauſitz, iſt 2) der Leinwand-Handel, welcher ſchon, und zwar in der Ober-Lauſitz, vor 300 und mehrern Jahren entſtanden iſt. Anfangs waren zwar die daſigen Leinwand-Händler nur Commiſſionairs und Factore der Fremden, und beſonders der Nürnberger; allein nach dem weſtphäliſchen Frieden fiengen ſie auch ſelbſt an, in fremde Länder zu handeln. Zuerſt machten ſie einen guten Abſatz mit der Garlic-Leinwand, wie auch mit der Lagram und Dawla, oder der weißgarnigen Leinwand, nach Engelland, wohin ſolche auch noch bis izt gehen. Nachdem aber hierauf die vielen andern, oben erwähnten Arten von bunter Leinwand, ingleichem die Damaſte, aufkamen, breitete ſich dieſer Handel immer weiter aus, ſo, daß der lauſitzer Leinwand-Handel heut zu Tage nach Engelland, Holland, Italien, Spanien, und bis nach Portugal geht, und in ſehr guter Flor ſteht. Die größten und berühmteſten Handlungen aber findet man in der Ober-Lauſitz, als: zu Budiſſin, Görlitz, Zittau, Lauban, Löbau ꝛc. 3) Der Strumpf-Handel in Budiſſin, iſt vormahls ſtärker, als izt, nach Rußland, Siebenbürgen, Pohlen und ins Reich, gegangen, indeſſen noch gegenwärtig gar beträchtlich. 4) Was den Leder-Handel betrifft, ſo wird von dem baußner Corduan, rothen Leder und rauhen bunten Leder, gleichfalls ein Anſehnliches auf die Meſſen verſendet. So wird auch 5) viel Schreib-Papier, beſonders von den Mühlen zu Peitz, Muskau und Zittau, auſſer Landes, und zwar nach Schleſien und dem Brandenburgiſchen, verſendet. Ferner verdient 6) der Eiſen-Handel, welcher auf den Eiſen-Hämmern nicht allein mit Schmiede-Eiſen, Schie-

nen

nen ꝛc. ſondern auch mit allerley andern Eiſen-Waren; und auf den Gieß-Hämmern mit Ofen-Platten, Töpfen und Tiegeln, getrieben wird, angemerkt zu werden. In Groß-Hennersdorf bei Zittau, und in der Nieder-Lauſitz bey Sorau, iſt 7) ein guter Wachs-Handel, und zwar hauptſächlich mit gezogenem Wachſe und mit Wachs-Lichtern, die bis nach Rom verführt werden. Auch die Natur-Producte ſelbſt geben, ſowohl in ihrem rohen, als auch nur einiger Maßen zubereiteten Zuſtande, einen anſehnlichen Theil des lauſitzer Handels ab. 8) Von dem Getreide, welches die Lauſitz gewinnt, geht ſehr viel nach Meißen und in das Brandenburgiſche; inſonderheit wird von dem lauſitzer Roggen, aus der wendiſchen Pflege, ſehr viel zu Samenkorn nach Sachſen verführt. 9) Von den lauſitzer Bieren, geht inſonderheit das muskauer ſtark nach Sachſen, und das kotbuſſer in das Brandenburgiſche, vornehmlich nach Berlin. 10) Von der Wolle, geſchieht zu Markliſſe, Bernſtädt, Budiſſin und Seidenberg, ein ſtarker Verkauf. 11) Von dem Handel mit lebendigem Viehe, iſt derjenige, den die Oberlauſitzer mit ihren gemäſteten Gänſen, um Martini, ſowohl zu Budiſſin auf dem daſigen wöchentlichen großen Feder-Markte, als auch mit ihren Nachbarn, treiben; ingleichem der Handel, welcher mit allerley Fiſchen, inſonderheit mit Karpen, aus der ganzen Ober-Lauſitz, Aalen von Ruhland und andern Orten, Krebſen und andern Fiſchen, ſowohl aus der Ober- als Nieder-Lauſitz, nach Dresden und Berlin getrieben wird, der beträchtlichſte. Dieſes ſind alſo die Waren, welche die Lauſitz ausführt, und damit einen guten Handel treibt.

Was die Einfuhre betrifft, ſo beſteht dieſelbe theils in rohen Materialien, deren die dortigen Manufacturiers und Fabrikanten zur Verfertigung ihrer

Wa-

Waren benöthigt ſind, und theils in allerley andern Waren, die zur daſigen Conſumtion nöthig ſind, womit ſie aber keinen Handel wieder auswärts treiben. Zu den rohen Materialien gehören hauptſächlich: a) die Wolle, welche beſonders die oberlauſitzer Tuch Macher ſehr häufig aus Schleſien von den breslauiſchen Märkten hohlen; ferner b) das Garn, wovon ebenfalls ſehr viel aus Böhmen, Mähren und Schleſien, nach der Lauſitz kommt; ingleichem c) die Röthe, welche die Tuch-Macher und Strumpf-Stricker brauchen, und gleichfalls aus Schleſien hohlen, nebſt andern d) Farbe-Materialien, als: Indig, Waid, Cochenille, Schmack (Sumach), welche von den leipziger Meſſen gehohlt werden. Endlich gehören noch hierher: e) die Seide; f) das türkiſche Garn, und g) die Baumwolle, deren die Manufacturiers der ſeidenen Leinwand, Barchente ꝛc. benöthigt ſind, und welche ſie von den leipziger Meſſen mitnehmen. Zu denjenigen Waren, welche daſelbſt conſumirt werden, kann man a) allerley ſeidene und wollene Waren, goldene und ſilberne Treſſen und Spitzen, Neſſeltuch und dergleichen weiße feine Waren, wie auch weiße und ſchwarze Spitzen, rechnen, welche Waren die Lauſitzer größtentheils alle aus Leipzig hohlen; und man findet ſowohl in allen oberlauſitziſchen Sechs-Städten, als auch in den niederlauſitziſchen Kreis-Städten, dergleichen Waren zum Verkauf, obwohl an einem Orte mehr, als an dem andern, und ſind beſonders die beſten Handlungen mit dergleichen Waren in Budiſſin, Görlitz, Zittau und Lübben anzutreffen. Ferner gehören dahin b) die Specerey-Drogueren- und Apotheker-Waren, welche die oberlauſitzer Kaufleute ebenfalls aus Leipzig, die niederlauſitzer aber zum Theil aus Frankfurth an der Oder, Berlin und Hamburg, erhalten. c) Die Weine betreffend, welche die Lauſitzer von auswärts erhalten,

ten, ſind die ungariſchen aus Schleſien, und die Rhein- und Franken-Weine aus dem Reiche, womit aber überhaupt kein großer Handel getrieben wird, weil die Stadt-Magiſtråte allein das Recht haben, auf ihren Raths-Kellern Wein zu ſchenken. Endlich gehören auch noch zu den eingehenden Waren d) allerley Getreide und Garten-Früchte, als: Korn, Gerſte, Weizen, Hopfen, welcher ſtark aus Böhmen zugeführt wird, ſonderlich nach Zittau und Budiſſin; ingleichem verſchiedenes grünes Garten-Gewächs, welches aus Schleſien kommt. Aus allen dieſem erſieht man, daß die lauſitzer Ausfuhre die Einfuhre noch bey weitem überſteigt; und ſo lange es dabey erhalten wird, die Lauſitz zu allen Zeiten ein geſegnetes Land ſeyn und bleiben wird. Denn, ob zwar die Lauſitz mit keiner großen Meſſe und mit Haupt-Handelsplätzen verſehen iſt, ſo iſt doch beſonders in Zittau, auf dem daſigen Leinwand-Hauſe, alle Wochen Freytags ein großer Leinwand-Handel, wohin die görlitzer und laubaner Leinwand-Händler zum Einkauf reiſen. Auſſerdem wiſſen ſich auch die lauſitzer Kaufleute mit ihren Tüchern und ihrer Leinwand, die leipziger, beyden frankfurther, naumburger, braunſchweiger und breslauer Meſſen ſowohl zu Nutze zu machen, daß alle oben angegebene Tuch- und Leinwand-Handlungen, beſagte Meſſen beſuchen, und einen anſehnlichen Debit ihrer Waren auf denſelben machen; der vielen Verſendungen nicht zu gedenken, welche viele Leinwand-Handlungen von Hauſe aus in fremde Länder beſorgen, und welche gar nicht einmahl die Meſſen beſuchen, dergleichen einige in Budiſſin, Görlitz, Zittau und Löbau, ſich befinden.

Die Ober-Lauſitz beſteht, bereits erwähnter Maßen, aus zwey Haupt-Kreiſen, dem budiſſiner, und dem görlitzer, wovon ſich jeder wieder in 3 Land-Kreiſe abtheilt; nähmlich: der erſtere in den budiſſiner,

ſiner, oder baußner, löbauer und camenzer, der leztere aber in den görlitzer, zittauer und laubaner. In jedem Haupt-Kreiſe giebt es auch beſondere Land-Stände, welche aus zwey Ständen, als: 1. dem Stande des Landes, und 2. dem ſtädtiſchen Stande, wovon jeder einzelne eine Stimme hat, beſtehen. Beyde zuſammen genommen heißen eigentlich Landes-Stände, oder die Stände von Land und Städten; ungeachtet man auch den erſten Stand, mit Ausſchluß der Städte, im gemeinen Leben die Land-Stände zu nennen pflegt; ſiehe Th. LXII, S. 233.

A. Unter dem Nahmen Land oder Land-Stände, welche drey Claſſen haben, begreift man 1) die Herren (Dynaſtae), worunter die Beſitzer der Standes-Herrſchaften verſtanden werden, die auch eigene Vaſallen haben, und in ihren Herrſchaften eine Art von Ober-Gerichtbarkeit haben. Dergleichen ſind im budiſſiner Kreiſe: die Standes-Herrſchaften Hoyerswerda und Königsbrück; im görlitzer Kreiſe die Standes-Herrſchaften Muskau und Seydenberg. 2) Die Prälaten, nähmlich: im baußner Kreiſe, der Dechant zu Budiſſin, und die Aebtiſſinn zu Marienſtern; im görlitzer aber die Aebtiſſinn zu Marienthal. Der Dechant von Bautzen nennt ſich, jedoch ohne ausdrückliche Einwilligung des Kurfürſten von Sachſen, noch, wie ehedem, einen geiſtlichen Adminiſtrator des Biſthumes Meißen und in den beyden Lauſitzen. Wegen der evangeliſchen Unterthanen, die das Dom-Capitel hat, muß es einen lutheriſchen Syndikus in ſeinen Gerichten haben, und der Dom-Propſt iſt ebenfalls evangeliſch-lutheriſch, und Mitglied des Capitels zu Meißen. Die Klöſter haben auch zu Kloſter-Vögten anſäſſige oberlauſitziſche Lutheriſche von Adel, welche in ihrem Nahmen auf den Land-

Ta-

Tagen erſcheinen. 3) Die Claſſe der Ritterſchaft beſteht theils aus Grafen, Freyherren (Baronen) und Edelleuten, die keine Standes-Herrſchaft beſitzen. Die Mannſchaft hingegen, oder die Bürger, welche Beſitzer von Lehen- oder andern adelichen Gütern ſind, haben nicht das Geringſte in Landes-Angelegenheiten zu ſprechen, ſondern müſſen ſich nach dem, was die Land-Stände beſchließen, richten. Alle im deutſchen Reiche geduldete Religionen können in der Ober-Lauſitz adeliche Güter erwerben, doch mit der Einſchränkung, daß er turnierfähig ſeyn muß, wenn er mit Sitz und Stimme auf dem Land-Tage erſcheinen will. Die Ritter-Güter in der Ober-Lauſitz ſind faſt alle Lehn-Güter, nähmlich freye, hingegebene Lehne, Feuda oblata, wegen obgedachter freywilliger Unterwerfung, die mit keinen Laſten und Dienſten belegt ſind; und in vielen können die Frauen, nach Abſterben des Manns-Stammes, folgen, ſo daß es uneigentliche Lehne, Feuda impropria, ſind. Ueberhaupt kann jeder Vaſall ſein Lehn-Gut aus freyem Willen, ohne Einwilligung des Lehns-Herrn und der geſammten Hand, verſchenken, verpfänden, vertauſchen und verkaufen, wenn es nicht auf dem Fall ſteht. Zu den Lehns-Vorrechten der Ober-Lauſitz gehört auch, wenn das Lehn auf den Fall kommt, der Vorritt, welchen ein adelicher Beſitzer, nach dem vom Kaiſer Ferdinand I. am 21. Febr. 1544 ertheilten Privilegio, machen muß, wenn er keine männliche Leibes-Erben hat, und ſein Lehn veräuſſern will. Er muß, nach dieſem Privilegio, ſo jung, geſund und ſtark ſeyn, daß er in ſeinem Küraß von der Erden auf ein hengſtmäßiges Pferd ſitzen mag. Wenn er daſſelbe vor dem Land-Vogte oder deſſen Stellvertreter erzeigt, ſo hat er alsdann auch die Macht, ſeine Güter zu verkaufen, welche übrigens aber dadurch weder in Erbe noch Allodium verwan-

delt werden (*). Was übrigens das Lehnsweſen betrifft, wird nach der vom Kurfürſten Johann Georg I. im J. 1652 ertheilten Verordnung verhandelt. Der landtagsfähige Adel, welcher Ritter-Güter beſitzt, wird theils wegen eines Privilegii durch beſondere Schreiben zu den allgemeinen Bewilligungs-Landtagen eingeladen, z. B. die Beſitzer von Baruth, Elſter, Näſchwitz, Pulsnitz und Ruhland, ſo wie die Beſitzer von Schadewalde, Schwerdta und Zſochau, durch ein gemeinſchaftliches Schreiben, zum Landtage ausgeſchrieben werden; theils geſchieht dieſes durch Circular-Briefe.

B. Die Sechs-Städte (Vrbes primariae ſeu Hexapolin conſtituentes) haben ihren Nahmen von ihrer 1337 gemachten Vereinigung erhalten. Drey derſelben, nähmlich: Budiſſin, Camenz und Löbau gehören zu dem bautzner Kreiſe, und die übrigen, Görlitz, Zittau und Lauban, zum görlitzer. Sie heißen auch die Sechs Weichbilder, und machen den zweyten Stand des Landes aus. Bautzen, Zittau und Görlitz heißen die vorgehenden, und die übrigen drey, die nachgehenden Städte. Sie genießen viele anſehnliche Privilegien, obgleich ſolche zum Theil durch das Land ſehr geſchwächt werden, z. B. das Privilegium, daß auf dem Lande keine Handwerker angeſetzt werden ſollen, das Bier-Meilenzwangs-Recht ꝛc. welche Beeinträchtigungen oft große Streitigkeiten mit der Landſchaft verurſachet haben, unter welchen der Brau-Urbar-Proceß, welcher ſeit mehr als

(*) Den erſten Vorritt that am 5. Febr. 1626, auf dem Schloſſe Ortenburg zu Budiſſin, wo ſie jedesmahl geſchehen müſſen, Asmus v. Gersdorf auf Holſcha. Man vergleiche hier eine Abhandlung, u. d. T. Ueber einige Lehnsprivilegia des Markgrafthums Ober-Lauſitz, beſonders über das Privilegium des Vorritts ꝛc. von Carl Wilh. Aug. Hering, Budiſſ. 1777, 4.

als 100 Jahren zwiſchen Land und Städten geführt wird, der wichtigſte iſt. Da die Sechsſtädte den zweyten Stand des Landes ausmachen, ſo folgt daraus, daß ohne ihren Beytritt in allgemeinen Landes-Angelegenheiten keine Landtags-Schlüſſe gemacht, oder einige allgemeine Landes-Abgaben bewilligt und feſtgeſetzt werden können. Es ſenden daher dieſelben zu den Landes-Verſammlungen ihre Deputirten, nämlich: einen Syndikus, einen Rathsherrn und den Protonotarius von Bautzen: zwey Raths-Herren von Zittau; zwey von Görlitz, und einen aus jeder der drey übrigen Städte; allein auf dem görlitzer beſondern Land-Tage, welcher jedesmahl am h. Drey-Königs-Tage anfängt, dürfen nur Görlitz, Zittau und Lauban erſcheinen. Die Stände der erſten Claſſe theilen ſich, wie im Kurfürſtenthum Sachſen, 1) in den engen Ausſchuß, zu welchem der Land-Vogt oder deſſen Stell-Vertreter, die vier Landes-Herrſchaften, der Dechant zu Bautzen, der Landes-Hauptmann, die zwey Amts-Hauptleute, die vier Landes-Aelteſten der beyden Kreiſe, die zwey Kloſter-Vögte und der Landes-Beſtallte, welcher das Protokoll führt, gehören. Die Beſitzer von Seydenberg und Muskau haben die Freyheit, wenn ſie nicht ſelbſt erſcheinen, jeder ſeinen Deputirten zu ſchicken, der alsdann ſeinen Sitz unter den Landes-Aelteſten des görlitzer Kreiſes hat. 2) In den weiten Ausſchuß, welcher aus dem Gegen-Händler, dem Hof-Richter, 16 Deputirten der Ritterſchaft des baußner und 12 des görlitzer Kreiſes, beſteht; und 3) in die Ritter-Tafel, an welcher jeder Landtagsfähige adeliche Ritterguts-Beſitzer ſeinen Platz nehmen darf. An dieſer ſitzen auch noch der Land-Syndikus und Land-Secretair, ohne Sitz und Stimme, als landſtändiſche Officianten, wovon erſterer die landſtändiſchen Schriften und Ausarbeitungen verfertigt. Die geſammten Stände halten jährlich 3 Mahl zu Budiſſin,

biſſin, und zwar Oculi, St. Bartholom., und Eliſabeth, ihre auf feſtgeſetzte Tage beſtimmten willkürlichen Land-Tage, daher auch zu dieſen keine beſondere Ausſchreiben ergehen; die görlitzer aber noch beſonders in der h. Dreykönigs-Woche. Alle Jahr, oder, wenn die Landes-Nothdurft es erfordert, auch früher, werden die geſammten Stände von dem Kur-Fürſten durch das Ober-Amt zu den allgemeinen Bewilligungs-Landtagen zuſammen berufen, auf welche gemeiniglich zwey kurfürſtl. Commiſſarien mit den Propoſitionen, nebſt dem kurf. Hof-State, geſchickt werden. Gleiche Zuſammenberufungs-Ausſchreiben läßt das Ober-Amt, z. B. bey Huldigungen, Inſtallationen der Land-Vögte, Landes- und Amt-Hauptleute, oder ſonſt ſich nothwendig machenden Landes- oder Ausſchuß-Verſammlungen, auf Befehl des Landes-Herrn, und auch zur Abnahme der jährlichen Landes-Rechnung ꝛc. auf Anſuchen der Landes-Aelteſten, ergehen. Auſſerdem müſſen alle Schriften, über welche auf den Land-Tagen berathſchlaget werden ſoll, 14 Tage vor Eröffnung des Land-Tages, den vier Landes-Aelteſten zur Einſicht vorgeleget werden. Bey der Stimmen-Sammlung fängt der bautzner Kreis an; und wenn landſchaftliche Stellen, z. B. Landes-Aelteſten, beſetzt werden ſollen, ſo werden die Städte nicht mit zur Wahl gezogen, wohl aber bey den Wahlen der Oberamts- und Amts-Hauptleute.

Der Land-Vogt (Pfleger, Verweſer, Promarchio provinciae, Praeſes) wird als fürſtlicher Stell-Vertreter vom Kurfürſten ernannt, und ſoll, der urſprünglichen Verfaſſung nach, in Bautzen wohnen, welches izt nicht mehr ſchlechterdings nothwendig iſt, wenn er nur zu Land-Tagen und ordentlichen Gerichten ſich hier befindet. Er giebt ſeit 1420 den Ständen einen Revers, und erhält ſeit 1651 eine landes-

herr-

herrliche Beſtallung. Er hat ein großes Anſehen im Lande, ſchreibt ſich in allen Ausfertigungen: Wir ꝛc. und wird in den an ihn gerichteten Schriften Gnaden genannt. Die Vaſallen müſſen nächſt dem Landes-Herrn ihm den Eid der Treue ſchwören. Er beſtätigt die von den Land-Ständen erwählten Amts-Hauptleute zu Budiſſin und Görlitz, beſetzt die Officianten-Stellen bey dem Ober-Amte, worunter alle Stellen vom Ober-Amts-Kanzler an abwärts gehören, hat eigene Lehn-Leute, landvogteyliche Lehn-Bauern genannt, und andere Unterthanen, auch eigene Einkünfte, worunter die ſogenannte Rente verſtanden wird, welche vom Lande entrichtet werden muß. Die Erhebung derſelben geſchieht durch das Rent-Amt, welches auch einen Theil der Gerichtbarkeit über die landvogteylichen Lehn-Bauern und Unterthanen beſorgt. Aus dieſen Einkünften werden auch die Beſoldungen der Amts-Hauptleute und Kanzelley-Officianten beſtritten. Wenn der Land-Vogt abweſend iſt, ſo heißt der Beamte, der ſeine Stelle vertritt, welches gemeiniglich der Amts-Hauptmann zu Budiſſin iſt, Ober-Amts-Verweſer. In dem zwey Mahl vorgekommenen Falle, daß der Kur-Prinz Land-Vogt war, wie z. B. zuletzt Friedrich Chriſtian, von 1737 an. bis zum Antritt der Regierung, hat deſſen Stell-Vertreter den Titel Ober-Amts Hauptmann geführt; und wenn die Land-Vogtey unbeſetzt iſt, nennt man den Stell-Vertreter Ober-Amts-Verwalter. Der Land-Vogt hat, nach den im Receß beſtimmten Einſchränkungen, Einfluß in die innere Verwaltung des Landes, und hat den Vorſitz bey dem höchſten Gerichts-Hofe der Ober-Lauſitz, (welcher das hochlöbliche Ober-Amt und **Judicium ordinarium** der Hoch- und Wohlverordneten von Land und Städten genannt wird,) welcher 3 Mahl des Jahrs im Schloß Ortenburg

nahe bey Bautzen gehalten wird. Bey dieſem ſind Beyſitzer: der Landes-Hauptmann, der Ober-Amtmann von Bautzen, der Amts-Hauptmann von Görlitz, die vier Landes-Aelteſten, vier Abgeordnete des Adels aus beyden Kreiſen, und neun oder zehn andre aus den Sechsſtädten. Alle vor den Land-Vogt gehörige oder aus niedern Gerichts-Höfen abgerufene Sachen werden hier von ihm entſchieden; alle Urthel und Beſcheide fertigt er unter ſeinem Nahmen aus; und von dieſen kann nur an das kurf. geheime Conſilium zu Dresden appelliret werden.

Den Landes-Hauptmann wählt der Kurfürſt aus ſechs ihm vorgeſchlagenen adelichen Candidaten, wovon 3 aus dem budiſſiner und 3 aus dem görlitzer Kreiſe durch die Stände vorgeſchlagen werden. Er hat die landesherrlichen Einkünfte zu verwalten, und iſt dem Land-Vogte gewiſſer Maßen zur Seite geſetzt. Der Landes-Herr ernennt daher noch einen Gegen-Händler (Praefectus redituum), als des Land-Vogtes Gehülfen, welcher dem Landes-Hauptmanne nachrechnen muß. Der Kammer-Procurator, welcher ſeit 1756 ſeinen Eid bey dem geheimen Conſilio ablegt, wird vom Kurfürſten geſetzt. Der Amts-Hauptmann (Propraeſes, Praefectus iuridicus Budiſſinenſis) des bautzner, und der des görlitzer Kreiſes, wird von den Ständen eines jeden Kreiſes, von Land und Städten aus drey in die Wahl genommenen Candidaten gewählt, und entweder vom Landes-Herrn, oder, wenn ein Land-Vogt da iſt, von dieſem beſtätigt. An dieſe Amts-Hauptleute werden alle in beyden Aemtern eingehende Sachen gerichtet, und bey den Amts-Vorbeſchieden haben ſie die zwey Landes-Aelteſten und die Deputirten der drey Sechs-Städte eines jeden Kreiſes zu Beyſitzern, und als Officianten in Budiſſin die beyden Kanzler und den Ober-Amts-Secretair, in Görlitz aber, wo der

Amts-Hauptmann zugleich Hof-Richter des görlitzer Kreiſes iſt, hat er den Amts-Secretair zum Officianten. Beyde Amts-Hauptleute, als Chefs der Aemter, halten auch zu gewiſſen Zeiten ihre Sitzungen, welche man Vorbeſchiede nennt, und wobey vorhin genannte Perſonen die ordentlichen immerwährenden Beyſitzer ſind. Bey dieſen iſt noch zu bemerken, daß die Städte Löbau und Camenz, zur Erſparung der Koſten, ſeit langen Zeiten nicht mehr bey den Vorbeſchieden erſcheinen, ob ſie gleich dazu gehören. Hier wird in denjenigen Sachen und unter den ſtreitenden Parteyen, beſonders ſolchen, welche vorzugsweiſe vor das Ober-Amt gehören und die erſte Inſtanz daſelbſt haben, worunter ſich auch die drey Sechsſtädte des budiſſiner Kreiſes befinden, die Güte gepflogen und Recht geſprochen, auch über die aus den Aemtern und übrigen Unter-Gerichten im Lande durch Apellationen dahin gediehenen Sachen entſchieden. Die Beſcheide werden in des Land-Vogtes, oder, bey deſſen Ermangelung, in des Ober-Amts-Hauptmannes oder Ober-Amts-Verwalters oder Verweſers Nahmen, unter dem Zuſatze: „mit „Rath der verordneten Beyſitzer von Land und „Städten,“ eröffnet, und unter deſſen Siegel ausgefertiget. Wenn dawider an den Landes-Herrn appellirt wird, ſo ſtattet man deswegen an das geheime Conſilium zu Dresden Bericht ab, welches darauf über die Annahme oder Verwerfung der Appellation entſcheidet, im erſtern Falle die Acten, nach beendigten bey dem Ober-Amte gehaltenen Appellations-Verfahren, an das Appellations-Gericht zu Dresden zum Verſpruch abgiebt, und alsdann das daſelbſt abgefaßte Urthel an das Ober-Amt zur Eröffnung an die Parteyen vermittelſt Reſcriptes überſendet. Die Landes-Aelteſten werden von der Landſchaft eines jeden Kreiſes, der Landes-Beſtallte (Orator provinciae)

ciae) aber, der bey öffentlichen Angelegenheiten, im Nahmen der Land-Stände redet und das Protokoll führt, und den Land-Syndikus zum Beyſtande hat, wird von beyden Kreiſen gewählet. Der Leztere muß allemahl ein erfahrner Juriſt ſeyn. In öffentlichen Schriften werden die Stände der Ober-Lauſitz gemeiniglich mit dem Nahmen Land und Städte belegt, und darunter Prälaten, Adel und Sechs-Städte verſtanden.

Was die Gerichts-Pflege anbelangt, ſo muß man den ältern Zuſtand derſelben von dem gegenwärtigen unterſcheiden. Bey Anlegung der beyden Markgrafſchaften Lauſitz waren anfangs keine unmittelbare Gerichts-Stühle vorhanden, ſondern die Markgrafen, welche dem Könige im Nahmen aller Unter-Richter ſchwören, haben bey ihren eigenen Hulden, nicht aber bey Königs-Bann gedinget. Allein unter den fränkiſchen und ſächſiſchen Kaiſern finden ſich bereits Spuren, daß in der Mark Lauſitz gewiſſe Befehlshaber, Comites Palatini genannt, geweſen ſind, die hier und da im Lande ihre Rolande (*) gehabt, und dabey Gericht gehalten haben, deren z. B. Lambert von Aſchaffenburg, beym Jahre 1057 gedenkt. Nachher ſtand die Ritterſchaft der Ober-Lauſitz bis zu K. Siegsmund's Zeiten unter der Bothmäßigkeit gewiſſer Vögte oder Land-Richter, welche im Nahmen

des

(*) Die Rolande oder Rolands-Säulen, welche man noch in verſchiedenen Städten, auf dem Markte, oder bey dem Rathhauſe antrifft, geben Viele für eine vom Kaiſer Karl zum Andenken ſeines braven Generales Rutland errichtete Säule aus. Allein, dieſe Säulen, welche gemeiniglich einen Mann in Rieſen-Geſtalt, mit einem Schwerte in der Hand, vorſtellen, heißen eigentlich Ruland- oder Rugeland-Säulen, und ſind beweiſende Denkmähler der peinlichen Gerichtbarkeit, die dem Orte, wo ſie angetroffen werden, zuſteht, von dem alten Worte Rug, ein Gericht; daher führen ſie auch beſtändig das Richt-Schwert in der Hand.

des Regenten die Juſtiz verwalteten, und ihren Sitz in den Sechsſtädten hatten, wo ſie, mit Zuziehung des Raths-Collegii und den Schöppen, in bürgerlichen und peinlichen Sachen Recht ſprachen. Für die Bürger in Städten war ein eigener Richter, Erb-Richter genannt, verordnet. Dieſe beyden Richter hiengen von dem über das ganze Land geſetzten allgemeinen Land-Vogte ab. Auch verordnete K. Karl IV. ein beſonderes Feim-Gericht, worüber ſein Sohn K. Wenzel 1409 den Sechsſtädten ein Privilegium ertheilte, welches aber niemahls zur Wirklichkeit gekommen iſt. Als nun zu Anfange des 15ten Jahrh. unter der Regierung K. Siegmund, wegen der damahligen huſſitiſchen Unruhen, die über das Land geſetzten Vogteyen bey den Städten eingiengen, ſo wurden, an deren Statt, die Aemter Budiſſin und Görlitz errichtet, und denſelben von dem allgemeinen Land-Vogte der Sechsſtädte zwey Unter-Vögte, unter dem Nahmen Hauptleute, vorgeſetzt, wohin man nun auch die von der Ritterſchaft und Landſchaft aus ſämmtlichen ſtädtiſchen Weichbilden mit ihren Rechts- Lehns- Leibgedings- und Conſens-Sachen verwies. Doch wurden im budiſſiner Kreiſe die Land-Richter, bis zu der am 12. März 1562 von K. Ferdinand I. den ſämmtlichen Ständen verliehenen Obergerichts-Conceſſion, unverrückt beybehalten, und ſie haben, alten Nachrichten zu Folge, alle 14 Tage die Heiſch-Gedinge gefördert. Allein, mit gedachter Obergerichts-Begnadigung hörten die Land-Richter nebſt ihrer Gewalt über das Land-Gericht zu halten auf, und an ihre Stelle kamen die Hof-Richter, unter welchen Siegmund von Kottwitz auf Harta der erſte geweſen iſt.

In bürgerlichen Sachen oder bey dem Civil-Proceß, beruhete die Gerichts-Pflege bis zum 17ten Jahrh. auf bloßen Gewohnheiten, woraus denn endlich

lich die vom K. Matthias II. im J. 1611 beſtätigte, noch übliche, und am 1. Dec. 1612 publicirte Amts- und Gerichts-Ordnung entſtand, und welche eigentlich nur für das Ober-Amt und die beyden Aemter Budiſſin und Görlitz errichtet worden war.

Das Amt Budiſſin faſſet die 3 Land-Kreiſe Budiſſin, Löbau und Camenz, nebſt den adelichen Häuſern Tzſchochau, Schadewalde, Schwerta, Harthe, Oertmannsdorf, dem Städtchen Markliſſa, mit dem ganzen Queiß-Kreiſe in ſich, und hat ſeine Expedition auf dem Schloſſe Ortenburg zu Budiſſin. Unter das Amt Görlitz, welches auf dem Vogts-Hofe in Görlitz Gericht hält, gehören die übrigen 3 Land-Kreiſe, Görlitz, Zittau und Lauban; doch ſind die Lehnſchaften, Leibgedinge und Conſenſe der Güter Berthelsdorf, Burkersdorf, Groß-Hennersdorf, Höhnewalde nebſt Ober-Oderwitz und Spitz-Cunnersdorf, Althörnitz, Mittel-Oderwitz, Ober- und Nieder-Rennersdorf, ingleichem Ober und Nieder-Ruppersdorf, nebſt Antheil von Ober-Oderwitz davon ausgenommen, womit dieſe Güter zum Ober-Amte nach Budiſſin geſchlagen ſind. Die Markgrafſchaft Ober-Lauſitz hat auch das Privilegium de non evocando, daher auch von dem kurf. ſächſ. Appellations-Gerichte zu Dresden keine Klagen aus der Ober-Lauſitz, mit Uebergehung der beyden Aemter, als erſten ordentlichen Inſtanzen angenommen, und alle oberlauſitziſche Sachen aus dem geheimen Raths-Collegio nebſt der dazu gehörigen geheimen Kanzelley verhandelt und expediret werden.

Beyde Aemter ſind, bis auf einige Ausnahmen, die erſten Inſtanzen der beyden Kreiſe, und folglich dem Ober-Amte untergeordnete Gerichts-Stellen, welches nebſt dem Judicio ordinario die oberſte Inſtanz ausmacht, von welcher an den Landes-Herrn ſelbſt appellirt wird. Das Ober-Amt und Amt

Budiſſin haben einerley Perſonale, und die Expedition deſſelben dirigiren der Oberamts-Kanzler und Vice-Kanzler; bey dem Amte Görlitz hingegen geſchieht dies von dem Amts-Secretario. Das hohe Ober-Amt befindet ſich in Budiſſin, und vor daſſelbe gehören: 1) alle Lehns-, Conſens- und Leibgedinge-Sachen aus beyden Kreiſen, doch in Anſehung der bey dem Amte Görlitz zu Lehn rührenden Güter, wegen deren Verreichung das Amt Görlitz von dem Ober-Amte das Fiat einhohlen muß, nur Cognitionsweiſe; 2) alle Publica, ingleichem Polizey- und landesherrliche Jura betreffende Sachen, worüber dem Amte Görlitz in ſeinen Kreiſen ebenfalls zu wachen obliegt; 3) alle Fiſcalia; 4) die peinlichen Sachen wider die von Adel und andere eximirte Perſonen; 5) Dispenſations-Fälle, Mündigſprechen ꝛc. 6) Cauſae eccleſiaſticae et matrimoniales oder Kirchen- und Ehe-Sachen im budiſſiner Land-Kreiſe; 7) Klagen über die Aemter; 8) die Inſinuation aller Oberamts-Patente an alle und jede Vaſallen im budiſſiner Kreiſe, als auch im görlitzer, doch mit der Einſchränkung, daß das Ober-Amt die Patente an das Amt Görlitz zur Inſinuation einſendet. An die Standes-Herrſchaft und Sechsſtädte geſchehen die Inſinuationen vermittelſt beſonderer verſchloſſener Schreiben. Das Judicium ordinarium, deſſen Urſprung in das 16te Jahrh. fällt, wo König Uladislaus die Erhohlung des magdeb. Rechts 1504 nachdrücklich unterſagte, iſt hingegen das eigentliche Appellations-Gericht dieſer Provinz, und wird jährlich nur 3 Mahl auf dem Schloſſe Ortenburg bey Budiſſin gehalten. Es ſteht unter der Direction des Land-Vogtes, oder in deſſen Abweſenheit, unter dem jedesmahligen Amts-Hauptmann zu Budiſſin, als Vicarius perpetuus des Land-Vogtes, welcher das Votum deciſivum dabey hat. Die Beyſitzer dieſes Gerichtes ſind: der Lan-

des-

des⸗Hauptmann, die beyden Amts⸗Hauptleute, die 4 Landes⸗Aelteſten, 6 Deputirte der Landſchaft, und 9 aus den Sechsſtädten. Die Leztern referiren die vorkommenden Sachen, und der Oberamts⸗Kanzler und der Vice⸗Kanzler nebſt dem Oberamts⸗Secretario, welche ebenfalls bey den Sitzungen gegenwärtig ſind, haben die Co⸗Referate.

Außer dieſen kurfürſtl. Aemtern befindet ſich in jeder Sechsſtadt ein beſonderes Stadt⸗Gericht, welches ſich nicht nur in bürgerlichen, ſondern auch in peinlichen Sachen auf ihre Jurisdictions⸗Verwandten, und nach Beſchaffenheit auch auf die zur Stadt gehörigen Güter erſtreckt. Unter den Standes⸗Herrſchaften budiſſiner Kreiſes ſteht die Herrſchaft Hoyerswerda oben an, welcher die Herrſchaft Königsbrück folgt. Erſtere iſt durch ein allerhöchſtes Reſcript 1737, mit allen Ein⸗ und Zugehörungen als ein zu keiner Zeit zu veräuſſerndes Domainen⸗ und Kammer⸗Gut mit der kurf. Rent⸗Kammer zu Dresden gänzlich und auf ewige Zeiten vereinigt worden. Im görlitzer Kreiſe befinden ſich: die Herrſchaft Muskau, bey welcher, zu Dirigirung der Juſtiz⸗Sachen, ein adelicher Hof⸗Richter und ein bürgerlicher Hofgerichts⸗Beyſitzer angeſtellt ſind; und die Herrſchaft Seydenberg, wo die Verwaltung der Juſtiz einem Amts⸗Directori promoto anvertrauet iſt.

Zur Beſorgung der Unmündigen⸗Angelegenheiten unter dem Lande, ſind 1659 zwey adeliche Waiſen⸗Aemter, eins im budiſſiner, das andere im görlitzer Kreiſe, errichtet worden, deren jedes aus 3 Beyſitzern eines jeden Kreiſes beſteht, welchen in Budiſſin der jedesmahlige Land⸗Syndikus, in Görlitz aber ein anderer Rechtsgelehrter adjungirt iſt. Die Richtſchnur derſelben iſt die vom Kurf. Johann Georg II. beſtätigte Waiſen⸗Ordnung v. 23. Febr. 1659.

Zu Budiſſin und Görlitz befindet ſich auch ein Hof-Gericht, welches ſich ſo oft verſammelt, als die Nothdurft es erfordert, in Civil-Sachen die Executionen, Subhaſtationen ꝛc. vollſtreckt, beſondere Ceremonien hat, und bey offenen Thüren gehägt wird. Im budiſſiner Hof-Gerichte führt der Land-Vogt, oder deſſen Vicarius, das Directorium; und bey demſelben iſt ein beſonderer Hof-Richter aus dem Mittel der budiſſiner Stände verordnet, nebſt 3 dergleichen Beyſitzern, und 1 Actuarius. Vor daſſelbe gehören vorzüglich die peinlichen Proceſſe wider die von Adel und andere eximirte Perſonen aus der ganzen Markgrafſchaft; im görlitzer Hof-Gerichte hingegen vertritt, wie bereits gedacht worden iſt, der Amts-Hauptmann die Stelle eines Hof-Richters, ſo oft es nöthig iſt.

In Anſehung der geiſtlichen Gerichtbarkeit, hat die Ober-Lauſitz ebenfalls ihre ganz eigene Verfaßung. Das Ober-Amt verwaltet über alle augsburgiſche Confeſſions-Verwandte das dem Landes-Herrn zuſtehende geiſtliche Recht; einige dem Amte Görlitz in ſeinem Kreiſe vorbehaltene Fälle ausgenommen, ertheilt daher bis auf gewiſſe Grade, worüber es an das geheime Conſilium zu Dresden berichtet, Diſpenſationen, und entſcheidet in Ehe- und andern geiſtlichen Sachen. Doch haben auch in dieſem Stücke die Standes-Herrſchaften und Sechsſtädte, in Rückſicht ihrer Jurisdictions-Verwandten, hin und wieder vor andern Vaſallen große Vorzüge und Actus poſſeſſionis für ſich. So hat, z. B. die Standes-Herrſchaft Muskau, vermöge eines Privilegii, ein förmliches Conſiſtorium, das einzige in der Ober-Lauſitz, bey welchem alle in der Standes-Herrſchaft vorfallende geiſtliche und Ehe-Sachen in erſter Inſtanz verhandelt, und die Prediger examinirt und ordinirt werden. Von dieſem Conſiſtorio appellirt man

man an das Ober-Amt. Eben ſo üben auch die Sechs-Städte ihre hergebrachte geiſtliche Gerichtbarkeit, ſowohl über die geiſtlichen Perſonen in Civil- und Criminal-Fällen, als auch überhaupt in Ehe- und Deſertions-Sachen, in der erſten Inſtanz, und die Verwaltung ihrer Kirchen und Stiftungen aus. Das Jus patronatus hingegen üben alle Obrigkeiten, womit ſie in der Regel, wenige ausgenommen, insgeſammt beliehen ſind, ohne fremdes Einreden aus. Die Prüfung und Ordination ihrer zum Predigt-Amte berufenen Candidaten muß jedoch in einem der drey kurfürſtl. Ober-Conſiſtorien in Sachſen geſchehen, deſſen Wahl gemeiniglich den Candidaten ſelbſt überlaſſen iſt. Ueber die Römiſch-Katholiſchen übt der Dechant zu Budiſſin, der gewöhnlich den Titel eines Biſchofes in den Landen der Ungläubigen (Episcopus in partibus infidelium,) z. B. der jezige Biſchof von Danaben, vom Papſte erhält, Conſiſtorial-Rechte aus. Bis zum J. 1560, war das Dom-Capitel zu Budiſſin, als ein Collegiat-Stift, dem Biſthume Meißen untergeordnet; allein, da Johann IX., Biſchof von Meißen, 1560 die lutheriſche Lehre annahm, ſo erklärte Kaiſer Ferdinand I. daſſelbe für unabhängig (*).

Nach der alten Lehns-Verfaſſung, mußte auch in der Ober-Lauſitz der Adel Ritter-Dienſte bey vorfallenden Kriegen leiſten, welche aber nicht genau beſtimmt waren. Daher machte ſich die Ober-Lauſitz, durch einen zwiſchen K. Ferdinand I. und den Ständen, 1550 geſchloſſenen Vertrag, zu 173 Ritter-Pferden verbindlich, wovon die Ritterſchaft des budiſſiner

(*) Etwas von der Gerichts- und Rechtsverfaſſung des Markgrafthums Ober-Lauſitz, beſonders denen Chefs der beyden Aemter Budiſſin und Görlitz, von Gottl. Jerem. Behrnauer, Amtsſecretair. Görlitz, 1779, 4.

diſſiner Kreiſes 91½, und die des görlitzer 81½, übernahm.

Vermöge verſchiedener alten Privilegien, hat die Markgrafſchaft an die Landes-Herrſchaft nichts zu entrichten, als was die Landſtände von Zeit zu Zeit bewilligen. Die **Abgaben** entrichtet Ober-Lauſitz gemeiniglich nach dem Verhältniſſe von 261,078 gangbaren Schocken; ſie hat aber keine Quatember, indeſſen erſetzen die Stände dieſe, gegen die gebräuchlichen Reverſalien, immer von 5 zu 5 Jahren, durch andere Steuern, welche, nach altem Gebrauche, freywillige und gutherzige Bewilligungen genannt werden, auf den großen Bewilligungs-Landtagen. So wurden z. B. auf dem Land-Tage 1780, bewilliget: 1) 35,970 Rthlr. 5 Gr. 4 Pf. Kammer-Hülfsgelder; 2) die dopelte Bier-Steuer an 9 Gr. 4 Pf. von jedem Viertel dresdn. Gebindes; 3) der Stämpel-Impoſt von Papier und Spiel-Karten, nach dem Ausſchreiben vom J. 1749; 4) 333 Rhlr. 8 Groſchen jährliche Beyhülfe vom Straßenbau; 5) 50,000 Rthlr. ordinaire, und 50,000 Rthlr. extraordinaire Miliz-Gelder; 6) 500 Rthlr. jährl. Landtags-Aequivalent; 7) 300,000 Rthlr. Don gratuit, auf alle 5 Jahre 1781 bis 1785; 8) 600 Scheffel Korn, und 600 Scheffel Haber, jährlich in das Magazin zu Budiſſin; und 9) 4000 Rthlr. jährlich Perſonenſteuer-Aequivalent; und dieſe Bewilligung iſt im J. 1785, ohne Haltung eines großen Land-Tages, da die Land-Stände ſolchen für diesmahl, zu Erſparung der Koſten, verbaten, auf die 5 Jahre bis 1790 wiederhohlt worden. Dieſe dem Landes-Herrn bewilligte Entrichtungen, und ſonſt vorfallende allgemeine Landes-Ausgaben, werden nach einem gewiſſen Maßſtabe, die Quote genannt, unter Land und Städte, und bey erſtern wie-

der unter die beyden Kreiſe, und bey leztern unter die Sechsſtädte, vertheilet.

Der gegenwärtig übliche **Vertheilungs-Fuß**, nach welchem das **Land** acht, und die **Städte** ſieben **Theile** tragen, iſt aus einem zwiſchen dem Lande und Städten, im J. 1571, bey einer damahls bewilligten Türken-Steuer von 15,000 errichteten Vergleiche, entſtanden. Denn, obſchon dieſer Vergleich nur auf die damahligen 3 Bewilligungs-Jahre gieng, ſo iſt doch dieſer Maßſtab bis izt noch immer beybehalten, und nur in Anſehung der Natural-Präſtationen durch ein landesherrl. Reſcript im J. 1775 einſtweilen eine Abänderung getroffen worden, dergeſtalt, daß bey dergleichen Präſtationen die Städte $\frac{6}{15}$, und das Land $\frac{9}{15}$ trägt.

Nach jener noch beſtehenden Geld-Quote giebt alſo, wenn die ganze Markgrafſchaft 1000 Rthlr. zu entrichten hat, hierzu

das Land	552 Rthlr.	7 Gr.	5 Pf.
die Städte	447 =	16 =	7 =

und zwar

zu den 552 Rthlr. 7 Gr. 5 Pf. des Landes

der budiſſiner Kreis	313 Rthlr.	17 Gr.	4 Pf.
der görlitzer Kreis	238 =	14 =	1 =

und zu dem Antheil der Städte

Bautzen	106 Rthlr.	4 Gr.	— Pf.
Görlitz	158 =	8 =	7 =
Zittau	108 =	12 =	— =
Lauban	28 =	— =	— =
Camenz	24 =	12 =	— =
Löbau	22 =	4 =	— =

Zu Aufbringung der zu den landesherrlichen Bewilligungen und übrigen öffentlichen Ausgaben nöthigen Summen, ſchreiben die Land-Stände beyder Kreiſe und die Räthe in den Sechsſtädten, in einigen mit Zuziehung der Bürgerſchaft, alle Jahre Anlagen

und

und Abgaben aus, welche an die Land-Steuer-Caſſen zu Budiſſin und Görlitz, und an die ſtädtiſchen Steuer-Caſſen, abgeführt werden. Die Haupt-Abgabe hat, ſeit dem J. 1567, die Benennung **Rauch-Steuer**, weil man damahls die bewilligten Summen auf die Wirthe und Häuſer in den Städten und auf dem Lande vertheilte. Die Ritterguts-Beſitzer haben auf ihren herrſchaftlichen Beſitzungen keine Rauch-Steuern, dafern nicht eingegangene Unterthanen-Güter dazu geſchlagen worden ſind, ſondern entrichten ihren Beytrag unter dem Nahmen **Mund-Gut**, oder **Mundguts-Steuern**. Auſſer dieſer Haupt-Steuer wird von den Land-Ständen eine auſſerordentliche Anlage- und Gewerbe-Steuer jährlich erhoben, ſo wie in den Sechsſtädten, auſſer der Grund-Steuer, auch noch Gewerbe- und Perſonen-Steuer iſt, und diejenigen Dörfer, welche die Abgaben an die ſtädtiſchen Caſſen mit entrichten, heißen **ſtadtmitleidende Dorfſchaften**, alle übrigen aber **landesmitleidende**.

In der ganzen Ober-Lauſitz zählt man 13,795¾ Rauchfänge; nähmlich: im budeſſiner Kreiſe, 8159½ und im görlitzer 5636¼. Auf das Jahr 1789, ſind im budiſſiner Kreiſe 15 Rauch- und 7 Mundgut-Steuern, und im görlitzer 17 Rauch- und 11 Mund-Gut-Steuern ausgeſchrieben worden. Eine Rauch-Steuer beträgt ordinair 11 Gr. 8 Pf. für den Rauchfang, oder für das Haus, und eine Mundgut-Steuer 5 Gr. 10 Pf. Nach der juſtificirten Land-Rechnung vom J. 1766, ſollten die auf dem budiſſiner, nebſt zugehörigen zittau-, camenz-, löbau-, ruhländ. und Queiß-Kreiſe haftenden 8159½ Rauche betragen an Steuer:

4079 Schock 16 Kgl.

oder 3966 Rthlr. 10 Gr. 2 Pf. Weil aber hierzu gerechnet werden: a) diejenigen 10 Schock

46 Klgl. oder 10 Rthlr. von den vermögenden Bauersleuten, welche von einem Rauche mehr als 30 Klgl. Steuer gewöhnlich abgeben, b) auch die 3 Schock, oder 2 Rthlr. 22 Gr., welche wegen des neugersdorfiſchen Waldes bey Rumberg entrichtet werden: ſo beträgt die Rauch-Steuer nur 3979 Rthlr. 19 Gr. 4 Pf. Eine Mundgut-Steuer beträgt, nach obigen 8159½ Rauchen, 2039 Sch. 52 Klgl. 3½ Pf., oder 1983 Rthlr. 3 Gr. Ungeachtet hierzu gerechnet wird, was der Häusler zu Pieskowitz zu einem Mund-Gut giebt, als: 9 Klgl., oder 3 Gr. 6 Pf., und was gedachter Wald an 1 Sch. 30 Klgl. oder 1 Rthlr. 11 Gr. beyträgt, ſo geht hiervon doch wieder ab, was das Amt der Land-Vogtey an 21 Rthlr. 3 Gr. 6 Pf., und in das meißniſche Amt Stolpe 1 gehörige Dorf Kupfſchütz zu jedem Mund-Gut mit 2 Rthlr. 4 Gr. 6 Pf. entrichten ſollen; daher jedes Mund-Gut nur 1961 Rthlr. 11 Gr. 6 Pf. beträgt. Im görlitzer und zugehörigen beyden Kreiſen, beträgt eine von den 5636¼ Rauchfängen zu gebende Rauch-Steuer 2739 Rthlr. 20 Gr. 3 Pf., und eine Mund-Gut-Steuer 1369 Rthlr. 22 Gr. 1½ Pf.; da aber von lezterer das Amts-Dorf Hoykirch mit 6 Sch. 30 Klgl. oder 6 Rthlr. 7 Gr. 8 Pf. abgeht, ſo beträgt ſie izt nur 1363 Rthlr. 14 Gr. 5½ Pf.

Die dem Landes-Herrn bewilligten Summen werden aus den Landſteuer- und den ſtädtiſchen Steuer-Caſſen in die landeshauptmanſchaftliche Caſſe in feſtgeſetzten Terminen eingeliefert; die Bier-Steuer aber nimmt die Landes-Hauptmannſchaft alle halbe Jahr ſelbſt ein, und beſtellt daher an jedem Orte, wo Brau-Urbar iſt, einen Bier-Steuer-Einnehmer, desgleichen auch die Zoll-Einnehmer, welche ebenfalls an dieſe Caſſe die eingegangenen Zoll-Gelder einrechnen und abgeben.

In

In Anſehung der Einquartierung, wird in Entrichtung der ſogenannten Rationen und Portionen, und der zu ihrem Unterhalt nöthigen Miliz-Gelder, ebenfalls nach Rauchfängen gerechnet. Das Land hat die Cavallerie-, und die Städte haben die Infanterie-Verpflegung. Gegenwärtig ſteht keine Cavallerie, ſondern bloß das Infanterie-Regiment v. Hartizſch in der Ober-Lauſitz, wovon der Stab und das erſte Bataillon in Bautzen, das zweyte Bataillon in Görlitz, und die 2 Grenadier-Compagnien in Zittau liegen. Die Städte Lauban und Löbau geben der Stadt Bautzen einen verglichenen Geld-Beytrag. Camenz hat 2 Grenadier-Compagnien vom Infanterie-Regimente Prinz Anton zur Einquartierung. Alle Ritter-Güter und Frey-Güter ſind, wie in den andern Erb-Landen, von Stand- und Marſch-Einquartierung frey, wenn ſie keine ſteuerbare Grund-Stücke von eingegangenen Unterthanen od. Nahrungen beſitzen, von welchen ſie, nach Verhältniß der darauf haftenden Rauch-Steuern, zur Natural-Verpflegung der Cavallerie, Marſch-Einquartierungen, Miliz-Fuhren ꝛc. beytragen müſſen. Der Servis wird nach der erneuerten Ordonnanz von 1752 bezahlt.

Zur Einnahme der Landes-Anlagen, und zu Beſorgung der Ausgaben, iſt, wie bereits oben erwähnt worden iſt, in jedem der beyden Kreiſe eine Land-Steuer-Caſſe errichtet, und bey jeder ein Land-Steuer-Secretair angeſtellt. Der erſte Landes-Aelteſte eines jeden Kreiſes hat die Verwaltung dieſer Caſſen, muß für deren Richtigkeit ſtehen, unterſchreibt die Quittungen über die eingehenden Gelder, und alle Jahr am Bartholomäus-Landtage wird die Rechnung den Land-Ständen vorgelegt, und es werden dieſelben, obgedachter Maßen, hierzu beſonders eingeladen.

Nach einem Auszuge aus den Landes-Rechnungen des budiſſiner und görlitzer Kreiſes, hatte

a) der budiſſiner Kreis 1766, d. 1 Jan. Einnahme:

	Rthlr.	Gr.	Pf.
an Caſſen-Beſtand . .	23,528	9	$6\frac{7}{16}$
an aufgenommenen Capitalien	28,367	10	—
an Capitalien, wo die Perſona Creditoris per ceſſionem, oder ſonſt verändert worden iſt	5,150	—	—
an ausgeſchriebenen 16 Rauch- und 10 Mundgut-Steuern, nebſt den extraordinären Anlage- und Gewerbe-Steuern .	105,713	19	$8\frac{11}{16}$
Was bey der kurf. ſächſ. Landeshauptmannſchaft in Zurechnung paſſirt zu werden pflegt	458	3	9
an erhobenen halbjährigen Zinſen von dem Gersdorf-Ziegleriſchen, zu 2 Stipendien zunächſt für die aus der Familie, dann erſt für andere von Adel, geſtifteten Capital von 8000 Rthlr.	200	—	—
Insgemein, z. B. den vierten Theil an Stämpel-Impoſt, u. ſ. w. . .	2,013	21	$3\frac{1}{4}$
beträgt überhaupt	165,431 Rthlr.	16 Gr.	$3\frac{14}{15}$ Pf.

Die Ausgabe war vom 1 Jan. 1766 an, bis 31 Dec. 1766:

	Rthlr.	Gr.	Pf.
an landesherrlichen Bewilligungs-Geldern . .	39,206	23	11
an allerhand Militär-Ausgaben	1,303	5	$1\frac{1}{4}$
Latus	40,510 Rthlr.	5 Gr.	$\frac{3}{4}$ Pf.

Transport	40,510 Rthlr.	5 Gr.	¾ Pf.
an Landes-Beſoldungen .	2,331	8	5
z. B. jedem Landes-Aelteſten 600 Rthlr. jährlich, u. ſ. w.			
an Liefer-Geldern wegen beygewohnter Land-Tage, u.ſ.w.	2,092	8	9
an Landes-Verehrungen dem Amts-Hauptmann, Landes-Commiſſarien ꝛc. Geiſtlichen ꝛc. . .	2,138	20	10
an Landes-Schulden, als: an abgeſtoßenen Capilalien	49,948	11	7
an Zinſen	32,144	15	6
an Poſten, die per ceſſionem oder ſonſt, an Andere gediehen . . .	5,150	—	—
das Kalkreuthſche Stipendium	596	4	4
das Gersdorf-Ziegleriſche Stipendium . . .	200	—	—
Brand-Subſidia . .	676	12	—
Brand- und Wetter-Beſchädigten an Steuer-Remiß	77	14	—
an Landes-Abſendungen, z. B. nach Dresden ꝛc . .	365	—	8
an Kanzelley-Schreib-Drukker- und andern Gebühren	1,251	2	9
an Landreiter- und Bothen-Lohn . .	172	17	9
an Bau-Koſten und Handwerksleute-Bezahlung .	60	7	6
Insgemein	843	15	2
beträgt überhaupt	138,559 Rthlr.	— Gr.	3¼ Pf.

ſo, daß 26,872 Rthlr. 16 Gr. 11/16 Pf. am 31 Dec. 1766, theils bar, theils an Reſten, Beſtand blieben.

 b) Der

b) Der görlitzer Kreis hatte vom 1 Jan. 1766, bis zu Ende, Einnahme:

	Rthlr.	Gr.	Pf.
an Caſſen-Beſtand . .	3,845	21	6
an aufgenommenen Capitalien	19,497	11	5
an Capitalien, wo die Perſona Creditoris ꝛc. . .	22,000	—	—
an ausgeſchriebenen 18 Rauch- und 12 Mundgut-Steuern	65,680	10	—
an Einnahme vacanter Ration- und Portion-Gelder . .	239	23	11
Was bey der kurfürſtl. Landes-Hauptmannſchafts-Caſſe in Zurechnung ꝛc	453	15	$5\frac{1}{8}$
Insgemein	10,493	8	11
beträgt überhaupt	122,210 Rthlr.	19 Gr.	$2\frac{1}{8}$ Pf.

Die Ausgabe war in gedachter Zeit:

	Rthlr.	Gr.	Pf.
an landesherrlichen Bewilligungs-Geldern . . .	29,816	10	10
an allerhand Militär-Ausgaben	813	1	10
an Landes-Beſoldungen, z. B. jedem Landes-Aelteſten auf ein Jahr 625 Rthlr. ꝛc.	1,997	15	7
an Liefer-Geldern . . .	1,677	23	3
an Landes-Verehrungen .	649	15	1
an Landes-Schulden, als: an abgeſtoßenen Capitalien	29,585	2	11
an abgeführten Zinſen .	27,424	16	2
an Poſten, die per ceſſionem ꝛc.	22,000	—	—
Brand-Subſidia . . .	411	17	8
Brand- und Wetter-Beſchädigten an Steuer-Remiß	419	4	$1\frac{1}{3}$
an Landes-Abſendungen .	177	12	4
an Kanzelley-Schreib-Drucker- und andern Gebühren	521	5	—
Latus	115,494 Rthlr.	4 Gr.	$9\frac{1}{3}$ Pf.

Transport	115,494 Rthlr.	4 Gr.	$9\frac{1}{2}$ Pf.
an Landreiter- und Bothen-Lohn	202	22	11
an Bau-Koſten und Handwerksleute-Bezahlung .	40	7	9
Insgemein	2,346	23	—
beträgt überhaupt	118,084 Rthlr.	10 Gr.	$5\frac{1}{2}$ Pf.

ſo, daß 4,126 Rthlr. 8 Gr. $8\frac{2}{3}$ Pf. theils bar, theils an Reſten ꝛc. Beſtand blieben.

Das Markgrafthum Nieder-Lauſitz, gehörte ſonſt der merſeburgiſchen Neben-Linie, fiel aber, nach dem Ausſterben derſelben, 1738, an das Kur-Haus zurück. Es gehört aber nicht ganz Sachſen, ſondern Brandenburg hat viele Beſitzungen in der Mitte deſſelben. Es beträgt, in ſo weit der Kurfürſt von Sachſen daſſelbe beſitzt, an Flächen-Inhalt, nach Hrn. M. Leonhardi (*), 80 Quadrat-Meilen, auf welchen, im J. 1785, ſich 111,444 Einwohner, folglich im Durchſchnitt auf 1 Quadrat-Meile $1355\frac{1}{2}$ Menſchen, ſich befanden.

An Vieh, waren in demſelben:

	1772 bis 1774		10 Jahr darauf
Pferde . . .	6,892	-	7,126
Ochſen . . .	15,660	-	15,701
Kühe und Färſen	26,456	-	26,621
Schafe . . .	42,170	-	43,211
Schweine . .	34,975	-	35,517
in allem	126,153	-	128,176 Stück.

Nach jener Angabe kommen, ohne die Bruch-Zahl, auf die Quadrat-Meile 1576, nach dieſer aber 1602 Stück.

(*) S. Deſſen Erdbeſchreibung der churfürſtl. und herzogl. ſächſiſchen Lande, 2 B. (Lpz. 1790, 8.) S. 701.

In der Nieder-Lauſitz ſind 20 Städte 14 Herrſchaften, 1 Stift, 2 Ordens-Aemter, 234 Ritter-Güter, 609 Dörfer, 10 Frey-Oerter, und 4 Superintendenten. Sie wird in 5 **Kreiſe** eingetheilt, als: den luckauiſchen, den gubenſchen, den calauiſchen, den lübbener oder krumſpreeiſchen, und ſprembergiſchen.

Die Nieder-Lauſitz kön. preuß. Antheils, nebſt benachbarten Orten der Nieder-Lauſitz von Churf. Sächſiſcher Hoheit. 1783. Ein kleiner Bogen. Man hat ſchon eine in Kupfer geſtochene Karte von dieſem ehemahligen Theile der Nieder-Lauſitz, welche der Ingenieur C. Fabricius gezeichnet, und L. Zucchi geſtochen hat; ſie iſt aber ſo ſelten, daß wenige ſie nur geſehen, und noch wenigere ſie beſeſſen haben. Dieſe davon veranſtaltete neue Ausgabe iſt zwar etwas kleiner, enthält aber alles, was jene erſte Ausgabe hat, ja noch einige kleine Oerter mehr, der andern Verbeſſerungen nicht zu gedenken. Das Amt Silo iſt zwar durch die Farbe unterſchieden, aber der Nahme deſſelben iſt nicht beygeſetzt. Es führt auch dieſer Diſtrict jetzt den Nahmen des kotbuſer Kreiſes, und gehört unter demſelben zu den der Neumark einverleibten Kreiſen; es ſollte alſo billig auch der Titel der Karte darnach eingerichtet ſeyn. Sie iſt vermuthlich in Berlin geſtochen, und gehört zum 13 Bande der von Bernoulli herausgegebenen Sammlung kurzer Reiſebeſchreibungen.

Die Nieder-Lauſitz hat allenthalben ausgebreitete **Ebenen**, die ſich mehrere Meilen weit erſtrecken, und ſich auch noch außer ihren Gränzen, beſonders gegen die Mark Brandenburg, ununterbrochen und am weiteſten hinüberziehen. Die **Oder** macht an einem Theile der nordöſtlichen Gränzen das Haupt-Thal, welches noch tiefer, als das Elb-Thal in Meißen, geht; durch dieſes fällt unweit Ratzdorf die **Neiſſe**, die unter Muskau aus der Ober-Lauſitz kommt, bey Guben vorbey, einen großen Theil der Nieder-Lauſitz durchſtröhmt hat, endlich der **Oder** zu. Die **Spree** iſt ebenfalls ein beträchtlicher Fluß, der über Spremberg aus der Ober-Lauſitz kommt, und meiſtens nach Nordweſt zu, die Nieder-Lauſitz mit mehrern Armen durchſtröhmt. Dieſe Arme und klei-

kleinen Bäche findet man, in der Gegend von Lübbenau und Lübben, in unbeſchreiblicher Menge, wo eine Strecke Landes, der Spree-Wald genannt, von mehr als 2 Meilen lang, und an einigen Orten über 1 Meile breit, durch lauter Canäle und kleine zuſammenhangende Arme der Flüſſe getheilt und durchwäſſert iſt. Die kleine Elſter, und noch mehrere minder beträchtliche Waſſer, entſpringen in der Nieder-Lauſitz. Vornehmlich iſt der nördliche Theil derſelben an Seen und einer Menge großer Teiche reich, die in ſo ebenen und mit Flüſſen und Bächen durchſchnittenen Gegenden allenthalben leicht entſtehen. Waldungen bedecken dieſe Ebenen in großen Strecken; die mehreſten trifft man in den nörd- und öſtlichen Gegenden an. Der Landes-Herr beſitzt 43,300, und die Privatperſonen 64,800 Morgen. Weinberge ſind hier 780 Morgen. Auſſerdem wird das Land zum Wieſenwachs u. Ackerbau ſo viel, als es nur die Beſchaffenheit des Bodens erlauben will, genutzt. Dieſer beſteht faſt durchgängig aus laufendem oder ſogenannten Fluß-Sand, der die ganze Gegend mehrere Fuß und Klafter tief überdeckt. An verſchiedenen Orten macht dieſer Fluß-Sand, wo vielleicht auch das unterliegende feſte Geſtein Gelegenheit gegeben hat, zuſammengetriebene Berge und Anhöhen aus. In einigen Bezirken wechſeln ausgebreitete Thon- und Kalk-Lager mit dem Sande ab. Von Erzen wird in der ganzen Nieder-Lauſitz nichts, als ſogenannter Raſen-Eiſenſtein und Sumpf-Erze, und zwar durchgängig, gegraben; an einigen Orten findet es ſich in ſehr großer Menge, z. B. bey Pförten, Forſte ꝛc. Geſchiebe von Granit, die zuweilen, wie bey Raden unweit Triebel, von anſehnlicher Größe ſind, ingl. von Baſalt und mehrern Geſtein-Gattungen, trifft man in dieſen ebenen Gegenden, mit dem Sande vermengt, in Menge an.

Die

Die **Luft** iſt hier, wegen der vielen Gewäſſer, Sümpfe und Moräſte, nicht ſo geſund, als in der Ober-Lauſitz. Das Land hat nur mittelmäßige Fruchtbarkeit, und bey dem großen Fleiße ſeiner Einwohner in Bearbeitung deſſelben keinen ſehr reichen Ertrag. **Getreide** aller Art, incluſ. 41,362 Scheff. Kartoffeln, wird, nach abgezogener Einſaat, gebauet 239,433 Scheffel. Hiervon brauchen die Einwohner für ſich 197,794 Scheff., und für ihre Pferde 55,136 Sch., in allem 250,930 Scheffel. Doch hat der ſeit einigen Jahren beſſer getriebene Ackerbau die Aernden dermaßen erhöhet, daß jezt ein beträchtlicher Ueberfluß an Getreide gewonnen wird. Die **Garten-** und **Obſt-Cultur** iſt ſehr beträchtlich; es werden auch viele Garten-Gewächſe und Obſt, die Spree herab in das Brandenburgiſche, vornehmlich nach Berlin, verkauft. **Hopfen-Tobak**, ſeit neuern Zeiten auch **Färber-Röthe** und **Wein**, wird ziemlich viel gebauet, und die **Seiden-Cultur** breitet ſich jezt immer mehr aus. Die **Viehzucht** iſt in einigen Diſtricten, die ſchöne Weiden haben, ſehr beträchtlich und gut; in den übrigen hingegen iſt das Vieh ſehr klein und meiſtens ſchlecht. **Holz** iſt in Ueberfluß da, und wird häufig auf der Spree durch das Brandenburgiſche ausgeführt. Die ſumpfigen Gegenden haben gewiß ſehr viele **Torf-Lager**, aber wegen des Holz-Vorrathes hat man ſie noch nicht aufgeſucht und genutzt. Die **Eiſen-Erze** werden auf einigen Hammer-Werken geſchmolzen, und geben ein ſehr gutes Eiſen, doch iſt das Gewerbe nicht beträchtlich. An **Kalk-Stein** fehlt es im Lande nicht, er wird aber wenig genutzt, und es wird jährlich noch auf 15 bis 20,000 Rthlr. auſſer Landes gekauft.

An **Wildpret** hat die Nieder-Lauſitz vor der obern den Vorzug. Hirſche, Rehe und Schweine ſind die vorzüglichſten Gattungen deſſelben. Einige behaupten, daß

daß es im großen Spree-Walde, unweit Lübben, noch Büffel gebe, welches aber ſehr unwahrſcheinlich iſt. Möglich wäre es, da man in dieſen Wald nicht hinein kann, auſſer im ſtrengſten Winter, wegen der vielen Sümpfe, die nicht zufrieren. Im Frühlinge und Herbſte iſt alles voll Waſſer, denn die Spree geht, in ſehr viele Arme getheilt, mitten durch.

Manufacturen u. Fabriken giebt es verſchiedene. Die **Tuch-Manufactur** wird vornehmlich in Lübben, Guben, Sorau, Kotbus und Spremberg mit gutem Fortgange getrieben; auch hat die Stadt Forſta eine ziemliche Anzahl Tuchmacher, welche gar feine Tücher liefern, und auf dem daſigen herrſchaftlichen Schloſſe iſt noch eine beſondere Tuch-Manufactur angelegt worden, wo ganz feine Tücher verfertiget werden, von verſchiedenem Preiſe, von 16 bis 40 Rthlr. das Stück. Der **Hutmacher** in Chriſtianſtadt iſt bereits oben Erwähnung geſchehen. Die **Leinwand-Manufacturen** kommen zwar denen in der Ober-Lauſitz, an Anzahl der Manufacturen, wie auch an der Feine und den verſchiedenen Arten der Waren bey weitem nicht bey; indeſſen iſt doch inſonderheit in und um Sorau, desgl. in Guben und Lübenau, ſchon ſeit vielen Jahren eine ganz feine Art Leinwand verfertigt worden, welche **Bällchen-Leinwand** genannt wird, wovon das Bällchen in der Länge 12 Ellen, und in der Breite $1\frac{3}{8}$ E. hält, und, nach Beſchaffenheit der Güte 1 Rthlr. bis 1 Rthlr. 6 Gr. koſtet. Auch iſt in Forſta eine ſchöne Leinwand-Manufactur angelegt worden, ſo, daß man izt daſelbſt ſchon ſehr feine Leinwand von allerley Art, wie auch Tafelzeug, ingl. ſeidene Leinwand und Schnupftücher verfertigt. Eine **Leinwand-Druckerey** befindet ſich in Forſta; es werden daſelbſt überaus ſchöne Waren von verſchiedener Gattung und verſchiedenen Preiſen, und inſonderheit ſehr ſchöne Tapeten in großer Menge verfertigt. In

der

der reuthenſchen Heide, eine gute Meile von Spremberg, iſt eine **Glas-Hütte** angelegt. In Kotbus und Sorau befindet ſich eine **Wachs-Bleiche**.

Der Handel iſt zwar nicht ſo lebhaft, wie in der Ober-Lauſitz, indeſſen iſt er doch nicht unbeträchtlich. In Sorau und Kotbus, ſind einige ganz gute Leinwand-Handlungen im Rufe. So iſt auch zu Forſta bey der ſchönen Leinwand- und Tapeten-Manufactur zugleich eine Handlung angelegt, welche unter der Aufſicht eines Factors ſteht, welcher nicht allein die Meſſen beſucht, ſondern auch anſehnliche Verſendungen mit Waren macht. Des **Wachs-Handels** bey Sorau iſt bereits oben Erwähnung geſchehen. Mit dem **Tobak** machen inſonderheit die Kotbuſer einen guten Handel. Mit den **Gärtner-Waren, Küchen-Kräutern, Wurzelwerke, friſchen u. gedörrten od. gebackenen Obſte,** inſonderheit **gebackenen** und **abgerührten Pflaumen**, verſehen die Nieder-Lauſitzer ihre Nachbarn, die Ober-Lauſitzer, die Meißner, und Märker, ſehr reichlich, und führen ſolche in Menge auf den Spree-Kähnen bis nach Berlin. Ein Gleiches gilt auch von dem niederlauſitzer **Hopfen**, welcher ebenfalls großen Theils nach der Ober-Lauſitz, der Mark Brandenburg, nach Meißen ꝛc. gebracht wird. Auch der **Wein** verſchaffet der Nieder-Lauſitz einen guten Verkehr; der blanke geht inſonderheit in großer Menge über Frankfurth durch die Neumark nach Pohlen, der rothe aber nach der Mark Brandenburg. Ferner verſorgt Nieder-Lauſitz die Mark Brandenburg reichlich mit **Milch, Butter** und **Käſe**. Von **Wolle** geſchieht in Guben, Sorau, und andern Orten, ein ſtarker Verkauf. Endlich machen auch die Nieder-Lauſitzer mit ihren **gemäſteten Schweinen** an auswärtige Orte einen beträchtlichen Handel. Auſſerdem wird in den Gränz-

Gegenden ein ſehr einträglicher Schleich-Handel getrieben.

Die **Verfaſſung** der Nieder-Lauſitz, iſt von der in der Ober-Lauſitz ſehr unterſchieden. Die Provinz hat zwey **Stände**, nähmlich: das Land, oder die Landſchaft, und die Städte. 1. Zu der **Landſchaft**, od. den **Ständen vom Lande**, werden gerechnet: a) die **Prälaten**, als: die Abtey Neuenzelle, Num. 1.; und die Ordens-Aemter oder Comthureyen, Friedland und Schenkendorf, Num. 3, welche dem Heermeiſterthum Sonnenburg gehören, von welchem ein Ordens-Hauptmann aus der Ritterſchaft beſtellt wird, der zum größern Ausſchuß gehört. b) Der **Herren-Stand**, oder die Beſitzer der Herrſchaften Dobrilugk N. 2, Forſta 4, Pförthen 5, Sorau 6, Spremberg 7, Leuthen 8, Sonnewalda 9, Drehna 10, Straupitz 11, Lieberoſe 12, Lübbenau 13, und Amtitz 14. Die mit den Nummern, 1, 2, 4, 5, 6 und 9 bezeichneten Herrſchaften machen einen Theil des **größern Ausſchuſſes** aus; die übrigen haben wechſelweiſe einen Deputirten in dem **engern Ausſchuſſe**, der auſſerdem aus den ſämmtlichen Landes-Aelteſten, mit Einſchluß der Städte, dem Ober-Steuer-Einnehmer und Land-Syndikus, beſteht. c) Der **Ritter-Stand**, oder die gräflichen, freyherrlichen und adelichen Beſitzer der Ritter- und Lehn-Güter. Vermöge des Privilegii vom K. **Maximilian** II. de dato Prag, d. 1. Jun. 1570, kann der Ritter-Stand nur aus Einländern beſtehen. 2. Die **Städte** beſtehen aus den Deputirten oder Abgeordneten der 4 Kreis-Städte: Luckau, Guben, Lübben und Calau. Dieſe geſammten Stände halten jährlich 2 Mahl zu Lübben ihre ſogenannten **willkürlichen Land-Tage** unter dem Vorſitze des Ober-Amts-Präſidenten. Ein **großer Land-Tag** heißt eine auſſerordentliche Zuſammenberufung der Stände vom

Kur-

Kurfürſten, auf welchem Dieſer durch abgeordnete Commiſſarien Vorträge thun läßt. In auſſerordentlichen dringenden Fällen verſammeln ſich die Stände auf erhaltene Erlaubniß des Kurfürſten, der ſie durch die Ober-Amts-Regierung ertheilt, durch welche die Stände dem Kurfürſten auch Bericht von ihren Berathſchlagungen erſtatten. Bey ordentlichen Land-Tagen bekommen jedesmahl zwey Deputirte vom Herren-Stande Liefer-Gelder, welche den Land-Tag auswarten, und in allen 14 Herrſchaften alterniren müſſen; bey auſſerordentlichen hingegen nur Ein Deputirter, und die Alternations-Ordnung iſt von erſterer verſchieden. Ihre Landtags-Sitzungen halten ſie in einem Zimmer auf dem Land-Hauſe zu Lübben an 4 verſchiedenen Tafeln, wovon die erſte die Herren-Tafel heißt, und, auſſer dem vorſitzenden Ober-Amts-Regierungs-Präſidenten, aus den Prälaten, Grafen und Beſitzern der freyen Standes-Herrſchaften beſteht. Die zweyte nennt man die Officianten-Tafel, und iſt von den 5 Landes-Aelteſten, eben ſo viel perpetuirlichen erwählten Landes-Deputirten, dem Ober-Steuer-Einnehmer und Land-Syndikus beſetzt, welcher Leztere die abzuhandelnden Puncte vorträgt. Die dritte beſteht aus dem Ritter-Stande, an welcher jeder, wenigſtens vier Ahnen habender, angeſeſſener Edelmann, aber kein bürgerlicher Ritterguts-Beſitzer, Platz nehmen kann. Die vierte endlich iſt die Städte-Tafel, welche aus den zwey bürgerlichen ſtädtiſchen Landes-Aelteſten und übrigen Deputirten beſteht. Der Landes-Beſtallte (Orator provinciae) bürgerlichen Standes führt das Protokoll, und ſammelt die Stimmen nach der feſtgeſetzten Ordnung ein. Die Stände der Nieder-Lauſitz haben ebenfalls, durch das Privilegium und den Traditions-Receß K. Ferdinand II., das Jus ſubcollectandi, und das Privilegium de non evocando.

Das

Das Conſiſtorium iſt 1667 zu Lübben errichtet worden, und beſteht aus einem adelichen Director, der beſonders aus den adelichen Ober-Amts-Räthen gewählt wird, einem adelichen und einem bürgerlichen Conſiſtorial-Rathe, ferner den General-Superintendenten zu Lübben, und dem erſten Prediger zu Luckau, als Beyſitzern, einem Protonotar und einem Kanzelliſten.

Die Ober-Amts-Regierung, beſteht aus einem adelichen Präſidenten, 2 adelichen und 2 bürgerlichen Ober-Amts-Räthen, 1 supernum. Ober-Amts-Rath, 2 Secretairen, 1 Lehns-Regiſtrator, und 6 Kanzelliſten. Dieſe Regierung iſt an die Stelle des mit Einwilligung der Stände am 7 Apr. 1666 abgeſchafften Land-Vogts gekommen, und beleihet nicht nur alle niederlauſ. Stände mit ihren Herrſchaften und Gütern, ſondern hat auch das Juſtizweſen und die Polizey-Sachen unter ihrer Aufſicht. Sie fertigt alles im Nahmen des Landesherrn aus, und es kann von ihr nicht nach Dresden appelliret, ſondern nur ein Remedium ſupplicationis angewendet werden, auf welches an das geheime Conſilium Bericht erſtattet wird. Nimmt es dieſes an, ſo werden die Acten zur Juſtification und Verfahren nach Lübben zurück geſendet, nach deren Beſchluß aber wieder zum geheimen Conſilio abgegeben, welches ſie nunmehr zum Verſpruch in das Ober-Appellations-Gericht giebt, und die Urthel zur Publication wieder nach Lübben ſchickt. Doch finden zuweilen Ober-Läuterungen Statt, wobey, wie eben gedacht iſt, verfahren wird. Zur Beſetzung der oben genannten Stellen ſchlagen die Stände jedesmahl 3 Candidaten vor, aus welchen der Kurfürſt einen beſtätigt. Ein Gleiches geſchieht auch mit dem Landes-Hauptmanne und ſeinen Gehülfen, den Gegenhändler bürgerlichen Standes, welche das landesherrliche Zoll- und übrige Kameral-

Intereſſe unter ihrer Aufſicht haben; hingegen den Kammer-Procurator wählt der Kurfürſt. Sowohl die adelichen als beyden bürgerlichen Landes-Aelteſten der Kreiſe, werden von den Ständen vorgeſchlagen, und von dem Kurfürſten gewählet, und behalten ihre Stelle lebenslang. Den Ober-Steuer-Einnehmer und den Land-Syndikus wählen die Stände. Der leztere iſt ein Edelmann, und führt das Wort für die Landes-Aelteſten, und ſammelt die Stimmen. Der Landes-Beſtallte, ein Bürgerlicher, wird von dem Herren-Stande gewählet, und führt das Protokoll. Der Ober-Steuer-Caſſier und der Landſchafts-Secretair ſind ebenfalls bürgerlich. Jeder Kreis hat auſſerdem noch einen Land-Phyſikus. Eine Commiſſion führt im Nahmen aller Kreiſe die Ober-Aufſicht über Zucht- und Waiſen-Häuſer, wie auch über die Brand-Aſſecurations-Caſſe; ſie beſteht aus 2 landesherrlicheu Commiſſarien, 4 landſchaftlichen Deputirten und dem Haupt-Caſſier, der zugleich Brand-Caſſen-Commiſſions-Actuarius iſt. Die Rechnungen des Ober-Steuer-Einnehmers werden durch die Deputirten der geſammten Stände unterſucht und juſtificiret.

Alle beſondere Gerichte der Nieder-Lauſitz, ſind der Ober-Amts-Regierung und dem Land-Gerichte nur in ſo fern untergeordnet, daß, wenn die Parteyen an das leztere appelliren, jenes darauf Bericht erſtatten, und, wenn das Land-Gericht die Appellation annimmt, vor demſelben verfahren werden muß, worauf das Land-Gericht das Urtheil abfaßt und den Parteyen publicirt. Allein, es ſteht den Parteyen frey, von da weiter an die Ober-Amts-Regierung zu appelliren, da nach abgelegtem Eide nachher Bericht erſtattet wird. Indeſſen wird in neuern Zeiten ſehr ſelten an das Land-Gericht appellirt. Das Land-Gericht beſteht aus einem Land-Richter,

zwey adelichen und ſechs bürgerlichen Aſſeſſoren, nebſt einem Protonotario, und verſammelt ſich des Jahrs 2 Mahl zu Lübben. Den Land-Richter beſtätigt der Kurfürſt aus drey, ihm wechſelsweiſe vom Herren- und Ritter-Stande vorgeſchlagenen Canditaten; hingegen von den ſechs bürgerlichen Aſſeſſoren, welche theils aus ſtädtiſchen Juriſten, oder theils aus leipziger und wittenberger Doctoribus Juris gewählt werden, wählt der Kurfürſt zwey, der Herren Stand zwey, und die Städte Luckau und Guben zwey.

In Anſehung des Salz-Verkaufes und Salz-Zolles, dienen das Mandat v. 10 Oct. 1777, und die Erläuterung deſſelben v. 5 Sept. 1779, zur Richtſchnur.

In den Kreiſen der Nieder-Lauſitz, werden die Ritter-Dienſte von 130 Ritter-Pferden, ſo wie in den übrigen Kur-Landen, in Gelde geleiſtet. In Anſehung der ordentlichen ſowohl als auſſerordentlichen Landes-Abgaben, hat man in der Nieder-Lauſitz, ſo wie in den Erb-Landen, die Schocke, und in der Ober-Lauſitz die Rauche, ebenfalls ein eigenes Ideal angenommen, welches die Schatzung heißt, wonach die Abgaben vertheilt werden, z. B. auf 150 Fl. Schatzung wird jezt 24 Rthlr. vertheilt, und die Herrſchaften nebſt den Kreiſen müſſen, nach den Landtags-Schlüſſen v. 14 Febr. 1656, §. 77, und v. 31 Jul. 1665, §. 3, für ihre Wüſtungen ſtehen, ſo wie auch, nach dem zu Prag 1545 mit Zuziehung der Stände gemachten Schluß, alle Güter zur Schatzung gezogen werden.

Die ganze Schatzung der Nieder-Lauſitz beträgt: 882,943 Fl. 10 Gr. 3 Pf. als:

75,000 Fl.	– Gr.	– Pf.	die Herrſchaft Dobrilugk.
185,799 ;	— ;	— ;	der luckauiſche Kreis
127,107 ;	1 ;	3 ;	Stadt und Kreis Guben.
117,271 ;	— ;	— ;	der calauiſche Kreis.

 76,512

76,512 Fl.	— Gr.	— Pf.	der krumſpreeiſche Kreis.
38,108 :	11 :	— :	der ſpremberaiſche Kreis.
70,509 :	8 :	6 :	Stift Neuzelle.
75,165 :	15 :	— :	Forſte und Pförthen.
80,771 :	— :	— :	Herrſchaft Sorau.
15,000 :	3 :	6 :	Schenkendorf.
1,500 :	— :	— :	das Gut Trebitz, und
20,000 :	— :	— :	die Frey-Orte.

Die ordentlichen Abgaben in der Nieder-Lauſitz ſind: 1) Landes-Anlagen, welche die Stände nach der Landes-Matrikel erheben. 2) Kurfürſtliche Termin-Gelder, welche in den 2 Terminen zu St. Johann und St. Martin bezahlet werden. An auſſerordentlichen bezahlen ſie Miliz-Gelder, Perſonen-Steuer, Acciſe, Salz-Zoll ꝛc. Um ihre ſteuerbaren Güter in gutem Zuſtande zu erhalten, vergüten ſie ſeit 1646 einander wechſelsweiſe Brand- und Wetter-Schäden, zu deren Unterſuchung, nach dem Receß von 1674, eine Commiſſion niedergeſetzt iſt. Wenn dieſe Schäden richtig befunden werden, ſo iſt die Gegend, welche ſie betroffen haben, 3 Jahr von den ordentlichen, und 1 Jahr von den auſſerordentlichen Abgaben, welche von den übrigen Gegenden gegeben werden müſſen, frey. Trifft ein gleiches Unglück eine Gegend oder einen Ort binnen 10 Jahren zwey Mahl, ſo iſt ſie das zweyte Mahl 5 Jahr von den ordentlichen Abgaben befreyet.

Auch in der Nieder-Lauſitz befindet ſich noch ein beträchtlicher Ueberreſt von jenen berühmten Sorben-Wenden, welche jedoch in Anſehung der Sprache, Sitten und Kleidung, von den oberlauſitzer Wenden ſehr unterſchieden ſind. Ihr Schickſal iſt durch Verträge und Receſſe feſtgeſetzt, und ſie müſſen eben die Schuldigkeiten leiſten, als die deutſchen Einwohner. Alle dieſe Unterthanen ſind, nach der niederlauſ. Landes-Ordung von 1669, keine leibeigene Knechte oder Sclaven, ſondern frey geborne Leute, aber

glebae

glebae adſcripti, der Obrigkeit mit Dienſtbarkeit und Zinſen gewiſſer Maßen unterthan, und dürfen ihren Wohnſitz ohne Einwilligung ihrer Obrigkeit nicht verlaſſen. Die Leztere muß ihnen von Rechtswegen die Freyheit, ihren Wohnſitz zu verändern, durch den Los- oder Laß-Brief ohne Weigerung ertheilen. An den meiſten Orten ſind auch hier, wie dieſes ebenfalls in der Ober-Lauſitz der Fall iſt, die ehemahligen ungemeſſenen Frohn-Dienſte und Abgaben, theils durch Receſſe, theils durch Dienſt-Urbarien, theils durch rechtskräftige Ober-Amts-Urthel und Beſcheide eingeſchränkt. Ein Geſpann-Bauer muß zwar in der Regel, von Sonnen-Aufgang bis Untergang, täglich mit 2 Pferden oder 2 Ochſen Spann-Dienſte thun; allein, an vielen Orten iſt dieſe Laſt theils auf gewiſſe Stunden, z. B. 5 Stunden täglich, theils auf gewiſſe Tage z. B 2, 3 und 4 Tage, herunter geſetzt; doch giebt es noch eben ſo viele Orte, wo die Dienſte nach alter Verfaßung geleiſtet werden. Gleiche Beſchaffenheit hat es mit den Hand-Dienſten. Der Grund davon liegt in dem Beſitze des Grund-Eigenthumes, welches den Ritterguts-Beſitzern und Obrigkeiten gehört; daher auch alle Güter und Nahrungen in der Regel Laß-Güter ſind, wo der Grund-Herr den Wirth nach Gutbefinden abſetzen und ihm eine andere Nahrung geben kann. Da aber dieſes einen ſchädlichen Einfluß auf die den Wenden ganz ſo eigene Emſigkeit, wie überhaupt auf den Fleiß eines jeden Beſitzers eines Laß-Gutes hat, ſo ſind auch daher an vielen Orten dieſe Laß-Güter in Erb-Güter verwandelt worden, aus welchen die Beſitzer, ungeachtet die Herren die Grund-Herrſchaft behalten haben, nicht ohne wichtige Urſachen vertrieben werden können. Ueberhaupt wird izt alles Tyranniſiren der Unterthanen hart beſtraft, und ſie ſind nicht mehr ſolchen Grauſamkeiten ausgeſetzt, als in der erſten Hälfte dieſes (18ten)

Jahrhundert. Die jährlichen Abgaben dieſer Unterthanen, nähmlich die landesherrlichen, die Landes- und Kreis-Anlagen, werden ihnen nach der feſtgeſetzten Schatzung aufgelegt, z. B. weil die Nieder-Lauſitz ebenfalls die Schulden des ſiebenjährigen Krieges nicht abbezahlt hat, ſo geben ſie von 100 Gulden Schatzung jährlich 16 Rthlr.; hingegen die Praeſtanda und Zinſen an die Grund-Herrſchaft ſind an jedem Orte, wie in der Ober-Lauſitz, nach der Größe ihrer Beſitzungen verſchieden, und durch Verträge feſtgeſetzt. Bey dem allen giebt es viele wohlhabende Leute unter ihnen. Da der Gottesdienſt auch hier wendiſch und deutſch gehalten, und in den Schulen deutſcher Unterricht ertheilt wird, ſo verſtehen auch die dortigen wendiſchen Mannsperſonen alle, und die Frauensperſonen größtentheils, wendiſch.

Laußig, Lauſigk, ehedem Luſchke oder Lutzke, ein amtſäſſiges Städchen im leipziger Kreiſe in Meißen, 3 Stunden vom Amte Colditz, von 178 Feuerſtellen nebſt 4 geiſtlichen Gebäuden. Es hat den Grafen Wiprecht von Groitzſch zum Urheber, welcher 1105 ein Benedictiner-Kloſter hier anlegte. Im J. 1157 hatte dieſes Städchen ſchon Mauern und Markt-Gerechtigkeit. Im J. 1779 lebten hier in 342 Familien 849 Einwohner über 10 Jahr, mit 113 Kühen und 20 Schafen. 1697 beſtand die Stadt aus 115 bewohnten und 3 unbewohnten Häuſern, 101 angeſeſſenen und 5 unangeſſenen Bürgern, und 300 Einwohnern, ohne Kinder. Es befanden ſich darunter 59 Brauer, 3 Bäcker, 4 Fleiſcher, 2 Leinweber, und 48 andere Handwerker. Ihre Haupt-Nahrung war Ackerbau und Viehzucht. Bier für ſich und 2 Schenken braueten ſie 504 Faß, oder 28 Gebräude, jedes zu 34 Scheffel, oder 18 Faß, mit 17 Fl. 3 Gr. Trank-Steuer, welche 420 Rthlr. betrug. Sie beſaßen 15 Pferde, 2 Ochſen, 114 Kühe, 8 Ziegen,

nebſt

nebſt 172 Scheffel Winter und Sommer-Saat. An Land-Pfenn. und Quatember-Steuern gingen die zu zahlenden 873 Thlr. 10 Gr. 6 Pf. richtig ein, und die Häuſer waren mit 1230⅙ Schock, oder 154 Thlr. 11 Gr. 9½ Pf., die liegenden Gründe aber mit 561⅓ Schock, oder 95 Thlr. 1 Gr. 4½ Pf. belegt. Die Einwohner treiben Wollen-Manufactur-Arbeiten, wovon vorzüglich das Zeugmacher-Gewerk die beſte Nahrung hat. Sie verfertigen Berkan, Caſſan, wollene und kamelhaarene Velpen, Trippe, Golgaße, Reit-Decken und ſchwarze Zeuge, meiſtentheils für Kaufleute zu Gera, Altenburg und Ronneburg. Von allen dieſen Waren lieferten ſie

	im J. 1787.	im J. 1788.
Flanelle - -	82 Stück.	79 Stück.
wollene Zeuge -	1253 =	1545 =
Trippe und Golgaße - -	154 =	161 =
Hüte - -	198 =	252 =

Jährlich werden 3 Märkte gehalten. Es befindet ſich auch ein Bey-Geleit vom Haupt-Geleite Colditz hier. Der Rath hat die Erb-Gerichte pachtweiſe, und das Amt die Ober-Gerichte; hingegen der Paſtor an der Pfarr-Kirche die Erb-Gerichte über die wüſte Mark Kölsdorf. Am Donnerſtage vor Martini wird auch mit 1 Richter und 2 Schöppen ein öffentliches Land-Gericht gehalten, bey welchem die 84 Mann ſtarke Lehn-Mannſchaft erſcheinen muß.

Lauſtern, ſiehe **Lauſchen**, Anm.; oben, S. 300.

Laut, ein Bey- und Neben-Wort, **lauter, lauteſte**.

1. Eigentlich.

1) So daß man es durch das Gehör empfinden kann; am häufigſten als ein Neben-Wort. In dieſem Verſtande iſt laut beten, im Gegenſatze des ſtillen Betens, oder Betens im Herzen; ein Beten, welches dem Gehöre anderer merkbar wird. Laut

reden, ſprechen. Du mußt lauter reden, wenn ich dich verſtehen ſoll. Bey den Jägern geben die Hunde laut, ſie geben laut aus, ſind laut, oder werden laut, wenn ſie ſich hören laſſen, d. i. wenn ſie anſchlagen; der Jäger giebt laut, wenn er ruft, ſchreyet, oder in das Horn ſtößt; die Treiber werden laut, wenn ſie ſchreyen; in welchen ſämmtlichen Fällen der Neben-Begriff der folgenden Bedeutung eigentlich nicht vorhanden iſt. In der höhern Schreib-Art der Neuern, wird es in dieſer Bedeutung auch häufig als ein Bey-Wort gebraucht. Das iſt die Sprache der lauten Verzweifelung.

2. In engerer Bedeutung sehr laut, ſo daß es ſehr ſtark durch das Gehör empfunden wird. Laut ſchreyen. Laut rufen. Die Geſellſchaft ward endlich laut. Mit lauter vernehmlicher Stimme reden. Die Trompete erſchallet laut. Ein lautes Getümmel.

2. Figürlich.

1) Man redet nicht gern laut davon, öffentlich, ſo daß es viele hören. Die Sache wird laut, bekannt. Wo es nur als ein Neben-Wort gebraucht wird.

2) Ehedem bedeutete es auch berühmt; in welcher nunmehr veralteten Bedeutung es oft den oberdeutſchen Hauch-Laut vor ſich hatte, hlaut, ſo wie die Griechen von κλυειν, hören, in eben dieſem Verſtande κλυτος, und die Lateiner inclytus ſagten.

Im Iſidor hlud, bey dem Ottfried lut, im Angelſ. hlud, im Niederſ. luut, im Engl. loud, aloud, im Schwed. lut Siehe den folgenden Artikel.

Daher überlaut, ein Bey-Wort und Neben-Wort, ſehr laut, ſo daß es von jedermann gehört werden kann Ueberlaut rufen, ſchreyen, lachen. Seltener kommt es als ein Bey-Wort vor. Ein überlautes Gelächter.

Schon

Schon bey dem Ottfried ubarlut, in Schwed. öfwerljudt. Ueber hat hier die in hohem Grade verſtärkende Bedeutung, geht aber darin von der Analogie ab, daß es den Ton auf dem Bey-Worte hat, dagegen derſelbe in den übrigen ähnlichen Fällen auf dem Vor-Worte liegt; übergroß, überhoch, überreich, überreif u. ſ. f. Das Zeit-Wort überlauten, ſtärker lauten als ein anderes Ding; vorlauten, iſt ungewöhnlich.

Vorlaut, ein Neben-Wort. 1. Vor der gehörigen Zeit laut. So ſagt man in der Jägerey, ein Hund ſey vorlaut, wenn er zu hitzig iſt, und eher anſchlägt, als er das Wild ſieht; fährtenlaut. Der Jäger iſt vorlaut, wenn er voreilig im Angeben iſt, welches auch freylaut heißt. Eben ſo ſagt man auch in andern Fällen, jemand ſey vorlaut, wenn er zu früh zu voreilig, von einer Sache ſpricht.

2. Vorlaut werden, heißt zuweilen auch, obgleich ſeltener, vorlauten. Jemand wird in einer Geſellſchaft vorlaut, wenn man ſeine Stimme vor allen andern hört. In beyden Fällen wird es nur als ein Neben-Wort gebraucht.

Laut, (der) dasjenige an einem Dinge, was ſich dem Gehöre merkbar macht; der Schall.

1. Eigentlich, wo es den Schall in keiner andern Eigenſchaft ausdrückt, als ſo fern es ein Etwas iſt, welches durch das Gehör empfunden wird, ohne auf deſſen andere Verhältniſſe zu ſehen. In dieſer Bedeutung iſt es zuweilen ein allgemeines Wort, welches Klang, Schall, Ton, Stimme, u. ſ. f. als beſondere Arten der Laute oder des Lautes unter ſich begreift. Der Knall iſt ein ſtarker Laut, welcher entſteht ꝛc. Keinen Laut von ſich geben, braucht man in dieſer weitern Bedeutung auch von lebloſen Dingen, wenn ſie ſich dem Gehöre nicht merklich machen. Ich höre einen Laut, ohne zu wiſſen, was es iſt. In engerer Bedeutung von lebendigen Geſchöpfen ſowohl als muſikaliſchen Inſtrumenten.

Der Katarrh benimmt uns oft ſo ſehr die Spra-
che, daß wir keinen Laut von uns geben können. Ein Thier giebt keinen Laut von ſich, wenn es ſich auf keine Art durch ſeine Stimme hören läßt. Bey den Jägern hat das Horn einen guten Laut, wenn es einen reinen und guten Ton hat. Daher kommt es vermuthlich auch, daß man einen Buchſtaben in noch engerer Bedeutung einen **Laut** nennet, welcher von Andern ein **Lauter** genannt wird. Ein einfacher Laut oder Lauter, ein Doppel-Laut, oder Doppel-Lauter, ein Selbſt-Laut, oder Selbſt-Lauter, u. ſ. f. Ein langer Laut, ein langer Selbſt-Laut, zum Unterſchied von einem kurzen.

Da in der Sprach-Kunſt Fälle vorkommen, wo man den Buchſtaben als einen bloßen Schall betrachtet, von dem Buchſtaben, ſo fern er das Bild oder Zeichen dieſes Schalles iſt, zu unterſcheiden hat, ſo thut man wohl, wenn man **Laut** und **Lauter** unterſcheidet, und jenes nur von dem Schalle, dieſes aber allein von dem Zeichen braucht. Alsdann iſt der Selbſt-Laut a der Schall, welchen man hört, der Selbſt-Lauter a aber deſſen Zeichen a.

2. Figürlich, der Inhalt einer Rede oder Schrift, doch nur noch im Oberdeutſchen. Briefe eines Lautes, eines Inhaltes. Nach Laut des Briefes, nach deſſen Inhalt. In den Kanzelleyen ſowohl der Ober- als Hoch-Deutſchen auch in der Geſtalt einer Partikel, welche die zweyte Endung erfordert. Laut meines Evangelii, Röm. 2, 16. nach dem Inhalte meines Evangelii, meinem Evangelio zu Folge. Laut aller Flüche des Bundes, 5 Moſ. 29, 21. Laut des königlichen Befehles. Zuweilen, beſonders im Oberdeutſchen, auch mit der dritten Endung. Laut Briefen aus London. Laut ihren habenden Freyheiten.

Bey dem Ottfried Lut, bey dem Notker Luta, im Niederſ. Luiut, Lude, im Engl. Loud, im Dän. Lyd, im Schwed. Låt, Ljud, im Isländ. Hliod, welches letztere aber eigentlich die Stimme bedeutet. Es gehört zu dem Geſchlechte der Wörter loſen, luſen, hören, Ulphil. hlojoda, Schwed. lyda, (ſiehe Lauſchen, oben, S. 297, f.) Laden, rufen, Plaudern, Lied, u. ſ. f.

Lautbar, ein Bey- und Neben-Wort, **lautbarer, leutbarſte**, welches nur in der figürlichen Bedeutung des Wortes laut üblich iſt, mehrern bekannt, wovon mehrere ſprechen. Dies iſt bald lautbar worden und vor den König kommen, 2 Macc. 1, 33.

Im Niederſ. im figürl. Verſtande lundbarig, lundbördig, bey dem Ottfried und andern ältern oberdeutſchen Schriftſtellern lutmar, lautmer, lutbrecht; erſteres entweder aus einer nicht ungewöhnlichen Verwechſelung des b und m, oder auch von Mar, Mähre, Erzählung. Im Oberdeutſchen hat man davon auch das Zeit-Wort verlautbaren, bekannt machen, und bekannt werden.

Die Wörter lautbar, ruchtbar und kundbar, kommen in dem allgemeinen Begriffe mit einander überein, daß ſie die Bekanntmachung einer Sache, welche man hat verborgen halten wollen, oder welche verſchwiegen bleiben ſollte, anzeigen; das eine aber drückt mehr aus als das andere, und ſie ſcheinen auch ſtuffenweiſe zu ſteigern. Wenn eine Sache nur erſt anfängt bekannt zu werden, ſo, daß nur wenige darum wiſſen, welche ſie auch noch wohl als ein Geheimniß erzählen, ſo ſagt man: ſie wird lautbar. Wenn das Gerücht ſie mehr ausbreitet, ſo daß ſie ſchon unter das Volk kommt, ſo wird ſie ruchtbar. Wenn ſie ſchon gar kein Geheimniß mehr iſt, ſondern zu jedermanns Wiſſenſchaft kommt, ſo wird ſie kundbar. So könnte man ſagen: „Der „König wollte ſich in dieſer Stadt, einige Tage, unbe„kannt aufhalten; aber es fand ſich jemand, welcher „ihn kannte, und darauf ward es bald lautbar, daß es „der König ſey. Des folgenden Morgens war es ſchon „in der ganzen Stadt ruchtbar, und bald hernach ward „es überall kundbar, ſo daß ſich das Volk vor dem „Hauſe, wo er ſich aufhielt, ihn zu ſehen verſammelte.“

Lautbar zeigt demnach einen geringern Grad des öffentlichen Bekanntwerdens an, als ruchtbar; indeſſen iſt doch erſteres im Oberdeutſchen am üblichſten, und möchte in der edeln Schreib-Art der Hochdeutſchen wohl nicht leicht vorkommen. Opitz braucht es noch in der völlig veralteten eigentlichen Bedeutung des Wortes laut, dem Gehöre merkbar.

> Der Himmel ſoll vor Luſt erklingen,
> Der Erden Bau aus Freuden ſpringen.
> Die See und Fiſche lautbar ſeyn. Pſ. 97.
> Laßt eure Stimme lautbar ſeyn. Pſ. 98.

Laute (*) (die). 1. Ein muſikaliſches Saiten-Inſtrument, von ſehr angenehmen Klange, mit hohlem und runden Bauche, langem und oben zurückgebogenen Halſe, welches mit 10, 12, bis 14, zuweilen auch nur mit 11 Darm-Saiten, die zuweilen mit Silber-Draht beſponnen ſind, und mit beyden Händen geſchlagen werden, überzogen iſt. Die Laute ſpielen, die Laute ſchlagen; L. pulſare chelyn digitis; Fr. jouër, toucher du luth. Eine gute Laute ſpielen, gut auf der Laute ſpielen. Er verſteht ſich darauf, wie der Eſel auf das Lautenſchlagen, oder: Er ſchickt ſich dazu, wie der Eſel zum Lautenſchlagen, ſagt man im gem. Leben von einem Menſchen, welcher zu einer Sache höchſt ungeſchickt iſt; Fr. il s'y entend comme à ramer des choux, ſ. im XLII Th. S. 380.

Ein

(*) Im mittlern Lat. Laudis und Lautus, im Franz. Luth, im Engl. Lute. im Ital. Liuto, im Span. Laud, im Dän. und Schwed. Lut, im Böhm. Lautna, im mittlern Griech. λαουτο, λαβουτο, und im Arab. mit vorgeſetztem Artikel Alaud. Dem Scaliger zu Folge haben die Mohren dieſes Werkzeug in Europa bekannt gemacht, welches aber wohl noch einer nähern Prüfung bedarf, da es vielmehr ſcheint, daß ſie dieſes Inſtrument erſt in Europa kennen gelernt haben. Wenigſtens wird wohl niemand die Abſtammung deſſen Nahmens von unſerm Laut und lauten verkennen.

Ein Künſtler, welcher Lauten verfertigt, wird ein **Lauten-Macher**, Fr. Luthier; und eine Perſon, welche die Laute zu ſpielen oder zu ſchlagen verſteht, beſonders wenn ſie aus dieſer Geſchicklichkeit ein Geſchäft macht, der **Lauten-Schläger**, **Lauten-Spieler**, oder **Lauteniſt**, L. Citharoedus, qui teſtudine canit, Fr. Joueur de luth, Fämin. die **Lauteniſtinn**, genannt.

Was die **Laute**, deren Dan. 3, 5. 15, nach Luther's Ueberſetzung gedacht wird, für ein Inſtrument geweſen ſey, wird wohl nicht leicht beſtimmet werden können. Indeſſen war doch die Laute, obgleich noch ſehr einfach, ſchon den Griechen und Römern bekannt. Sie hieß bey den Griechen Chelys und bey den Römern Teſtudo, oder Lyra teſtudinea, weil ſie Merkurius zuerſt aus einer gefundenen Schildkröten-Schale gemacht haben ſoll (¹). Denn, nachdem er Arme daran gemacht, und dieſelben mit einer Krücke geſchloſſen, darnach Zwerch-Rippen daran geheftet, und ein Reſonanz-Stück unten begefügt, zugleich auch 7 Saiten aufgeſpannt hatte, ſpielte er darauf. An welchem Orte aber ſolche Erfindung geſchehen ſey, meldet *Servius*, der die poetiſchen Geheimniſſe des *Virgilii* erklärt, alſo: Als der Nil-Strohm einſtens in ſeine Ufer wieder zurück gekehrt war, und verſchiedene Arten von Thieren auf dem Lande hatte liegen laſſen, ſo war auch eine Schildkröte liegen geblieben, deren Fleiſch vermodert war, und hatte deſſelben Sehnen in der Schale geſpannt nachgelaſſen; als nun Merkurius daran ſchlug, gab es einen Laut von ſich, aus welcher Nachahmung die Laute, oder abu-

(1) Scaliger, welcher in notis ad Maulium, p. 429. der erſte geweſen iſt, der des Apollinis Inſtrument (die Leyer) von des Mercurii ſeinem zu unterſcheiden verſucht hat, erklärt eine Stelle aus Homeri Hymno ad Mercurium, v. 47—51.

abuſive die Cither, entſtanden iſt (*). Solchemnach hat dieſes Inſtrument in Aegypten ſeinen Urſprung genommen, wie ſich denn ſelbſt *Jamblichus*, de Myſteriis Aegypt., auf alle ägyptiſche Schriftſteller beruft. *Otto Sperlingius*, welcher in ſeiner diſſ. de Furia Sabina, die Medaille der Kaiſerinn *Furia Sabina Tranquillina*, des *Gordiani* Gemahlinn, mit gelehrten Anmerkungen erläutert hat, hat die Geſtalt dieſes Inſtrumentes aus den Münzen des *Nervae* und *Trajani* ausgezogen; wie Fig. 3960 a) vorſtellt; daß aber daran nur 4 Saiten zu ſehen ſind, kommt vielleicht aus Unbedachtſamkeit derjenigen, welche dieſe Münze geprägt haben, her. Die hohle Schildkröten-Schale hat alſo Gelegenheit zu einem Lauten-Corpus gegeben. Im J. 568 nach Erbauung der Stadt Rom, wurde das römiſche Volk nicht allein mit einem herrlichen Triumphe erfreuet, weil *Cneius Manlius Volſo* in Aſien über die Gallograecos geſieget hatte, ſondern es wurden auch ganz andere Sitten bey ihnen eingeführt. Der große Muthwille, den *Volſo* ſeinem Kriegs-Heere, als es noch in Aſien geſtanden, geſtattet hatte, verurſachte, daß ſie ſich hernach mehr der luſtigen Städte Aſiens, als ihrer vorigen Tapferkeit erinnerten, und, als ſie wieder nach Hauſe gelangt waren, den Luxus der dortigen Nation nachzuahmen trachteten. Daher *Livius* (**) dieſen Zuſtand und die wollüſtige Veränderung des römiſchen Volkes beſeufzt, und uns zugleich erzählt, was für Koſtbarkeiten und fremde Künſte die Römer damahls aus Aſien eingebracht haben; indem unter an-

(*) Cum regrediens Nilus in ſuos meatus varia in terra reliquiſſet animalia, relicta etiam teſtudo eſt, quae cum putrefacta eſſet, et nerui eius remanſiſſent extenti intra corium, percuſſa a Mercurio ſonitum dedit, ex cuius imitatione Cithara compoſita eſt. Serv. ad Georg. L. 4.

(**) Hiſt. rom. L. 39.

andern auch Harfen, Lauten und allerley Inſtrumente und kurzweilige Spiele, welche die Morgenländer bey ihren Gaſtmahlen gebrauchten, den Römern nun ebenfalls zu einem Zeitvertreib dienen mußten. Wie die Laute damahls ausgeſehen hat, zeigt ein altes Marmor-Stück, worauf man ein Par Perſonen, nach altem Gebrauche auf einem Bett-Lager liegend, und mit einer Menge Aufwärterinnen umgeben, ſpeiſen ſiehet, und wo zugleich ein Stuhl geſtellt iſt, worauf ein Fauenzimmer ſitzt, und auf einer, mit vier Saiten bezogenen Laute ſpielt; Fig. 3960 b). Aus dieſer Abbildung erſieht man, daß der Kragen und Hals der Laute von den aſiatiſchen Völkern angeſetzt worden iſt, da das Inſtrument vorher nur in einem bloßen Corpore beſtanden hatte, und ganz ſchlecht zugerichtet war. Hier hat es ſchon eine Aehnlichkeit der Laute, ob es gleich hernach immer mehr verbeſſert worden iſt. Der römiſche Bürgermeiſter *Anicius Manlius Torquatus Severinus Boëthius*, welcher im 6ten Jahrh. lebte, war unter andern auch ein ſtarker Ton-Künſtler, und *Martianus Rota* meldet von ihm, daß er, wenn er nicht durch den Tod wäre verhindert worden, die Muſik aufs höchſte gebracht haben würde (*). Nun gedenkt der ungenannte Verfaſſer des Edelmanns, (für welchen man den Rath Winkler, der in Breslau gelebt hat, hält,) in ſeinem Diſcurs von der alten und heutigen Muſik, eines *Boëthius*, welcher ein Inſtrument, das er Citarme nennt, erfunden haben ſoll; er zweifelt zwar, ob dieſes Inſtrument unſere heutige Cithara ſey, doch hält er es für gewiß, daß die Citharre Gelegenheit zur Laute, und die Laute zur Citharrone oder Thiorba, gegeben habe. Die gelehrte Geſellſchaft zu Trevoux hält die

(*) Illud certe non admittendum contenderim, Boëthium morte praeuentum Muſicam non abſoluiſſe.

die ſechschörigen Lauten für die älteſten (5), obwohl *Praetorius* (6) weiter geht, und ihr 4 Chor doppelte Saiten beylegt. Es iſt alſo kein Zweifel, daß Boëthius derjenige geweſen ſey, welcher unſer Instrument, das ſchon ſeine gehörige Lauten-Form hatte, wieder hervorgeſucht, verbeſſert, und, nachdem es eine Zeitlang geſchlafen hatte, empor gebracht hat. Weil nun aber die Citarme oder Cithara, eine Art unvollkommener Lauten noch heutiges Tages ſind, und die vier- bis ſechs-chörigen Pandoren oder Mandoren genannt werden, und dieſe Arten eigentlich die älteſten in den mittlern Zeiten ſeyn ſollen, ſo iſt auch endlich dieſer Zweifel gehoben. Bisher war dieſes Inſtrument nur noch in Italien bekannt, bis endlich der König der Franken, *Clodovaeus*, der von deſſen Annehmlichkeit ſehr vieles vernommen hatte, ſich von dem Könige *Theodorico* jemand ausbat, welcher darauf ſpielen könnte. Weil nun *Theodorius* ſehr viel von dem Boëthio hielt, ſo ſchrieb er einen Brief an ihn, und erſuchte ihn, einen geſchickten Meiſter in der Laute zu wählen. Auf ſolche Weiſe kam alſo dieſes Inſtrument zu den Franken.

P. *Athanaſ. Kircher* bringt aus einem alten Codice, den er in der vaticaniſchen Bibliothek gefunden hat, zwey Inſtrumente der alten Hebräer hervor, welche theils der Laute, theils der Cither, die noch heut zu Tage üblich ſind, ähnlich ſehen; Fig. 3960 c) und d); das erſte hat der gelehrte Rabbi *Scilte Sibborim* מנים Minnim, das andere aber מחול Mahul, genannt. Man hatte alſo auch ſchon

(5) Le Luth n'avoit autrefois que ſix rangs de cordes; mais avec le temps on y a ajouté quatre. cinq ou ſix autres rangs plus bas.

(6) Mich. Praetorii Syntagma muſicum. Guelpherb. et Witteb. 1614. 4. P. 1, Membr. 4, c. 9.

ſchon bey den Hebräern Inſtrumente, welche, was die äuſſere Form betrifft, unſerer Laute faſt gleich geſehen haben. Vom *Amphion* ſagt *Horatius* (7), daß er auf der Laute geſpielt habe. Wie dieſes Inſtrument zu denen Zeiten, da *Amphion* darauf geſpielt hat, bezogen geweſen iſt, meldet ebenfalls *Horatius*, wenn er ſagt: es ſey mit 7 Saiten bezogen (8), und er ein Schüler vom Merkurius geweſen. Sebaſt. Ochſenkuhn (9) lehrt uns, wer dieſes Inſtrument mit Saiten vermehrt hat. Er meint, man hätte daſſelbe darum mit 7 Saiten bezogen, weil 7 Planeten wären; allein, wenn man erweget, daß die Alten ſehr viel aus der ſiebenten Zahl gemacht, ja gar ſie für heilig gehalten haben, ſo kann hiernach dieſe Sache nicht mehr ſo ungereimt dünken. In Nürnberg gab es ſchon im J. 1413 Lauten-Macher; und um dieſe Zeit lebte auch der berühmte Lucas Maler. Im J. 1447 war dieſes Inſtrument in Augsburg bekannt; denn um dieſe Zeit lebte Hanns Weiſinger, genannt Ritter,

(7) Amphion thebanae conditor arcis
Saxa monere ſono teſtudinis et prece blanda
Ducere quo vellet, *Horat.* de arte poët. v. 395.

(8) Mercuri (nam te docilis magiſtro
Mouit Amphion lapides, canendo)
Tuque teſtudo reſonare ſeptem
Callida neruis. *Horat.* L. 3, Od. 11.

(9) Er ſagt, in der Vorrede zu ſeinem Werke;
Dan Coraebus hat die fünfft Sait,
Hiachnes aus Phrygia die ſechſt,
Terpander nach der Anzahl und Eigenſchafft der Planeten die ſiebend aufgezogen.

ter, ein Lautenſchläger daſelbſt (10). In den nürnberger Bürger-Büchern, wird bey dem im J. 1461 auch eines Lauten-Machers gedacht (11). Hanns Neuſiedler, welcher um das J. 1547 in Nürnberg lebte, ließ ſich ſehr angelegen ſeyn, die Laute zu verbeſſern. Ein anderer ſeines Nahmens, und vielleicht auch ſeines Geſchlechtes, Melchior Neuſiedler, welcher um das J. 1574 in Augsburg lebte, war der Erſte, welcher den Bezug noch mit einem Bezug vermehrte. Denn da die Laute, nach Sebaſt. Ochſenkuhn's Meinung, zuerſt nach den Muſen 9, hernach mit dem Apollo 10, und zulezt, nach der Anzahl der Himmels-Sphäre, 11 Saiten hatte, ſo hat ſie Melch. Neuſiedler mit einem Chor vermehrt. Der im J. 1521 geſtorbene Conr. Gerla, oder Gerl, und deſſen um das J. 1570 geſtorbene Sohn, Hanns Gerl der jüngere, waren als vorzüglich geſchickte Lauten-Macher weit und breit berühmt. Johann Albinus, welcher um das J. 1596 in Magdeburg lebte, hat vieles zur Verbeſſerung dieſes Inſtrumentes beygetragen. Der berühmte Lauteniſt, *Jo. Bapt. Beſardus*, ein Rechtsgelehrter von Beſançon, verbeſſerte ebenfalls die Laute, und ſetzte gegen das Jahr 1600 ſchon die Menſur über die Tabulatur in Noten, und hatte ſeine Laute auch ſchon mit 10 Chören bezogen (12). Melchior Schmidt, in Nürnberg, war wegen der Laute ſehr berühmt; er war der Erſte, welcher die alte deutſche Tabulatur nebſt allen andern Verwirrungen abſchaffete, und bey der wegen ihrer Kürze

(10) Kunſt-Gewerb- und Handwerksg. der Reichsſtadt Augsburg, von Paul v. Stetten, d. j. 1 Th. (1779, 8.) S. 526.

(11) Kl. Chron. (Nürnb. 1790.) S. 36.

(12) Paul v. Stetten Erläuter. der in Kupfer geſtochenen Vorſtellungen aus der Geſch. der Reichsſt. Augsburg. (1765, 8.) S. 148.

Kürze und Deutlichkeit, ſehr beliebten italiäniſchen blieb. Johann Welter (geb. 1614, geſt. 1666.) welcher bey der nürnbergiſchen Capelle ſtand, war zu ſeiner Zeit einer mit der Vornehmſten, welche ſich die Cultur dieſes Inſtrumentes haben angelegen ſeyn laſſen. *Jo. Rudenius*, gab 1600, auf Antrieb der Gebrüder und Herzoge zu Braunſchweig-Lüneburg, Johann Ernſt u. Auguſt, zu Leipzig eine Sammlung von den berühmteſten Meiſtern, deren Stücke er in Lauten-Tabulatur nach italiäniſcher Art geſetzt hatte, heraus. Die beyden Reusner, Vater und Sohn, welche von Geburt Schleſier waren, waren die Erſten, welche ſich befleißigten, ungezwungene, und dem Inſtrumente anpaſſende Melodien ſelbſt zu componiren, da man in alten Zeiten ſich meiſt mit abgeſetzten Stücken hatte behelfen müſſen. Der Vater, Elias Reusner, gab 1668 zu Breslau ſeine Lauten-Luſt heraus, welche aus Präludien, Paduanen, Couranten, Sarabanden, Giquen, Gavotten und andern Pieçen beſtand. Sein Sohn gab als Lauten-Früchte, geiſtliche Lieder und Geſänge heraus, und hat, das Cantabile auf dieſem Inſtrumente zu practiciren, und ein beſſeres harmoniſches Weſen in ſeinen Arbeiten mit einfließen zu laſſen, ſich viel Mühe gegeben. Jacob Büttner kam noch näher zum Zweck, und gab, nach der damahligen neueſten und galanteſten Methode die Laute zu tractiren, 107 überaus anmuthige und ſchöne Lauten-Stücke, 1683 zu Nürnberg heraus. Der böhmiſche Graf Logi (geſt. 1721) ſetzte unſer Inſtrument vollends in einen ſolchen Stand, daß man es mit *Beſardo*, mit Recht, Principem quaſi et Reginam muſicorum inſtrumentorum omnium nennen kann. Wieland hat ſehr viele Ouverturen geſetzt. Riwitzky ſtand bey dem Könige von Pohlen als Hof-Lauteniſt in Dienſten. Schlinsky, von Geburt ein Böhme,

hat ziemlich ſchwer, doch gar cantable, in die Fauſt geſetzt. Laufenſteiner und Schaffnitz, welche in kurbayeriſchen Dienſten, Jener als Kammer-Diener, Dieſer als Lieutenant, ſtanden, haben viele artige Sachen componirt. Hinterleiter und Weichenberger, in Wien, haben ebenfalls vieles componirt. Häusler, ein geborner Prager, welcher meiſtentheils in Breslau lebte, hatte eine ziemliche Fertigkeit, ungeachtet ihm in Pohlen der Zeige-Finger der linken Hand, bey einer Rencontre, durch einen Hieb war gelähmt worden, daß er ihn zu weiter nichts, als zum überlegen, gebrauchen konnte. Seine Sachen ſind zu ſeiner Zeit ſehr beliebt geweſen. Der Graf Queſtenberg, in Wien, hat ſich gleichfalls um dieſes Inſtrument höchſt verdient gemacht, und man bemerkt an ſeiner Compoſition einen ungemeinen Geiſt und Nachdruck. Die Gebrüder Sylvius Leopold Weiß, und Sigm. Weiß, nebſt ihrer Schweſter, aus Schleſien, haben dieſes Inſtrument auf den höchſten Grad der Vollkommenheit gebracht. Erſterer gieng nach Dresden in des Königs von Pohlen Dienſte. Von des Theorbiſten und Lauteniſten *St. Luc* in Frankreich, Geſchicklichkeit, machten ſeine Zeitgenoſſen auſſerordentlich viel Rühmens. Der König in Preuſſen Friedrich I. ließ ihn, bey Gelegenheit des Beylagers der Prinzeſſinn Louiſe Dorothee Sophie mit dem Erb-Prinzen Friedrich von Heſſen-Caſſel, nach Berlin kommen, wo er durch ſeine Kunſt die hohen Zuhörer bezauberte.

Der **Lauten-Macher**, der in einigen ſüdlichen Gegenden Deutſchlandes auch wohl Violinen- oder auch Geigen-Macher genannt wird, verfertigt alle diejenigen muſikaliſchen Inſtrumente, die mit Darm-Saiten bezogen werden, ſie mögen mit dem Bogen geſtrichen, oder mit den Fingern geſchlagen werden. Die mehreſten dieſer Künſtler ſuchen, ſo viel wie möglich,

lich, ihre Kunſt geheim zu halten, weil ſie befürchten müſſen, daß jeder andere Holz-Arbeiter ihre Vortheile und Handgriffe ausſpüre, und auch dergleichen Inſtrumente verfertige. Die mehreſten Theile aller dieſer muſikaliſchen Inſtrumente werden aus Ahorn-Holz verfertiget, und bloß zu ihrer Decke nimmt man Tannen-Holz. Das Ahorn-Holz iſt bey ſeinem guten Anſehen nicht allein biegſam, ſondern es iſt auch unter allen harten Holz-Gattungen allein klingend. Daher verfertigen dieſe muſikaliſchen Inſtrumenten-Macher die Zarge und den Boden dieſer Inſtrumente jederzeit aus Ahorn-Holz, damit die Luft, welche bey dem Spielen in dem Innern dieſer Inſtrumente in Bewegung geſetzt wird, von dem harten Boden deſto ſtärker zurückgeſchlagen werde; daher hat ein jedes dieſer Inſtrumente einen dumpfigen Klang, wenn die Zarge und der Boden aus einem weichen Holze verfertigt iſt, oder auch, wenn dieſe Stücke zu dünn ausgearbeitet ſind (*). Das Tannen-Holz iſt zu der Decke einer Violine, und eines jeden andern ähnlichen muſikaliſchen Inſtrumentes, deshalb am brauchbarſten, weil es wegen ſeiner gleichen und geſpannten Holz-Fäden, und weil es wenig Harz bey ſich führt, vorzüglich klingend iſt. Das Holz von der Mittags-Seite einer Tanne iſt, zu dem gegenwärtigen Zweck am brauchbarſten, zumahl wenn es weder gar zu

(*) Baron gedenkt, in ſeiner Unterſuchung der Laute, S. 92, einer Laute, die jemand in Paris will geſehen haben, welche von gediegenem Golde, und 22000 Thlr. werth geweſen, und ſetzt hinzu: „Ich bilde mir ein, daß die „Standesperſon, oder der Maitre, wer er iſt, mehr ga„lant als kunſterfahren geweſen ſey, weil ſich ſolches In„ſtrument mehr zum Anſehen, als zum wahren Gebrauch, „geſchickt hat." Eine Laute, deren Körper von gediegenem Kupfer war, ſahe Baron in Leipzig, und fand, daß ihr Ton mehr mit dem Klange eines alten Hafens oder Topfes, als mit dem wahren Lauten-Klange, überein kam.

grobe, noch zu feine Holz-Fäden hat; denn das Holz dieſer Art, welches grobe Holz-Fäden hat, iſt zu weich; ſind aber ſeine Holz-Fäden zu fein, ſo laufen ſie nicht in gerader Linie fort. Die Güte dieſes Holzes hängt zum Theil von der Gegend, wo es gewachſen iſt, ab; denn böhmiſches und ſächſiſches Tannen-Holz hat weit mehr Harz bey ſich, als dasjenige, welches auf den tyroliſchen Gebirgen wächſt. Man bemerkt dieſes ganz augenſcheinlich, wenn man von beyden Arten des Tannen-Holzes ein Stück in die Wärme legt; denn aus dem tyroliſchen dringt nur ſehr wenig, aus dem ſächſiſchen oder böhmiſchen aber weit mehr Harz hervor. Daher nehmen die Lauten-Macher nur zu den ſchlechteſten Inſtrumenten ſächsiſches oder böhmiſches, zu den beſten aber italiäniſches Tannen-Holz. Die deutſchen Lauten-Macher verſchreiben ſich das leztere Tannen-Holz entweder aus Füßen, in Schwaben an der tyroliſchen Gränze, oder aus Fiume (Sanct Veit am Pflaum) in Krain am adriatiſchen Meere. Es wächſt auf den benachbarten Alpen. Allein, nicht bloß die Gegend ertheilt dieſer Holz-Art eine vorzügliche Güte, ſondern es muß überdem auch hinreichend trocken ſeyn; und dieſes gilt von allen Holz-Arten, die zu dergleichen Inſtrumenten verbraucht werden. Insbeſondre verliert ſich bey der Tanne immer mehr und mehr das Harz, je trockner das Holz wird. Vorzüglich mit aus dieſer Urſache ſchätzt man auch eine gute alte Violine höher, als eine neue, die gleichfalls an ſich gut iſt. Indeſſen kann der Lauten-Macher die Güte ſeiner neuen muſikaliſchen Inſtrumente dadurch ſehr erhöhen, wenn er ſie aus gut ausgetrocknetem Holze verfertigt. Begüterte Lauten-Macher beſitzen daher einen anſehnlichen Vorrath von Holz, damit ſie jedes Stück mehrere Jahre austrocknen laſſen können. Je länger ein Stück geſtanden hat, deſto ſchätzbarer iſt es,

wenn

wenn es anders nicht wurmſtichig wird; dieſer Fehler entſteht aber insbeſondere nur alsdann, wann das Holz zu einer Zeit gefället wird, da der Saft ſich in dem Baume befindet. Ueberdem gebraucht dieſer Künſtler noch Eben-Holz zum Furnieren, und Fernambuk-Roth-Holz und andere harte Holz-Gattungen zu den Bogen der muſikaliſchen Inſtrumente.

Der Lauten-Macher hat ſeine vornehmſten Werkzeuge mit dem Tiſchler und Bildhauer gemein; denn von rechts wegen muß in ihm ein Tiſchler und Bildhauer vereinigt ſeyn. Das Kehlzeug, (ſ. Th. XXIV, S. 39; Th. XXXVI, S. 708; Th. LVII, S. 308), die Hobel, die Eiſen der Bildhauer, und überdem Schnitzer, Bohrer ꝛc. ſind ſeine unentbehrlichen Werkzeuge. Auch müſſen ſeine Werkzeuge, wegen ſeiner feinen Arbeit, vorzüglich ſauber und ſcharf ſeyn; daher ſind, z. B. die Gehäuſe ſeiner Hobel ſämmtlich von Eiſen; da er aber das Holz ſchon in dünnen Bretern kauft, ſo beſitzt er keine große Hobel, ſondern nur Zahn- und Schlicht-Hobel (ſ. Th. XXIV, S. 35). Die Bahn beyder Arten iſt entweder eben, oder in ihrer Breite nach einem Bogen gerundet; mit den leztern behobelt er nur die Wölbung der Decke und des Bodens eines muſikaliſchen Inſtrumentes. Ihr eiſernes Gehäuſe iſt zum Theil nur einige wenige Zolle lang, und alle eiſerne Gehäuſe ſind, der Leichtigkeit wegen, hohl.

Der Lauten-Macher verfertigt eine anſehnliche Anzahl muſikaliſcher Inſtrumente, die aber zum Theil ſchon auſſer Mode gekommen ſind. Unter denen, die mit einem Bogen geſtrichen werden, ſind die Violine, die Bratſche, der Violoncell, und der Contra-Violon, die gebräuchlichſten, und überdem etwa noch die Viola da Gamba, und die Viol d'Amour. Zu den Inſtrumenten, die man mit den Fingern ſchlägt, gehört die Laute nebſt ihren Töchtern, der

Guitarre und Theorbe, die Cither und die Harfe. Die muſikaliſchen Inſtrumente der erſten Art, welche nähmlich mit dem Bogen geſtrichen werden, weichen, in Anſehung ihrer Verfertigung, nur in der Größe und Proportion ihrer Theile von einander ab. Die Lauten-Macher ſind, gedachter Maßen, als Künſtler zu betrachten, und frey von aller Zunft. In dem mittäglichen Deutſchlande, und insbeſondere in Wien und Prag, giebt es viele Künſtler dieſer Art. Ein Künſtler bringt ſeine Kunſt insgemein ſeinem Sohne oder ſeinen Anverwandten, in willkürlichen Lehr-Jahren, bey.

Der **Laute** giebt der Künſtler, in Anſehung der Kunſt bey ihrer Verfertigung, vor den übrigen muſikaliſchen Inſtrumenten der leztgedachten Gattung den Vorzug. Sie hat einen ovalrunden ausgebauchten Körper oder Boden, auf welchem eine flache Decke ruhet, und ihr Hals muß deswegen von einer anſehnlichen Länge ſeyn, damit man den tiefſten Baß-Saiten eine lange Spannung geben könne. Sie erhält aber überhaupt 24 Saiten, die in 13 Chöre abgetheilet werden. Die beyden höchſten Töne des Discantes haben nähmlich jeder eine einzelne Saite, die übrigen Töne aber jeder ein Par Saiten; folglich hat die Laute 11 geparte und 2 einzelne Saiten. Ihr ovalrunder Körper oder Boden wird auf einer Form von Holz, die gerade ſo groß, als die innere Höhlung der Laute, iſt, verfertigt. Der Künſtler ſpannet nähmlich auf der ovalen Rundung dieſer Form, ſtarkes Papier, oder, welches beſſer iſt, Pergament aus; dieſen Ueberzug theilt er, nach der Länge der Form, in 13 oder auch in 21 Theile, und ſchneidet aus dünn gehobeltem Ahorn-Holze, welches hierzu das beſte iſt, nach Maßgebung der vorigen Abtheilung 13 oder 21 Stück oder Streifen. Dieſe weicht er in Waſſer ein, und biegt ſie mit einem glühen-

henden Eiſen. Die gekrümmten Theile werden hierauf auf dem Papiere oder Pergamente angeleimet, und zugleich mit Leim unter einander vereiniget. Um die Mündung des Bodens, oder um den ganzen Umfang des bauchigen Körpers, wird, ſo wie bey der Violine, eine Leiſte nach dem Innern zu, die der Decke zur Unterlage dient, gelegt und angeleimet. Er leimt hierauf an dem obern Theile, wo der Hals angeſetzt werden ſoll, in dem Innern des Körpers oder Bodens einen Klotz an, und durch dieſen Klotz vernagelt er den Hals. Dieſer Hals wird eben ſo, wie der Hals einer Violine, verfertigt, auſſer daß er zwey Wirbel-Kaſten erhält, den hinterſten für die Baß-, den vorderſten aber für die Discant-Saiten. Die Decke wird von Tannen-Holz gemacht. Da ſie flach iſt, ſo darf ſie nur in erforderlicher Dicke behobelt, und wie eine Decke der Violine, auf dem ovalrunden Boden aufgeleimet werden; doch bekommt ſie vorher mit dem Schnitzer ein durchbrochenes Schall-Loch, und überdem wird noch ein kleines Bret, worauf die Saiten unten ruhen, oder ein ſogenannter Steg (Lauten-Steg), aufgeleimet. Die Saiten werden unten am Körper der Laute gleich unter dem Deckel, an Knöpfe befeſtiget. Wenn die ganze Laute zuſammengeſetzt iſt, wird ſie mit der Raſpel, der Feile, der Zieh-Klinge und mit Schachtelhalm geebnet; und endlich muß ſie noch, wie alle muſikaliſche Saiten-Inſtrumente, mit einem Lack-Firniſſe überzogen werden; denn dieſer hält die Näſſe von dem Holze ab, und hindert, daß das Inſtrument nicht bey naſſer Witterung einen veränderten Klang bekommt. Vormahls bezog man die Laute mit Metall-Saiten, jezt aber auch wohl mit Darm-Saiten.

Von der Laute der Katſchinzen in Sibirien, ſ. im XXXVI Th., S. 8.

Den ſchmeichelnden Klang der Laute ſtellt man durch **Lauten-Claviere** vor, welche mit Darm-Saiten bezogen ſind, deren Länge genau mit der Länge der wirklichen Lauten-Saiten übereinkommt, vom Stege an bis an den Ort, wo der Finger jeden Klang zu beſtimmen pflegt. Ein Mehreres davon, iſt in den Supplementen, beym Art. **Clavier**, zu erwarten.

Was **die Poſitur des Leibes und die Haltung der Hände bey dem Lautenſchlagen** betrifft, ſo muß man, wie Fig. 3961 zeigt, etwas nach der linken Seite zu ſitzen, und das Inſtrument rechter Hand an die Bruſt drücken; damit es aber auch befeſtiget werde, muß in der linken Hand der Daumen, und in der rechten Hand der kleine Finger das meiſte dazu beytragen; denn mit dem Daumen wird die Laute vorwärts an den Tiſch, mit dem rechten kleinen Finger aber, welchen man oben bey der Chanterelle oder kleinſten Saite (*), hinter den Steg wo er ſich in eine kleine Rundung zuſammen ſchlißt, ſetzen muß, getrieben, welche auch ohnedies auf dem dicken rechten Beine etwas ruhet. Der Daumen der linken Hand aber muß recht in die Mitte des hintern Halſes geſetzt werden, damit mit den andern Fingern, welche nicht an dem Halſe, ſondern davon abſtehen müſſen, die Saiten nicht gehemmt werden. Die Hand muß auch mit einer Höhlung oder Wölbung, nach dem der Arm wacker vom Leibe weggehalten wird, gekrümmet, und die Finger aus einander über dem Griff-Brete ſchweben, damit man nicht zur Unzeit die Saiten berühre. Die rechte untee Hand (welche ich ſo nennen will,) muß ebenfalls gewölbt, hohl, und

(*) Sie wird deswegen Chanterelle (von canter, ſingen,) genannt, weil ſie zu den Melodien das miſte beytragen muß.

und die Finger gekrümmt aus einander ſtehen, weil durch genaue Zuſammenhaltung der Finger nur die Bewegung gehindert wird. Der Daumen muß auch allezeit ausgeſtreckt bleiben, damit man die Baß-Saiten bequem erreichen könne. Damit der Ton ſeine gehörige Kraft habe, muß das Berühren der Saiten in der Mitte des Raumes zwiſchen dem Stern und Steg geſchehen, weil da die Berührung den größten Effect thut; denn je höher man mit der rechten Hand gegen das Griff-Bret zu, die Saiten berührt, je gelinder und ſchwächer wird der Ton, und nimmt gleichſam an Kraft ab. Iſt nun die Poſitur richtig und gehörig angewöhnt worden, muß ein Anfänger die Kenntniß der Tabulatur und der Chöre, und die gehörige Application der Finger, ſich beybringen laſſen, worein ich mich aber hier nicht weiter einlaſſen kann.

Die Laute kann, wegen ihrer Harmonie und Annehmlichkeit, und da ſie ſich ſelbſt zu begleiten im Stande iſt, ſowohl Perſonen, welche die Einſamkeit lieben, einen Zeitvertreib machen, als auch, wenn ſie dreyzehn-chörig und theorbirt iſt, in den größten Concerten mit erſcheinen. Zu einer geſellſchaftlichen muſikaliſchen Ergetzung im Zimmer, wurde die Laute ehemahls hin und wieder vom Frauenzimmer geſpielt, auch öfters darein geſungen; heut zu Tage lernen Frauenzimmer meiſtens lieber den Flügel oder das Fortepiano ſpielen, womit ſie ſich auch in großen Concert-Sählen hören laſſen können. In Frankreich waren zu Ende des vorigen (17ten) Jahrh. die *Gaulthiers* auf dieſem Inſtrumente berühmt; Deutſchland aber wird an ſeinem Sylvio Leopold Weiß (ſ. ob., S. 388.) gewiß auf ewige Zeiten, ſowohl den zweyten Vater als den größten Meiſter der Laute ehren. Es ſcheint, daß dieſes Inſtrument der franzöſiſchen Flüchtigkeit nicht leicht und lärmend genug vorkommt; gleichwohl kennt man in Deutſchland Perſonen, denen

nen es von der zarteſten Jugend an nicht ſchwer geworden iſt.

Eine ſchöne künſtliche Unterweiſung in dieſem Buechlein, leychtlich zu begreyffen den rechten Grund zu lernen auf der Lauten und Geygen, von Hans Judenkünig. Wien, 1523, 4.

Inſtruction pour toute Muſique des huit divers tons en tablature de Luth, par *Jean Antoine de Baif.* Dieſe Schrift führt La Borde, im Eſſai ſur la M que, Vol. IV, S. 11, aber ohne Druck-Jahr, an. *Baif*, welcher 1531 zu Venedig geboren war, iſt im muſikaliſchen Fache auch deswegen merkwürdig, weil er die ſogenannten muſikaliſchen Akademien (Concert-Verſammlungen) in Frankreich oder vielmehr in Paris, zuerſt eingeführt hat. Er beſaß ein kleines Haus in einer der Vorſtädte von Paris, worin er dieſe Verſammlungen zuerſt anſtellte, und hatte dabey die beyden Könige Karl IX. und Heinrich III. oft zu Zuhörern. Er ſtarb 1591.

Jo. Bapt. Beſardi Iſagoge in artem teſtudinariam, d. i. Unterricht über das künſtliche Saitenſpiel der Lauten, Augsb. 1617, f. war vorher ſeinem Theſaur. Harmonic. Colon. 1603, f. beygefügt. Siehe auch oben, S. 368.

Reusner, ſ. oben, S. 387.

Mouton, ein Franzoſe, vier Bücher Lautenſtücke, nebſt einer Anweiſung zum Lautenſpielen, die im erſten Buche enthalten iſt. Amſterd. Der franzöſiſche Titel des Werkes iſt nicht bekannt, ſo, wie man überhaupt vom Verf. nirgends eine andere Nachricht findet, als daß er zu ſeiner Zeit in Paris einer der beſten Lauten-Spieler geweſen iſt. Vom *Jean Mouton*, welcher bey Franz I. Capell-Meiſter in Frankreich war, muß er unterſchieden werden, ob er gleich in eben das Zeit-Alter, nähmlich in den Anfang des 16ten Jahrh, gehören, und vielleicht gar ein Bruder deſſelben geweſen ſeyn mag. Man hat einen vortrefflichen Kupferſtich von Edelnick von ihm, worauf er mit der Laute vorgeſtellt iſt, und aus deſſen Unterſchrift:

> Cher Mouton a te voir ſi bien repreſenté,
> Par des charmes ſecrets je me laiſſe ſurprendre,
> Je ſuis de ton Portrait doublement enchanté,
> Je te vois, et je crois t'entendre.

man faſt ſchließen ſollte, daß der Virtuoſe in der Zeit, in welcher der Kupferſtich verfertigt worden iſt, (Edelnick lebte am Ende des vorigen Jahrhunderts) noch gelebt haben müſſe.

Büttner, ſiehe oben, S. 387.

Table pour apprendre à toucher le Luth ſur les notes chiffrées des baſſes-continues, par *Perrine*, iſt gegen das Ende des 17ten Jahrh. gedruckt worden.

Ernſt

Ernſt Gottlieb Barons, Candidati Juris (*), hiſtoriſch-Theoretiſch und Practiſche Unterſuchung des Inſtruments der Lauten, mit Fleiß aufgeſetzt und allen rechtſchaffenen Liebhabern zum Vergnügen heraus gegeben. Nürnb. 1727, 8. 14 B. m. Holzſchn. und des Verf. vorangeſetztem Bildniß. Mattheſon hatte im Orcheſtre I. P. 3. c. 3. § 14. von der Laute alſo geredet: „Die ſchmeichelnden Lauten haben mehr Partiſans als ſie meritiren, „und ihre Profeſſores ſind ſo unglücklich, daß, wenn ſie „nur nach der Wieneriſchen Art, oder nach der Pariſiſchen „Manier, ein Paar Allmanden daher kratzen können, ſie „nach der reellen muſikaliſchen Wiſſenſchaft nicht ein Härchen fragen, ſondern ſich mit ihrer Pauvreté recht viel „wiſſen. It wenn ein Lauteniſte 80 Jahr alt wird, ſo hat „er gewiß 60 Jahr geſtimmet. Das ärgſte iſt, daß unter „100 (inſonderheit Liebhabern, die keine Profeſſion davon „machen, kaum zwey capabel ſind, recht rein zu ſtimmen, „und dabey fehlt es noch überdem bald an den Saiten, daß „ſie falſch oder angeſponnen, abſonderlich die Chanterelle; „bald an den Bünden, bald an den Wirbeln, ſo, daß ich „mir habe ſagen laſſen, es koſte zu Paris einerley Geld, „ein Pferd und eine Laute zu unterhalten." Dieſe und noch viel andere Ausdrücke wollten den Liebhabern der Laute gar nicht gefallen. Beſonders wollte es dem Baron, der ein guter Lauteniſt war, nicht anſtehen, daß Mattheſon ſo ſpöttiſch von der Laute geſchrieben hatte, deswegen er vorſtehenden Tractat von der Hiſtorie der Laute ſchrieb, und darin den Mattheſon hart angriff. Es iſt dieſer Tractat in 2 Theile getheilt, und folgenden Inhalts. Th. I. Cap. 1. Von der Benennung dieſes Inſtruments, S. 6 — 9. Cap. 2. Von dem Urſprunge dieſes Inſtruments, S. 9 — 15. Cap. 3. Von dem Unterſchied ein und andern Inſtruments, das man auch vor eine Laute gehalten, und deren Beſchaffenheit, S. 16 — 28. Cap. 4. Wie unſere Lauten nach Italien kommen, und was ſie weiter vor Fata gehabt, S. 28 — 36. Cap. 5. Von wem unſer Inſtrument wieder hervor geſucht, und nachgehends von denen Franken zu den Teutſchen kommen iſt, S. 36 — 41. Cap. 6. Von den berühmteſten Meiſtern in der Muſic, welche in den älteſten, mittlern und neuen Zeiten gelebet, und theils noch leben, und wie ſich einer oder der andere um unſer Inſtrument verdient gemacht, S. 42 — 88. Cap. 7. Von den berühmten Lauten-Machern, deren unterſchiedenen Arbeit, und worin eigentlich die Güte und Tugend einer Lauten beſtehe, S. 88 — 89. Th. II. Cap. 1. Von denen Vorurtheilen, die man von dieſem Inſtrumente heget, S. 99 — 134. Cap. 2. Von dem Genie zur Lauten, S. 134 — 143. Cap.

(*) Baron kam 1728, als Lauteniſt in die Capelle zu Gotha, und ward hernach in Berlin königlicher Theorbiſt. Er iſt ungefähr im J. 1760 in Berlin geſtorben.

Cap. 3. Von den Anfangsgründen dieſes Inſtruments, 1) von der Poſitur, 2) Haltung der Hände, 3) neuen Tabulatur, 4) Application der Finger, S. 144 — 165. Cap. 4. Von den vornehmſten Manieren auf der Lauten, ihrer Bezeichnung, Natur und worauf es vornehmlich heut zu Tage ankommt, S. 165 — 173. Cap. 5. Von dem rechten Guſto zu ſpielen, S. 173 — 187. Cap 6. Von dem General-Baß, S. 188 — 197. Aus dieſem Buche erſieht man, daß Baron ein eben ſo eifriger Vertheidiger der Laute, als ein ſtarker Spieler derſelben, ſey; wiewohl ſein Gegner auch nicht dabey geſchwiegen hat, wie aus Deſſen merkwürdigen Lauten=Memorial, welches ſeinem neuen göttingiſchen Ephorus ꝛc. Hamb. 1727, 4. angehängt iſt, zu erſehen iſt.

Eb. Deſſ. Beytrag zur hiſtoriſch=theoretiſch= und practiſchen Unterſuchung der Laute, ſt. in Marpurg's hiſtoriſch=kritiſchen Beyträgen zur Aufnahme der Muſik, 2 B. 1 St. (Berl. 1756, 8.) S. 65 — 83.

Eb. Deſſ. Abhandlung von dem Notenſyſtem der Laute und der Theorbe, ſt. in derſelben 2 St. S. 119 — 124.

* * *

2. Bey den Woll=Färbern, wird unter **Laute** (vielleicht wegen einiger Aehnlichkeit mit dem muſikaliſchen Inſtrumente dieſes Nahmens, oder auch als eine verderbte Ausſprache für Latte,) eine lange hölzerne Krücke, worauf man die Farbe in der Blau=Küpe herauf rühret, Fr. Rable, verſtanden. Siehe im XII Th. S. 76., und die dazu gehörige Fig. 597.

3. **Laute**, iſt auch eine Benennung der Feigen=Schnecke; ſiehe unter **Schnecke**.

Lauten=Clavier, ſ. oben, S. 394.

Lauten=Macher, ſ. oben, S. 381, und 388, fgg.

Lauten=Schläger, ſ. oben, S. 381, und 394.

Lauten=Steg, ſ. oben, S. 393.

Lauten=Zug, ein Regiſter=Zug an verſchiedenen Saiten=Inſtrumenten, als: dem Clavichord, Clavicymbel oder Flügel, wodurch den Saiten deſſelben eine Dämpfung beygebracht wird, damit ſie etwas gemäßigter klingen.

Lauten, das Zeit=Wort, ein Neutrum, welches das Hülfs=Wort haben erfordert.

1. Stim=

1. Stimme und Laut von ſich geben, ſich dem Gehöre merkbar machen.

(1) Eigentlich. Er iſt ſo heiſer, daß er nicht lauten kann, wofür im gem. Leben auch auslauten üblich iſt; er kann kaum auslauten. Dinge, die da lauten, und doch nicht leben, es ſey eine Pfeife oder eine Harfe, 1 Cor. 14, 17. Zuweilen auch Ton und Klang von ſich geben.

Mein Saitenſpiel ſoll lauten für und für,
O Herr, von dir.
Opitz.

Die ängſtliche Glocke lautet, Weiße, wofür auch, obgleich nicht ſo richtig, läuten gebraucht wird.

Das Halsband läutete mit allen ſeinen Schellen.
Zach.

wo es aber auch das Folgende Activum ſeyn kann.

(2) Figürlich, bekannt werden, doch nur in dem zuſammengeſetzten verlauten, welches auf zweyerley Art gebraucht wird. α) Sich verlauten laſſen, durch Worte zu erkennen geben, es geſchehe nun auf mittelbare, oder unmittelbare Art. Er ließ ſich verlauten, daß er nicht kommen könne. β) Als ein unperſönliches Zeit-Wort, es verlautet, man ſagt, es wird geſagt. Wie verlautet, wie geſagt wird. Es will verlauten, man ſagt, man will ſagen. In beyden Bedeutungen iſt das Wort verlauten der Sprache des geſellſchaftlichen Umganges angemeſſener, als der edlern Schreib-Art.

2. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, mit Beyfügung der Art und Weiſe.

(1) Eigentlich. Bey der Nacht lautet alles ſtärker. Dieſe Violine lautet ſehr ſtark, hat einen ſtarken Klang oder Ton. Das lautet nicht als eines Menſchen Stimme. Die Glocken lauten ſehr traurig. Wohl-

Wohllautend, oder vielmehr wohl lautend, hell lautend, übel lautend.

(2) Figürlich. a) Einen verſtändlichen Laut haben, wo man dieſes Wort gebraucht, wenn man Worte eines Andern anführt oder herlieſet. Die ſtreitige Stelle lautet ſo. Der Brief lautet folgender Geſtalt. Seine Antwort lautet ſehr trotzig. b) Den Geſetzen der Sittlichkeit, des Wohlſtandes gemäß ſeyn, wofür auch klingen üblich iſt. Dein Lob lautet nicht fein. Was gerecht, was keuſch, was lieblich iſt, was wohl lautet, Phil. 4, 8. Das lautet nicht wohl fein für einen ehrbaren Mann. Wie würde das lauten?

Bey dem Notker, der es auch für frohlocken, jubiliren braucht, liuten, und im Imperfecto irregulär, lutto, im Angelſ. wo es auch ſchreyen bedeutet, hlydan, im Dän. lyde, im Schwed. läta, und ljuda.

Daher **auslauten**, einen Laut von ſich geben. Er kann kaum auslauten.

Verlauten, ſ. oben, S. 399.

Läuten (*), ein reguläres Zeit-Wort, welches das Activum des vorigen iſt.

1. In weiterer und eigentlicher Bedeutung, einen Laut oder Laute verurſachen, hervor bringen. In dieſer Bedeutung iſt es im Hochdeutſchen veraltet; indeſſen kommt es in derſelben noch bey dem Opitz vor:

> Ein Thier ſchweigt oder ſchreyt, es wiehert oder kräht,
> Doch aber kann es nie kein Wort zuſammen läuten.

Man

(*) Schon bey den ſchwäbiſchen Dichter lüten, im Oberd. auch lauten, im Niederſ. lüden, lüen. Im gemeinen Leben einiger Gegenden, z. B. Meißens, wird es irregulär abgewandelt (conjugirt), Imperf. ich litt, Mittelw. gelitten; welche Abwandelung doch eigentlich dem Neutro zukommen müßte, die es ehedem im Oberdeutſchen auch wirklich gehabt hat.

Man braucht es nur noch, 2. in engerer Bedeutung von Glocken und Schellen. Das Geläut eines Schellen-Schlittens. Am häufigſten aber von größern Glocken, und zwar nur von derjenigen Art, da die Glocken läuten, L. pulſare campanas; Fr. ſonner les cloches, tinter. Es wird geläutet. In die Kirche läuten. Zur Kirche, zur Leiche, zur Hochzeit läuten. Zuſammen läuten, im gem. Leben einiger Gegenden, mit allen Glocken zum lezten Mahl in die Kirche läuten. Feuer läuten, mit den Glocken das Zeichen eines entſtandenen Feuers geben, ſtürmen.

Man braucht das Wort läuten ſowohl von dem Klange der Glocken ſelbſt, da man z. B. ſagt. Ich hörte die Glocken läuten, als auch von denenjenigen, welche ſie ziehen, oder in Bewegung ſetzen. Der Küſter läutet zur Kirche.

Einige Mund-Arten haben das Wort läuten gar nicht, ſondern ſprechen und ſchreiben: die Glocke lautet. Es wird gelautet. Andre unterſcheiden es ſo: die Glocke lautet, und es wird geläutet.

Figürlich: Es läutet mir in den Ohren.

Mit den Beinen läuten, daher das Sprichw. Einem Eſel zu Grabe läuten, d. i. ſitzend die Beine herum ſchlenkern, ſolche hin und her bewegen; Fr. tambouriner avec les pieds. Man ſetze nur einen Narren auf eine Bank, er wird bald einem Eſel zu Grabe läuten; Fr. qu'on mette un ſot ſur un banc, il tambourine avec les pieds.

Er läutet ſchon vor, er fängt ſchon vorläufig eine Materie an, die er vor der Hand ſich noch nicht getrauet, ausführlich und deutlich vorzutragen.

Daher anläuten. 1. An etwas läuten. So wird dieſes Wort in Ober-Deutſchland für anklingeln, anſchellen, gebraucht. 2) Durch Läuten das Zeichen zum Anfange einer Sache geben. So wird auf den Bergwerken angeläutet, d. i. das Zeichen zum Anfahren mit der Glocke gegeben. Daher die

Anläutung, und das Anläute-Geld, dasjenige Geld, welches der Thürmer für das Anläuten auf den Bergwerken bekommt.

Ausläuten. 1. Das Ende einer Sache durch Läuten anzeigen. Die Kirche, die Meſſe ausläuten, im Gegenſatze des Einläutens. 2. Das lezte Zeichen mit den Glocken geben; ingl. aufhören zu läuten. Man hat ſchon ausgeläutet.

Beläuten, über etwas läuten. Eine Leiche, einen Sieg, ein Freudenfeſt beläuten. Das Gerücht beläuten, an einigen Orten, die Hägung des Hals-Gerichtes durch Läuten ankündigen; durch ein Zeichen mit der Glocke die bevorſtehende Execution des peinlichen Urtheiles bekannt machen.

Die **Beläutung**, L. Citatio per publicum proclama, ſive Citatio per edictum & campanam, iſt eine bey dem kaiſerl. Hof-Gerichte zu Rothweil übliche Art der öffentlichen gerichtlichen Ladung, da der Beſitzer gewiſſer in Anſpruch genommener Güter, ohne ihn ſelbſt nahmhaft zu machen, unter Läutung der Glocken vor Gericht geladen wird. Derjenige Kläger, welcher dieſe Citation auswirkt, heißt der **Beläuter**, und die auf ſolche Art in Anſpruch genommenen Güter heißen **beläutete Güter**. Dieſe Citation wird alsdann gebraucht, wann der Kläger den Nahmen des Beſitzers ſolcher Güter entweder gar nicht weis, und dieſe Unwiſſenheit voe Gericht eidlich erhärtet hat, oder wenn man den Nahmen deſſelben zwar weis, derſelbe aber auſſer dem Bezirke des Gerichtes wohnhaft iſt, und keinen unter der Gerichtbarkeit des Hof-Gerichtes angeſeſſenen Procurator bevollmächtigt hat, gegen welchen an ſeiner Statt der Beläuter Klage erheben kann. Erſcheint der Citirte auf dieſe Ladung, ſo wird gegen ihn, als einen ſolchen, der den Rechts-Handel freywillig übernommen hat, und deshalb als wahrer Beſitzer angeſehen wird,

der

der Proceß geführt, welches ſelbſt dem Inhalte der gemeinen Rechte gemäß iſt; Erſcheint der Geladene aber nicht, ſo wird der Beläuter auf ſein ferneres Anſuchen ex primo decreto in die beläuteten Güter immittirt, welche Immiſſion alsdann die Anleitung genannt wird. Ehedem pflegten ſich auch wohl Schuldner auf die **Beläutung** zu verſchreiben, in welchem Falle wegen der verhypothecirten Güter auf die beſchriebene Art verfahren werden könnte.

Einläuten, den Anfang einer Sache durch Läuten verkündigen. Ein Feſt einläuten. Die Meſſe einläuten. Im gem. Leben bedeutet **einläuten**, absolute, oft auch zur Kirche läuten. Man hat ſchon eingeläutet. Daher die **Einläutung**.

Das Läuten der Todten-Glocke, oder der Klang der Glocken, welcher einen Todesfall oder ein Begräbniß verkündigt, hat bey Epidemien, zumahl bey Faul-Fiebern, wobey der Patient ohnehin ganz muthlos und niedergeſchlagen iſt, einen ſchädlichen Einfluß. „Ich habe,“ ſagt Hr. Hofr. Zwierlein (*); „in Hemmelburg ſehr oft bemerkt, daß dieſe „ſchreckende Glocke manchem Kranken den lezten Stoß „verſeßte, und die Niedergeſchlagenheit augenſcheinlich zunahm, und die wenigen noch übrigen Kräfte „völlig ſanken. Einige Mahl war ich eben bey Kranken, als dieſe Glocke ertönte, und ich beobachtete „ſogleich an den Kranken durch den Schrecken veränderte Geſichts-Farbe, veränderten Puls, Herzklopfen, große Angſt, Traurigkeit und Zittern. Ganz „ängſtlich erinnerten ſie gleich das Läuten mit einem „tiefen Seufzer.“ So hat auch Hr. geh. Rath Frank die ſehr üble Wirkung des Todten-Geläutes

 auf

(*) In ſeinen vermiſchten medicinischen Schriften, (Heidelb. und Lpz. 1788, 8.) S. 7, fgg.

auf Schwangere bemerkt. Er ſagt (*): „Die Ge„wohnheit in kleinern Städten, bey dem Hintritt je„des Sterbenden mit einer beſondern, oder ſo genann„ten Todten-Glocke zu läuten iſt, beſonders für „Schwangere von ſehr übler Wirkung, da ſie alle„mahl ihr künftiges Schickſal an jenem verſtorbener „Gebährenden oder Wöchnerinnen, abmeſſen, wo„von ihnen die Todten-Glocke auf eine ſehr unnöthige „Weiſe allemahl ſogleich die erſte Nachricht zu geben „pflegt; welches alles noch weit ſchlimmere Folgen „hat, wenn, wie es zuweilen zutrifft, von Zeit zu „Zeit ein für die Wöchnerinnen gefährlicher Jahrgang „einſchlägt, wo mehrere ſchnell auf einander folgende „Todesfälle die Aufmerkſamkeit und die Furcht aller „geſegneten Frauen vermehren, und nicht ſelten ohne „Beywirkung anderer Urſachen, zu allerley böſen „Zufällen Gelegenheit machen.“

Vom Läuten der Glocken bey Todesfällen und Beerdigungen der Leichen, ſ. auch im XIX Th., S. 169.

Von der Schädlichkeit des Läutens beym Gewitter, ſ. im XVIII Th., S. 261, fgg.

1. **Lautenburg**, ein königliches Domainen-Amt, im michelauiſchen Kreiſe in Weſt-Preuſſen, welches auf dem Vorwerke Guttowo ſeinen Sitz hat, und aus einem Vorwerke, 6 vererbpachteten Oertern und 34 Dörfern, Mühlen und einzelnen Ortſchaften beſteht, die ſämmtlich 600 Feuerſtellen enthalten.

2. **Lautenburg**, pohln. Lidzbarg, oder Lecbarg, eine kleine offene königl. Immediat-Stadt in dem davon benannten Kreis-Amte in der culmiſchen Provinz oder im Culmerlande, in Weſt-Preuſſen, an dem kleinen Fluſſe Wicker, welcher die Nord-Seite der Stadt ſchnell vorbey fließt, die dicht bey der Stadt belegene königl. Amts-Waſſer-Mahlmühle von 2 Gän-

(*) In ſeinem Syſtem einer vollſtänd. medicin. Polizey, 1 B. (Mannh. 1779, 8.) S. 513, f.

2 Gängen treibt, hierauf den Nahmen Wicker verliert, und den Nahmen Well bekommt, welchen er auch bis zu ſeinem Einfluß in die Drewenz bey dem Amts-Vorwerke Brattian behält. Von der Mühle ab fließt dieſer Fluß mit vielen Krümmungen weſtwärts in den nahe bey der Stadt liegenden See, der ½ Meile lang, ¼ Meile breit und über 20 Klafter tief iſt, hinein, und oſtwärts in einer entgegen geſetzten Richtung wieder heraus, da er alsdann hierauf nordwärts weiter fortfließt. Die Stadt liegt in einer ziemlich ebenen und mäßig fruchtbaren Gegend, und iſt von der Oſt- und Nord-Seite mit ſandigen Anhöhen umgeben. Sie beſteht aus 117 Häuſern, die von Holz erbauet, und mit fichtenen Schindeln gedeckt ſind. Nur das Rathhaus, die beyden katholiſchen Kirchen, wovon die eine auſſerhalb der Stadt liegt und eine Filial-Kirche iſt, nebſt einigen Bürger-Häuſern, ſind mit Dach-Ziegeln gedeckt. Die Anzahl der Einwohner, welche größten Theils Pohlen und katholiſch ſind, beläuft ſich auf 802 Seelen; doch ſind bereits 41 deutſche proteſtantiſche Familien hier anſäſſig, welche nebſt den proteſtantiſchen Landleuten um Lautenburg ihren Gottesdienſt auf dem Rathhauſe halten, welchen ein hier angeſetzter lutheriſcher Schul-Lehrer verſieht. Die Communion wird vierteljährig von dem Prediger aus Heinrichsdorf in Oſt-Preuſſen hier gehalten, der auch die übrigen Amts-Verrichtungen bey dieſer Gemeine verwaltet.

Die Einwohner ernähren ſich hauptſächlich vom Bierbrauen und Branntweinbrennen, von ihren Profeſſionen und vom Ackerbau; auch wird von dem weiblichen Geſchlechte viel ordinaire Leinwand gewebt, die auf den Jahrmärkten, beſonders in Pohlen, in beträchtlicher Menge abgeſetzt wird. Die den Bürgern gehörigen Aecker ſind größten Theils leicht und ſandig. Unter den Profeſſioniſten ſind die

Töpfer die zahlreichſten, welche von dem ſchönen Thone, der in der benachbarten königl. gurznauer Heide gefunden wird, ſehr gute weiße Gefäße verfertigen.

Die bey der Stadt liegende ſogenannte Vorſtadt Polko, beſteht nur aus einigen wenigen Feuerſtellen. Die ebenfalls bey der Stadt liegende ehemalige Staroſtey-Wohnung nebſt der Mühle gehört zum Amte Lautenburg.

Die Juſtiz-Pflege verwaltet das Kreis-Gericht zu Löbau.

Lauteniſt, ſ. oben, S. 381.

Lautenthal, eine Berg-Stadt im Fürſtenthume Grubenhagen, von 120 Häuſern, welche der Kurfürſt von Braunſchweig-Lüneburg und der Herzog von Wolfenbüttel gemeinſchaftlich beſitzen. Bey derſelben iſt eine Silber-Hütte, und ſtehen noch einige Gruben auf Bley, Kupfer und etwas Silber, im Umtrieb.

Lauter, ein Bey- und Neben-Wort, **lauterer, lauterſte.**

1. Eigentlich.

(1) Glänzend, hell; eine im Hochdeutſchen ungewöhnlich gewordene Bedeutung, welche aber noch im Oberdeutſchen gangbar iſt. Der Spiegel iſt nicht lauter. Ein lauteres (helles) Glas. Der Himmel iſt lauter, hell.

(2) In gewöhnlicherm Verſtande, unvermiſcht, mit keinem geringern Zuſatze vermiſcht, als eine beſondere Art deſſen, was man rein zu nennen pflegt. Das Waſſer iſt nicht lauter. Lauteres Gold, reines, unverfälſchtes. Lauterer Honig, gereinigter. Obgleich auch dieſe Bedeutung im Oberdeutſchen am gangbarſten iſt, ſo kommt ſie doch in der edeln und anſtändigen Schreib-Art der Hochdeutſchen häufig genug vor. **Lauter-Wein**, iſt in den rheiniſchen Wein-Ländern abgezogener Wein ohne Hefen, der

in Nieder-Sachſen klinkſchön genannt wird. Der lautere Stall der Pferde, im gem. Leben, wenn das Waſſer, ſo wie es von dem Pferde getrunken worden iſt, durch den Urin wieder abgeht; ſiehe Lauterſtall.

Von dem Unterſchiede unter lauter und rein, ſiehe Rein.

2. Figürlich.

(1) In moraliſchem Verſtande, wo es überhaupt ſo viel, als ohne geringern, ſchlechtern Zuſatz bedeutet, aber doch in manchen Fällen allerley Neben-Begriffe bekommt. Es iſt die lautere Wahrheit, ohne allen Zuſatz von Unwahrheit. Es iſt mein lauterer Ernſt, mein völliger Ernſt. Eine lautere Liebe, ohne alle unrechtmäßige Neben-Abſichten. Seine Abſichten ſind nicht lauter. Lautere Glaubens-Lehren, in der Dogmatik, purae, welche nur allein aus der nähern Offenbarung begreiflich und erweislich ſind. Auf daß ihr ſeyd lauter und unanſtößig, Phil. 1, 10. von Sünden und Fehlern frey. Die Rede des Herrn iſt lauter, wie durchläutert Silber, Pſ. 12, 7.

(2) In welchem Verſtande es auch als ein Intenſivum gebraucht wird, anzudeuten, daß ein Subject das Prädicat, welches das folgende Haupt-Wort bezeichnet, ganz und völlig habe, mit Ausſchließung alles andern. Und zwar zuweilen als ein Bey-Wort, doch ohne Comparation. So wollen wir uns dann aus lauter Gehorſam würgen laſſen? Ein holder Knabe, er iſt die lautere Natur, Engel. Wo man es im g. L. oft noch mit dem pur verſtärkt. Es iſt pur lauterer Betrug.

Am häufigſten aber in Geſtalt eines Neben-Wortes, welches doch ſeine Stelle von dem Haupt-Worte bekommt, wo es ſich am häufigſten durch nichts als erklären läſſet, und im g. L. und in der vertraulichen

Sprech-Art am häufigſten iſt. Es iſt lauter unnützes Geſchwätz. Lauter Lügen vorbringen. Es ſind lauter Erdichtungen. Die Franzoſen treiben im mittelländiſchen Meere lauter Activ-Handel. Lauter Waſſer trinken. Lauter Glück haben. Es iſt lauter Leben an ihm. Zuweilen auch durch ganz. Sie war lauter Freundlichkeit. Er ward lauter Feuer im Geſicht. Imgleichen durch all. Es waren ihrer zehen, lauter rechtſchaffene Männer. Beſonders im Oberdeutſchen. Lauter zu deinem Beſten, alles zu deinem Beſten. Es iſt nicht lauter Gold was gleißt.

Als ein Bey-Wort ſchon im Iſidor hlutro, bey dem Ottfried lutar, im Niederſ. luter, im Dän. und Schwed. lutter, im Angelſ. hluter, im Walliſ. lathr. Es gehört zu dem Geſchlechte der Wörter Licht, leuchten, glau, Glatze, gleiſſen, der lezten Hälfte des Wortes Antlitz, Blitz, u. ſ. f. und bedeutet eigentlich hell.

1. **Lauter**, ein anſehnliches Pfarr-Dorf im Amte Schwarzenberg, im erzgebirgiſchen Kreiſe, 1 Stunde nordweſtlich von Schwarzenberg, an der Straße nach Schneeberg; hat 150 Feuerſtellen, und 1000 bis 1100 Einwohner. Die Feld-Früchte kommen hier ſpät zur Reife; Getreide wird nicht viel gebauet, es kommt meiſt von Böhmen, ſo wie auch Butter und Geflügel. Die Einwohner ſind theils Handelsleute, die vornehmlich mit weißen Spitzen einen ſehr großen Verkehr haben, theils Land- und Berg-Leute, theils Holz-Hauer, welche den Sommer über in den Waldungen Holz fällen. Die Arbeitſamkeit iſt hier ungemein groß, beſonders bey den Frauensperſonen, welche das Klöppelwerk oder Spitzenwirken ſehr ſtark treiben. Man findet hier 3 anſehnliche Spitzen-Handlungen, welche Bayern, Schwaben, die Schweiz und Italien mit ihren Waren verlegen; 3 große Vitriolöhl- und Scheidewaſſer-Laboratorien,

die ein Vitriol-Oehl bereiten, welches beſſer als das engliſche iſt, und in großer Quantität beſonders nach der Schweiz und nach Italien verführt wird. Im J. 1763 wurden hier 3 Gruben (das Unverhoffte Glück, Maria Roſina und der Segen Gottes) auf Eiſen-Stein und Eiſen-Flötze betrieben. In Lauter werden auch ſehr ſchöne und niedliche Schlitten von Weiden verfertigt, ein- und doppelſitzige, von 1 bis 8 Rthlr., obgleich die Weiden weit geholt werden müſſen; es wird ein artiger Handel damit getrieben. Unweit Lauter ſteht am Schwarzwaſſer der berüchtigte Teufels-Stein, ein hoher Felſen mit mehrern Höhlen, worin man grüngelbliche Granaten :c. findet.

1. Das **Gericht Lauter**, im Fürſtenthume Coburg, im oberſächſiſchen Kreiſe, mit dem Itſch- oder Itz-Grunde, hat einen Flächen-Inhalt von $3\frac{4031}{10000}$ Quadrat-Meilen, und enthält 83 Dörfer und Oerter, mit 2 Wüſtungen, und 25 Kirchen. In den 2391 Wohn-Häuſern leben 15222 Menſchen. Das darin befindliche Pfarr-Dorf **Unter-Lauter**, ſonſt **Lutere**, an der Lauter, iſt ehedem eine Stadt geweſen, und hat dem Gerichte den Nahmen gegeben. Es beſteht aus 56 Häuſern und 279 Einwohnern. Hier wird jährlich einmahl Land-Gericht gehalten. In dem Flüßchen Lauter findet man viele Forellen. In dieſer Gegend giebt es auch Marmor, Alabaſter, Kalk, viel Verſteinerungen und Eiſen-Stein, der von 1739 an einige Jahre mit Nutzen geſchmolzen worden iſt. Man bauet hier auch vielen Dinkel oder Spelt.

Ober-Lauter, an dem Flüßchen Lauter, ungefähr eine halbe Viertel-Stunde von Unter-Lauter, wo es eingepfarrt iſt, hat 40 Häuſer mit 200 Einwohnern, und eine Schäferey. Auſſer dem fürſtlichen Amte haben die Pfarre Lauter, das Kaſten-Amt Mönchröden, die Kammer-Güter Oeßlau, Schweikhof und andere, hier ihre Lehne. Von den benachbar-

ten Bergen werden bey ſtarken Regengüſſen gute Kalk-Steine in Menge herab geführt, womit alsdann die Stadt Coburg verſehen wird. In einer Gegend auf Unter-Lautern zu, die man Bockskreuz nennt, befinden ſich Eiſen-Steine. Im J. 1739 wurde darauf gebauet; die Steine wurden in der Steinach geſchmolzen, und das Eiſen wurde ſehr gut befunden. Da ſich auch etwas Kupfer und Silber zeigte, ſo wurde auch eine Stein-Wäſche angelegt, aber der Schacht fieng Waſſer, und die Arbeit mußte liegen bleiben.

Tiefen-Lauter, war bis 1516 noch eine Wüſtung, iſt aber izt ein zwiſchen Bergen liegendes Dorf von 9 Häuſern und 56 Einwohnern. Auf den Feldern werden meiſtens Dinkel, Hafer und Kartoffeln erbauet. Es wird auch **Zettel-Lauter** genannt, weil die Häuſer aus einander zerſtreuet liegen. Auf beyden Seiten fließt ein Bach durch, welcher den Mühl-Graben von der lauterer Papier-Mühle ausmacht.

3. **Lauter**, ein kleiner Fluß in der Unter-Pfalz, welcher ſich unterhalb Creuznach in die Nahe ergießt.

4. **Lauter**, ein Fluß im Würtembergiſchen, welcher anderthalb Meilen oberhalb Eßlingen in den Neckar fällt.

Läuterant, Läuterat; ſ. unten unter **Läutern**.

1. **Lauterbach**, ein Städtchen im Fürſtenthume Glogau, in Schleſien.

2. **Lauterbach**, eine freye königliche Zinn-Bergſtadt, im ſaatzer Kreiſe ellbogner Antheils, im Königreiche Böhmen, von 129 Häuſern. Sie iſt im J. 1551, d. 20 Jun. von K. Ferdinand I. zuerſt in die Zahl der Städte verſetzt, und mit vielen Berg-Freyheiten begnadiget worden, welche K. Maximilian II., Rudolph II., Mathias, Ferdinand III., Leopold, und zulezt Maria Thereſia, im J. 1748, d. 18 Jul.

nicht

nicht nur beſtätigt, ſondern derſelben, nebſt den allgemeinen bergſtädtiſchen Freyheiten, auch das Vorrecht eine eigene Zinn-Wage und Flöß-Hütte zu haben, eingeräumet, und aus den königlichen Waldungen freye Beholzung verſprochen haben. Der Feld-Bau iſt hier zwar groß, der rauhen Witterung wegen aber nicht allemahl ergiebig; deswegen ſuchen die Bürger ihre Nahrung hauptſächlich in dem Berg-Baue, wie auch im Hopfen- und Leinwand-Handel. Die alten Nachrichten rühmen den nicht fern von hier gelegenen Glasberg, ſeiner häufigen und ergiebigen Zinn-Erze wegen; dieſem zu Folge, hat man, nebſt fleißiger Betreibung der dicht an die St. Johann Täufers-Capelle ſtoßenden Zeche Einigkeit, auch dieſen Berg vor kurzer Zeit an zwey Orten mit Stollen-treibung angegriffen. Im J. 1772, wurde ein beträchtlicher Theil dieſer Stadt eingeäſchert. In der Nähe bricht eine beſondere Art von ſchwarzen Kalk-Stein, der im Grunde und beym Waſſer ein vortreffliches Cement giebt.

3. **Lauterbach**, ein Dorf im Herzogthume Eiſenach (*), von 58 Häuſern und 1516 Seelen, welches einen beträchtlichen Handel durch Verſendung in verſchiedene Handels-Städte mit Leinwand-Waren macht, welche in den eiſenacher Ortſchaften verfertiget werden. Unter dem Nahmen **lauterbachiſche Leinen**, ſind verſchiedene Sorten Leinwand bekannt; unter andern Sorten zu Hemden, die 5, 6 bis $\frac{8}{4}$ breit liegen, und in Stücken von 20, 30, auch 60 Ellen; ferner weiß und blau geſtreifte, welche 5 bis $\frac{8}{4}$ breit iſt, in ganzen und halben Schocken; Pack-Leinwand von $\frac{7}{4}$, $\frac{15}{8}$ auch

(*) Im Almanach general des marchands negocians et armateurs de la France, de l'Europe, et des autres parties de monde, Année MDCCXXXVI. (à Par. gr. 8.) wird dieſes Dorf als eine Stadt in Deutſchland, 4 Meilen von Fulda, und 14 Meilen von Frankfurth, beſchrieben.

auch wohl 2 Ellen, bis 2¼ E., nach frankfurther Maß. Das meiſte von dieſen Linien, geht nach Amſterdam und Bremen.

Lauterbad, bey Freudenſtadt, im Herzogthume Würtemberg. In der dietersweiler Markung, oberhalb der Sägmühlen, und oberhalb Dornſtetten, entſpringen 3 Geſund-Brunnen, deren Abfluß in die Lauter kommt, und von welchen 1592, 26 Aug. D. Phil. Grauer zu Tübingen ein Bedenken aufgeſetzt, und ihnen, nach damahliger Art, ziemlich viel Bley, einen guten Theil Salpeter, aber wenig Alaun zugeſchrieben, auch ihren Nutzen wider Geſchwüre, offene Schäden, unempfindliche Glieder ꝛc. gerühmt hat. Der vornehmſte derſelben iſt das **Lauterbad**. D. Becher, als damahliger Phyſikus in Freudenſtadt, ſetzte 1753 folgende ſchriftliche Beſchreibung davon auf. Die Lauter, ein kleiner, doch zum Bau-Holzflößen ſchon ſeit langer Zeit geſchickt gemachter Bach, worauf man daſſelbe in die Glatt, und von da in den Neckar bringt, giebt den Nahmen einem im J. 1721 von dem ehemahligen Kammer-Director Dietrich, eine kleine halbe Stunde von Freudenſtadt ſüdoſtwärts angelegten neuen Land-Gute, und rechter Seits, etwa eine gute Viertel-Stunde von deſſen Urſprunge aufgerichteten, auch zu dem Baden ziemlich gut angeordneten Gebäude, daß man dieſes das **Lauterbad** nennt, welches nun in mehrern Stücken bequemer gemacht und verbeſſert worden iſt. Das kalte Waſſer wird von der Quelle, die linkerſeits dem Lauterbach, aus einem zwiſchen Freudenſtadt und dem Bache befindlichen, daſelbſt ſehr ſteilen und hohen Gebirge und deſſen Wurzel entſpringt, vermittelſt eines Pumpwerkes, welches ſammt dem Brunnen bedeckt und eingemacht iſt, in einer Rinne und von da in den Keſſel unmittelbar geleitet. Ihr Ausfluß geht unmittelbar durch die ſteinerne Einfaſſung

in

in den dicht daran vorbey laufenden Lauterbach, wird von keiner Veränderung des Waſſers turbirt, auch nicht ſonderlich vermehrt oder verringert: iſt ſo ſtark, daß man eine oberſchlägtige Mühle damit antreiben könnte; zu Sommerszeit bey größter Hitze dennoch kalt, friert hingegen im Winter ſehr ſchnell zu. Das Haus iſt, nebſt der Quelle und dem Bache, in einem ſehr ſchmahlen Thale, und es ſtehen noch verſchiedene andere Häuſer dahinter, längſt und neben dem Urſprunge zu. Das Bad-Waſſer iſt ſehr klar, führt einen weißen und röthlichen Sand mit ſich, iſt wohlgeſchmackt, und faſt ſüßlich zu trinken. Sein genaues würtembergiſches Maß wiegt 3 ℔. 20 Loth 1 Quent. 24 Gran Apotheker-Gewicht. Es giebt weder im Kochen, noch ſonſt beym Hinſtellen, großen Satz oder Stein, auſſer wenn man gar lange im Keſſel geſotten hat, wird dieſer etwas bleyfarbig, und bekommt eine ſubtile Kruſte, die ſchwer herab zu bringen iſt. Mit der Solutione Sacchari Saturni, wie auch Lunae, zeigt es keine Veränderung; es brauſet auch nicht mit dem Spiritu ſalis ammoniaci, und ſehr wenig mit dem Oleo tartari per deliq., und dieſes noch, ohne trübe zu werden, oder etwas niederzuſchlagen. Der Syr. violar. wird auf Roth ſtechend, der Syr. paeon. hingegen nicht verändert. Uebrigens wird das Bad von den Leuten hieſiger Gegend, vornehmlich in den Monathen May, bis October, ziemlich beſucht, und wider Krätze, arthritiſche und andere ſpaſtiſche Schmerzen, Hämorrhoidal-Unordnungen, Lähme in den Gliedern, und noch mehrere Krankheiten, vielmahls mit Erleichterung, beſonders wenn man die gehörigen innerlichen Arzeneyen zugleich anwendet, gebraucht. Die übrigen Brunnen gebraucht man zur Wäſſerung. Doch merke man den

Lumpen-Brunnen. Die Bauern ſchätzen ihn in hieſiger Gegend, gleichſam in der Stille, ſehr hoch,

da

da ſie ſich wegen mancherley Krankheiten, oft gleichſam unbeſchrien, hinein ſetzen und baden; und nach ſolchem gemeiniglich ein altes Stückchen Kleid, (daher auch der Nahme Lumpen-Brunnen kommt) oder etwas Geld, hinterlaſſen, und nicht gern geſtehen, daß ſie darin gebadet haben. Der Brunnen entſpringt auf der dietersweiler Markung, dicht unter dem Trauf eines kleinen Tannen-Waldes, der an dem Wege von dieſem Orte nach Freudenſtadt liegt, welches $\frac{1}{2}$ Stunde entfernt iſt. Mit des Brunnens Ablauf, der wohl ein vierzolliges Rohr füllte, wird die Forſt-Amts-Wieſe leztern Ortes gewäſſert. Der Urſprung iſt ziemlich nordweſtlich her, aus einem ablägen, nicht gar hohen, aber langen Gebirge, das um die Gegend des Brunnens vielen Märgel führt. Weil der Brunnen unter den Schatten etlicher Bäume iſt, und unmittelbar aus einem Letten aus dem Berge heraus quillt, ſo iſt er kalt, auch mitten im Sommer. Es halten ſich viele Fröſche, Kröten und andere Waſſer-Inſecten, daſelbſt auf. Der Brunnen iſt nicht eingemacht, auſſer, wie man ihn etwa zum Wäſſern aufſchwellt, um ihn weiter zu führen. Das Waſſer führt von ſeinem lettigen Grunde einen etwas anziehenden Geſchmack, iſt hell, aber etwas bläulich. Das Maß beträgt Apotheker-Gewicht 3 ℔. 17 L. 24 Gran. Durch die Evaporation präcipitirt ſich eine bläulich-weiße Letten-Erde; den Syr. violar. tingirt es auch nach langer Weile etwas roth; der Syr. paeon. ſcheint auch etwas ungleich ſtärker roth zu werden; aber mit dem Spiritu ſalis ammon. dem Sacchar. Saturni und Solutione Lunae, bemerkt man keine Veränderung; mit dem Oleo tartari per deliqu. giebt es nur einige Bläschen, wird aber mit keinem der obigen Stücke merklich trübe.

Gottfr. Fr. Rösler: Beyträge zur Naturgeſch. des Herzogth. Wirtemberg, 1 Heft (Tübingen, 1788, gr. 8.) S. 167, fgg.

Lauterberg, ſiehe **Lutterberg**.

Lauterbrunn, ein Thal, mit ſeinem berühmten Waſſer-Falle des ſogenannten Staub-Baches, in den Alpen des Cantons Bern; ſ. im LXIV Th., S. 435, und die dazu gehörige Fig. 3892 [a]).

1. **Lauterburg**, ein biſchöflich-ſpeyeriſches Ober-Amt im Unter-Elſas, welches durch den Fluß Lauter in das obere und untere Amt abgetheilt wird. Es begreift:

1) **Lauterburg**, eine kleine Stadt, in deren Gegend die Lauter ſich in den Rhein ergießt. Es wurde 1765 hier eine biſchöflich-ſpeyeriſche Regierung für die Unterthanen des Biſthumes im Elſas errichtet, die aber nicht lange dauerte. Die Römer haben hier ein Caſtell, Nahmens Tribuni erbauet. 1236 wurde dieſe Stadt von dem Könige Wilhelm dem Biſthume Speyer geſchenkt, als Marcedo, Graf von Lauterburg, in einer Schlacht geblieben war. 1744 wurde ſie von den Oeſtreichern eingenommen, als dieſelben bey Schröck über den Rhein gegangen waren. Bey derſelben endigt ſich die lauterburgiſche Linie, welche bey Weißenburg am Fuße des wasgauiſchen Gebirges anfängt. Wenn man von Lauterberg nach Motern geht, ſo hat man zur rechten Hand das Ufer vom alten Bette des Rheins, welches dieſer Strohm vielleicht künftig wieder einnehmen möchte. In der Stadt befinden ſich 1964 Einwohner, worunter 96 Juden, alle andere aber Katholiken ſind. Im vorigen (17ten) Jahrh. haben die Franzoſen ihre Mauern niedergeriſſen, in dem jezigen aber die Stadt mit einem Walle umgeben, nachher aber auch wieder zum Theil abgetragen oder verfallen laſſen. Zur Vertheidigung der unweit von hier ſich endigenden weißenburger Linie, hatten die Franzoſen im jezigen Kriege neue Anſtalten getroffen. Nach der revolutionairen Eintheilung

gehört

gehört die Stadt zum Diſtrict von Weißenburg im Departement des Nieder-Rheins.

2) Jockgrim, ein Städtchen auf einem Hügel, nicht weit vom Rhein, mit einem Schloſſe, in welchem ein biſchöflicher Burg-Voigt wohnt.

3) Rheinzabern, in alten Urkunden Zabern ſchlechthin, L. Tabernae, Fr. Saverne de Rhin, ein offenes Städtchen, welches in Kriegen und durch Feuersbrünſte oft verwüſtet worden iſt.

4) In dem anſehnlichen Bienwald oder Bewald, Silua apiaria (*), iſt im Anfange des 18ten Jahrh. das Dorf Büchelberg angelegt worden. Scheid und Külzheim, ſind anſehnliche Dörfer. Die übrigen 14 Dörfer übergehe ich.

2. **Lauterburg**, oder **Ludwigsburg**, ein Berg-Schloß, welches ein Ritter-Mann-Lehngut iſt, unweit der Stadt Coburg, im oberſächſiſchen Kreiſe, am Fluſſe Lauter, welcher bey Coburg in die Itſch fließt. Gotha hat es in Beſitz genommen, und iſt in demſelben 1743 von dem Reichs-Hofrathe vorläufig geſchützt worden, Coburg beſitzt die dazu gehörige Vogtey.

Lauterecke, L. Praefectura Lautereccenſis, ein Ober-Amt in der Rhein-Pfalz, im oberrheiniſchen Kreiſe, beſteht aus zwey Schultheißereyen oder Haupt-Gerichten,

(*) Dieſer Bienwald, der im Feldzuge 1793, ſo oft der Tummelplatz des Krieges war, indem beyde Parteyen ſich darin feſtgeſetzt und viele Verhaue gemacht haben, iſt eine Domaine des Biſthumes Speyer. Er liegt in einer Ebene, und formirt einen Triangel, davon der breite Theil ſich an den Rhein lehnt, und die Spitze ſich gegen Weißenburg erſtreckt; gegen Mittag dient ihm die Lauter zur Gränze. Er iſt von Oſten gegen Weſten 3 bis 4 Stunden lang, und von Mittag gegen Mitternacht ungefähr eben ſo breit, und enthält 33,000 franz. Morgen.

Am 20 Aug. 1793, wurden die Franzoſen aus dieſem Walde von den Deutſchen vertrieben, und derſelbe von Letztern beſetzt.

richten, als: 1) aus Lauterecke der Stadt, mit den vier Dörfern Heinzenhauſen, Lohnweiler, Berswei- ler und Winsweiler; 2) aus der Schultheißerey Reichenbach, wozu ein Dorf gleichen Nahmens, Jettenbach, Kollweiler, Stegen, Schwanden, Fockenberg, Limbach, Böttenhauſen, Mazenbach, Gimsbach, Deinsberg und Stegen, Haſpach, Ruz- weiler, Mühlbach, Föckelberg, Neunkirchen, Ober- Staufenbach und Alberbach, ſodann der Goſſenber- ger und Reheweiler Hof, gehören. Dieſe Gerichte liegen von einander ganz abgeſondert; denn das lauterecker begreift den kleinen Bezirk des Winkels an dem Ausfluſſe der Lauter in den Glan, welcher ungefähr 2 Stunden in der Länge und 1 Stunde in der Breite betragen mag. Er gränzt gegen Oſten an die nunmehr zum Unter-Amt Wolfſtein gehörige Schultheißerey Hohenöllen; gegen Süden und Weſten an das rheingräfl. Grumbachiſche, und gegen Norden an das pfalz-zweybrückiſche Gebieth. Das Gericht Reichenbach hingegen liegt weiter oben am Glan, und beträgt ungefähr drittehalb Stunden in der Länge und 3 Stunden in der Breite; ſeine Nachbarn ſind gegen Oſten und Süden das Ober-Amt Lautern, gegen Weſten und Norden wiederum das pfalz-zweybrückiſche Gebieth.

Das ganze Ober-Amt beſteht, auſſer einigen Ber- gen, meiſtens aus kleinen Hügeln, die theils mit Wald-Büſchen bedeckt, theils an Getreide fruchtbar ſind. In den Thälern befinden ſich gute Wieſen zur Weide und zum Futter. In der Schultheißerey Lauterecke ſind einige Weinberge angelegt, von wel- chem Wachsthume in der Schultheißerey Reichen- bach nichts anzutreffen iſt; hingegen findet man darin Erze von Queckſilber und Stein-Kohlen. Die Ein- wohner ernähren ſich übrigens hauptſächlich mit dem

Ackerbaue und der Viehzucht. Alle Dörfer beynahe haben ihre eigene Schäfereyen.

Die Bevölkerung des ganzen Ober-Amtes beſtand im J. 1787, in 877 Familien, welche überhaupt 3957 Seelen ausgemacht haben. An Gebäuden wurden gezählt 12 Kirchen, 11 Pfarr-Häuſer, 12 Schulen, 686 bürgerliche, 49 gemeine und 7 freye Häuſer. Die Gemarkungen enthalten zuſammen 13327 Morgen Ackerfeld, 178 M. Weinberge, 2570 M. Wieſen, 18 M. Gärten, und 4211 M. Wald.

Hieraus läßt ſich von ſelbſt ermeſſen, daß Lauterecke, ungeachtet der vielen dazu gehörigen Ortſchaften, doch unter die geringſten Ober-Aemter zu zählen ſey. Von jenen meiſten Dörfern kommt vor dem 14ten Jahrh. in den noch zur Zeit bekannten Urkunden faſt nichts vor. Wahrſcheinlich beſtanden ſie nur in Weilern oder Höfen, die zu den Haupt-Orten, worin die Pfarr-Kirchen ſich befanden, gehört haben, hernach aber durch die vermehrte Bevölkerung und den erweiterten Ackerbau in mehrere Dorf-Gemeinden erwachſen ſind; meiſtens ſollen vor der Reformation in der ſonſt weitläuftigen Schultheißerey Reichenbach nur 2 Kirch-Sprengel geweſen, und erſt unter dem lezten Pfalzgrafen der veldenziſchen Linie, Herzoge Leopold Ludwig, noch 2 neue Pfarreyen, nähmlich zu Jettenbach und Neunkirchen, errichtet worden ſeyn.

Aus dem marburger Vertrage v. J. 1543 erhellet, daß Lauterecke, Schloß und Flecken, nebſt den zur dortigen Schultheißerey gehörigen Dörfern, zum Gericht Glan-Odenbach und in das Amt Meiſenheim, die Propſtey Remigsberg aber zum Amte Lichtenberg gerechnet, und die dermahlige Schultheißerey Reichenbach unter dem Nahmen des jettenbacher Gerichtes verſtanden worden ſey, wiewohl im J. 1387 und 1393 die Aemter Reichenbach und

Deins-

Deinsberg genannt wurden. Seitdem Lauterecke und Veldenz an Kur-Pfalz gekommen ſind, wurde zwar über beyde nur Ein Ober-Amtmann angeſtellt, dagegen aber in jedem ein beſonderer Amts-Verweſer und Amts-Schreiber angeordnet, ſo, daß die Verwaltung der obern Gerichtbarkeit in dem einen mit dem andern in gar keiner Verbindung ſteht, und die niedere Gerichtbarkeit in ihrer alten Verfaſſung geblieben iſt.

Die Burg und Stadt **Lauterecke** liegt am Zuſammenfluſſe des Glan und der Lauter, 18 Stunden von Mannheim nordweſtwärts. Von gedachtem Zuſammenfluſſe hat der Ort ſeinen Nahmen erhalten (*). Da die Burg ein Zugehör des unterhalb am linken Ufer des Glan gelegenen, und von der Dom-Kirche zu Verdun lehenrührigen Hofes, nunmehrigen Dorfes St. Medard, geweſen iſt, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß jener Ort mit eben dieſem Hofe und deſſen Vogtey zu gleicher Zeit, wie die Burg Veldenz, den Grafen dieſes Stammes und Nahmens verliehen geweſen ſey. In welcher Zeit Lauterecke zu einer Stadt gemacht worden ſey, iſt nicht genau zu beſtimmen. Da es aber in einer Urkunde v. J. 1343 heißt: Lautereckin Burg und Dorf, und in einer andern v. J. 1384, Burg und Stadt, ſo läßt ſich daraus ſchließen, daß K. Karl IV. ſolche mit Stadt-Rechten und Freyheiten begabet habe. Die Burg ſcheint damahls der Siß einer beſondern Linie der Grafen v. Veldenz geweſen zu ſeyn. Als hernach die ganze Grafſchaft an das pfalz-zweybrückiſche Haus gekommen iſt, und endlich, vermöge

 des

(*) Dergleichen an Flüſſen liegende, und auf eck ſich endigende Ortſchaften giebt es mehrere andere, als z. B. Rheineck, am Rhein; Troneck, an der Tron auf dem Hundsrück; Albeck, an der Alb im Würtembergiſchen; Iſareck, am Einfluſſe der Ammer in die Iſar in Bayern.

des marburger Vertrages v. J. 1543, für des Herzoges Alexander jüngſten Sohn, Ruprecht, aus den zu dieſer Grafſchaft gehörigen Landen ein beſonderes Fürſtenthum errichtet wurde, wählten die von gedachtem Ruprecht abſtammenden Pfalzgrafen die Burg Lauterecke zu ihrem beſtändigen Aufenthalt, wobey es auch bis zu Erlöſchung derſelben geblieben iſt.

Das Gebieth der Stadt wird von dem Glan und der Lauter benetzet. Eine halbe Stunde oberhalb der Stadt fällt die bey Sulzbach im Grumbachiſchen entſpringende Schweinsbach in den Glan. Dieſer fließt weſtwärts, die Lauter aber ſüdoſtwärts vorbey. Der Glan, nachdem er bey der Stadt die Lauter aufgenommen hat, ſetzt ſeinen Lauf durch die pfalzzweybrückiſchen Städtchen Odenbach und Meiſenheim, von da durch einen Theil des rheingräflichen Gebiethes fort, bis er ſich bey Glan-Odernheim in die Nahe ergießt. Die Lauter treibt 2 Mahl-Mühlen und eine Oehl-Mühle, wovon eine Mahl- und die Oehl-Mühle der kurfürſtl. Hof-Kammer, die andere Mahl-Mühle aber dem rheingräflichen Hauſe Grumbach gehört. Durch die Stadt zieht eine von Lautern nach Kirn, und neben vorbey eine andere von Maynz über Kreuznach und Meiſenheim nach Zweybrücken führende Land-Straße, weshalb auch in der Stadt der Land-Zoll erhoben wird.

Die Bevölkerung derſelben beſtand, im J. 1787, in 109 Familien, 607 Seelen. Die Gebäude: in 1 Kirche, 4 Pfarr-Häuſern, 116 bürgerlichen und ſtädtiſchen Häuſern, nebſt 2 Mühlen. Die Gemarkung enthält 1472 Morgen Acker, 93 M. Wingert, 180 M. Wieſen, 12 M. Gärten, und 787 Morgen Wald.

In dieſer Gemarkung liegt ¼ Stunde von der Stadt weſtwärts der in Erb-Beſtand verliehene Windberger Hof, nebſt einigen Freyen adelichen und

Pfarr-Gütern. Die in mehrern Bezirken zerſtreut liegenden Wald-Büſche gehören theils der kurfürſtl. Hof-Kammer und der Gemeinde, theils der Kirche und beſondern Unterthanen. Ueber dieſelben iſt ein beſonderer Förſter angeordnet, der unter dem Forſt-Meiſter zu Lautern ſteht. Eine halbe Stunde von der Stadt befindet ſich die peinliche Richt-Stätte auf einer Anhöhe.

Das alte und weitläuftige fürſtliche Schloß, ehemahls die Reſidenz einer Neben-Linie der Herzoge von Zweybrücken, wird von dem Ober-Amts-Verweſer bewohnt, und zum Amts-Hauſe, Regiſtratur ꝛc. genutzet. Die ehemahlige Kanzelley iſt aus Mangel des Unterhaltes ganz baufällig; hingegen wird der alte Thurm noch gezeigt, wo Pfalzgraf Leopold Ludwig, der Lezte veldenziſcher Linie, ſeinen älteſten Sohn Guſtav Philipp über ein ganzes Jahr lang gefangen gehalten, endlich aber d. 24. Aug. 1679, durch ſeinen Wachtmeiſter im Bette hat erſchießen laſſen (*).

Im J. 1690 wurde in Kriegszeiten von den Franzoſen neben der evangeliſch-lutheriſchen Religion auch die katholiſche eingeführt. Die dermahlen vorhandene Kirche iſt im J. 1725 neu erbauet, und beyden Religions-Theilen zu gemeinſchaftlichem Gebrauch überlaſſen worden. Sie iſt beyderſeits mit Pfarrern beſtellt, die auch die 4 übrigen Dörfer und Höfe der Schultheißerey Lauterecke zu verſehen haben. Der Katholiſche hat überdies auch die weitläuftige Pfarrey

(*) In dem lauterecker evangeliſchen Kirchen-Protokoll iſt eingetragen, daß der junge Pfalz-Graf wegen begangenen Mord-Thaten, und gegen ſeinen Herrn Vater angeſponnenen Rebellion und andern Unthaten, Jahr und Tag in Gefangenſchaft geſeſſen, endlich aber ſich los zu machen und an dem Wachtmeiſter zu vergreifen geſucht habe, von welchem er ſodann erſchoſſen worden ſey.

Offenbach, in welchem Orte derſelbe bis 1716 gewohnt hat. Dazu gehören alle in dieſer Gegend dem rheingräflichen Hauſe Grumbach gehörige Dörfer, und mehrere andere. In Lauterecke iſt daher nur eine Frühmeſſerey. Die Reformirten ſind nach Neunkirchen eingepfarrt.

Am Zehent in der Haupt-Gemarkung bezieht der Freyherr v. Warsberg die Hälfte; an der andern Hälfte aber der reformirte Pfarrer zu Glan-Odenbach zwey Drittel, und der Freyherr v. Raesfeld das übrige Drittel. Den ſo genannten Dumpfer-Zehent genießt der Freyh. v. Boos zu Waldeck; von den Neubrüchen aber, wie auch von dem Kameral- und Windberger Hofe, die kurf. Hof-Kammer.

Die ſtädtiſche Gerichtbarkeit wird von einem Anwald-Schultheiße und vier Raths-Gliedern verwaltet.

Lauterkeit, die Eigenſchaft eines Dinges, da es lauter iſt, ſowohl in der eigentlichen, als figürlichen Bedeutung des Bey-Wortes lauter. Die Lauterkeit des Goldes, des Waſſers, des Weines. Am häufigſten im figürlichen Verſtande. Die Lauterkeit einer Liebe, einer Abſicht, u. ſ. f.

Bey dem Kero mit einem andern Suffixo Luttri, bey dem Notker Lutteri.

Lauterlich, ein Bey- und Neben-Wort, welches im Hochdeutſchen veraltet iſt, in manchen Provinzen aber für lauter, ſelbſt als ein Neben-Wort gebraucht wird.

Läuter-Tonne, der Kürſchner; ſiehe unten unter Läutern.

Läuter-Trank, ſiehe **Hippokraß**, im XXIII. Th., S. 582, fgg.

Lautern. Kurfürſt Friedrich IV. zu Pfalz, vermachte 1610 ſeinem zweyten Sohne, Pfalzgrafen Ludwig Philipp, auſſer dem Fürſtenthume Simmern, und $\frac{1}{5}$ der

der vordern Grafſchaft Sponheim, auch das Für-ſtenthum Lautern, welches 1613 beſtätigt und er-läutert wurde. In dem Vergleiche, der 1653 zwi-ſchen Kurf. Karl Ludwig zu Pfalz, und dem eben genannten Pfalzgrafen Ludwig Philipp getroffen wurde, behielt dieſer Schloß, Stadt und Amt Lau-tern, nebſt den meiſten geiſtlichen Gütern, mit aller Landes-Hoheit und Gerechtigkeit auf ſein und ſeiner Gemahlinn Lebzeiten, die beyden Unter-Aemter Wolfſtein und Rockenhauſen, nebſt der Stadt Ot-tenberg, mit aller hohen und niedern Obrigkeit erb-lich; hingegen Kur-Pfalz erhielt ſogleich das Stift zu Lautern, die Collectur daſelbſt, Kloſter und Propſtey Enkenbach, den Hof zu Bockenheim, den Hof oder die Kellerey zu Callſtadt, auch wegen des Fürſten-thumes Lautern Sitz und Stimme auf den Reichs- und Kreis-Tagen; und als mehrgedachter Ludwig Phi-lipp, ſeine Gemahlinn und Sohn Ludwig Heinrich, geſtorben waren, fiel das ganze Land an das Kur-haus. Ein beſonderer Anſchlag deſſelben zu den Reichs-Anlagen und Kammer-Zielern, wird nicht gefunden. Auf den Reichs-Tagen geht die lauternſche Stimme der ſimmerſchen vor. Jezt macht dieſes Fürſten-thum nur ein Amt aus, nähmlich:

Das **Ober-Amt Lautern**, welches in dem vo-geſiſchen Wald-Gebirge oder Wasgaue, ſo heutiges Tages nur das Weſtrich genannt wird, liegt. Un-ter den karolingiſchen Kaiſern aber wird nicht nur Lautern ſelbſt, ſondern auch andere den lothringi-ſchen Gauen näher gelegene Oerter noch zu dem rheiniſchen Wormsgaue gerechnet (*).

Die größte Länge des Ober-Amtes von Oſten ge-gen Weſten erſtreckt ſich auf 12, und die Breite auf

 6 Stun-

*) *Lamey* deſcript. pagi Wormat in Act. Acad. Pal. To. I. S. 281, ſqq.

6 Stunden Weges. In ſeinem Umfange gränzt daſſelbe gegen Oſten an die Grafſchaft Falkenſtein, die naſſau-weilburgiſche Herrſchaft Bolanden, die Grafſchaft Leiningen, und einen Theil des Ober-Amtes Neuſtadt; gegen Süden, an die markgräfliche badiſche Herrſchaft Grevenſtein, die ſickingiſche Herrſchaft Landſtuhl und das Herzogthum Zweybrücken; gegen Weſten, an das zweybrückiſche Ober-Amt Lichtenberg und das kurpfälziſche Ober-Amt Lauterecke; gegen Norden, an die Herrſchaft Hohenfels oder Reipolzkirchen, die ſickingiſche Herrſchaft Schalodenbach, einen kleinen Theil des Ober-Amtes Alzei, und wieder an die Grafſchaft Falkenſtein.

In den karolingiſchen Zeiten hat dieſe Gegend meiſtens in Waldungen und Wildniſſen beſtanden, welche als ein beſonderer Forſt zu den königlichen Kammer-Gütern gehörten, worin die Kaiſer ſich öfters mit Jagen und Fiſchen beluſtigten. Es iſt alſo ganz begreiflich, warum in jenen Zeiten von den in dieſem Striche Landes nunmehr befindlichen Dörfern und Städten keine Spur angetroffen wird; denn nur einige Stücke wurden den umliegenden Bisthümern und Klöſtern geſchenkt, wodurch eben zur Ausreutung der Wildniſſe und zur Anlegung verſchiedener Meier-Höfe Anlaß gegeben worden iſt.

Den wahren Grund der noch beſtehenden Verfaſſung des gegenwärtigen Ober-Amtes muß man in den Regierungs-Zeiten Kaiſers Friedrich I. ſuchen. Dieſer ließ nähmlich, um das J. 1157, an dem Fluſſe Lauter eine königliche Burg erbauen, die er und ſeine Nachfolger öfters bewohnt haben. Dadurch entſtand bald eine gewiſſe Volks-Menge, und Anlage mehrerer Weiler und Höfe an Orten, welche zum Feldbau und zur Viehzucht bequem waren. Alles ſtand unter dem unmittelbaren Schutze der Kaiſer, und wurde gemeiniglich das Königsland genannt, dem ein Vogt

oder

oder Amtmann, ſo wie der Stadt Lautern ein königlicher Schultheiß vorſtand. Zu dem königlichen Pallaſte in Lautern waren auch viele von Adel, als Burg- und Dienſt-Männer beſtellt, denen verſchiedene Landes-Stücke entweder eigenthümlich, oder zu Lehen gegeben wurden, woraus in der Folge beſondere Herrſchaften entſtanden ſind. Bey dieſer Verfaſſung blieb es bis zu dem großen Zwiſchen-Reiche, in welchem die Kaiſer Wilhelm von Holland, und Richard von Cornwall, da es ihnen immer an Geld fehlte, den Beyſtand der Grafen und des Adels mit Verpfändung ihrer Tafel-Güter und Verleihung neuer Freyheiten erkaufen mußten. Damahls ſcheint die Stadt Lautern und das dazu gehörige Reichs-Land zum erſten Mahl mit einer Pfandſchaft beſtricket, die Gerichtbarkeit darüber zu Lehen gegeben, und einige Stücke ſogar von dem bisherigen Verbande abgeriſſen worden zu ſeyn. Dieſe Gelegenheit nutzte Pfalzgraf Ludwig II., und war bedacht die darauf gehaftete Pfandſchaft an ſich zu löſen; weil aber nach ſeinem und K. Rudolph's I. Tode neue Unruhen im Reiche entſtanden, und ſeine beyden Söhne ſelbſt gegen einander erbittert waren, hatte die Stadt Lautern und das Reichs-Land, noch immer ein abwechſelndes Schickſal, bis Pfalzgraf Ruprecht der Aeltere, gegen die Mitte des 14ten Jahrh., durch beſondere kaiſerliche Vergünſtigungen die bisherigen Pfandſchaften wirklich eingelöſet und an ſein Haus gebracht hat. Von dieſer Zeit an blieb Lautern, die Stadt und das Amt, bey der Kur-Pfalz, bis Kurf. Friedrich III. dieſelbe ſeinem zweyten Sohne, Herzog Johann Caſimir, im J. 1576 zum Erbtheil beſchieden hat. Derſelbe ſtarb aber im J. 1592, ohne Hinterlaſſung männlicher Leibes-Erben, und ſo kam beſagtes Amt an die Kur zurück, von welcher es auch nicht mehr getrennet worden iſt.

Als die Stadt Lautern und das dazu gehörige Königsland an die Pfalz gekommen war, hatten die Raugrafen das jetzige Amt Rockenhauſen, die Grafen von Spanheim aber die Burg Wolfſtein pfandweiſe, Hohenecke das Geſchlecht gleichen Nahmens, das Gericht Waldfiſchbach die Grafen von Hohenburg als ein Zugehör der Grafſchaft Pfeffingen, Hochſpeier und Frankenſtein die Grafen von Leiningen, Otterbach und Erlenbach das Kloſter Otterberg, Morlautern das Kloſter zu Lautern, Enkenbach und Alſenborn das Kloſter Enkenbach im Beſitz, welche insgeſammt nach und nach zu dem Ober-Amte gezogen worden ſind.

Das Ober-Amt wird nunmehr, nachdem das Gericht Kübelberg von 12 Dörfern und 6 Mühlen, im J. 1779 davon abgeriſſen, und dem Herzogthume Zweybrücken einverleibet worden iſt, folgender Maßen eingetheilt: 1) Die Stadt Lautern, mit 15 Höfen und 6 Mühlen. 2) Die Stadt Otterberg, mit 8 Höfen und 4 Mühlen. 3) Das Gericht Morlautern, beſtehend aus 2 Dörfern. 4) Das Gericht Neunkirchen, aus 2 Dörfern und einem Hofe. 5) Das Gericht Alſenborn, auch aus 2 Dörfern und einem Hofe. 6) Die gemeinſchaftlichen Dörfer Hochſpeier und Frankenſtein. 7) Das Dörfchen oder der Weiler Danſenberg. 8) Die Kellerey Hoheneckeu, aus 4 Dörfern, 2 Höfen und einer Mühle. 9) Das Gericht Waldfiſchbach, von 6 Dörfern und 2 Mühlen. 10) Das Gericht Ramſtein, von 11 Dörfern, 5 Höfen und 2 Mühlen. 11) Das Gericht Weiterbach, von 6 Dörfern, 4 Höfen und 4 Mühlen. 12) Das Gericht Steinwenden, von 5 Dörfern. 13) Die Stadt und das Amt Wolfſtein, mit 15 Dörfern, 11 Höfen und 4 Mühlen. 14) Die Stadt und das Amt Rockenhauſen, mit 5 Dörfern, 8 Höfen und 8 Mühlen.

Ein

Ein großer Theil dieſer Ortſchaften liegt auf beyden Seiten der Lauter. Da dieſe ihren Lauf gegen Nord-Weſt nimmt, ſo ergiebt ſich, daß, je näher ſie dem Ausfluſſe in den Glan kommt, das Erdreich deſto weniger den rauhen Berg-Winden ausgeſetzt ſey, welche die gegen Südoſt aufſteigende höchſte Schnee-Schmelze verurſachet. Die Fruchtbarkeit iſt alſo ſehr verſchieden. Denn die Gerichte Ramſtein, Weilerbach und Steinwenden, wie auch die beyden Unter-Aemter Wolfſtein und Rockenhauſen bringen vortreffliches Getreide und Futter, leztere auch etwas Wein und viel Obſt. Dagegen beſteht der ſüdöſtliche Theil aus hohen mit Wäldern, Felſen und Wildniſſen erfüllten Bergen; hat alſo auſſer einem beträchtlichen Holz-Wachsthum und der Viehzucht wenig andere Nahrungs-Quellen. Wildpret und Fiſche giebt es in allen Gerichten. Seitdem man aber angefangen hat, das Holz zum holländiſchen Schiffbau, und zu andern Bedürfniſſen zu verflößen, wodurch die Waldungen nicht nur ſehr mitgenommen, ſondern auch ſogar hin und wieder zum Feldbau genutzet werden; ferner die an den häufigen Brunnquellen und Bächen angelegten Weiher auszutrocknen und in Wieſen zu verwandeln, ſind jene Producte mit dem ehemahligen Ueberfluſſe daran nicht mehr zu vergleichen. Uebrigens giebt es auch Queckſilber- und Eiſen-Erze, Torf und Stein-Kohlen in dieſem Ober-Amte.

Die durch das Oberamts-Gebieth fließenden Ströhme und Bäche, ſind vornehmlich die Lauter, die Alſenz, die Speierbach, die Fiſchbach ꝛc. die alle vier in einem kaum 2 Meilen im Umfange betragenden Bezirke entſpringen, und doch ihren Lauf gegen verſchiedene Haupt-Flüſſe nehmen; eine gewiſſe Anzeige, daß in dieſer Gegend die höchſte Schnee-Schmelze geſucht werden müſſe. Denn die Lauter und Alſenz fließen gegen Nordweſt, erſtere in den

Glan,

Glan, den die Nahe aufnimmt; die andere unmittelbar in die Nahe. Die Speierbach aber fließt gegen Oſt in den Rhein, und die Fiſchbach gegen Südweſt in die Blieſe, und mit dieſer durch die Saar in die Moſel.

Mit Anfang des J. 1788, wurden, bey der Aufnahme des ganzen Ober-Amtes und der damit verbundenen Unter-Aemter, 3762 Familien, und darunter 23 Mennoniſten, 17 Juden, überhaupt aber 19752 Köpfe gezählt. Die Viehzucht beſtand in 892 Pferden, 3066 Ochſen, 4847 Kühen, 4442 Rindern und Kälbern, 9608 Schafen, und 10192 Schweinen. An Gebäuden fanden ſich 50 Kirchen, 26 Pfarr-Häuſer, 82 Schulen, 2907 bürgerliche, 209 gemeine und 127 freye Häuſer, 1963 Scheunen, und 45 Mahl-Mühlen. Sämmtliche Gemarkungen enthalten 53934 Morgen Ackerfeld, 274 M. Wingert, 10053 M. Wieſen, 652 M. Gärten, 4638 Weide, und ungefähr 14673 M. Wald, ohne die herrſchaftlichen Kameral-Waldungen.

Vor dem 13ten Jahrh. findet man keine Spur von Richtern und Gerichts-Tagen, die im Nahmen der Kaiſer in dem ganzen Umfange dieſes Ober-Amtes gehalten worden ſind. Unter K. Friedrich II. kommt ein Schultheiß, dann ein Verweſer des kön. Hofes zu Lautern, hernach ein Burggraf, und endlich ein Amtmann daſelbſt vor. Die letzte Dienſt-Stelle beſteht bis auf den heutigen Tag, wie aus dem in Widder's Verſuch einer vollſtändigen geographiſch-hiſtoriſchen Beſchreibung der kurfürſtl. Pfalz am Rheine, 4. Th. (Frf. und L. 1788, 8.) S. 180—183, befindlichen Verzeichniſſe zu erſehen iſt. Seit 100 Jahren bekleiden die Ober-Amtleute dieſe Stelle nicht mehr in eigener Perſon, ſondern ſie wird von dem zeitigen Land-Schreiber verwaltet, dem ein den Amts-Tagen beyſitzender Oberamts-Schultheiß oder

Aus-

Ausſaut, und ein Oberamt-Schreiber zugegeben ſind. Hierzu kommen: ein Oberamts-Unkoſten-Geld-Empfänger, ein Oberamts-Phyſikus, drey Advocaten, ein Amts-Reiter ꝛc. Die beyden Unter-Aemter Wolfſtein und Rockenhauſen, wie auch die Kellerey Hohenecken, haben ihren eigenen Beamten. Die übrigen Ortſchaften ſind in Gerichte eingetheilt. Zu Erhebung und Verwaltung der Kameral-Renten iſt ein Gefäll-Verweſer; zur Aufſicht über das Zoll-Weſen, ein Zoll-Bereiter; für das Schatzungs- oder Steuerweſen ein Ober-Einnehmer, und über das kurfürſtl. ſowohl als gemeinen und eigenthümlichen Waldungen des ganzen Ober-Amtes, ein Forſt-Meiſter mit untergebenen Forſt-Knechten, angeſtellt. Die Gefälle der ehemahligen Stifte und Klöſter, auch Kirchen und milden Stiftungen, werden durch beſondere Schaffner, Pfleger und Collector, verwaltet.

Die nunmehr **pfälziſche Oberamts-Stadt Lautern**, wird, zum Unterſchiede anderer Oerter dieſes Nahmens, beſonders der im Herzogthume Braunſchweig gelegenen Stadt und Amts Königslutter (ſ. Th. XLIII, S. 683), gemeiniglich **Kaiserslautern**, L. Lutra caeſarea, genannt. Sie hat ihren Nahmen von dem durchfließenden Bache, welcher 1 Stunde oberhalb entſpringt, und 7 Stunden davon bey Lauterecke in den Glan fällt. Sie liegt im Wasgau, oder dem vogeſiſchen Gebirge, welches vormahls der Waſichen, jezt aber das Weſtrich heißt, gehörte jedoch auch zu dem Umfange des alten Wormsgaues. Sie iſt in einer gewiſſen Entfernung durchgehends mit Feld- und Wald-Hügeln umgeben, und hat eben daher eine ſchöne Lage.

Lautern iſt unſtreitig eine der älteſten Ortſchaften in dieſer Gegend, wiewohl die Erzählung, daß Julius Cäſar, im J. d. W. 3912, hier eine große Stadt erbauet und ſolche Caeſaream Julii genannt, der Hunnen

nen König Attila aber, im J. C. 450, wieder zerſtört habe, woraus hernach das Dorf Lautern entſtanden ſey, unter die bloßen Erdichtungen gerechnet werden muß. Von gleichem Werthe iſt die geſchriebene alte Chronik dieſer Stadt, ſo viel den eigentlichen Urſprung derſelben betrifft, indem darin vorgegeben wird, daß bey der im J. 292 unter den Kaiſern Diocletian und Maximian in der Gegend von Trier wider die Chriſten vorgenommenen großen Verfolgung eine fromme Frau aus dem edeln Geſchlechte der Aſſyrien, Nahmens Luttina, von Trier fort gewandert, und lange Zeit in den Wäldern mit ihrem Hof-Geſinde herum geirret ſey, bis ſie ſich endlich in einer von einem Klauſener bewohnten Wildniß, eine Meile Weges von der jetzigen Stadt Lautern gelegen, die noch wirklich Einſiedel heiße, eine Wohnung erbauet, und ſolche nach ihrem Nahmen Lutrea genannt; daß hernach K. Karl der Große den Ort im J. 814, mit Gräben, ſtarken Mauern und hohen Thürmen zu umgeben angefangen, mit Stadt-Rechten begabt, und folglich den Grund zu ihrer nachherigen Flor gelegt habe (*).

In der über die Erbſchaft K. Lothar's II. vorgegangenen Theilung v. J. 870, wird ein Lutera in K. Ludwigs des Deutſchen Loſe geſetzt, und von Einigen unſer gegenwärtiges Lautern darunter verſtanden. Allein, es iſt gewiß, daß hier von keiner Stadt, ſondern von der Abtey Luders (Lure) in der Grafſchaft Burgund die Rede geweſen ſey. Indeſſen bleibt es nicht weniger wahr, daß gedachter K. Ludwig den Theil des Weſtrichs, worin Lautern gelegen iſt, im Beſitz gehabt habe, und daß, als ſein Sohn Kai-

(*) Dieſe Chronik führt den Titel: Von der Stadt Kaiſerslautern, wann ſie gebauet, und was ſich allda zugetragen. Sie endigt ſich Anfang des 15ten Jahrhunderts.

Kaiſer Karl der Dicke, im J. 882, die Kirche zu St. Bartholomäi in Frankfurth mit Gefällen in verſchiedenen königlichen Dörfern und Höfen begabt hat, Lautern nahmentlich darunter begriffen geweſen iſt. In dieſe Zeit mag auch die Erwerbung gewiſſer Güter, welche die Abtey Lorſch zu Lautern beſeſſen hat, fallen. In der Mitte des 12ten Jahrh. geſchahe es, daß K. Friedrich I. zu Lautern eine große königliche Burg aus rothen Sand-Steinen erbauete, welche auf einer Seite mit einer ſtarken Mauer, und auf der andern mit einem Fiſch-Weiher umgeben, dabey auch ein ſchöner Thier-Garten angelegt war. Gedachter Kaiſer ſtiftete zugleich ein Hoſpital daſelbſt mit einem Kloſter, deſſen weiter unten wieder Erwähnung geſchehen wird. Der Ort ſelbſt aber ſcheint anfänglich ein Eigenthum der rheinfränkiſchen Herzoge geweſen zu ſeyn, welches auf die ſchwäbiſch-hohenſtaufiſchen Herzoge, aus welchen K. Friedrich I. entſprungen, vererbet worden iſt, indem noch dieſes Kaiſers Enkel, K. Friedrich II., die Stadt Lautern, wie bereits oben gemeldet worden iſt, ſein patrimonium nennt. Unter den Schickſalen dieſer Stadt wird erzählt, daß ſie im J. 1234 in einer Empörung, und im J. 1256 durch einen Blitzſtrahl eingeäſchert, aber jedesmahl wieder aufgebauet worden ſey. Bis dahin ſollen auch verſchiedene Kaiſer daſelbſt gewohnt, und Beylager gehabt haben. Durch den Untergang des hohenſtaufiſchen Hauſes wurde Lautern eine unmittelbare Reichs-Stadt, und die daſige Burg ein Eigenthum des Reiches. Beyde, Burg und Stadt, übergab K. Richard ſammt der Feſte Trifels und den Reichs-Kleinodien, dem Ritter Reinhard von Hoheneck, mit welchem, nach jenes Abſterben, der Pfalzgraf Ludwig II., im J. 1273 überein kam, daß er die ihm anvertraueten Güter, Feſtungen und Kleinodien, mit aller Zugehör für 1000 Mark Silbers dem neuen zu erwähl-

erwählenden Kaiſer übergeben ſollte. Im J. 1276 ertheilte K. Rudolph I. ſeiner und der Reichs-Stadt Lutern eben die Freyheiten und Rechte, welche der Stadt Speyer verliehen waren. Dieſes beſtätigte hernach K. Adolph, im J. 1294; und K. Albert beſchenkte die Stadt, im J. 1303, mit dem beträchtlichen Walde Spizrein, und beſtimmte deſſen Umfang von dem Wege nach Aſpach durch das Weynerthal bis an die Lauterſpring, von da bis Nentersweiler und bis in den Bremerein, zu ihrer Benutzung.

K. Ludwig IV. verlieh derſelben, im J. 1323, ein Ungeld von Wein, Getreide, Tüchern und allem Viehe zu heben, um die davon eingehenden Gelder zur Befeſtigung der Stadt zu verwenden; hingegen verpfändete er in demſelben Jahre Burg und Stadt dem Könige Johann von Böhmen um 10,000 Pfund Heller, befahl jedoch im Jahr 1332 dem Schultheiß und Bürgermeiſter, die durch die Stadt führende alte Land- und Heer-Straße zu unterhalten, auch keine Neben-Wege zu geſtatten. Im J. 1344 gab er ſeinem Vetter, Pfalzgrafen Rudolph, auf, ſich des Reiches wegen aller Güter, welche die Grafen in dem Wasgaue, und andere, ſich unrechtmäßig angemaßt hatten, zu unterziehen. Gleichen Befehl ertheilte K. Karl IV. dem Pfalzgrafen Ruprecht dem Aeltern, im J. 1357, wegen der Pflege Kaiſerslautern, Burg und Stadt Wolfſtein und Königsland mit ſeiner Zugehör, ſolche bis auf Widerrufen zu ſchirmen und zu verantworten, wogegen der Pfalzgraf ſich verſchrieb, die Stadt und ihre Zugehör bey allen Rechten, Freyheiten und Gewohnheiten zu belaſſen. Vier Jahr darnach verſprach gedachter Kaiſer, den Pfalzgrafen von der Burg Wolfſtein oder Lautern nicht zu entſetzen, er habe ihm dann zuvor 5000 florenzer Gulden bezahlt; und im J. 1367 ſchrieb er ihm ferner,

ferner, Kaiſerslautern niemand ohne anderweite ſeine Bothſchaft einzugeben. Im J. 1378 geſtattete auch der römiſche König Wenzel dem Pfalzgrafen Ruprecht dem Jüngern, die ſchon verpfändete Reichs-Feſte, Städte und Dörfer Oppenheim, Ingelnheim ꝛc. und dazu ſeine und des Reiches Burg und Stadt Kaiſerslautern zu beſitzen. Im J. 1385 bat Friedrich von Bylenſtein, ein Ritter, den Pfalz-Grafen Ruprecht den Aeltern um Erlaubniß, ſein Haus und Hofreithe auf der Burg zu Lautern, auch einen halben Garten als Burg-Lehen an Wimar'n v. Gimnich, Antelmann von Grasewegeu. Katharine Frau von Hohenburg, verkaufen zu dürfen. Bald darauf nahm gedachter Pfalzgraf Bechtolfen v. Flersheim zum Burgmann zu Lautern auf, und verliehe ihm nicht nur ſein Haus und Hof, den vormahls Herrmann von Steden beſeſſen hatte, ſondern auch ein anderes Burg-Lehen auf dem „Dehem „zu Lautern, das da heißt das Ecker, welches dem „Reiche und ihm von Johann v. Wartemberg, Rit-„ter, ledig geworden war.“ Sodann gab er Johannſen Horneck v. Weinheim dasjenige Burg-Lehen, welches vorher Johann v. Breitenborn vom Reiche getragen hatte. Hieraus erhellt, daß Lautern mit aller Zugehör und Gerechtigkeit als eine wahre Reichs-Pfandſchaft zur Pfalz gehörig geweſen iſt. Dennoch verſchrieb hernach K. Ruprecht dieſe Burg und Stadt mit Oppenheim, Ingelnheim ꝛc. im J. 1402, ſeinem älteſten Sohne, Herzog Ludwig III., für 100,000 fl., die er ihm neulich darauf vorgeſchloſſen hatte. Fünf Jahr darnach mußte die Stadt dem Leztern huldigen. Weil nun gedachter Pfalzgraf Ludwig jenen Pfand-Schilling aus der von ſeiner Gemahlinn Blanca ihm zugebrachten Morgengabe genommen hatte, kamen auch jene Pfandſchaften bey der unter K. Ruprecht's Söhnen vorgegangenen

Theilung in keinen Anſchlag, ſondern waren dem äl-teſten Sohne zum voraus ſchon zuſtändig. Er ließ daher im J. 1417 über die der Stadt Lautern von Kaiſern und Königen ertheilte und ſonſt hergebrachte Freyheiten und Gerechtſamen ein feyerliches Weis-thum errichten, wobey Friedrich Graf von Leiningen, in ſeinem Nahmen vor Gericht geſeſſen, und die vier Glieder des Reiches, die zu Lautern gehörten, deswegen befragt hat. Dieſe nun, und die damahligen Burgmänner, gaben von allem umſtändliche Nachricht, und beſtimmten zugleich den Umfang des ganzen Gebiethes, worüber des Reiches Gerichtbarkeit ſich erſtreckt.

Bey der konſtanzer Kirchen-Verſammlung fiel es zwar dem K. Sigismund ein, die Reichs-Pfandſchaft von Lautern und andern Orten anzuſprechen, wodurch der Pfalzgraf und Kurfürſt in ſolchen Unwillen geſetzt wurde, daß er die Verſammlung verließ, und ſich in ſeine Lande zurück begab. Doch blieb es bey dem bisherigen Beſitze, und der Kur-Fürſt verordnete in ſeiner (1427) erklärten lezten Willens-Meinung, daß alle Reichs-Pfandſchaften, nahmentlich Lautern, ſeinem älteſten Sohne verbleiben ſollten. Nach ſeinem Tode machte der Vormund, Herzog Otto von Mosbach, eine Ordnung in Beſtellung des ſtädtiſchen Regimentes.

Im J. 1446 belehnte Kurf. Ludwig IV., Herz. Friedrich den Hundsrucker, und H. Ludwig den Schwarzen, mit den zur Grafſchaft Veldenz gehörigen pfälziſchen Lehen, worunter von des Reiches wegen das Burgſeß zu Lutern und Nuwen-Wolfſtein mit ihren Zugehörungen begriffen waren. Seinem Bruder und Nachfolger, Pfalzgrafen Friedrich I., huldigte die Stadt im J. 1452, da er nicht nur den Burgmännern ihre hergebrachte Lehen beſtätigte, ſondern auch die erledigten Lehen aufs neue vergab,

gab, wodurch die dort ſchon angeſeſſenen Herren v. Flersheim das meiſte erhielten. Ein gleiches that, nach deſſen Ableben, Kurfürſt Philipp, dem im J. 1477 ebenfalls gehuldigt wurde. Im J. 1510 errichtete Kurf. Ludwig V. mit der Stadt, ihres Regimentes halber, einen Vertrag, und erläuterte die von Herzog Otto vorgeſchriebene Ordnung in 16 Puncten, welche er alle Jahr der Bürgerſchaft vorzuleſen befahl; darin wurde deutlicher beſtimmt, wie es mit der ſtädtiſchen Gerichtbarkeit und der Verwaltung der gemeinen Einkünfte gehalten werden ſollte.

Die Stadt und das Amt **Lautern** blieb immer bey der Kur, bis Kurfürſt Friedrich III. ſeinem aus zweyter Ehe erzeugten Sohne, Johann Caſimir, anfänglich die Ober-Aemter **Mosbach** und **Bocksberg**, hernach die Ober-Aemter **Neuſtadt** und **Lautern**, nebſt dem Amte **Beckelnheim**, anwies. Weil aber Stadt u. Amt **Lautern** ſeines Bruders, Ludwig's VI. Gemahlinn Eliſabeth, gebornen Landgräfinn von Heſſen, zum Wittum beſtimmt war, ſo ſtellte jener im J. 1577 einen Revers aus, daß er es gegen brüderliche Vergleichung und Einräumung anderer Stücke, wozu das Ober-Amt **Germersheim** gewählt wurde, wieder abtreten, auch was ihm vermöge väterlicher Verordnung ausgeſetzt war, von der Kur zu Lehen empfangen wolle. Dieſer brüderliche Vergleich kam auch im folgenden Jahre wirklich ſo zu Stande, daß es bey Einräumung der Aemter in der Ober-Pfalz und am Rhein blieb, Herzog Johann Caſimir aber die zur Kur gehörigen Stücke von derſelben zu Lehen empfing. Herzog Johann Caſimir ſtarb ohne männliche Erben, und ſo fielen ſeine Landes-Theile an Kurf. Friedrich IV zurück.

Bey dem hernach ausgebrochenen böhmiſchen Kriege mußte die Stadt viel Ungemach ausſtehen, indem die Spanier im J. 1621 ſich derſelben ohne

Widerſtand bemächtigten, obwohl einige der vornehmſten Einwohner ſich mit dem **Grafen von Mansfeld** in ein heimliches Verſtändniß eingelaſſen hatten, dem zu Folge wirklich 800 Mann in die Vorſtadt waren eingelaſſen worden; denn die Anſchläge wurden zu rechter Zeit entdeckt, dieſe Hülfsvölker abgetrieben, und die Rädelsführer aus der Bürgerſchaft gehenkt. 10 Jahr darnach kamen die Schweden, und nahmen die Stadt in Beſitz. Im J. 1635 wurde dieſelbe von dem kaiſerl. Oberſten, Melchior **Grafen von Hatzfeld**, mit ſtürmender Hand erobert, geplündert, und viele von der Beſatzung wurden erbärmlich um das Leben gebracht. Zu Ende des J. 1644 mußten die Kaiſerlichen den Franzoſen weichen, welche endlich, vermöge des weſtphäl. Friedensſchluſſes, die Stadt an Kurf. Karl Ludwig wieder übergaben. Als aber dieſes Kurfürſten Tochter, vermählte Herzoginn von Orleans, einen großen Theil der Pfalz, und darunter auch die Stadt **Lautern** mit aller Zugehör, als eine Allodial-Erbſchaft in Anſpruch genommen hatte, rückten die Franzoſen, im J. 1688, unter Anführung des Marſchalles, Marquis *de Bouſleurs*, vor die Stadt, und eroberten ſolche, ungeachtet aller Gegenwehr, doch unter ſo günſtigen Bedingungen, daß dieſelbe damahls vor dem in allen übrigen Städten verübten Brande verſchonet, und endlich durch den ryswickiſchen Friedens-Schluß ihrem rechtmäßigen Herrn wieder eingeräumet wurde. Im J. 1702 wurde die orleaniſche Erbſchafts-Sache zu Rom entſchieden, und der Herzoginn wurde, an ſtatt der Erbſchaft, eine Summe von 300,000 römiſchen Thalern zuerkannt. Weil nun die Zahlung dieſes Geldes auf 4 Jahr bedungen war, indeſſen aber der ſpaniſche Succeſſions-Krieg ſeinen Anfang genommen hatte, mußte Kurf. Johann Wilhelm nach mehrern Unterhandlungen endlich ſeine

Beſatzung aus Lautern weg ziehen, und den Franzoſen Platz machen. Hier geſchahe es nun, daß der General, Graf v. Horn, die meiſten Thürme und Mauern ſchleifen, das Schloß aber ſprengen und verbrennen ließ. Dieſe Gäſte zogen zwar wieder ab, allein die Stadt blieb doch immer den feindlichen Anfechtungen ausgeſetzt. Im J. 1713 wurde ſie, unter Befehl des Generales v. Quadt, von dem Oberſten Kleinholz Nachts überſtiegen, und verſchiedene Officiere wurden daraus nach Frankreich abgeführt. Gleich darauf mußte die unter dem kurpfälz. Oberſten Wolf im Schloſſe gelegene Beſatzung eine Balagerung aushalten, ſich auch an den franzöſ. General, Graf v. Dillon ergeben, mithin die Stadt abermahl feindliche Truppen einnehmen, die erſt nach dem im folgenden Jahre zu Stande gekommenen badiſchen Friedensſchluß wieder abgezogen ſind.

Beynahe in jedem Kriege zwiſchen Deutſchland und Frankreich iſt die Stadt und Gegend von Kaiſerslautern bald dieſer bald jener kriegführenden Macht zu Theil geworden; allein, keine dieſer Mächte konnte ſich doch halten, und dieſer Fleck Landes war ein wahrer Wechſel-Punct, der keine Ruhe hatte. Wenn man die Lage dieſer Stadt in den Vogeſen betrachtet, ſo ſcheint es, als hätte ſelbſt die Natur dieſelbe zu einem ſo wandelbaren Kriegs-Glücke beſtimmt.

Auch in dem gegenwärtigen Kriege ſcheint dies wieder ihr Los zu ſeyn; denn ſchon drey Mahl hat ſie während deſſelben einen andern Oberherrn erhalten. Bey Cüſtine's Einfall hatte ſie den erſten Beſuch der Franzoſen. Als die Preußen, im Frühjahr 1793, dieſe vertrieben, kehrte ſie unter die alte Herrſchaft zurück, ſahe im November ihre deutſchen Brüder ſiegen, und ſchöpfte Hoffnung, dieſelben nun auf immer zu behalten. Doch ein Verluſt, fern von ihren Fluren, nöthigte 3 Wochen nachher, jene, ſie wieder zu verlaſſen, und die Franzoſen kehrten zurück in ihre Mauern, wütender und räuberiſcher als vorher; Räuber aus Neigung, und Räuber aus Kriegs-Kunſt, weil dieſe es erfordert, dem Feinde diejenige Ge-

gend zu verwüſten, wo er den Sommer über zubringen will. Die armen Einwohner verlebten im Kummer die traurigen Tage des Winters. Alles, was fliehen konnte, entflohe, ließ Haus und Hof im Stiche, und rettete nur die wenige Habe, die leicht fortzubringen war. Im May 1794, kehrte der Einwohner wieder zurück, und fand ſein Haus leer und verwüſtet, oft ſo ſehr, daß der Eigenthümer daſſelbe bloß durch die Stelle wieder erkannte. Daß er wiederkehren konnte, hatte er den Preußen zu verdanken, denn zu dieſer Zeit waren ſie wieder Meiſter von dieſer Gegend.

Das merkwürdigſte dieſer Stadt, iſt der am Ende derſelben auf der nordweſtlichen Seite ſtehende alte kaiſerliche Pallaſt, welchen, wie oben ſchon bemerkt worden iſt, Kaiſer Friedrich I. in der Mitte des 12ten Jahrh. erbauet hat. Obſchon das meiſte davon in gänzlichen Verfall gerathen iſt, ſo geben doch die aus großen Quader-Steinen beſtehenden Haupt-Mauern, und die darin befindlichen Ueberbleibſel der mit zierlichen Säulen unterſtützten königl. Capelle einen Beweis von ſeiner ehemahligen Schönheit (*). Während dem, daß die Stadt in kurpfälziſchen Händen iſt, ſind zwey neue Flügel angebauet worden. Schon im J. 1367 bekannte Pfalzgraf Ruprecht der Aeltere, daß ihm K. Karl IV. über den am Zoll zu Germersheim bereits genoſſenen Turnos, einen neuen, und dazu 4000 Fl. gegeben habe, die er zur Erbauung der Reichs-Burgk Kaiserslautern verwenden ſollte. Jezt enthält dieſes Schloß die Wohnung des Land-Schreibers, den Verſammlungs-Ort des Ober-Amtes, und kurfürſtliche Getreide-Magazine. Der ganze Bau war vormahls mit Wällen und Feſtungs-Gräben umgeben, und folg-

(*) In Merians Topographie der Pfalz findet man den kaiſerl. Pallaſt zu Lautern in ſeiner ehemahligen Geſtalt abgebildet.

folglich von der Stadt abgeſondert. Am Eingange des Schloſſes zieht eine Straße in den öſtlichen Theil der Stadt, welche man den **Rittersberg** nennt, weil die Burgmänner daſelbſt ihre Wohnungen hatten.

Quer durch die Stadt fließt die **Lauter**, die in dem Stifts-Walde, in einer Gegend, die Lauterſpring genannt, aus mehrern Quellen entſpringt, und bey **Lautereck** ſich in den **Glan** ergießt. Sie treibt von ihrem Urſprunge bis zur Stadt, die entersweiler, die Salings- und Papier-Mühlen, in der Stadt ſelbſt die Hoſpital- und die Schloß-Mühlen, und unterhalb derſelben die ſtädtiſche Ohlig-, neue, und die Kameral-Kaiſers-Mühlen. Darein fällt in der Stadt eine erhobene **Land- und Poſt-Straße**, welche von Worms, Manheim und Speyer nach Zweybrücken, von da aber durch Lothringen nach Frankreich führt. Eine andere **Land-Straße** kommt von Frankfurth und Maynz, auch Bingen und Kreuznach, über Gelheim, und vereinigt ſich mit der vorigen. In der Stadt wird der kurpfälziſche Land- und Gulden-Zoll erhoben.

Lautern hatte vor Alters mehrere **Thore**. Im J. 1409 wird der Gau-, Mezer- und Burg-Pforte nebſt dem Zwingelborn-Thörlein gedacht. Jezt beſteht noch die erſte mit ihrem vorigen Nahmen; die zweyte ſchließt die beyden Vorſtädte ein, welche ebenfalls mit den ſtädtiſchen Ring-Mauern umgeben ſind. Jede hat eine beſondere Pforte, wovon die eine das Fackel-, die andere das Gerſt-Thor heißt. Auf gedachter Mezer-Pforte ſteht ein ſchöner Thurm, welcher 6 Stockwerk hoch iſt, von dem die ganze Stadt und Gegend überſehen werden kann.

Zum Gebiethe und Gerichts-Banne der Stadt werden verſchiedene **Höfe und Mühlen** gerechnet, welche theils der kurf. Hof-Kammer, und der geiſtlichen Verwaltung, theils aber der Stadt ſelbſt gehören.

In der Stadt und den umliegenden Höfen, Mühlen und Hütten, war, im J. 1787, die **Bevölkerung** 468 Familien, oder 2659 Seelen, ſtark. An **Gebäuden** fanden ſich 3 Kirchen, 1 Capelle, 6 Schulen, 361 bürgerliche und andere Häuſer. Die **Feld-Gründe** betragen 2954 Morgen Aecker, 494 Morg. Wieſen, 196 M. Gärten, und 9773 M. Wald.

In der ſtädtiſchen Gemarkung befinden ſich verſchiedene **Frey-Güter**, welche theils der kurf. Hof-Kammer als heimgefallene Burg-Lehen, theils der geiſtlichen Verwaltung wegen des Stiftes und der Kirche, theils aber dem Bürger-Hoſpitale, der ſogenannten Spende, der Deutſch-Ordens-Commende **Einſiedel**, den Grafen v. **Wartenberg**, den **Flersheimiſchen Linkiſchen** Erben gehören.

Die um **Lautern** gelegenen **Waldungen** ſind ſehr beträchtlich. Die kurf. Hof-Kammer beſitzt den groſsen **Reichswald**, aus welchem die Bürgerſchaft ihr Bau- und Brenn-Holz zu ziehen, und den ſie auch zur Rauh- und Schmalz-Weide zu nutzen berechtigt iſt. Seine Gränzen erſtrecken ſich gegen Oſt und Süd an die Kellerey Hohenecken und die Herrſchaft Landſtuhl, gegen Weſt aber an die Gerichte Ramſtein, Steinwenden und Weilerbach. Der gemeinen Stadt gehört der obgedachte **Spitzrein**, welcher gegen Oſt und Süd an den Stiftswald, gegen Weſt an den Reichswald, und gegen Nord an den ſogenannten Brand anſtößt. Das Stift Lautern beſitzt 19 Haupt-Bezirke, die über 9000 Morgen Landes betragen ſollen. Zu Beſorgung der landesherrlichen Jagd- und Forſt-Gerechtigkeit iſt ein eigener Forſt-Meiſter beſtellt, unter welchem auch alle übrige Förſter des Ober-Amtes ſtehen.

In dem Umfange des zur Stadt gehörigen Gebiethes befinden ſich verſchiedene Fiſch-**Weiher und Sümpfe**, von welchen einige in neuern Zeiten zu

Wieſen und Ackerfeld ausgetrocknet worden ſind. In dem jezt ausgetrockneten Kaiſerwog wurde 1497 vom Kurfürſt **Philipp**, ein über 267 Jahr alter, 19 Schuh langer, und 350 Pf. ſchwerer Hecht gefangen, der um ſeinen Hals einen goldenen, bey dem Wachsthume des Fiſches ſich erweiternden Ring mit einer griechiſchen Inſchrift trug, welche zu Deutſch folgender Maßen lautet: „Ich bin unter allen Fiſchen „der erſte, welcher durch die Hände Kaiſer **Friedrich's** II. in „dieſen See geſetzt worden iſt, d. 5 Oct. 1230.“ Siehe im XXII Th., S. 581.

Die geräumige, 1717 aufgeführte **lutheriſche Kirche**, ſteht auf dem Rittersberge, dem öſtlichen Theile der Stadt, wo ehemahls die Burgmänner wohnten, und wohin, vom Pallaſte aus, eine lange Straße läuft. Die auſſerordentlich große und zierlich gebauete **reformirte Pfarr-Kirche**, gehörte ehemahls zu dem reichen, von K. **Friedrich** I. geſtifteten, 1564 aufgehobenen Prämonſtratenſer-Stifte zu U. L. Fr., deren Kloſter-Gebäude jezt vom kurf. Schaffner und andern Perſonen bewohnt werden. In der Stadt befindet ſich auch ein Franciscaner Kloſter, welches K. **Friedrich** II. um das J. 1220 hat erbauen laſſen. Das **Bürger-Hoſpital** ſteht in dem öſtlichen Theile der Stadt, und iſt mit guten Einkünften begabt; auch iſt ein beſonderer Schaffner oder Verwalter darüber geſetzt. Die **lateiniſche Schule für die katholiſche Jugend**, worin die Franciscaner fünf niedere Claſſen haben, und zwey beſondere Prieſter dazu unterhalten, iſt zu Anfange des jezigen (18ten) Jahrh. errichtet worden.

Die 1769 hier errichtete **phyſikaliſch-ökonomiſche Geſellſchaft**, berühmt durch ihre Abhandlungen und eine 1774 unter landesfürſtlicher Begünſtigung geſtiftete **hohe Kameral-Schule**, iſt 1784 ſammt dieſer Erziehungs-Anſtalt nach Heidelberg verlegt,

und dort mit der Univerſität vereinigt worden, wovon im Art. **Oekonomiſche Geſellſchaften** ein Mehreres vorkommen wird.

Den **Zehent** in der Gemarkung bezieht die geiſtliche Verwaltung von wegen des Stiftes, und nur aus einigen Bezirken das Hoſpital.

Die Stadt hat ihren eigenen **Blut-Bann.** Das Hoch-Gericht ſteht eine Viertel-Stunde davon gegen Weſt auf einer Anhöhe. Der Magiſtrat beſtand immer in einem Stadt-Schultheiß, zwey Bürgermeiſtern, und mehrern Raths-Schöffen. Jetzt iſt ein Stadt-Schultheiß, ein Anwald-Schultheiß, nebſt acht Schöffen, ein Stadt-Schreiber und ein Rent-Meiſter mit der mindern Dienerſchaft angeſtellt. In der Stadt wohnen auch der Land-Schreiber, der Ausfauth, der Oberams-Schreiber, der Oberamts-Phyſikus, und zwey Advocaten von Seiten des Ober-Amtes; von Seiten der Hof-Kammer, ein Gefäll-Verweſer, ein Steuer-Obereinnehmer und ein Zoll-Bereiter; von Seiten der geiſtlichen Verwaltung aber, der Pfleger zu Otterberg, der Stifts-Schaffner, ein Collector der Kirchen-Gefälle, ein Schaffner der geiſtlichen Gefälle des Unter-Amtes Rockenhauſen; endlich auch der Beamte des Deutſchen Ritter-Ordens und ſeiner Commende Einſiedel.

Die Stadt führt in ihrem **Wapen** einen rothen Herz-Schild, wodurch ein weißer Pfahl zieht, auf welchem ein Fiſch zu ſehen iſt. Dieſes Wapen ſcheint erſt damahls, als der große Hecht war gefangen geweſen, angenommen worden zu ſeyn. Noch wirklich befinden ſich bey dem Magiſtrate alte Sigille, worauf das Wapen ganz anders beſchaffen iſt. In dem einen erſcheint der einfache Reichs-Adler, auf deſſen Bruſt ein erhabener Herz-Schild iſt, durch welchen der weiße Pfahl ſenkwärts zieht, mit der Umſchrift: † SIGILLVM SCULTHERIE LUTRENSIS. In

einem

einem andern kommt der Reichs-Adler nicht vor, ſondern nur ein Herz-Schild, durch welchen der Pfahl zieht; auf deſſen rechter Seite ſteht ein bloßer Schenkel eines Menſchen mit dem Fuße, zur Linken aber ein Zweig mit folgender deutſchen Umſchrift: † DIE HEREN MEYSTERN VON LUTER. In einem dritten erſcheint die kaiſerliche Burg, oder vielmehr die Vorſeite von 2 Flügeln derſelben, und dazwiſchen der Pfahl, auf dem zwey Fiſche liegen, welche Karpen gleichen, mit der Umſchrift: Sigillum ſecretum Civitatis Lutrenſis. Im vierten Siegel ſieht man die Stifts-Kirche mit einem großen und zwey kleinern Thürmen; oben den doppelten Reichs-Adler, mit einem Schildchen auf der Bruſt, worin das Bruſt-Bild eines Kaiſers (vermuthlich Friedrich's I.) mit der Umſchrift: Der Stadt Keyſers Laudern groſe Inſiegel 1152; mit welcher Jahrzahl auf die erſte Zeit der Stiftung gezielt wird. Im fünften erſcheint wieder der einfache Reichs-Adler mit einem Schildchen auf der Bruſt, in welchem der Pfahl ohne den Fiſch ſich zeigt; unter deſſen Flügeln ſteht die Jahrzahl 1646 mit der Umſchrift. Der Stadt Lautern Gerichts Secret. Im ſechsten und ſiebenten iſt ein zierlich geſchnittener, ſich nur wenig von einander unterſcheidender Schild, bloß mit darauf liegendem Pfahle und Fiſche, nebſt der Umſchrift: Der Stadt Lautern Pittſchaft. Endlich Achtens, ein ſehr ſchlecht geſtochenes Signet, worauf in einem Herz-Schilde der Fiſch auf dem Waſſer ſchwimmend, und oben darüber zwey Roſen-Zweige vorgeſtellt ſind. Die Umſchrift heißt: Der Stadt Lautern Klein Inſiegel.

Im J. 1771, wurde unter Aufſicht der oekonomiſchen Geſellſchaft, aus patriotiſcher Abſicht, um den Einwohnern und benachbarten Landleuten ein Neben-

Ge-

Gewerbe zu verſchaffen, unter kurfürſtl. Privilegien, eine anſehnliche **Siamois Manufactur** angelegt, welche nach u. nach eine wichtige **Flachs- und Baumwollen-Spinnerey** veranlaſſet hat, und jezt in den 6 Winter-Monathen, wenigſtens beſtändig 2800 Spinner beſchäftigt. In der Manufactur ſelbſt arbeiten nur 10 Stühle; aber über 70 in der Stadt und auf dem Lande wohnende Weber arbeiten auſſerdem beſtändig für ſie. Vorzüglich werden alle Arten und Muſter von Siamois, auch baumwollene Multon, mancherley. halbbaumwollene Zeuge ꝛc. verfertigt. In dem nahe gelegenen Land-Gute zu **Siegelbach**, hat die oekonomiſche Geſellſchaft eine vortreffliche Land-Wirthſchaft eingerichtet. Ueberhaupt iſt die Stadt **Lautern** ſeit der Zeit ſehr in Aufnahme.

Läutern, lauter machen.

1. Von **lauter**, ſo fern es ehedem auch hell, klar bedeutete.

(1) Eigentlich, welche Bedeutung doch im Hochdeutſchen ſelten iſt.

> Dir grünet Berg und Thal, dir läutert ſich die Luft.
>
> Opitz.

Im Forſtweſen werden die **Hölzer und Wälder geläutert** oder **gelichtet**, wenn ſie zu dick ſind, und einige Bäume heraus gehauen werden.

Bey den Hutmachern **wird der Zeug geläutert**, wenn er mit dem Fach-Bogen ganz aus einander getrieben und locker gemacht wird. Siehe im XXVII Th., S. 86.

(2) Figürlich, klar, deutlich, verſtändlich machen, wo es doch nur in dem zuſammengeſetzten **erläutern** (ſ. weiter unten), üblich iſt.

In den Rechten hat ſich noch das einfache Zeit-Wort, obgleich in einem veränderten Verſtande, erhalten. **Eine Partey läutert daſelbſt**, nicht wenn ſie

ſie den von dem Richter gegebenen Beſcheid oder deſſen gefälltes Urtheil erläutert oder erklärt, ſondern wenn ſie von eben demſelben Richter eine Erklärung oder Milderung eines dunkel oder unbillig ſcheinenden Urtheiles oder Beſcheides verlangt. Im mittlern Lat. leuterare, daher es in der gemeinen Sprech-Art der Rechte auch mit der lateiniſchen Endung leuteriren üblich iſt, wo auch diejenige Partey, welche läutert, der Läuterant, die andere aber der Läuterat genannt wird.

2. In engerer Bedeutung, von allem geringern beygemiſchten Zuſatze befreyen, ſowohl eigentlich, als figürlich; Fr. clarifier, purifier. Metalle werden durch das Feuer geläutert, wo doch im Hüttenbaue andere Ausdrücke üblich ſind. Geläutertes Gold. Flüſſige Körper werden durch Abſeihen, Filtriren, u. ſ. f. geläutert. Den Zucker läutern, ihn zu einem Syrup kochen, und vermittelſt Waſſers und Eyweißes von aller Unreinigkeit befreyen; ſiehe Th. X, S. 439, f. Den Branntwein läutern, ihn nochmahls abziehen oder abtreiben; ſiehe im VI Th., S. 420, fgg. und im IX Th., S. 126, fgg. Butter läutern, durch Schmelzen. Honig läutern, ſeimen; ſ. Th. XXV, S. 19, fgg. Die Kürſchner läutern die Felle, wenn ſie das Fett aus den Haaren mit einem heißen Körper wegſchaffen; und ſie haben eine Läuter-Tonne, ſ. Th. LVII, S. 30, f. und die dazu gehörige Fig. 3417. Die Weiß-Gärber läutern die Häute, wenn ſie den Kalk durch mehrmahliges Spühlen und Waſchen herausſchaffen.

So auch die Läuterung, in allen obigen Fällen.

Bey dem Notker liuteren, luoten; bey dem Willeram luiteren; in dem alten Fragmente auf Karl's Feldzüg bey dem Schilter gelutteren; im Niederſ. luttern, im Dän. und Schwed. luttre.

Da-

Daher abläutern, einen flüſſigen oder flüſſig gemachten Körper völlig lauter oder klar machen, es geſchehe nun durch einen Zuſchlag, oder durch Abſchäumen, oder durch das Setzen laſſen, oder auf andere Art. Ein Metall abläutern. Zucker abläutern. Ein abgeläuterter Wein. In den Bergwerken wird abläutern ſowohl von dem Waſchen der Erze, als auch von dem Durchrädern derſelben in Waſſer, geſagt. Das lezte geſchieht in dem Abläuter-Faſſe; das erſte aber vermittelſt der Abläuter-Kiſte, welches eigentlich eine hölzerne Krücke iſt, von den Abläuter-Jungen. Daher die Abläuterung.

Ausläutern, ein nur im Forſtweſen übliches Wort, lauter, d. i. hell machen, auslichten. Einen Wald, ein Holz ausläutern, d. i. aushauen. Daher die Auslauterung.

Durchläutern, durch und durch läutern, in der höhern Schreib-Art. Die Rede des Herrn iſt lauter, wie durchläutert Silber, Pſ. 12, 7. Gold, das mit Feuer durchläutert iſt, Offenb. 3, 18. Die Reden des Herrn ſind durchläutert, Pſ. 18, 31. Sprichw. 30, 5.

Erläutern, lauter machen, doch nur in figürlichem Verſtande, begreiflich machen. Eine Sache erläutern. Ich will dir den Umſtand erläutern. Beyſpiele beweiſen nicht, ſie erläutern nur. Daher die Erläuterung. Jemanden eine Erläuterung geben, ihm eine Sache begreiflicher machen.

Lauterſtall, der lautere Stall; in den niedrigern Sprech-Arten die kalte Piſſe, die Strahl-Piſſe, Niederſ. Luttermige, Fr. le flux d'urine, iſt eine Krankheit, welche die Pferde bisweilen befällt, insonderheit wenn ſie an fremde Oerter kommen, und Waſſer trinken, an welches ſie nicht gewöhnt ſind, oder wenn ſie dumpfigen Haber freſſen. Sie beſteht

darin,

darin, daß das Pferd das getrunkene Waſſer, ſo hell und lauter, wie es daſſelbe getrunken hat, wieder aus⸗harnt, wobey es immer wieder aufs neue trinken will und großen Durſt hat.

Wenn der Lauterſtall ganz einfach und ohne Fie⸗ber und andere Zufälle iſt, ſo iſt keine Gefahr dabey. Man darf nur in dem Waſſer, welches das Pferd trinken ſoll, Erlen⸗Laub abkochen; will es dieſes Waſſer von ſelbſt nicht trinken, ſo gießt man ihm bis⸗weilen einige Maße davon ein. Wird die Krankheit hierdurch noch nicht gehoben, ſo gebraucht man ein kräftigeres erwärmendes und ſtärkendes Mittel, aus ½ Pf. Althäen⸗Salbe, 8 Loth Stein⸗Oehl, und 4 Loth gepülverten Campher, unter einander gerührt, wovon man täglich 2 Mahl, zur Größe eines Hüh⸗ner⸗Eyes, giebt. Bisweilen aber iſt der Lauter⸗ſtall mit einem Fieber und einer großen Abmattung des Thieres verbunden; alsdann muß man dieſe Mit⸗tel ſo lange ausſetzen, bis man das Fieber durch Aderlaſſen, Klyſtiere, Salpeter und gehörige Diät, gehoben hat.

Robertſon rühmt gegen den Lauterſtall als ein un⸗gemein dienliches Mittel, Haber⸗ oder Rocken⸗Mehl in einem gar nicht fetten eiſernen Geſchirre braun geröſtet, und davon dem Pferde jedes Mahl eine Handvoll unter das Saufen gethan. Er verſichert, daß ihm dieſes Mit⸗tel niemahls fehlgeſchlagen ſey.

Nach Freyh. v. Sind (*), ſind, wenn der Lauterſtall nur einfach und ohne Fieber iſt, bloße Adſtringentia da⸗gegen hinlänglich; z. B.

℞. Pulv.

(*) In Deſſen Unterricht in den Wiſſenſchaften eines Stall⸗Meiſters, mit einem Lehrbegriff der Pferdearzneykunſt, (Götting. 1775, gr. 8.) S. 741, f.

℞. Pulv. ſubt. rad. tormentill. ℥ij.
zingib. ʒv.
ſem. agn. caſt. ℥j.
croc. mart. adſtring. ʒij.
Eſſ. vitriol. mart. gtt. XL.
M. c. mell. elect. ℔j.
F. Electuar.

Hiervon giebt man dem Pferde Morgens, eine Stunde vor dem Futter 2 Unzen ſchwer, und des Abends eben ſo viel, welches man einige Tage fortzuſetzen hat. Ferner kocht man eine Handvoll Erlenblätter in 1 Maß Waſſer, bis die Hälfte davon eingekocht iſt, ſeihet es durch, und thut es zu einer großen Wanne voll Waſſer, davon man dem Pferde zu trinken giebt. Will es aber nicht gern davon trinken, wie gemeiniglich geſchieht, ſo giebt man ihm alle Stunden ein Maß davon mit 20 bis 30 Tropfen Spir. nitr. dulc. ein.

Iſt aber ein Fieber dabey, ſo muß man vor allem an beyden Seiten des Halſes zur Ader laſſen, und alsdann von folgender Mixtur alle 4 Stunden einen halben Schoppen eingeben, bis keine Zeichen des Fiebers mehr vorhanden ſind.

℞. Aqu. plantag.
tormentill.
ſcorzon. āā ℔ij.
Pulv. rad. gentian.
pimpinell. āā ℥ij.
hb. abſinth.
acetoſ. āā ℥j.
conch. ppt. ℥iij.
tart. vitriol. ℥j.
ſulph. antim. aurat. ʒj.
M. D.

Dabey kann man ein oder zwey Mahl des Tages gelinde abführende Klyſtiere, mit etwas Sal. polychr. gebrauchen, und wenn das Fieber nachgelaſſen hat, die vorige Latwerge und das Waſſer gebrauchen.

Das

Das Pferd muß in der Zeit wenig Haber, ſondern genetzte Kleyen mit Gerſten=Mehl und Weizen=Stroh unter das Waſſer gemiſcht, bekommen. Man kann auch unter das Waſſer eine Hand voll Gerſten=Mehl und einen Kochlöffel voll Honig thun.

Lauterſtein, ein kurſächſiſches Amt und verfallenes Schloß, im erzgebirgiſchen Kreiſe in Meißen, an den böhmiſchen Gränzen. Das Amt ſteht unter einem Juſtiz=Amtmanne und einem Rent=Beamten. Es hat 2 Städte, (Zöblitz und Olbernhau,) 5 alte Schriftſaſſen mit 8 Dörfern, 3 neue mit 2 Dörfern, 3 Amtſaſſen mit 2 Dörfern, 14 Amtsdörfer; in allem 26 Dörfer uud 2 Vorwerke. Im J. 1779 lebten hier in 2212 Familien 6929 Menſchen über 10 Jahr, mit 3838 Kühen und 366 Schafen. Es beſteht aus dem niedern Theile der ehemahligen Herrſchaft Lauterſtein, welche die v. Berbisdorf von den Burggrafen zu Leißnig anfänglich pfandweiſe, und hernach erblich bekommen, und den niedern Theil derſelben 1559 an Kurf. Auguſt verkauft haben, der ein Amt daraus machte. In Steinbachens Hiſtorie des Städtchens Zöblitz iſt eine kleine Land=Karte von dieſem Amte zu finden. Die Amts=Expedition iſt in Zöblitz. In dieſem Amte ſind unterſchiedene Eiſen=Hämmer.

Das 1629 von ſchwediſchen Reitern eingeäſcherte und ſeitdem wüſt liegende Schloß **Lauterſtein**, befindet ſich auf einem Felſen, beym Zuſammenfluß des Roth= und Schwarz=Waſſers. Das gegenüber liegende Schloß Burgberg oder **Alt=Lauterſtein**, iſt älter.

Lautrec, eine kleine Stadt im Lande Albigeois, im Gouvernement von Languedoc, in Frankreich, auf einem Berge, wo vortrefflicher Wein wächſt. Sie hat den Titel einer Grafſchaft.

Lauwarm, lau, der Wärme nach. **Lauwarmes Waſſer**, laues. **Den Wein nur lauwarm machen**, lau.

Das angehängte warm ſoll dieſe Bedeutung des Wortes lau von andern unterſcheiden, indem es in manchen Gegenden auch für kraftlos, unſchmackhaft, fla , gebraucht wird. Engl. lukewarm.

Lauwine, (die) ein nur in den ſchweizeriſchen Alpen-Gegenden übliches Wort, eine von den Bergen herabfallende Maſſe Schnee zu bezeichnen. Eine **Schnee-** oder **Berg-Lauwine**, ein Klumpen Schnee, welcher von den ſteilen Bergen rollt, ſich im Herabfallen vergrößert, und oft ganze Häuſer und Dörfer bedeckt, welche auch nur ſchlechthin eine **Lauwine**, **Lawine**, und verderbt eine **Lauine**, **Lahne**, **Löwine**, u. ſ. f. genannt wird. Eine **Wind-Lauwine**, wenn ſie von dem Winde los geriſſen wird, oder auch ſchnell wie ein Wind daher fährt, und auch **Staub-Lauwine** heißt, weil ſie alles mit einem Schnee-Staube bedeckt; zum Unterſchiede von einer **Schlag-** oder **Grund-Lauwine**, welche nicht ſo geſchwinde daher fahren, aber alles zu Boden ſchlagen; ja Bäume, Felſen und Berge mit aus dem Grunde reiſſen.

Im mittlern Lat. Lavanchia, Lauina, in der Dauphinée Lavange, in andern franzöſiſchen Gegenden Avalange, Avalanche, in Savoyen Lavanche. Wohl nicht, wie Stumpf, und nach ihm Friſch glauben, von dem Oberdeutſchen leinen, aufthauen, weil ſolche Lauwinen am häufigſten bey dem Anfange des Thau-Wetters zum Vorſchein kommen, ſondern unſtreitig von dem Lat. labi, fallen. Schon Iſidor ſagt: Lavina, lapſum inferens. Und an einem andern Orte: Labina, eo quod ambulantibus lapſum inferat, dicta per deriuationem a labe. Daher Labina im mittlern Lateine auch von einer moraſtigen Gegend gebraucht wurde. Siehe Murre.

Der erſte Blick auf die hohen Alpen erkennt ſchon von fern in ihren **Schnee-Gebirgen** ein bezeichnendes Merkmahl der höhern Gegend. Wie die Wärme

auf

auf der Oberfläche der Erde von der Linie nach den Polen hin in ſeitwärts fortſchreitenden Stufen abnimmt, ſo vermindert ſie ſich auch oberwärts nach den obern Schichten des Dunſtkreiſes hin. In einer gewiſſen Höhe verliert ſich ihre Wirkſamkeit ſo ſehr, daß die Niederſchläge aus dem Dunſtkreiſe da gewöhnlich als Schnee abgeſetzt werden, wovon ſich durch alle Jahrszeiten, und ſelbſt Jahrhunderte hindurch, eine ſo große Menge in gefrornem Stande erhält, daß die dahin reichenden Hervorragungen der Erde mit einer unvergänglichen Schnee-Hülle bedeckt bleiben. Dieſe Schnee-Gränze ſchränkt ſich in den Alpen auf die Höhe von 1400 Klafter über der Meeres-Fläche ein, mit kleinen in örtlichen Umſtänden gegründeten Abweichungen, da ſie hingegen unter der Linie um 1000 Klafter höher hinaufrückt, und unter den Polen bis zur Meeres-Fläche niederſteigt.

Die Schnee-Gegend der Alpen iſt, ſo todt man ſie ſich immer denken darf, doch nicht ganz ohne alle Mannigfaltigkeit. Man findet da bey dem Schnee ſelbſt an Dichtheit, Farbe, Geſtalt der Theilchen und ganzer Maſſen, und an allen übrigen Eigenſchaften eine Verſchiedenheit, die in den niedrigern Gegenden ganz fremd iſt. In der verſchiedenen Entſtehungs-Art und dem Unterſchiede der Lager-Stätten hat man Anlaß gefunden, die in den hohen Alpen beobachtete Schnee-Maſſen, die man insgemein, im weiteſten Sinne des Wortes, unter dem Nahmen der Gletſcher (Gláciéres) zu begreifen pflegt, in Gattungen einzutheilen, welche mit eigenen Benennungen bezeichnet, und vornehmlich von Gruner (*), deſſen Verdienſte

(*) Die Eisgebirge des Schweizerlandes, beſchrieben von G. S. Gruner. (Bern, 1760, 8.) Th. 1, S. 23, fgg. Th. 3, S. 2, f.

dienſte um dieſen Gegenſtand immer ihren Werth behalten werden, nur allzuſehr vervielfältigt worden ſind. Ihre Haupt-Verſchiedenheiten laſſen ſich unter folgende Geſichtspuncte bringen. Die aus der Mittel-Kette des Alpen-Gebirges hervorragenden Felſen pflegen, ſo weit es die Steilheit ihrer Seiten-Flächen und die Zuſpitzung ihrer Gipfel geſtattet, mit einem Schleyer von ewigem Schnee umhüllt zu ſeyn. Dieſe unmittelbar aus dem Dunſtkreiſe aufgeſammelten Schnee-Rinden ſind da ganz locker und weich, ſo daß ſie leicht Eindrücke annehmen; ihr Weiß iſt rein, und gewöhnlich matt, wenn nicht in der ſtärkſten Sommer-Hitze ein leichter Anfang von Aufthauung den Nacht-Fröſten Anlaß giebt, ihre Oberfläche mit einer dünnen Eis-Rinde zu überziehen. Solche beſchneiete Alpen-Gipfel nennen die Schweizer mit einem allgemein eingeführten Volks-Nahmen Firne; ſ. Th. XIII, S. 434. Bey Gruner heißen ſie Eis-Berge. Hr. von Sauſſüre gedenkt ihrer bey ſeinen Glaciers du ſecond genre (*), wiewohl er überhaupt nicht geneigt ſcheint, ihnen eine Stelle unter den Glaciers einzuräumen, weil ihr Schnee am wenigſten Eis-artiges hat, und die Unterſcheidung des Schnees der hohen Alpen von dem gewöhnlichen Eiſe einen Haupt-Gegenſtand ſeiner Abhandlung ausmacht.

Da die meiſten Firne eine zugeſpitzte Geſtalt haben, pflegt ihnen auch der Nahme Horn, der in der Schweiz für gleichbedeutend mit Spitzberg gebraucht wird, ſo beygeleget zu werden, daß einzelne Berge dieſer Art mit einem ihnen gewidmeten Zuſatze zu dieſem allgemeinen Nahmen bezeichnet werden, wie z. B. das Schreck-Horn, das Groß-Horn, u. ſ. f. Ihre franzöſiſche Benennungen: Pic, Dent, Aiguille, zielen

(*) Voyage dans les Alpes, To. 2, p. 258, f.

zielen ebenfalls auf die Zuſpitzung ab. Wo dieſe aber allzu fein iſt, und die Seiten-Flächen allzu ſeiger anſteigen, als daß der darauf abgeſetzte Schnee ſich in haltbarer Menge feſtſetzen könnte, bleiben ſie, bey der anſehnlichſten Höhe, dennoch kahl, oder behalten nur eine mäßige Scheitel-Decke, oder ſonſt hin und wieder an einer gelegenen Stelle einen einzelnen Fleck von Schnee. Selbſt dichtbeſchneiete Firne, deren Geſtalt die Anhäufung des Schnees in hohem Maße begünſtigt, werden in ihrer durch dieſen fremden Zuwachs beförderten Fortſchreitung zu größerer Höhe dadurch eingeſchränkt, daß, bey heftigen Stürmen, oder auch bey warmen Winden (*), oft ungeheure Schnee-Laſten ihren erhabenen Gipfeln entſtürzen; eine Erſcheinung, die unter dem Nahmen der **Lauwinen** einer der größten Schrecken der Alpen-Bewohner iſt. Dieſe Schnee-Fälle legen den Grund zur Anhäufung neuer Schnee-Maſſen, die ſelbſt wieder unter ſich einige Verſchiedenheit zeigen.

Auf dem Rücken der Mittel-Kette ſammelt ſich um jene Firne der von ihnen abgeſchüttelte Schnee nebſt den ergiebigen Beyträgen des Dunſtkreiſes (**) zu Schnee-Bänken an, die an einigen Orten mehrere Meilen weit fortſtreichen, und in ihrer größten Mächtigkeit an 100 Klafter halten können. Ihr Umfang wurde ſelbſt im Lande vormahls ſo angeſtaunt, daß Altmann und andere helvetiſche Schriftſteller eine allgemeine Verbindung unter ihnen, und aus dieſem Anlaß ein über die ganze Mittel-Kette verbreitetes Eis-

(*) Dergleichen Weſt-Winde, die ſchnell den Schnee ſehr mächtig angreifen, nennen die Schweizer Foen, welches man von Favonius ableiten will.

(**) Der Schnee fällt da wirklich häufiger, als auf den höhern Firnen, deren Gipfel manche Schnee-Wolke nicht erreicht, die an ihrer Wurzel klebt, und alles umher in Flocken verſenkt.

Eis-Meer gemuthmaßet haben. Beydes widerlegen genauere Beobachtungen, nach welchen die vornehmſten Schnee-Strecken der Mittel-Kette keine Gemeinſchaft unter ſich haben, und der größte Theil von ihnen vielmehr in Quer-Thälern, als in längslaufenden Haupt-Thälern, vorkommt.

Nach Gruner werden die vornehmſten Schnee-Stecken der Mittel-Kette überhaupt in Eis-Thäler und Eis-Felder eingetheilet, nach dem ſie mehr oder weniger vertieft ſind, mehr zwiſchen den Firnen oder an dem äuſſern Rande des Gebirge-Rückens hinſtreichen, mehr von Felſen eingeſchloſſen oder offener ſind. Auch Hr. v. Sauſſüre nennt erſtere Glaciers de la premiere claſſe, leztere Glaciers du ſecond genre. Dieſe Eintheilung hat allerdings den Nutzen, zu verhüten, daß das Auge durch dieſe Schnee-Hülle nicht von dem Baue des Gebirges ſelbſt abgelenket werde. Auſſer den örtlichen Abweichungen kommen aber dieſe beyderley Schnee-Maſſen in der Entſtehungs-Art und in den vornehmſten Eigenſchaften ſo ſehr überein, daß ſie kaum durch eigene Nahmen unterſchieden zu werden verdienen. Wo ich gemeinſchaftlich von ihnen rede, werde ich ſie Schnee-Bänke nennen; wo ihr Unterſchied von einander auszudrücken iſt, nenne ich ſie lieber Schnee-Thäler und Schnee-Felder, als Eis-Thäler und Eis-Felder, weil ihr Schnee allzu ſehr von der Beſchaffenheit eines wahren Eiſes abgeht, als daß er mit dieſem verwechſelt werden dürfte, und dieſe Verwechſelung wirklich irrige Vorſtellungen von ſeiner Entſtehungs-Art veranlaſſet hat.

Der Schnee der Schnee-Bänke iſt zwar weder ſo locker, noch ſo weich, als der Schnee der Firne, gleichwohl aber noch nicht dem Eiſe an Dichte, Härte, Gewebe, Glanz und Durchſichtigkeit, gleich. Die Gewalt des Sturzes, die eigene Laſt dieſer großen Maſſen, und das, bey dem Anfange der Aufthauung

an der Oberfläche, einſiekernde Waſſer, womit die-
ſer Schnee von Zeit zu Zeit durchfroren wird, giebt
ihm ein ganz eigenes Maß von Dichte und Feſtig-
keit. Seine Theilchen zeigen das Spießige der
Schnee-Flocken nicht, und haben mehr Körniges.
Die eingeſchloſſenen Luft-Bläschen ſind nicht groß,
und häufig gedrückt, gedehnt, ſchlängelig, und auf
mancherley Art geformt. Der Schnee der Schnee-
Felder pflegt etwas lockerer zu ſeyn, als der Schnee
der Schnee-Thäler; er iſt weniger zuſammenge-
preßt, weil ihre Lage freyer iſt.

Wo die Schnee-Felder ſich in ſenkrecht abge-
ſchnittenen Flächen endigen, die in den Alpen mit
dem Nahmen der Eis-Wände (Murs de glace)
bezeichnet werden, läßt ſich ihre Mächtigkeit, ihr
Korn, und an manchen Orten die Ordnung ihrer
Schichten, erkennen, welche ſich durch reichlicher
mit Eis-Theilchen durchdrungene Fugen unterſchei-
den. Theils die Gränzſcheiden zwiſchen den Schnee-
Lagern einzelner Jahre, theils offene oder auch zu-
gefrorne Spalten für den Ausfluß noch ſtröhmender
oder verſiegter Quellen, unterhalten den Schichten-
Bau dieſer Schnee-Bänke.

Auf ebenen oder doch wenig abſchüſſigen Flächen
pflegen die Schnee-Bänke ſelbſt auch eben zu ſeyn,
ſo daß man da bequemer, als auf irgend einer andern
Schnee-Strecke fortkommt. Wenn aber das Erd-
reich uneben iſt, zeigen ſich, vornehmlich in ſtark ab-
ſchüſſigen Stellen der Schnee-Thäler, die gewalt-
ſamſten Folgen des ungleichen Druckes, der oben auf
die weniger unterſtützten untern Theile wirkt; ſie werden
zuſammen gepreßt, geſchwellt, verſchoben, geſprengt.

Unter Mitwirkung verſchiedener Urſachen erzeu-
gen ſich in ſolchen Schnee-Thälern querlaufende
Spalten, die ſie theils gefährlich, theils ganz unzu-
gänglich machen. Wenn verſchobene Schnee-Maſ-

ſen den Ablauf der unter dem Schnee ununterbrochen fortrinnenden Quellen hemmen und ihren Ausfluß verſtopfen, ſammelt ſich da das aufgehaltene Quell-Waſſer an, und untergräbt ſeine Schnee-Decke; dieſe kann ſchon hierdurch ſo ſehr geſchwächet werden, daß ein warmer Wind oder Regen die ausgehöhlte Decke vollends wegſchmelzt, und hier einen Schlund eröffnet, aus welchem das angeſchwellte Waſſer ſich hervor zu drängen ſucht. Die Dünſte der eingeſchloſſenen Quell-Waſſer veranlaſſen auch Grüfte in der Schnee-Decke. Solche ſeichte Decken werden ſelbſt von kalten Winden durch die Heftigkeit ihrer Stöße zerriſſen. Wenn ein Theil des angeſammelten Quell-Waſſers unter der dünn gewordenen Decke zum gefrieren kommt, kann die dabey vorgehende Ausdehnung die ſchwach widerſtehende Decke zum Zerplatzen bringen; ſie wird nun unter heftigem Krachen mit großer Gewalt abgeworfen.

Elektriſche Bewegungen, die überhaupt in den Alpen eine häufige Veranlaſſung von Erdbeben werden, können auch Berſtungen in dieſen Schnee-Bänken verurſachen, indem ſie die in den ausgehöhlten Grüften ſolcher Schnee-Bänke eingeſchloſſene Luft in eine gewaltſame Bewegung ſetzen. Das ſogenannte Gletſcher-Gebläſe giebt den deutlichſten Beweis von den Luft-Schlünden in dieſen Schnee-Maſſen, da ſie an Stellen, wo jene Quer-Spalten oder eine andere Oeffnung in der Schnee-Bank einen freyen Austritt verſtattet, zu der Zeit, da die Maſſe ſonſt in Bewegung iſt, Luft-Ströhme von der durchdringendſten Kälte aushauchen, die zugleich einen in die feinſten Körnchen zermalmten Schnee auswerfen, und weit um ſich her, wie ein Schnee-Geſtöber verblaſen. Aus mehrern dieſer Urſachen läßt ſich errathen, warum das Krachen und Berſten der Gletſcher in den Alpen für einen Vorbothen von Wetter-Veränderungen

ungen angeſehen zu werden pflege. Nach dem Ausbruch der trennenden Gewalt wird oft der fortgeſetzte Druck der obern Stellen gegen die untern, in Kurzem das Mittel, welches die Vereinigung jener mit dieſen herſtellt, und die klaffende Wunde wieder ſchließt. Höchſtgefährlich iſt hingegen die täuſchende Ausfüllung ſolcher Spalten, deren Oberfläche bloß eine lockere Schnee-Rinde überzieht, unter welcher die tückiſche Kluft dem unvorſichtigen Wanderer ein Grab bereitet.

An den Quer-Streifen, in welche ſolche Schnee-Thäler durch ihre Spalten zerſchnitten werden, zeigen ſich gewöhnlich Merkmahle der ſchwellenden Gewalt des Druckes von oben nach unten. Ihr unterer Rand, den die Zwiſchen-Spalte von dem nächſten Quer-Streifen abſondert, pflegt mit zackigen Hervorragungen beſetzt zu ſeyn, die, wie aufrecht ſtehende Kämme, Pyramiden, u. dgl. oft zu beträchtlichen Höhen anſteigen, und der ganzen Fläche in einiger Entfernung das Anſehen eines im Sturme erſtarrten Meeres geben. Die über die Schnee-Thäler hinfließenden Quell-Waſſer, die ſich zuweilen Eis-artige, glänzende und durchſcheinende Rinnen bereiten, pflegen ſich an ſolchen erhöheten Rändern zwiſchen den hervorſtehenden Zacken durchzuarbeiten, und dieſe allmählich tiefer auszunagen, oft auch ſie gänzlich abzulöſen, daß ſie nun ſelbſt in die Klüfte hinabſtürzen, die ſie ſich zu zubereiten mitgewirkt hatten.

Durch beſondere örtliche Verhältniſſe, wie z. B. in einem von allen Seiten eingeſchloſſenen und in der Mitte vertieften Keſſel, wird zuweilen im Mittelpuncte eines ſolchen Schnee-Thales die Anhäufung des Schnees dermaßen begünſtiget, daß ſich da die Maſſe zu einem Hügel aufgethürmt, deſſen Höhe beträchtlich genug werden kann, daß einige Aufmerkſamkeit nö-

thig iſt, den Schnee-Hügel von dem Firne zu unterſcheiden. Wenn hingegen das Schnee-Thal eine unverwahrte Stelle an ſeinem Gebirg-Walle erreicht, drängt die ganze Maſſe ihren Ueberfluß dahin, und nöthigt ihn, auszutreten. Jenſeit der bisherigen Gränzen breitet er ſich nun freyer aus; der Abhang des Gebirges leitet ihn abwärts; die unter ihm hinfließenden Quell-Waſſer machen ſeinen Weg ſchlüpfrig, und der fortgeſetzte Druck von oben giebt ihm, ſo oft dort neue Ueberfüllungen entſtehen, einen verſtärkten Anſtoß; er ſenkt ſich immer tiefer hernieder, und bricht ſelbſt in die Mittel-Alpen ein, wo alsdann Weiden und Felder das Opfer ſeiner Ausſchweifungen werden. Dieſe aus dem Bezirke der Schnee-Thäler austretende Fortſätze ihrer Schnee-Maſſen werden in engerer Bedeutung Gletſcher genannt.

Die Gletſcher haben einen großen Theil ihrer Eigenſchaften mit den Schnee-Thälern gemein. Ihr Schnee-Stoff unterſcheidet ſich bloß durch eine mit dem mehrern Drucke, dem ſie unterworfen ſind, etwas vermehrte Dichte; auch pflegt er mit Waſſer reichlicher getränkt, und daher einwärts mehr durchfroren zu ſeyn, da die ausgedehntere Oberfläche der Gletſcher dem Regen und Quell-Waſſer mehrern Zutritt geſtattet. Wahrſcheinlich beruhet auch auf dieſen Gründen die Färbung, die man bey einigen Gletſchern wahrnimmt, vornehmlich bey ſolchen, die dem Einfluſſe der Sonne und warmer Winde wenig offen ſtehen; dieſe zeichnen ſich zuweilen, beſonders an den Spalten, durch das angenehmſte Meergrün, ſeltener durch eine bläuliche Farbe, aus. Im Großen herrſcht doch auch auf den Gletſchern das reine, matte Weiß der Schnee-Gebirge, wenn nicht darauf gefallener Schutt aus dem Gebirge ihre Oberfläche verunreinigt.

Die Spalten ſind, je abſchüſſiger das Erdreich iſt, je zahlreicher, und überhaupt an den Gletſchern häufiger, als an den Schnee-Thälern über ihnen. Nach den verſchiedenen Krümmungen des Bettes der Gletſcher nehmen ſie hin und wieder von dem Quer-Schnitte abweichende Richtungen an. So wird auch die Beſchaffenheit ihrer Grundflächen zuweilen die Veranlaſſung großer Erweiterungen ihrer Abſtände, wenn die unterhalb abgeriſſene Schnee-Fläche durch die Abſchüſſigkeit des Bodens mit verdoppelten Schritten von der obern wegrückt. Ihre Ränder ſind in dem Maße ſtärker bethürmt, wie die Mächtigkeit und der Druck der Schnee-Thäler, die ſie ausſtießen, größer iſt.

Eine Eigenthümlichkeit der Gletſcher ſind ihre Dämme, die in Savoyen Moraine genannt werden, welches die Franzoſen in Marême zu verwandeln pflegen (*). Dieſe Dämme ſind Anhäufungen des Schuttes, den die Gletſcher dem Gebirge, aus welchem ſie niederſteigen, bey ihrem gewaltſamen Durchbruche entführt haben. Sie umgeben den Gletſcher an dem untern vorderſten Rande, und oft auch an beyden Seiten. Nach Maßgabe der Mächtigkeit des Gletſchers, und der Gewalt, mit der er hervorgetrieben wurde, auch der Lockerheit des Gebirg-Stoffes, der ihm im Wege war, iſt die Höhe dieſer Dämme verſchieden. Da ſie meiſt aus Geſchieben angehäuft ſind, die von den obern, oft unzulänglichen Stellen des Hoch-Gebirges kommen, erleichtern ſie dem Reiſenden die Mühe, Proben jener Gebirgs-Arten einzuſammeln. Den Einwohnern ſind ſie deſto beſchwerlicher, weil ſie das Erdreich, ſo weit der Gletſcher ſich niedergeſenkt hat, unbrauchbar machen,

(*) Lettres de *W. Coxe*, P. 2, p. 90. Tableaux topographiques de la Suiſſe, To. I. (à Par. 1780.) p. XXIII.

chen, da ſonſt weit hervorgedrungene Gletſcher oft in der untern Gegend eine Wärme antreffen, die ihren Fuß in Kurzem wegſchmelzt. So ſieht man zuweilen mehrere ſolche Dämme in gleichlaufenden Streifen, hinter einander geſtellt, von welchen der vorderſte in einem Jahre entſtanden zu ſeyn ſcheint, da der Gletſcher am weiteſten hervor drang, ohne ſich in ſolcher Tiefe erhalten zu können, die hintern Streifen aber in andern Jahren abgeſetzt wurden, die ihn nicht ſo weit hervortrieben. Von dieſen gleichlaufenden Dämmen ſind andere, oft auch gleichlaufende Streifen auf den Gletſchern verſchieden, die von beyden Seiten-Wänden aus nach der Mitte des Gletſchers hinlaufen, auf ſeinem Schnee aufliegen, ſelbſt mit Schnee untermiſcht ſind, und deren Schutt nicht aus Gebirge-Arten der obern Gegend, ſondern aus der Gebirge-Art, welche die Seiten-Wände des Gletſchers ausmacht, beſteht. Dieſe Streifen zeigen in allen Stücken einen andern Urſprung. Da das Bett des Gletſchers in der Mitte vertieft, und an beyden Seiten erhöhet zu ſeyn pflegt, gleiten bey ſtarkem Schneeſchmelzen, welches die Seiten-Stellen des Gletſchers nicht zu verſchonen pflegt, und oft ſogar von ihm ablöſet, die daſelbſt angelegten Schnee-Maſſen nach der Mitte hin, die ſich ſelbſt auch aus gleichen Urſachen geſenkt hat; ſie nehmen einen Theil ihres Grundes mit hinweg, und ſetzen ihn mit ſich auf der Oberfläche des Gletſchers ab. Auch in dieſen Streifen hat man ſchon, die Jahrzahl des Gletſchers zu leſen, verſucht.

Die Schnee-Fälle ſtürzen auch oft zermalmte Stücke vom Gebirge, und ſelbſt ungeheure Fels-Maſſen aus der obern Gegend mit ſich auf den Gletſcher hin, welche theils über ihn herabrollen, theils auch da liegen bleiben, und den Gletſcher verunreinigen. Die auf ſolche Weiſe dahin gelangte Fels-Trümmer zeichnen ſich von den Geſchieben der Gletſcher-

Dämme

Dämme dadurch aus, daß ſie nicht, wie ſie, abgerollt, ſondern noch mit ſcharfen Rändern verſehen ſind.

Die Gletſcher führen in ununterbrochenem Zuſammenhange zu den Schnee-Thälern, von welchen ſie abſtammen, und dieſe ferner zu den Firnen, mit welchen ſie in ähnlicher Verbindung ſtehen, zurück. Aber der Ueberfluß der Firne iſt nicht den Schnee-Bänken allein gewidmet. Firne, die an dem Rande des Gebirge-Rückens ſtehen, werfen oft ungeheure Schnee-Maſſen über ſeinen Abhang hinab, welche ſich im Mittel-Gebirge als Schnee-Lagen anſetzen, wenn ein rauher und ſchattiger Winkel deſſelben ſie aufnimmt. Hier trotzt nun die abgeſetzte Maſſe durch das Uebermaß ihres Umfanges, der Kraft eines ganzen Sommers, und erhält dann mit jedem Winter neue Verſtärkungen, ihre Dauer zu befeſtigen. Auch von den Schnee-Thälern und Schnee-Feldern ſtürzen zuweilen dergleichen Schnee-Maſſen herab, und errichten ſich, noch auſſerhalb der ordentlichen Schnee-Gränze, einen bleibenden Sitz, den ſeine Lage gegen dem Hochgebirge nicht ſelten beſtimmt, das Ziel von Zeit zu Zeit wiederhohlter Schnee-Würfe zu ſeyn. Einzeln, auf einen ihrer Natur fremden Boden hingeworfen, und von allem Zuſammenhange mit der obern Schnee-Gegend abgeſchnitten, zeichnen ſich die Schnee-Lagen deutlich genug von den Gletſchern aus, die ſich, ſo weit ſie auch vordringen, doch immer im Austritt aus ihrem Schnee-Thale an dieſes anſchließen. Der Aelpler unterſcheidet ſie freylich nicht; dieſe Schnee-Lagen haben ihm zu der Meinung Anlaß gegeben, daß, wo in einem Thale etwas Schnee liegen bleibe, ſich künftig gewiß ein Gletſcher anſetzen werde.

Die Schnee-Fälle, oder ſogenannten **Lauwinen** behaupten, nach allen dieſen Beyſpielen, bey den wichtigſten Veränderungen in dem Zuſtande der Schnee-

Schnee-Gegend eine große Rolle. Nach einiger Verſchiedenheit in ihrer Entſtehungs-Art, und den Erſcheinungen, die ihren Ausbruch begleiten, unterſcheidet man folgende Arten.

Zu der Zeit, da das ganze Gebirge mit friſchem Schnee bedeckt iſt, werden zuweilen kleine Schnee-Schollen von dem Winde über den Rand der Firne und Schnee-Bänke hingetrieben, rollen ſich dann über den Abhang des Gebirges hernieder, und nehmen im Fortwälzen immer zu. Mit ihrer Vergrößerung wächſt auch die Macht des Druckes, den ſie auf alles, was ihnen in Wege iſt, äuſſern; ſie reiſſen es mit ſich fort, oder treiben es vor ſich her, bis ſie endlich auf einer Ebene ſtille ſtehen. Wegen ihres Abſchlüpfens über die ſchiefe Fläche des Gebirges, hat man ſie **Schnee Schlüpfen**, (Gliſſade des neiges) und wegen ihrer Abhängigkeit von dem Winde, der ihrem Falle den erſten Anſtoß und die erſte Richtung giebt, **Wind-Lauwinen** genannt.

Die **Schnee-Brüche**, oder **Schlag-Lauwinen**, **Schloſſen-Land-** oder **Grund Lauwinen**, (Lavanges de terre) haben keinen ſo langſamen Gang. Es ſind ungeheure Schnee-Maſſen, die ſich von dem Gipfel eines Firnes, oder dem Rande einer Schnee-Bank, losreiſſen, entweder durch das Uebergewicht, welches nach langem Ueberhangen endlich den Ausſchlag bekam, oder durch heftige Winde, welche die Ablöſung auf ein Mahl mit der größten Gewalt und Donner-ähnlichem Krachen vollbringen. Die abgeſprengte Maſſe pflegt dann in weiten Bogen hinaus geſchleudert, mit ſchrecklicher Wuth niederzuſtürzen, und, wo ſie auffällt, Felſen zu zerſchmettern und Bäume zu entwurzeln. Man hat ſogar Beyſpiele, daß Dörfer davon verſchüttet, und ganze Hügel umgeſtürzt worden ſind. Da dieſe beyde Arten von Lauwinen vornehmlich im Winter ſich eräugnen,

nen, werden ſie auch **Winter-Lauwinen**, (Lavanges de froid) genannt.

Im Sommer hat man häufig Gelegenheit, die dritte Art der Lauwinen zu beobachten, die deswegen auch **Sommer-Lauwinen**, (Lavanges de chaud, Ital. Lavine di caldo, Bündtneriſch Lavigne di chiod,) und, ihrer Zerſtäubung wegen, **Staub-Lauwinen**, (Lavanges de pouſſière) genannt werden. Urſprünglich haben ſie die größte Aehnlichkeit mit den Schlag-Lauwinen, ſie ſtürzen ebenfalls in Sprüngen hernieder, aber die Gewalt im abſchleudern ſcheint gemäßigter und ihre Sprünge zaghafter zu ſeyn. Man hört ein ſchmetterndes Krachen, wie von einem abgefeuerten Geſchütze, deſſen warnender Schall von Thälern zu Thälern wiedertönt; dann zeigt ſich in der Höhe der Schnee-Fall, der an dem erſten Felſen, wo er auffällt, ſich bricht, und nun zum Theil zerſtäubend, wie ein weißer Strohm, von Stufe zu Stufe weiter geſchleudert wird, jedes Mahl mit einer neuen Staub-Wolke umgeben. Ein ſtarker Luftzug, der vor ihm hergeht, ſtreuet ſeinen Schnee-Staub in beträchtliche Weiten aus; der Kern der ſtürzenden Maſſe behält bis zur unterſten Stufe Kraft genug, die Luft mit einer Gewalt fortzuſtoßen, die noch im Thale zuweilen gefährlich wird, Hütten die dem Luft-Strohme im Wege ſtanden, niederreißt, Menſchen und Thiere zu Boden wirft, und erſtickt. Bey warmen Weſt-Winden ſieht man oft mehrere Staub-Lauwinen hinter einander demſelben Gebirge entſtürzen; auch die Gletſcher ahmen ſie bey Sprengung ihrer Quer-Spalten, nicht ſelten vor den Augen der Vorübergehenden, im Kleinern nach.

Da die Schnee-Fälle eine der furchtbarſten Gefahren in den Alpen ausmachen, ſucht man ſich daſelbſt auf mancherley Weiſe vor ihnen zu ſichern. Man vermeidet jeden Anlaß einiger Erſchütterung der

der Luft, um nicht den Ausbruch ſchon vorbereiteter Stürze zu beſchleunigen, die vielleicht nur den lezten Anſtoß erwarten; dieſes wird ſo weit getrieben, daß die Pferde-Treiber die Glöckchen oder Schellen der Saum-Roſſe verſtopfen, daß ſie ſelbſt, keine Stimme von ſich zu geben, wagen, hingegen ehe ſie ſich gefährlichen Stellen nähern, eine Piſtole abfeuern, und den Schnee-Fall in der Entfernung abwarten, überhaupt aber, wo möglich, am früheſten Morgen, ehe die Tages-Hitze wirkſam wird, da vorüber zu kommen ſuchen. An manchen Orten ſind Höhlen in das Gebirge getrieben, dem Wanderer eine Zuflucht zu öffnen, wenn ihn die Staub-Lauwinen überraſchen. Allgemein räth man, der erſtickenden Gewalt ihrer Luftſtröhme dadurch auszuweichen, daß man ihnen den Rücken zukehre. In Gegenden, die vornehmlich von Wind- und Schlag-Lauwinen bedrohet werden, unterhält man mit größter Sorgfalt die Wälder am Gebirge, als die mächtigſte Vormauer gegen ihre Ueberfälle; auch ſieht man an einigen Orten künſtliche Mauern, die den verdächtigſten Stellen einen Winkel entgegen ſetzen, um die herniederdringende Schnee-Maſſe im Falle aufzuhalten und zu zertheilen. Für die Wohnungen wählt man Plätze, denen vorſchießende Flächen am Gebirge, ein Wald, oder irgend eine andere Schutzwehre dieſer Art, die meiſte Sicherheit verſpricht.

Unter dem Nahmen der **Flug-Lauwinen** (Lavanges de vent), hat man auch die Schnee-Stürme, die in Savoyen Tourmentes genannt werden, hierher gerechnet. Dieſe Erſcheinung macht den Weg über die Schnee-Gebirge im Winter höchſt beſchwerlich und ſelbſt gefährlich. Sie pflegt ihre größte Gewalt auf hohen, mit Schnee-Gipfeln umgebenen Berg-Rücken zu zeigen, von wo aus ſie ſich auch zuweilen weiter verbreitet. Heftige Wirbel-Winde raffen

raffen den friſchen Schnee ſolcher rauhen Höhen in ungeheurer Menge zuſammen, und jagen ihn in Wolken-ähnlichen Getrieben von einer Stelle zur andern, machen Seen, und tiefe Schlünde in Kurzem den Hügeln neben ihnen gleich, verſchütteten den Weg, und begraben ſelbſt die hohen Stangen, die zur Bezeichnung der Straße in gewiſſen Abſtänden aufgeſtellt ſind, oder reiſſen ſie nieder. Die trüben Schnee-Wirbel, die den Reiſenden, wenn ſie ihn nicht ganz begraben, doch von allen Seiten umringen, geſtatten ihm kaum, auf wenige Schritte vor ſich hin zu ſehen, und überziehen ihn ſogar mit einer Schnee-Rinde, die von Zeit zu Zeit ſchalenweiſe abfällt, um ſogleich durch eine neue erſetzt zu werden. Dieſer Schnee iſt nicht flockig, ſondern körnig. Der Sturm, dem er folgt, giebt ſeinen härtlichen Körnern eine ſolche Gewalt, daß ſie einen ſtechenden Schmerz, Röthe und Geſchwulſt auf der Haut erregen, wenn man ſich nicht von allen Seiten mit Masken verwahrt. Die kundigſten Wegweiſer ſind nicht immer gewiß, die Bahn zu errathen, und den überſchneieten Schlünden, die ihre Beute nie wiedergeben, auszuweichen. Die ſicherſten Führer ſind die Maulthiere, die an den gangbarſten Straßen, z. B. an dem Mont-Cenis, zum Ueberſetzen der Reiſenden gehalten werden, und ihren täglichen Gang über das Gebirge, im Sturme, wie bey ruhigem Himmel, in unverrücktem Gleichgewichte fortſetzen.

In den Schnee- oder Wind-Lauwinen, welche vom friſchen Schnee entſtehen, erhalten die Menſchen, welche davon ergriffen werden, eher und länger ihr Leben, als in den Schlag- oder Grund-Lauwinen, weil jene locker und luftiger, dieſe hingegen feſter und dichter ſind, folglich man hier leicht erſtickt, dort aber ſich etwas bewegen, wenigſtens etwas Schnee von dem Munde wegbringen kann, um Athem zu

 ſchöpfen,

ſchöpfen, denn alſo iſt es möglich, in ſo engem und kalten Schnee-Gefängniß über 24 Stunden das Leben zu erhalten, um ſo leichter, weil die aus dem Leibe gehenden Dünſte nicht leicht verfliegen, ſondern an und um den Leib ſich aufhalten können. In den Schlag-Lauwinen iſt nicht nur Gefahr der Erſtickung, ſondern auch der Zerſchmetterung oder tödlicher Zerſtoßung, weil mit den Menſchen zugleich Bäume, Holz, Steine, und andere grobe und harte Körper eingewickelt werden, welche aber auch zuweilen dem Menſchen ſein Leben retten müſſen; denn wenn es ſich eräugnet, daß der Menſch nahe bey einem Holz-Stamme oder Felſen zu liegen kommt, ſo kann er eher Luft ſchöpfen, inſonderheit weil öfters in ſolcher Gegend ſich von dem Schnee nicht alles ausfüllt, daß nicht hin und wieder Höhlen ſeyn. Auf ſolche Weiſe kann jemand, ſo viel ihm möglich iſt, ſich ſelbſt helfen, wenn er nähmlich bey Verſtande iſt; denn meiſtentheils ſinken ſolche Perſonen, indem ſie eingehüllt worden ſind, in Ohnmacht, und bleiben hernach in dieſem Zuſtande, vielleicht mit zuweilen dazwiſchen kommender Erhohlung, nichts von ſich ſelbſt wiſſend; in ſolchem Falle aber können ſie von den Banden ihres Gefängniſſes ſich ſelbſt nicht los machen, ſondern müſſen auf die Hülfe der nächſten Anwohner harren, welche fleißig und ungeſäumt ſich zu neugefallenen Lauwinen verfügen, vornehmlich wenn ſie wiſſen, daß denſelben Tag einige Menſchen auf ſolcher Straße gewandelt haben, und aus Betrachtung der Zeit, da ſie paſſiert ſind, ſchließen können, daß ſolche Reiſende von der Lauwine möchten ergriffen worden ſeyn; da ſie dann ſofort zu graben anfangen, und alſo den darin Liegenden eiligſt Rettung zu verſchaffen ſuchen.

Die in Lauwinen eingewickelte Menſchen und Thier-Körper bleiben, ſo lange ſie mit Schnee bedeckt ſind,

ſind, etliche Wochen und Monathe lang unverweſet; ſobald ſie aber an die friſche Luft kommen, verfaulen oder zerfallen ſie deſto ſchneller. Die aus den Lauwinen herausgegrabenen Menſchen ſehen am ganzen Leibe roth aus, weil vom umliegenden Schnee und von der Kälte der Kreislauf des Blutes durch die äuſſerſten und kleinſten Blut-Gefäße gehemmet wird.

Die Lauwinen ſind nicht nur den Menſchen, Thieren, Bäumen und Gebäuden ſchädlich, ſondern ſie können auch, wiewohl zufälliger Weiſe, den Wieſen und andern liegenden Gründen ziemlichen Schaden zufügen, wenn ſie nähmlich an ſolchen Orten liegen bleiben, da etwa ein Berg-Waſſer ſeinen Lauf gehabt hat, welches nun ſeitwärts ſeinen Ausgang ſucht, und mit Sand, Stein und Felſen, gleich einer Rinde oder Kruſte, die benachbarten Güter, die etwann einem ganzen Dorfe zugehören, überführt, und verderbt, wenn die Einwohner ſich nicht beyzeiten vorſehen, und den gefallenen Schnee durchgraben, damit das Berg-Waſſer ſeinen alten Lauf behalte. Es iſt ſolches um ſo nöthiger, weil der Lauwinen-Schnee öfters ſo hoch über einander liegt, daß er den Sommer über nicht zerſchmelzen kann, ſo, daß darüber, wie über einen Hügel, die Land-Straße mitten im Sommer geht; ja, er liegt wohl Haus- und Thurm-hoch ſo häufig auf einander, daß man wohl etliche hundert Wägen oder Laſt-Schiffe damit anfüllen könnte.

Die jezt beſchriebenen Lauwinen ſchildert Rähmann, in ſeinem Geſpräch von Bergen, S. 131, in folgenden alt-deutſchen Reimen:

Der Schnee durch ein klein Windlein leicht
Oder vom Vogels-Fluck bald weicht,
Und rückt über den Berg hinab,

Alſo, daß, das Land erthönd darab,
Und ſtoßt zugrund Bäum und Erdreich,
Felſen, Häuſer, und was dergleich,
Menſchen und Viehe, was es trift an
Muß z'todt, zu Grund und Boden gan.
Solch Schneebruch ein Lowin genannt,
Den Bergleuten iſt wol bekannt:
Wann aber ſtarke Wind entſtond,
Daß Staudlowelu hiemit angond,
Den Schnee dick in dem Luft umtreiben,
Da muß der reiſend Menſch oft bleiben,
Daß er vom Schnee wird tieff bedeckt,
Wird bald erfröret und erſteckt,
Wo nicht das Volck grabt nach mit Gwalt
Und alſo ihn bey Leben b'halt,
Und er nicht z'tieff hinunter fallt.

Wem dieſe deutſchen Verſe zu altväteriſch oder altſchweizeriſch vorkommen, der kann ſich folgende nach heutiger deutſcher Poeſie einrichten, welche ſich beym *Claudiano*, de 4 Conſ. Honorii finden.

— — — multos hauſêre profunda
Vaſta mole nives, cumque ipſis ſaepe juvencis
Naufraga candenti merguntur plauſtra barathro,
Interdum ſubitam glacie labente ruinam
Mons dedit.

Oder folgende aus *Silio Italico:*

Tum qua durati concreto frigors collis
Lubrica fruſtratur canenti ſemita clivo,
Luctantem ferro glaciem premit, haurit hiatu
Nix reſoluta viros, altoque à culmine praeceps
Viventes turmas operit delapſa ruina.

Fig. 3962, Lauwinen, oder Schnee-Brüche, wie dieſelben von jähen Gebirgen faſt ſenkrecht herunter

unter ſtürzen. A bezeichnet den Ort wo ſie ihren Anfang nehmen.

Fig. 3963, Land= oder Grund=Lauwinen, wie ſich dieſelben in die Tiefe herab wälzen, und alles, was ſie antreffen, mit ſich fort reiſſen, und zu Grunde richten.

Nachricht von dem, was zu Bergemoletto, durch Herabſchießung eines großen Schnee=Berges, am 19 März 1755 ſich zugetragen hat, und der wunderbaren Erhaltung einer unter dem Schnee begrabenen Familie, vom 19 März bis zum 25 April (*). Es liegen unfern von Demont, wenn man durch das obere Thal von Siura die Gebirge hinunter ſteigt, zur linken Hand, ungefähr anderthalb Stunden von dem Wege, welcher nach Demont führt, faſt auf der Mitte des Berges, einige wenige Häuſer, welche von den dortigen Einwohnern Bergemoletto genannt werden. Dieſe hatten das Unglück,

 am

(*) An account of what happened at Bergemoletto, by the tumbling down of vaſt Heaps of Snow, from the mountains there, on March 19, 1775, as taken by the Intendant of the Town and Province of Cuneo. Received from Dr. *Joſeph Bruni* Communicated cy Mr *Henry Baker*. Translated from the Italian, ſt. in *Philoſ. Tranſact.* Vol. XLIX, Part. 2, for the year 1756, Art III. S. 796 — 803; und im *Lond. Magaz.* Aug. 1757. S. 395.

Ital. überſ. u. d. T. *Ignatio Somis* raggionamento ſopra il fatto avenuto in Bergamoletto, in cui tre donne ſepolte fra le ruine della ſtalla per la caduta d'una gran mole di neve, ſono ſtate trovate vivo doppo trentaſitte giorni. in Torino, 1758. 4.

Franz. überſ. u. d. T. Effet prodigieux d'un éboulement de neige, arrivé dans le Piémont vers la fin de l'hiver de 1755, ſt. im *Journ. etranger,* Oct. 1757. S. 59 — 68; im *Journ. encycl.* v. I Sept. 1757. S 101 — 107; und im *Nouvelliſte oecon. et litter.* p. l. m. de Sept. et Oct. 1757, S. 106 — 110.

D. überſ. im Brem. Magaz. 4 B. 2 St. S. 269, fgg.; im 34ſten St. des 10 Th. des Reiches der Nat. und der Sitten, und im 2 St. des 5 Th. des phyſikal. und oekon. Patrioten.

am 19 März 1755, des Morgens, da ſehr viel Schnee gefallen war, durch zwey groſse Schnee-Haufen, welche von den obern Theilen des Gebirges herunter rolleten (*), gänzlich bedeckt und zu Grunde gerichtet zu werden. Alle dieſe Einwohner befanden ſich in ihren Häuſern; nur Joſeph Rochia, ein Mann von ungefähr 50 Jahren, war, nebſt ſeinem funfzehnjährigen Sohne auf dem Dache ſeines Hauſes mit Wegräumung des Schnees, welcher ſich ſeit 3 Tagen auf demſelben gehäuft hatte, beſchäftigt. Ein vorbeygehender Prieſter, welcher hingieng, die Meſſe zu leſen, ſagte ihnen, daß ſie heruter kommen möchten, weil er ſo eben einen groſsen Schnee-Haufen von dem Berge ſich abſondern, und auf ſie losrollen geſehen hätte. Dieſer war auch nicht weit von des Rochia Hauſe niedergefallen, hatte aber, weil er nicht ſehr groß war, keinen Schaden verurſachet. Da nun Rochia befürchtete, daß dieſem kleinen Schnee-Haufen vielleicht größere folgen möchten, ſtieg er eiligſt von ſeinem Hauſe herunter, und lief mit ſeinem Sohne fort, ohne daß er recht wußte wohin. Allein, kaum hatte er 30 bis 40 Schritt zurückgelegt, als ſein Sohn, der hinter ihm war, niederfiel. Er ſah ſich deshalb nach ihm um, und erblickte zugleich, daß ſein und ſeiner Nachbarn Häuſer mit einem Schnee-Berge bedeckt waren. Er hob ſeinen Sohn auf; allein, als er bedachte, daß ſeine Frau, ſeine Schweſter, ſeine beyden andern Kinder, und alle ſeine Habſeligkeiten, unter dem Schnee begraben wären, fiel er in eine Ohnmacht. Als er wieder zu ſich ſelbſt gekommen war, begab er ſich auf den Weg, und kam glücklich zu der Wohnung eines ſeiner Freunde.

Unter dieſem entſetzlichen Schnee-Berge, welcher 60 engl. Schuh hoch war, wurden 22 Perſonen begraben. Weil

(*) *Paulus Jovins*, führt in dem Leben des Pompejus Colonna ein merkwürdiges Beyſpiel von einem von den Alpen gefallenen Schnee-Haufen, und dem dadurch verurſachten Schaden an: Pompejus — — trans Alpes contendit, quo itinere ſummum ſe vitae periculum adiiſſe, ſaepe memorabat, quum ipſo Peninas ſuperante Alpes deuoluta ingens e ſummis Alpium iugis niuium moles permultos omnis generis mortales, et in his integram Sedunorum legationem paucis ante ſe paſſibus oppreſſiſſet.

Weil der Schnee ſo hoch war, konnten die Arbeitsleute, deren eine große Menge beordert war, um jenen Elenden zu Hülfe zu kommen, ſolchen nicht hinweg ſchaffen, und man ließ endlich alle Hoffnung fahren, daß man ihnen die geringſte Hülfe würde wiederfahren laſſen können.

Fünf Tage nachher, als ſich Rochia von ſeinem Schrecke etwas wieder erhohlt hatte, und zu arbeiten im Stande war, gieng er mit ſeinem Sohne und zwey Schwägern nach dem Schnee-Berge, um den Ort zu ſuchen, wo ſein jezt bedecktes Haus und Stall seyn möchte. Er ſuchte es vermittelſt der verſchiedenen Oeffnungen, die er von allen Seiten in den Schnee machte, zu entdecken, aber vergeblich. Weil aber der Monath April ſehr heiß war, und der Schnee zu vergehen und größten Theils zu ſchmelzen anfieng, wurde dieſer unglückliche Mann dadurch aufgemuntert, ſeinen äuſſerſten Fleiß anzuwenden, damit er ſein im Hauſe zurückgelaſſenes Vermögen wieder bekommen, und den Ueberreſt der Seinigen begraben möchte. Er machte deshalb von neuem Oeffnungen in den Schnee worein er Erde warf, welche den Schnee und das Eis ſtärker aufzulöſen dient. Am 24 Apr. hatte der Schnee gar ſehr abgenommen, und dieſes vermehrte in dem Rochia die Hoffnung, daß er ſein Haus würde ausfindig machen können. Er fieng deshalb an, das Eis, welches 6 engl. Schuh dick war, mit eiſernen Stangen zu zerbrechen. Als er nun wahrnahm, daß der Schnee unter dem Eiſe weit lockerer wäre, ſuchte er mit einer langen Stange durch denſelben den Grund, und gegen Abend ſchien ihm auch, als ob er ſolchen fühlte, allein die einfallende Nacht verhinderte ſeine fernere Unternehmung.

Seinem Schwager, der zu Demont wohnhaft war, träumte in derſelben Nacht, daß ſeine Schweſter noch am Leben wäre, und ihn um Hülfe anriefe. Der lebhafte Eindruck, welchen dieſer Traum auf ſein Gemüth machte, bewog ihn, ganz früh des Morgens ſich nach Bergemoletto zu begeben, wo er auch dem Rochia und deſſen Nachbarn ſeinen Traum erzählte. Nachdem er ein wenig ausgeruhet hatte, begaben ſie ſich beyde nach dem Schnee, und machten noch andere Oeffnungen in denſelben, bis eine derſelben ſie zu dem Hauſe, welches ſo lange vergeblich war geſucht worden, führte; fanden aber unter deſſen Ruinen keinen Leichnam. Hierauf arbeiteten ſie beyde

mit vereinigten Kräften, ſich eine Oeffnung zum Stalle zu machen, welcher ungefähr 240 engl. Schuh von dem Hauſe entlegen war. Indem ſie ſich nähern, hören ſie die Worte: „Ach, lieber Bruder, hilf mir!“ Dieſe Stimme ſetzte ſie in Erſtaunen, und verdoppelte zugleich ihren Muth, um zu dem Orte zu gelangen, wo die Stimme hergekommen war. Der Bruder, der den Traum gehabt hatte, ſtieg zuerſt herunter, und erblickte ſeine Schweſter, die ihn mit ſchwacher und ſterbender Stimme in folgenden Worten empfing: „Ich „habe immer auf Gott vertrauet, und auf dich, daß „du mich nicht verlaſſen würdeſt.“ Der andere Bruder ſtieg darauf mit dem Manne hinunter, und fanden, auſſer der Frau von 45 Jahren, noch eine Schweſter und eine Tochter am Leben, davon jene 35, dieſe 13 Jahr alt war. Sie nahmen dieſe Frauensperſonen, die vor Mangel zu wirklichen Gerippen geworden waren, auf ihre Schultern, und ließen ſich von den oben Stehenden mit ihnen, als Perſonen, die man aus dem Grabe hohlt, an Stricken hinauf ziehen. Man trug ſie darauf in ein benachbartes Haus, brachte ſie ſogleich zu Bette, und gab ihnen einen vom feinſten Rocken-Mehl gemachten Brey, mit etwas Butter, zur Stärkung zu eſſen.

Eine ſo ſonderbare Begebenheit reizte die Neugier des Gouverneurs zu Demont, der deshalb ſich ſelbſt an den Ort verfügte, um alle Umſtände davon zu vernehmen. Er fand die Frau noch im Bette, weil ſie, wegen der ausgeſtandenen heftigen Kälte, und wegen der übeln Lage, worin ſie ſich befunden hatte, nicht im Stande war, das Bett zu verlaſſen, und ihre Füße zu gebrauchen. Die Schweſter, deren Beine mit warmem Weine waren gebadet worden, konnte, wiewohl nicht ohne Beſchwerlichkeit, gehen; und die Tochter war nach dieſem Mittel völlig wieder hergeſtellt.

Als der Gouverneur die Frau befragte, verſicherte ſie ihm, daß ſie noch keinen Appetit wieder hätte; das wenige Eſſen, welches ſie auſſer Suppe und Brey zu ſich nehme, läge ihr ſchwer im Magen; nur der Wein wäre ihr wohl bekommen. Von ihrem Schickſale ertheilte ſie folgende Nachricht. Ich befand mich am 19 März, mit meinem Sohne von ungefähr 6, und meiner Tochter von beynahe 13 Jahr, des Morgens in dem Stalle, in welchem

6 Zie-

6 Ziegen waren, davon die eine des Abends vorher 2 todte Jungen geworfen hatte, und dieſer wollten wir einen Napf voll eingerührten Rocken=Mehl zu trinken geben. Ueberdies befanden ſich noch ein Eſel, und 5 oder 6 Hühner, im Stalle. Wir hielten uns in einem warmen Winkel des Stalles einige Zeit auf. Unſre Meinung war, nach der Meſſe zu gehen, und wir warteten da demnach, bis man dazu einläuten würde. Sie, die Frau, hätte wollen aus dem Stalle nach dem Hauſe gehen, um Feuer anzumachen, damit ihr Mann, der den Schnee vom Dache wegräumete, ſich daran wärmen möchte. Als ſie aber gemerkt hätte, daß ein Schnee=Haufe nach der öſtlichen Seite herunter rolle, wäre ſie wieder in den Stall zurück gekehrt, hätte die Thür zugemacht, und ihrer Schweſter davon Nachricht ertheilt. Nach ungefähr 3 Minuten hätte ſie beobachtet, daß das Dach des Stalles über ihrem Haupte zerbrochen, und mit einem Theile des Bodens herunter gefallen wäre. Ihre Schweſter hätte ihr gerathen, ſie möchte ſich in die Krippe und Raufe legen, welches ſie auch eiligſt gethan hätte. Der Eſel wäre an die Krippe gebunden geweſen, hätte ſich aber durch Schlagen und Sträuben los gemacht; und obgleich dadurch die Krippe nicht gebrochen ſey, wäre doch der kleine Napf umgeſtoßen worden; ihre Schweſter hätte ſolchen aufgenommen, und ſie hätten ſich deſſen bedient, um den geſchmolzenen Schnee darin zum Trinken aufzubewahren. Zum Glück wäre die Krippe gerade unter dem Haupt=Pfeiler des Stalles geweſen, welcher der Laſt des Schnees widerſtanden hätte. Ihre erſte Sorge wäre nur dahin gegangen, wo ſie Nahrung hernehmen ſollten. Ihre Schweſter hätte geſagt, ſie hätte 15 Kaſtanien in ihrer Taſche; die Kinder aber hätten ſchon ihr Morgen=Brod gegeſſen, und verlangten den ganzen Tag nichts mehr; ſie hätten ſich auch erinnert, daß an einem nicht weit vom Stalle entlegenen Orte 30 oder 40 kleine Brode lägen, und ſich Mühe gegeben, ſolche zu bekommen, wegen der großen Menge des Schnees aber wäre es unmöglich geweſen, deshalb hätten ſie, ſo laut als ſie gekonnt, um Hülfe zu ſchreyen angefangen, allein kein Menſch hätte ſie erhört. Ihre Schweſter hätte nochmahls die Brode geſucht, allein ſie wäre ohne dieſelben wieder zu der Krippe gekommen, und hätte ihr, der Frau, 2 Kaſtanien gegeben, und ſelbſt 2 gegeſſen, wozu ſie etwas

Schnee=Waſſer getrunken hätten. Während dieſer Zeit wäre der Eſel ſehr unruhig geweſen, und hätte gewaltig geſchlagen, und die Ziegen hätten einige Tage lang geblöket, bald darauf aber hätten ſie von denſelben nichts mehr gehört; zwey Ziegen aber wären nahe bey der Krippe geweſen, und lebendig geblieben, dieſe hätten ſie ſorgfältig befühlt, und dadurch erfahren, daß eine derſelben trägtig wäre und gegen die Mitte des Aprils Junge werfen würde, die andere wäre melk geweſen, von deren Milch ſie dann auch ihr Leben erhalten hätten.

Ferner ſagte die Frau aus, daß in der ganzen Zeit, da ſie unter dem Schnee begraben geweſen wären, ſie nicht das geringſte Tages=Licht geſehen hätten; doch hätten ſie ungefähr die erſten 20 Tage lang gemuthmaßet, wenn es Tag oder Nacht wäre; denn wenn die Hähne gekrähet, ſo hätten ſie geglaubt, es breche der Tag an, allein nachher wären auch dieſe geſtorben. Am zweyten Tage wären ſie insgeſammt ſehr hungerig geweſen, deswegen hätten ſie auch alle noch übrige Kaſtanien gegeſſen, und dazu die Milch, die ſie von der melken Ziege gehabt, getrunken; dieſes wäre in den erſten Tagen beynahe 2 Pfund täglich geweſen, hätte aber nach und nach abgenommen. Am dritten Tage, als der Hunger ſie von neuem plagte, hätten ſie wieder einen Verſuch gethan, um zu dem Orte, wo die Brode lägen, zu gelangen, allein ſolches wäre ihnen, wie vorher, wegen der Menge des Schnees unmöglich geweſen. Um aber von den Ziegen ihren Unterhalt zu haben, hätten ſie alle ihre Sorgfalt darauf gerichtet, wie dieſelben ernähret werden könnten. Zum Glück wäre über dem Stalle, gerade über der Krippe, der Heu=Boden geweſen, von welchem durch ein Loch das Heu in die Krippe hinunter hätte geworfen werden können; dieſes Loch wäre nicht weit von dem Standplatze der Schweſter entfernt geweſen, welche dadurch das Heu herunter gezogen, und es den Ziegen, ſo lange ſie es reichen konnten, gegeben hätte; als dieſes aber nicht mehr angieng, hätte ſie die Ziegen auf ihre Schulter genommen, welche es dann ſelbſt herunter gezogen hätten.

Am ſechsten Tage wäre der Knabe krank geworden, und hätte über heftige Leib=Schmerzen geklagt, welches 6 Tage gedauert hätte; an dieſem Tage hätte der Knabe ſeine Mutter, die ihn ſo lange beſtändig auf ihrem Schooße

ſe gehabt, gebeten, ihn ausgeſtreckt in die Krippe auf das Heu zu legen. Eine Todes-Kälte hätte ſeine Glieder durchdrungen; und indem ſie, die Mutter, beſchäftigt geweſen, die noch übrige davon fliehende Wärme zurück zu halten, und ihm ein wenig Milch zu reichen, habe das Kind kurz darauf geſchrien: „Ach, Vater! hier im „Schnee! ach Vater! Vater!“ worauf er verſchieden ſey. Sie, die Mutter, hätte ihrer Schweſter zugerufen, daß der Knabe geſtorben ſey, und ſie hätte ihn nahe bey dieſer ihrem Sitze in der Krippe gelegt. Während der Zeit hätte die Menge der Milch, die ſie von den Ziegen bekommen hätten, immer abgenommen; und weil die Hähne geſtorben wären, hätten ſie nicht mehr den Tag von der Nacht unterſcheiden können; nach ihrer Muthmaßung aber wäre die Zeit nahe geweſen, daß die eine Ziege werfen würde, welches, nach ihrer damahligen Rechnung, um die Mitte des Aprils geſchehen würde. Sie bemerkten auch an dem Geblöke derſelben, daß ſie glücklich warf, weswegen die Schweſter ihr Hülfe leiſtete. Sie tödteten die Lämmer, damit ſie die Milch zu ihrem Unterhalte behalten könnten; und aus dieſer Begebenheit ſchloſſen ſie, daß ſie jezt mitten im April wären. Wenn ſie dieſe Ziege rufen, ſo kommt ſie, und leckt ihnen die Hände und das Geſicht; und weil ſie ihnen damahls 2 Pfund Milch täglich gab, ſo haben ſie noch jezt eine große Liebe gegen ſie.

Es verſicherten auch dieſe Leute, daß der Hunger, wenn man nur die erſten 5 oder 6 Tage abrechnete, ihnen nicht eben ſehr beſchwerlich geweſen wäre; ihr größtes Ungemach aber wäre von der heftigen Kälte des ſchmelzenden Schnees, welcher auf ſie herabgetröpfelt, von dem übeln Geſtanke des todten Eſels, der todten Ziegen und Hühner, von dem Ungeziefer, das ſie bis auf die Knochen nagte, am meiſten aber von der beſchwerlichen Lage und Stellung, die ſie unter einander in der Krippe behalten mußten, entſtanden; denn obgleich der Ort ihres Begräbniſſes 12 engl. Schuh lang, 8 breit, und 5 hoch, geweſen, ſo wäre doch die Krippe, worin ſie gebückt gegen die Wand geſeſſen, nicht breiter als 3 Fuß 4 Zoll geweſen. In 36 Tagen hätten ſie, die erſten 3 nur ausgenommen, keine Leibes-Oeffnung gehabt, nachher aber ſey die Milch, und das Schnee-Waſſer, welches ſie nach einiger Zeit ohne Beſchwerlichkeit getrunken hätten, bloß durch den Urin

von

von ihnen gegangen. Die Mutter ſagte, ſie hätte in dieſer ganzen Zeit gar nicht geſchlafen, die Schweſter und Tochter aber hätten, wie ſonſt, geſchlafen. Eben die Mutter und Schweſter meldeten, daß ſie eben an dem Tage, wie ſie unter dem Schnee begraben worden, ihre Reinigung gehabt, nachher aber nicht das mindeſte davon wieder verſpüret hätten. Dieſe ganze Erzählung wurde vor dem Intendanten, d. 16 May 1755 von gedachter Frau ſelbſt abgeleget und atteſtiret."

In den ſavoyiſchen Eis-Gebirgen ſind die **Lauwinen** eine eben ſo fürchterliche Erſcheinung, als in der Schweiz und in andern Eis-Gegenden.

„Der Schnee," ſagt *de Luc* (*): „er mag nun in ſeinem natürlichen Falle oder durch die Winde zuſammen gehäuft ſeyn, wird manchmahl an ſolchen Orten aufgehalten, da er ſich durch nichts anders erhält, als weil die erſte Schicht derſelben ſich an die Unebenheiten derjenigen Körper, auf die er gefallen iſt, feſtgeſetzt hat, und dann die auf ſie fallenden Schichten ſich mit dem erſten vereinigt haben. Aufmerkſame Beobachter haben ſchon in den Ebenen ſelbſt Anhäufungen dieſer Art geſehen, welche bey dem erſten Anblicke jedermann in Erſtaunen ſetzten. So lange die Schnee-Schicht nicht zu dick iſt, oder nichts ſeinen Zuſammenhang hindert, wirkt die Kraft des leztern mehr als ſeine Schwere, und die Maſſe bleibt unbeweglich; wenn dieſe aber zu groß wird, oder eine andere Urſache die Verbindung der Theile unter ſich ſchwächt, ſo ſtürzt auf ein Mahl alles mit einander über den Haufen.

„Die Schwächung des Zuſammenhanges der Schnee-Maſſe kann beſonders von zwey Urſachen herrühren. Die erſte wirkt nur im Frühlinge, und iſt die gemeinſte. Wenn in dieſer Jahrszeit die Luft wieder erwärmt wird, ſo fängt der Schnee an zu ſchmelzen; das Waſſer, welches davon abtrieft, löſet nach und nach die Bande los, die dieſe Maſſe auf die Erde feſthielten. Oder wenn der Schnee

(*) In ſeiner Reiſe nach den ſavoyiſchen Eisgebirgen, von Sixt im Faucigny. S. Deſſen Recherches ſur les modifications de l'Atmoſphere, (à Geneve, 1772, 4.) To. II. p. 293 — 333.

Schnee auf den Trümmern der herab geſtürzten Felſen ruhet, ſo wird bey einem ſehr großen Anwachs der Schnee-Maſſe der Grund ſelbſt bewegt; inſonderheit wenn dieſe Felſenſtücke aus Schiefer und andern blätterichten Stein-Arten beſtehen, die über einander wegglitſchen, wenn das Schnee-Waſſer zwiſchen denſelben eindringt.

„Eine andere Urſache des Falles dieſer ungeheuern Schnee-Laſten iſt im Gegentheil die große Kälte. Es geſchieht alsdann, daß der ſtarke Froſt die äſtigen Theile des Schnees zerbricht, und ſie in einen feinen Staub verwandelt, deſſen Theilchen glatt und hart ſind. Die Bande des Zuſammenhanges ſind alsdann getrennt, und die ganze Laſt ſtürzt hinab.

„Eine der gemeinſten Veranlaſſungen dieſes Sturzes, iſt ein friſch gefallener Schnee. Er vergrößert das Gewicht, und zerſtört dadurch ebenfalls den Zuſammenhang. Auch die Winde tragen dazu bey, und manchmahl, wenn der Zuſammenhang der Schnee-Theile ſchon auf einen gewiſſen Grad geſchwächt iſt, kann die geringſte Urſache den gänzlichen Fall befördern. Die Bewohner der Alpen ſtehen in den feſten Gedanken, daß der Ton der Schellen ihrer Mauleſel oft ſolches bewirken könne, und deswegen nehmen ſie ihnen im Frühlinge jederzeit die Schellen ab. Wenn die Lauwinen ſich in ſolchen Gegenden, wo ſie jährlich zu fallen pflegen, über die gewöhnliche Zeit aufhalten, ſuchen die Anwohner dieſelben durch den Knall abgefeuerter Gewehre herab zu locken.

„An Bergen von mittlerer Höhe, wie die Kette der Jurten iſt, verurſachen die Lauwinen ſelten großen Schaden; denn dergleichen Berge haben keine kahle Oberfläche, die hierzu groß genug wäre, da ſie beynahe überall durch Felder, Gräben und Wälder zertheilt ſind. Ueberdies fängt daſelbſt der Schnee viel ſpäter an zu fallen, als auf den hohen Bergen, er ſchmilzt auch oft vor dem Winter, und ſtets eher im Frühlinge, ſo daß von ihm nie große Maſſen gebildet werden können. In den höhern Gegenden der Alpen hingegen ſchneiet es ſchon im Sept., und oft im Auguſt. Der Schnee ſchmilzt nicht eher, als im May, und auf die Weiſe werden oft unermeßliche Laſten von Schnee-Lagen auf einander gehäufet, die durch ihren Fall ein entſetzliches Getöſe verurſachen.

„Man

„Man verſichert, daß die Lauwinen auf ihrem Wege einen Druck der Luft verurſachen. Ich habe oft auf den Alpen von den fürchterlichſten Verwüſtungen erzählen gehört, welche durch dieſe Art von Sturmwind verurſacht worden ſind, der demjenigen gleich iſt, den das plötzliche Herunterfallen verdickter Wolken erzeugt. Aber noch niemahls hatte ich ſo ſtarke durch ſie gemachte Veränderungen geſehen, als diejenigen, die man uns einige Jahre nach dieſer unſerer erſten Reiſe auf dem Berge Sixt gezeigt hat.

„Die Weide des Communs liegt unten an einem ſehr jähen Abhange, der aus herunter gefallenem Schutt der obern Felſen entſtanden iſt. Dieſer Abhang und die auf ihm ſtehenden Felſen machen eine ſehr weit ausgebreitete Erhöhung aus, welche über 3000 Fuß ſenkrecht beträgt. Faſt dieſe ganze Oberfläche wird mit Schnee bedeckt, der daſelbſt durch die Winde aufgehäufet wird. Wenn die Dicke deſſelben nicht ſehr beträchtlich iſt, ſo ſchmilzt er nach und nach, ohne herab zu ſtürzen, weg. Aber im Winter des J. 1769 und 1770, fiel eine ſo große Menge Schnee, daß ſeine Laſt, als die Kälte die Theile deſſelben in Staub verwandelt hatte, ſich auf ein Mahl über die Weide des Communs ausgoß, und dieſelbe dermaßen mit Schnee bedeckte, daß er über den weiter unten gelegenen Abhang hinab floß. Die Wirkung der durch dieſen Fall der Schnee-Laſten zuſammen gepreßten Luft war ſo entſetzlich, daß der Sturmwind ſich durch den an der abhängigen Seite des Berges ſtehenden Tannen- und Büchen-Wald einen Weg durchbrach, und auf demſelben nicht einen einzigen Baum ſtehen ließ. Er hemmte den Lauf des Giffre, der ſonſt ins Thal fließt, und riß auf der entgegengeſetzten Seite eine große Menge Bäume und Hütten nieder, die viel feſter gebaue twaren, als jene, welche auf der Weide des Communs von den Lauwinen zertrümmert und bedeckt wurden.“

Lava, Lave, Lat. und Ital. Lava (*); Fr. Lave. Unter dieſem Nahmen wird dasjenige Product ver-

(*) Lava, iſt ein neapolitaniſches Provinzial-Wort, und bedeutet einen kleinen Bach, inſonderheit der ſich auf den Straßen und Gaſſen nach einem Regen ergießt.

verſtanden, welches, als ein glühender oder Feuer-Strohm, aus der oberſten Oeffnung der Vulkane (feuerſpeyenden Berge), oder an den Seiten derſelben, gewaltſam heraus bricht, oft viele Meilen weit, gleich einer großen Fluth, mit reißender und alles verheerender Wut fortſtürzt, und nach dem Erkalten meiſtentheils eine Stein-Härte erhält.

Der Feuer-Strohm, den die Lava bey ihrem Herausfließen macht, iſt oft von erſtaunlicher Breite, Länge, Tiefe und Stärke; öfters 2 bis 3 ital. Meilen breit, 4 bis 12 ital. Meilen lang, und 60 bis 80 Fuß tief. Der Lord Winchelſea ſah, bey dem großen Ausbruche des Aetna im J. 1669, die brennende Lava, 15 Meilen lang, und 7 breit. Ganze Felder werden davon bedeckt, ganze Gegenden verheeret, Dörfer und Städte verbrannt, Thäler angefüllt, und Erhöhungen von 160 Fuß, und darüber, gemacht.

Der Ritter Hamilton beſchreibt, in ſeinen Beobachtungen über den Veſuv, die mancherley Veränderungen und die Ausbrüche dieſes feuerſpeyenden Berges, die er ſelbſt wahrgenommen hat, und ſagt von der Lava, daß ſie des Nachts das Anſehen eines in Fluß gebrachten Metalles gehabt, bey Tage hingegen wie Feuer ausgeſehen, ihren Lauf aber ein dicker weißer Rauch bezeichnet habe. Er meldet auch, daß die Lava bisweilen in 2, 3 und manchmahl in mehrern Ströhmen gefloſſen, ihre Hitze aber ſo groß geweſen ſey, daß ſie ihm nicht geſtattet habe, dem Strohme näher, als 10 Fuß weit, zu kommen. Ungeachtet die Lava ſo flüſſig wie Waſſer geſchienen, ſey ſie doch ſo dick geweſen, daß ſie dem Eindrucke eines langen Stabes beynahe widerſtanden habe. Große Steine, die er hinein geworfen hatte, ſind nicht untergeſunken, ſondern haben nur einen leichten Eindruck gemacht, ſind auf der Oberfläche fortgeſchwom-

ſchwommen, und in kurzer Zeit auſſer dem Geſichte geführt worden. Der Strohm der Lava, den er damahls wahrgenommen hat, iſt, der Dicke ungeachtet, ſehr ſchnell gefloſſen, an ſeiner Quelle ungefähr 10 Fuß breit geweſen, bald hernach aber noch breiter geworden, und hat ſich in 3 Flüſſe zertheilt, welche durch ihre Hitze die Kohlen der alten zwiſchen inne liegenden Lava entzündet haben, ſo, daß die ganze Gegend des Nachts das Anſehen eines ununterbrochenen Feuer-Sees hatte, welcher 4 engl. Meilen lang und 2 breit war. Am äuſſerſten Ende ihres Laufes von der Quelle an, hat die Lava nicht flüſſig geſchienen, ſondern iſt einem Haufen glühender Kohlen ähnlich geweſen, welcher einen Wall ausgemacht hat, der an einigen Orten 10 bis 12 F. hoch war, alsdann ſich vom Gipfel überwälzet, und bald einen andern Wall formirt hat; doch iſt dieſe Art des Vorrückens ſehr langſam gegangen, und binnen 1 Stunde nur ungefähr 30 F. weit fortgegangen.

Die traurigen Wirkungen, welche die Ausbrüche des Veſuv's vor den Zeiten des Kaiſers Titus Veſpaſianus hervorgebracht haben, ſind nicht bekannt, ungeachtet die Alten ihn als einen feuerſpeyenden Berg ſchon vorher beſchrieben, auch in dem damahls von ihm verſchütteten Herculaneum, welches man jezt wieder ausgräbt, mit Lava gebauet war. Bey dem 79 Jahr nach Chriſti Geburt geſchehenen Ausbruche deſſelben, wo der ältere Plinius umkam, äſcherte er 6 benachbarte Städte ein, unter denen ſich das vorgenannte Herculaneum befand. Man findet in demſelben Theile, die ganz mit Lava ausgefüllet ſind. Vielleicht übertreiben die Geſchichtſchreiber die Erzählung von dieſer ſchrecklichen Begebenheit; ſie ſagen aber, daß die Aſche, welche mit dem Rauche und den Flammen im Fortgange gemeiniglich vermiſcht zu ſeyn, und hoch und weit fortgeſchleu-

dert

dert zu werden pflegt, in Rom die Sonne verfinſtert habe, ja gar bis nach Afrika und Syrien geflogen ſey. Mit Uebergehung der weniger merkwürdigen Ausbrüche, die in den Jahren 203, 472, 512, 685, 993, 1036, 1043, 1048, 1136 und 1506 geſchehen ſind, will ich nur einige der merkwürdigſten erwähnen. Im J. 1631 fieng der Berg, nachdem er über 100 Jahr ruhig geblieben war, d. 16 Dec. mit einem Erdbeben von 20 Stößen an zu toben. Der Meerbuſen und die ganze Stadt Neapel war mit Dampf und Aſche bedeckt, die Sonne am Mittage verdunkelt, und aus dem Berge brach, den Tag darauf, an der Seite nach Neapel, ein ungeheurer Strohm von Lava heraus, welche ſich in 7 Arme theilte, und alles, was ihr in den Weg kam, verheerte und verbrannte. Reſina, und andere Orte brannten theils ganz ab, theils wurden ſie ſehr beſchädiget. Zu gleicher Zeit kamen verſchiedene Ströhme ſiedendes Waſſer aus dem Berge hervor, welche das Verderben noch vergrößerten; ſie ſtürzten ſo ſchnell herab, daß viele Menſchen ohne Rettung, und unter andern eine Proceſſion von 500 Menſchen, die ſich in der Nähe befanden, umkamen. Die See wich dabey einige Zeit zurück, ſo, daß die Schiffe im Trocknen ſitzen blieben. Dieſes Toben dauerte bis im Febr. 1632, da die Einwohner es zuerſt wagten, ihre verlaſſene Wohnungen wieder in Beſitz zu nehmen. Man ſchätzt den durch dieſe Verwüſtung verurſachten Schaden auf viele Tonnen Goldes. Bey dem Brande von 1682 war der Rauch ſo heftig, daß er, zwey Tage hindurch, eine große Finſterniß auf 12 Meilen im Bezirk verurſachete; und das Feuer, welches er von ſich ſtieß, ſteckte den Wald von Ottajano in Brand. Die Flamme des Brandes von 1685, gab 20 Meilen im Umkreiſe, einen hellern Schein als das ſchönſte Mond-Licht. Im J. 1689, brannte er ganze 22 Tage lang, wo-

wobey man in Neapel in dem Innerſten des Berges ein Getöſe wie von einem kochenden Keſſel hörte. Im J. 1694 war ſein Ausbruch mit einem Erdbeben begleitet, und der Dampf ſtieg in Geſtalt einer ungeheuern Säule empor, die ſich hernach auf allen Seiten ausbreitete, worauf ein Platzregen von Feuerſteinen und Aſche erfolgte. Dieſes dauerte einige Tage, da er dann aus der Seite zwey Ströhme glühender Lava ausgoß, die in einer ſolchen Menge ausfloß, daß davon einige Thäler bedeckt und angefüllet wurden. Bey dem heftigen Ausbruche im J. 1698, warf er vornehmlich eine weiße Aſche aus, welche der umliegenden Gegend das Anſehen gab, als wenn ſie beſchneiet wäre; in Neapel fiel ſie 8 bis 10 Zoll tief. Im J. 1717 floß, nach einem entſetzlichen Toben im Innern des Berges, ein glühender Strohm aus demſelben hervor, welcher ½ Meile breit war, und 5 Meilen fortlief. Die Flamme, welche zuweilen dreyzackig, zuweilen aber in Geſtalt einer Säule, in die Höhe ſchlug, ſtieg auf 200 Fuß über den Berg. Im J. 1717, brach den 20 May ein Strohm von Lava hervor, welcher den folgenden Tag unweit des Meer-Ufers ſtockte, nachdem er 3800 Klafter weit, in einer Breite von 150 Fuß und 24 Fuß hoch, gelaufen war. Dieſe Maſſe glühete wie Feuer bis zum 25 May, da ſie auswärts zu erkalten anfieng, inwendig aber blieb ſie 6 Wochen lang glühend. Die mit Waſſer vermiſchte Aſche, welche der Wind auf die fruchtbare Erde von Nola trieb, machte, daß damahls alle Bäume und Früchte zu Grunde giengen. Im J. 1757 ſahe der Pater *della Torre* den Brand des Veſuv's, und beſchrieb ihn ſehr ausführlich, ſo wie wir überhaupt von ihm die beſte Beſchreibung dieſes Berges haben (*). Am 25 Oct. brach oberhalb

(*) Die Geſchichte und die Erſcheinungen des Veſuvs, beſchrie-

halb Atrio del Cavallo, ein feuriger Strohm aus der alten geborſtenen Lava. Die Materie war zähe wie ein im Fluß gebrachtes Glas, und wälzte ſich wie eine Mauer, doch mit einer ſolchen Geſchwindigkeit, daß ſie in 8 Stunden 4 ital. Meilen zurücklegte. In einer Entfernung von 13 Fuß, empfand man die Hitze ſchon. Sie war mit Steinen angefüllt, die theils noch ihre natürliche Farbe hatten, theils aber calcinirt waren. Einige glichen den Eiſen⸗Schlacken; und ein gleiches Anſehen hat ihre ſchwammichte Ober⸗Rinde bis auf den heutigen Tag erhalten. Der Strohm führte viele grüne und verbrannte Bäume mit ſich, und floß bald tiefer, bald flächer, nach dem ſich ſeinem Laufe Hinderniſſe in den Weg legten oder nicht. Er ſtockte den 29 Nov., gleichwohl war die Lava d. 23 May 1752 noch warm, und aus den Ritzen drang ein heißer dicker Dunſt hervor, der nach Salpeter und Vitriol roch. Im Anfange des Decembers 1754, ergoſſen ſich, ungefähr 100 Schritt vom Schlunde, zwey Ströhme Lava aus dem Berge, welche gegen Ottajano und Boſco tre Caſe, bis zum 20 Jan. floſſen. Der eine formirte eine kleine See, und der andere ſtürzte von einer Höhe von 100 Fuß ſenkrecht herab. Dieſer Anblick, ſo ſchrecklich die Sache ſelbſt war, ſoll ein prächtiges Schauſpiel dargeſtellt haben. Es ſchien, als ob hinter einer Wand von Kryſtall eine Maſſe von einer ungeheuern Menge Metall geglühet hätte. Während dieſer Zeit warf der Berg große Steine und Schlacken aus, die zu ihren Fall auf die Erde 8 Secunden brauchten, und alſo eine Höhe von 160 Klafter geflogen ſeyn müſſen. In Neapel hörte man ein Getöſe wie Kanonen⸗Schüſſe,

 und

ſchrieben von P. Johann della Torre, Napoli 1755. in 4. aus dem Italiän. überſetzt von dem Hrn. Abt Jagemann, ſt. in Büſching's Magazin für die neue Hiſt. und Geogr. 8 Th. (Halle, 1774, 4.) S. 1 — 122. n. e. K. T.

und am Fuße des Berges wurde ein ſtarkes unterirdiſches Donnern verſpüret. Am 6 März 1759 ſtürzte ein Theil des, auf der Oberfläche des Veſuv's entſtandenen Berges wieder ein; von dieſer Zeit an, bis zum Febr. des folgenden Jahres, floß aus einer neuen auf der Seite nach Ottajano entſtandenen Oeffnung beſtändig Lava. Im J. 1760 eröffnete ſich der Veſuv bey li Monticelli. Er hatte bereits das ganze Jahr Steine ausgeworfen, und aus der Mündung des Schlundes etwa Lava von ſich gegeben; am 23 Dec. aber brach er, nach einigen vorhergegangenen Stößen vom Erdbeben, an 12 Stellen mit einem entſetzlichen Knalle auf. Die Lava ergoß ſich über die Heer-Straße in einer Breite von 300, und einer Tiefe von 15 Fuß. Sie blieb den 25ſten ungefähr 600 Schritt vom Meere ſtehen, nachdem ſie viele Häuſer auf der Straße von Portici nach Pompeji verheeret hatte. *della Torre* bemerkt hierbey eine ſonderbare Erſcheinung. Wenn die Lava ſich einer Mauer näherte, ſo ſtockte ſie, und blieb vor derſelben etwa in einer Entfernung von 1 Fuß ſtehen. Wenn ſie vor ein Gebäude kam, ſchwoll ſie an, und lief um daſſelbe in erwähnter Entfernung herum, bis ſie eine Thür fand, da ſie dann hinein brach, und das Haus in kurzer Zeit verbrannte. Der Auswurf im J. 1767, war einer der fürchterlichſten. 14 Meilen um den Veſuv verſpürte man die Erd-Erſchütterung; der König mußte Portici, wo er ſich damahls aufhielt, verlaſſen. Neapel war mit Sand und Aſche bedeckt. Die Felder litten von der herausfließenden Lava ſehr, und ſie würde noch größern Schaden angerichtet haben, wenn ſie nicht ihren Lauf auf ein Thal gerichtet hätte, welches ſie ganz ausfüllete. Die lezten merkwürdigen Ausbrüche waren im J. 1770 und am 15 Jun. 1794.

Die Lava-Ströhme des Aetna, auf der Inſel Sicilien, ſind noch fürchterlich größer. Man weis, daß ein ſolcher Strohm bey Taormina, welches 30 Meilen vom Aetna entfernt liegt, in die See floß, und daß er an manchen Orten 15 Meilen breit war. Ueberhaupt erſtrecken ſich die Lava-Ströhme des Aetna gemeiniglich 15 bis 20 Meilen in die Länge, ſind über 6 bis 7 Meilen breit, und über 50 Fuß tief. Die Wirkungen der Natur ſind bey dieſem Berge, wie bey dem Veſuv, zwar einerley, aber beym Aetna gehen ſie alle ins Große. Was die Natur und Beſchaffenheit ihrer Lagen betrifft, ſo ſind ſie einander faſt gleich, doch iſt die von dem Aetna ſchwärzer und überhaupt ſchwammichter, als die vom Veſuv. Die chronologiſchen Nachrichten dieſes Vulkanes gehen ſehr weit in das Alterthum, wiewohl zuweilen mit einiger Ungewißheit, zurück. Die älteſten Schriftſteller reden von den Ausbrüchen des Aetna als von einer ausgemachten Sache; und man findet in den Geſchichten häufige Nachrichten, von ſeinen oftmahligen und höchſt erſchrecklichen Ausbrüchen. *Beroſus* erzählt, das, als die Nachkommen des Janus ſich zuerſt nach Sicilien begeben hatten, um daſelbſt eine neue Pflanzſtadt zu errichten, ſie durch einen heftigen Ausbruch dieſes Berges dermaßen erſchreckt worden ſeyn, daß ſie ſogleich wieder die Inſel verlaſſen hätten. Dieſer Vulkan war ebenfalls zu den Zeiten der Argonauten und des Aeneas bekannt. Als Sicilien in der Herrſchaft der Griechen ſich befand, nähmlich von der 2ten bis zur 88ſten Olympiade, ſoll der Aetna, nach dem Zeugniſſe des *Thucydides*, welcher damahls lebte, zu 3 verſchiedenen Mahlen gebrannt haben. Der lezte Ausbruch zog die Neugierde des Pythagoras herbey. Unter dem Hiero fand Empedokles (*), ein

(*) Empedokles war von Agrigent gebürtig, und ſoll 400 Jahr

ein ſorgfältiger Beobachter dieſes Vulkanes, durch einen Ausbruch deſſelben ſeinen Tod. Zur Zeit der römiſchen Conſuls ſoll, nach dem *Diodorus*, *Polybius* und Andern, dieſer Vulkan 4 Mahl nach einander Feuer geſpien haben. Unter der Regierung des Julius Cäſar wütete dieſer Vulkan erſchrecklich; der Brand ſoll ſo heftig geweſen ſeyn, daß damahls die bis an die lipariſchen Inſeln erhitzte See die Schiffe verbrannte, und alle Fiſche kochte und tödtete; er wütete binnen 20 Jahren 4 Mahl. 49 Jahr nach Chriſti Geburt tobte dieſer Berg ſo ſehr, daß der Kaiſer Kaligula, welcher ſich damahls eben in Sicilien aufhielt, ſich plötzlich auf den Weg machte, und nach Italien gieng. Hadrian hatte Herz genug, dieſen Berg, als er eben ſtark auswarf, ganz in der Nähe zu beſichtigen. Im J. 812, unter der Regierung Karl's des Großen, tobte er auch auſſerordentlich, ſo, daß dieſer Kaiſer es auch fur gut fand, Sicilien zu verlaſſen, wo er damahls ſich aufhielt. Von 1160 bis 1169 wurde ganz Sicilien durch Erdbeben erſchüttert, und die Ausbrüche des Aetna verwüſteten die ganze umliegende Gegend; da dann auch die Kathedral-Kirche in Catanea zu Grunde gerichtet wurde, und der Abt des Kloſters mit allen Mönchen umkam. Die Brände vom J. 1284,

1329

Jahr vor der chriſtl. Zeitrechnung geſtorben ſeyn. Vielleicht hat ihn mehr ſeine Eitelkeit, als ſeine Philoſophie, zu dieſer erhabenen Stelle geführt: ja man ſagt, daß ſie ihn noch weiter gebracht habe. Um für einen Gott angeſehen zu werden, und das Volk zu bereden, daß er in den Himmel aufgenommen worden ſey, ſoll er ſich ſelbſt in den großen Schlund des Berges Aetna hinein geſtürzt haben, in der Meinung, daß ſein Tod niemahls von Menſchen entdeckt werden könnte. Allein, der verrätheriſche Berg warf ſeine Pantoffeln, welche von Kupfer waren, aus, und verkündigte der Welt das Schickſal eines Philoſophen, der in ſeinem Tode ſowohl als bey ſeinem Leben alles that, um die Menſchen zu hintergehen, und ſie glauben zu laſſen, daß er größer, als ſie, ſey.

1329 bis 1333, 1408, 1444 bis 1447, und 1536 ſind ebenfalls merkwürdig. Im J. 1637 verurſachte der Aetna ein zwölftägiges Erdbeben, welches großen Schaden that, und nicht eher aufhörte, als bis der Berg eine neue Oeffnung bekam, deren ausfließende Lava alles auf 5 Meilen umher verbrannte. Die Aſche, die er ausſtieß, war nach Italien, und auf weit von Sicilien entfernte Schiffe gefallen. Der Brand des 1650ſten Jahres iſt gleichfalls merkwürdig; die Entzündung befand ſich an der nördlichen und öſtlichen Seite, und es floſſen feurige Ströhme von ihm hinab, die alles überſchwemmten und zerſtörten. Im J. 1669 warf er anfangs Feuer-Ströhme aus, welche ein gut Stück Weges bey den Mauern von Catanea vorbey, in die See liefen, wo ſie das Waſſer ſo heiß machten, daß man auf 20 Fuß im Umfange die Hände nicht darin leiden konnte; die Lava-Ströhme ſelbſt glüheten unter dem See-Waſſer fort. Die Lava nahm endlich eine andere Richtung in ihrem Laufe, und verheerte 14 Städte, davon einige 3 bis 4000 Einwohner gehabt hatten, und von welchen Städten jezt kein Ueberbleibſel mehr zu ſehen iſt. Der Berg ſelbſt bekam damahls 3 große Riſſe, woraus die Flammen mit dem entſetzlichſten Getöſe über 100 Ruthen in die Höhe ſtiegen, und eine Menge Steine mit ſich fortſchleuderten, deren einige 3 bis 400 Pfund wogen, und etliche Meilen weit fortgetrieben wurden; Aſche und Rauch verfinſterten zu der Zeit die Luft. Im J. 1683 verloren, da Catanea durch dieſe Feuer-Ströhme bedeckt wurde, allein, ohne die Dörfer zu rechnen, auf 60,000 Menſchen ihr Leben; und die Einwohner von dem jezigen Catanea haben das alte in einer Tiefe von 68 Fuß unter der feſten Lava wieder entdeckt. 10 Jahr nachher, nähmlich 1693, wurde nicht allein ganz Sicilien durch ein Erdbeben erſchüttert, ſondern es brach auch ein der-

dermaßen großer Dampf aus dem Berge hervor, daß an 6000 Menſchen, welche, wegen Ueberſchwemmung der See, auf denſelben ihre Zuflucht genommen hatten, erſtickten, und durch die herausfliegenden Steine und andere Materien getödtet wurden. Am 9 März 1755, fieng der Berg an, mit einem entſetzlichen Getöſe eine Menge Rauch und Flammen auszuſtoßen. Um 4 Uhr deſſelben Tages wurde die Luft gänzlich verfinſtert, und der Himmel mit ſchwarzen Wolken bedeckt. Um 6 Uhr fiel ein Hagel von Steinen nieder, deren jeder ungefähr 6 Loth wog. Dieſer Stein-Hagel dauerte etwas über eine Stunde. Als dieſer nachließ, folgte ein Strohm ſchwarzen Sandes, der die ganze Nacht hindurch anhielt. Am folgenden Morgen um 8 Uhr, brach am Fuße des Berges ein Waſſer-Fluß hervor, der in einer halben Viertel-Stunde nicht allein eine beträchtliche Strecke desjenigen unebenen Landes, welches am Fuße des Berges liegt, überſchwemmte, ſondern auch, als das Waſſer plötzlich ablief, alle Vertiefungin der Oberfläche ausfüllte, und eine große mit Sand bedeckte Ebene zurück ließ. Das Waſſer war ſiedendheiß, ſeeſalzig, und der zurückgelaſſene Sand im geringſten nicht vom See-Sande unterſchieden. Nachdem das Waſſer zu fließen aufgehört hatte, brach aus eben derſelben Oeffnung ein kalter Feuer-Strohm hervor, welcher 24 Stunden lang floß, Den Tag darauf entſtand, ungefähr 1 Meile unterhalb dieſer Oeffnung, ein anderer Feuer-Strohm, welcher auf 4000 Fuß breit war, und die benachbarten Felder wie ein Fluß überſchwemmte. Der lezte große Brand des Aetna, fiel in das J. 1765.

Eben dergleichen Lava-Ströhme fließen aus dem Hekla, und aus den andern und vielen auf Island befindlichen Vulkanen. So ſtröhmte aus dem Krobla, 1730, ein ſolcher Lava-Fluß, der, indem

er

er ſich in viele Arme theilte, die ganze umliegende Gegend überſchwemmte, in die See floß, einen anſehnlichen Theil derſelben ausfüllte, einige Tage lang im Waſſer wie Oehl kochte, und die Fiſche tödtete. Der größte Arm war, ehe er die See erreichte, 3 Meilen weit und durchgehends ½ Meile breit gefloſſen. Des Tages über brannte dieſer Strohm mit einem blauen Schwefel-Feuer, des Nachts aber ſtand er in einer hellen Gluth, daß der Himmel davon erröthet wurde. Die Lava nennen die Isländer Stenaa, Stein-Fluß. Der lezte Haupt-Ausbruch des Hekla fieng 1766 d. 5 Apr. an, und dauerte bis d. 7 September.

Da die Lava oben bald mit einer Rinde bedeckt wird, ſo brennt in ihr das Feuer noch nach vielen Jahren. Wir wiſſen aus der Geſchichte, daß auf der nun erloſchenen Inſel Iſchia in dem adriatiſchen Meere, im J. 1303 aus der Cremata, dem Krater des Epomeo, ſich ein Lava-Strohm bis in das Meer ergoß, und daß dieſer Auswurf 2 Jahr lang anhielt. Merkwürdig iſt es doch, ſagt v. Dolomieu (*), nach dieſer angeführten Thatſache, daß dieſe Lava, die nun beynahe 500 Jahr alt iſt, noch Materien enthält, die auf einander wirken, ſo daß Hitze entſteht, und Dünſte ſich entwickeln. Ein weißer feuchter Dampf erhebt ſich an verſchiedenen Stellen von einer ganz unfruchtbaren und ſo ungleichen, aufgewühlten, holperigen Oberfläche, als hätte die Lava erſt vor wenigen Monathen ſich ergoſſen. Am ſtärkſten iſt dieſer ſaure wäſſerige Dampf des Morgens nach einem ſtarken Thau, und wenn es geregnet hat. Dieſe Erſcheinung iſt weder einzig in ihrer Art, noch den Laven auf dieſer Inſel allein eigen; die Laven des Aetna zeigen ſich ebenfalls ſo, z. B. die von den Auswür-

(*) In ſeinen Bemerkungen über die Ponza-Inſeln.

ſen im J. 1761 und 1762, die ſich auf der ſoge- nannten Eſchina d'Aſino angeſetzt haben: dieſe un- geheure Laven-Maſſe raucht faſt beſtändig; wann es geregnet hat, wird dieſer Dampf weißlich, nimmt immer mehr zu, und ſcheint ſich entzünden zu wol- len. Brydone beſtieg 1770 eine Lava, die im J. 1766 gefloſſen war, und er fand ſie noch nicht kalt. Hamilton ſtieß, im Apr. 1771, einige Stäbe in die Ritzen der Lava, die im Oct. 1767 gefloſſen war, und ſie fingen augenblicklich Feuer. Maſſa, ein angeſehener ſicilianiſcher Schriftſteller, fand nach 8 Jahren die Lava des oben erwähnten Ausbru- ches von 1669 noch nicht überall kalt.

Herr D. Berger, in Graudenz, der ſchon durch mehrere ſonderbare Meinungen bekannt iſt, nimmt, in ſeiner Theorie der Erdbeben und Vulkane, (Berl. 1788, 8.) die Lava für eine Urſache, und nicht für eine Wirkung, der Erdbeben an, hält ſie für eine Art von Erd-Blut, und ſchreibt demſelben eine Circula- tion, wie dem Blute im animaliſchen Körper, zu. Wenn die Erde bebt, ſo hat ſie, nach ſeiner Meinung, ein ſtarkes Fieber; und wenn feuerſpeyende Berge Lava auswerfen, ſo hat ſie einen Blut-Fluß, den die Natur ſtatt eines Erledigungs-Mittels gebraucht.

Die Lava, welche die Vulkane ſo häufig ausſtröh- men, beſteht aus einer geſchmolzenen Materie, die aus ſchwefeligen, harzigen, ſalzigen und metalliſchen Theilen zuſammengeſetzt iſt. Sie ſieht, wenn ſie noch flüſſig iſt, wie geſchmolzenes Eiſen, aus, und es ſchwimmen in derſelben ganze Laſten von Steinen mit fort, die, wenn man ſie gleich niederdrückt, doch, wie Holz im Waſſer, wieder empor kommen; wenn ſie aber kalt geworden iſt, ſo iſt ſie ſteinhart, und an einigen Orten ſo dicht und feſt, daß die dauerhafteſten Häuſer davon gebauet werden können, und hat in- wendig das Anſehen einer undurchſichtigen vitrificir- ten

ten (verglaſeten) Materie, oder wie der Magnet. Polierte Lava hat viel Aehnliches mit Serpentin-Stein, iſt aber nicht ſo grün, ſondern mehr dunkelgrau. Bey dem Ausfluſſe aus dem Berge gleicht ſie einem dicken Teige, läuft gemeiniglich langſam, und iſt zähe. Wenn ſie kalt geworden iſt, kann man ſie mit einem Meere vergleichen, deſſen Wellen ſich beynahe gelegt haben, und welches nur noch etwas wallet (*). Zieht man etwas von ihrer Maſſe, wenn ſie noch flüſſig iſt, mit einem Stocke in die Höhe, ſo ſchwillt es auf, und wird porös, welches von einer ſehr ausdehnenden, oder vielleicht harzigen Eigenſchaft herkommt. Das Harz geht im Feuer auf, und wird hart, wenn es erkaltet. Die ausdehnende Kraft der Lava zeigt ſich in Wellen, Höhlen, Grotten und Röhren, weiche ſie im Laufe formiret. Sie hebt die innere Fläche des Veſuves bis an den obern Rand der Oeffnung hinauf, wie im J. 1755 und 1767 geſchehen iſt. Merkwürdig iſt die Erfahrung des Profeſſors Vairo zu Neapel, welcher bemerkt hat, daß perpendikular aufgerichtete eiſerne Stangen während dem Feuerſpeyen des Veſuves elektriſch ſind.

Man trifft in der Lava viele Eiſen- und ſteinige Theile an, ſie ſind aber ſehr darin vertheilt, weil die Lava um ein Neuntel leichter iſt, als die gemeinen Steine des Veſuves. Die Lava wirkt auf den Kompaß, folglich enthält ſie viel Eiſen. Wenn man den Magnet an die Aſche des Veſuves hält, ſo zieht er Eiſen-Theile aus derſelben an ſich. Der Abt Nollet ſpürete am Rande des Schlundes einen Geruch wie Eiſen, welches in Salz-Geiſt aufgelöſet iſt. Sie läßt ſich

(*) Welches Virgil ſehr eigentlich undare nennt. Die Lava iſt in folgenden Zeilen ſchön beſchrieben:

Vidimus *undantem* ruptis fornacibus Aetnam.

Flammarumque globos, liquefactaque volvere ſaxa,

ſich kaum durch das heftigſte Feuer in Fluß bringen, weil viele ihrer Theile ſchon zu Glas gebrannt ſind, und andere ſich nicht verglaſen laſſen. Nollet beobachtete, im J. 1749, bey einem ſehr heftigen Brande, daß die brennenden Klumpen, welche der Berg ausſtieß, in der Luft zum Theil aus einander giengen, und im Niederfallen auf die Steine platt, wie ein Teig wurden; woraus ſich ergiebt, daß die Verglaſung im Innern des Berges ſehr unvollkommen geſchieht.

Die pulveriſirte Lava löſet ſich in einer jeden Säure zum Theil auf, inſonderheit aber in der Vitriol-Säure, mit welcher ſie ſtark aufbrauſet. Dieſes entſteht aus einigen Erd- und Talk-artigen Theilen, die gemeiniglich mit der Lava vereinigt ſind. Gießt man Weingeiſt dazu, und zündet ihn an, ſo zeigt ſich eine ſchöne grüne Farbe; filtrirt man dieſe Auflöſung und läßt ſie ausdunſten, ſo ſchießen kleine Kryſtallen von Vitriol, Alaun und ein ſpitziges Salz an, welches ſich in kaltem Waſſer nicht auflöſet, und aus einer Miſchung von Vitriol-Säure und glasartiger Erde, die in der Lava enthalten iſt, zu beſtehen ſcheint. Wahrſcheinlicher Weiſe bildet ſich die Lava demnach aus gewiſſen Arten von Steinen (pyrites), welche Vitriol, Alaun und inſonderheit viel Schwefel bey ſich führen. Die Gewalt des Feuers nimmt den Schwefel oder das Phlogiſton nebſt der Vitriol-Säure davon, und ſchmelzt die Glas-artige Erde durch Hülfe des darin enthaltenen Quarzes, welcher ſich auch in der Lava zeigt. Daraus wird endlich die Lava, oder ein undurchſichtiges Glas, welches mit Kupfer- und Eiſen-Theilen und einer alaunhaltigen Erde vermiſcht iſt. Durch die Sublimation hat man reinen Schwefel in der Lava gefunden.

Meiſtentheils iſt die Lava eine vitrificirte Maſſe, doch eine mehr, als die andere; man findet aber auch Lava, welche mehlicht iſt. Einige ſieht wie ein ſchwarzgrauer Stein aus, und hat auch dergleichen Härte. So viel iſt gewiß, daß die Lava nicht allezeit von einerley Beſchaffenheit iſt; welches daher kommt, weil die Materien, welche bey dem Ausbruche der Vulkane in Bewegung kommen, manchmahl mehr erdig, zu einer andern Zeit mehr ſaliniſch, oder ſchwefelig, oder metalliſch, ſeyn können.

Nach der Beſchaffenheit des Grades der Hitze und der Schmelzung, welche die geſchmolzenen Materien erlitten haben, nehmen ſie bey erfolgender Gerinnung eine verſchiedene Geſtalt an. Einige derſelben erſcheinen löcherig, weil ſie bey der unvollkommenen Schmelzung, die ſie erlitten, nicht von aller Luft, welche durch die Hitze entwickelt, oder durch die Bewegung mit ihnen vermengt worden war, völlig befreyet wurden. Man kann dieſelben **poröſe, lockere, ſchwammichte** oder **zellenförmige Lave**, Lava ſpumoſa, nennen. Verſchiedene Arten derſelben, z. B. diejenigen, welche hin und wieder am Rheine ausgegraben werden, ſind ſehr ſchwer, und ungeachtet der innern Höhlen doch dicht genug, daß ſie zu Mühl-Steinen gebraucht werden können; andere hingegen gleichen an Leichtigkeit dem Bimſteine, von dem ſie ſich aber doch dadurch unterſcheiden, daß ſie nicht faſerig ſind. **Dichte** oder **compacte Laven** nennt Bergmann diejenigen, welche zwar einige, aber doch nur ſehr wenige, Löcher beſitzen, ſo daß man ſie zu Platten ſchneiden und wie Marmor polieren kann. Sie enthalten zuweilen allerley fremde Dinge von verſchiedenen Farben, die an Härte und Durchſichtigkeit den Edelſteinen gleichen. Mit dem Stahle ſchlagen dergleichen dichte Laven Feuer, und ändern die Richtung der Magnet-Nadel,

wie-

wiewohl ſie ſelbſt von dem Magnete kaum gezogen werden. Im Feuer fließen ſie für ſich, und geben, wenn ſie mit einem ſchicklichen Fluſſe beſchickt werden, im Centner 9 bis 10 Pfund Eiſen-König: auf dem naſſen Wege aber erhält man, durch die Niederſchlagung des mit Salz-Säure ausgezogenen Eiſens vermittelſt der Blut-Lauge, ſo viel, daß man auf 15 bis 20 Pfund Eiſen-Gehalt im Centner rechnen kann. Das ſchmelzbare Urin-Salz hat wenig oder gar keine Wirkung auf dieſelben; und der Borax löſet ſie, ſo wie auch das Mineral-Alkali thut, ohne Brauſen und ſehr langſam auf. Bey der Behandlung mit den drey Mineral-Säuren entwickelt man aus ihnen, ſo wie auch aus den vorerwähnten lockern Laven, auſſer dem Eiſen-Gehalte, Kieſel- Kalk- und Thon-Erde. Die kleinen Stückchen, in welche die noch flüſſige Lava des Veſuves von der Heftigkeit der Dünſte zertrümmert wird, werden in Italien, nach Beſchaffenheit ihrer Größe, Lapilli del Veſuvio, oder Sabbione, oder Rena del Veſuvio, genannt. Die feſteſte und beſte Lava des Veſuves, iſt die vom Ausbruche zur Zeit des Titus, und die vom J. 1631. Die **ſtalactitiſche** oder **zackenförmige Lava**, Lava ſtalagmitica, kleidet die Seiten-Wände der unterirdiſchen Höhlen in den feuerſpeyenden Bergen aus, und hängt auch oft von ihrer gewölbten Decke, wie Eis-Zacken, herab. Sie ſcheint die Geſtalt daher erhalten zu haben, weil ſie bey Berührung eines kältern Körpers zuerſt gerann, und nachher, als die in dergleichen Höhlen der Berge enthaltene noch flüſſige Materie gelegentlich hervorbrach, zurückblieb. Die **Glas-** oder **Schlacken-artige Lava**, Lava vitrea, gleicht einem eiſenhaltigen Glaſe, beſitzt in dünnen Stücken viel Durchſichtigkeit, und iſt eine völlig gut geſchmolzene Lava. Sie ſchlägt mit Stahle Feuer, iſt gemeiniglich ſchwarz,

zuweilen aber auch grün oder bläulich, und ſogar zuweilen kryſtalliniſch. Für ſich iſt ſie im Feuer ſehr ſtrengflüſſig. Mit Borax kommt ſie ein wenig leichter in Fluß; Urin-Salz aber iſt beynahe ganz unwirkſam. Mit dem Mineral-Alkali brauſet ſie im Löffel vor dem Löth-Rohre ein wenig auf, wird aber nur wenig und langſam von ihm aufgelöſet. Nach der Schmelzung mit 3 Mahl mehr Alkali erhält man aus dieſer verglaſeten Lava auf dem naſſen Wege, als Beſtand-Theile derſelben, Kieſel-, Thon-, Kalk- und Eiſen-Erde. 100 Pfund Glas-Lava von den lipariſchen Inſeln, gaben Hrn. Bergmann 69 Pfund Kieſel-, 22 Thon-Erde und 9 Pfund Eiſen; ein anderes Stück Glas-Lava aber 49 Kieſel-, 35 Thon-, 4 reine Kalk-Erde, und 12 Eiſen. Zellenförmige Lava hielt 45 bis 50 Kieſel-, 4 bis 5 reine Kalk-Erde, 15 bis 20 an Eiſen, und das übrige Thon-Erde. Abarten von Lava hat man ungemein viele gefunden; doch iſt die Lava des Aetna nicht ſo mannigfaltig, als die vom Veſuv. Der Prinz Biscari, der große Sammlungen von Alterthümern, aber auch von Werken der Kunſt, beſitzt, hat nur 12 verſchiedene Arten Lava zuſammengebracht; dahingegen Hamilton 40 Arten vom Veſuv erhalten hat. Scopoli unterſuchte im Glas-Ofen allein 43 beym Veſuv geſammelte. Er erhielt daraus mancherley Arten Gläſer, und zwar für ſich: ſchwarze, ſchwärzliche, grüne, grünlichſchwärzliche, braune und gelbe, auch äuſſerlich weißgefleckte ſchwarzbraune; auch ſchmelzte er ſie mit Fluß-Spath und Feld-Spath in mancherley Proportion; er giebt aber die Laven die er bearbeitete, nur nach der Nummer, und ohne weitere Beſchreibung, an. Ehrmann ſah poröſe Lava aus Heſſen zur ſchwarzglänzenden; brisgrauer, zur helldurchſichtigen; veſuviſche braun und ſchwarz marmorirte zur glänzenden weiß- und braunen; weiße gra-

granatenhaltige, zur blaſigen weiß und grün gefleckten; ſchwarzglimmerige, zur ſchwarzen; goldfarbenen Talk enthaltende, zur ſchwarz und weißen Kugel fließen, wovon der weiße Theil blaſig war, u. ſ. w.

Die Materien, die ſich in den Laven befinden, ſind, nach *della Torre* (*): der ſogenannte harte Stein (Pietra dura), woraus der untere Körper der Lava beſteht; der obere Schaum, der gedachtem Körper anklebt, und von verſchiedener Schwere und Feſtigkeit iſt; natürliche oder calcinirte Steine, die oben auf dem Schaume liegen; röthliche Stein-Platten, welche rothe angebrannte und befeſtigte Erde zu ſeyn ſcheinen, von verſchiedener Größe und Dicke; rothe und aſchfarbige geſengte Erde; wahre Schwefel-Blüthe auf der Oberfläche der Lave; Salz in den erkalteten Mündungen der Laven, Tropf-Stein, und ſogenannte Korallinen. Ehe ich aber von dieſen Materien ſpreche, muß zuvor von der Lave, die das alte Herculaneum bedeckte, etwas geſagt werden.

Die Materie, woraus im J. C. 79 die Lava beſtand, die man noch izt über dem alten Herculaneum findet, iſt ſehr von den gegenwärtigen Laven unterſchieden, welche aus einer Materie, die zu Stein wird, beſteht. Die alte Lave, von Herculaneum, durch ein Vergrößerungs-Glas betrachtet, fällt in das Auge wie eine Vermiſchung von durchſichtigen Salz-Theilen, und von Theilen, die unter vielen zerſtreueten ſchwarzen Theilen glänzend hervor ſcheinen; und ſo ſieht ſie auch aus, wenn ſie zermalmet betrachtet wird. Dem äuſſern Anſehen nach ſcheint ſie durch das Vergrößerungs-Glas ſehr wenig von der ſchwammähnlichen Materie unterſchieden, ausgenommen, daß in dieſer keine ſchwarze Theilchen ſind, und ſie ganz durchlöchert iſt, da hingegen die herculaniſche Lava ſehr dicht,

(*) Am ang. O. S. 91, fgg.

dicht, aber weniger zuſammenhaltend iſt. Wenn man ein Stück von dieſer Lava in Kohlenfeuer legt, ſo wird es glühend, und giebt eine himmelblaue Farbe von ſich, ohne nach Schwefel zu riechen. Wenn ſie zu Staub geſtoßen und im Waſſer gekocht wird, nimmt das Waſſer kaum ein wenig Salz davon an, welches Alaun=artig zu ſeyn ſcheint; alsdann ſetzt ſich inwendig an den Rand des Gefäßes ein ſehr feiner weißer Staub, ſo wie es auch bey der gemeinen Lauge geſchieht, und das übrige ſetzt ſich auf den Grund. Aus dieſen Beobachtungen kann man wahrſcheinlich muthmaßen, wie dieſe Materie wie ein Strohm habe fließen können, ob ſie gleich, da ſie erkaltet iſt, zu nichts anders als zu Aſche oder zu einer zermalmten Materie wird. Sie giebt, erwähnter Maßen, eine himmelblaue Farbe, ſo wie entzündeter Schwefel oder Naphtha von ſich, die aber von kurzer Dauer iſt. Nun kann es ſeyn, daß die ſchwarzen, durch den ganzen Körper der Lava zerſtreueten Theilchen ein Ueberbleibſel jener Naphtha ſind, welche mit den Sand=Körnern und mit den erſten äuſſerlichen Lagen des Veſuves, von was für einer Materie dieſe auch waren, ſich vermiſcht, und dem Sande wie auch andern abgelöſeten Theilen den nöthigen Zuſammenhang gegeben habe, wie ein Feuer=Strohm fortzufließen.

Der ſogenannte harte Stein (Pietra dura), woraus der Körper der Lava beſteht, iſt eine Materie, welche, wenn ſie entzündet und flüſſig iſt, dennoch ſehr zuſammenhaltend, und wie ein zerſchmolzenes Erd=Harz zähe iſt. Wenn dieſe Materie entzündet iſt, und man ſie ein wenig in ihrem Laufe aufhält, oder mit einem Stabe in die Höhe hebt, ſchwillt ſie plötzlich auf und wird locker. Daraus folgt, daß ſie den Grund der innern Gährung in ſich haben müſſe, welche von der Luft nicht abhangen kann, weil ein feuervoller Körper keine Luft in ſich enthalten kann. Alle Arten von

Erd=Harz haben dieſe Eigenſchaft, daß ſie, wenn ſie durch das Feuer zerſchmolzen werden, aufſchwellen; woraus erhellt, daß der ganze Körper der Lave viel Erd=Harz enthalten müſſe. Weil aber dieſer Körper ſehr hart iſt, wenn er erkaltet, ſo folgt auch, daß in ihm eine Vermiſchung von metalliſchen Theilen, von Sande und Steinen, ſeyn müſſe; daher bemerkt man, daß ein jedes Erd=Harz, wenn es auf einer Schaufel an das Feuer gehalten und verbrannt wird, feſt am Eiſen kleben bleibt, und, ob es gleich nicht aufhört locker zu ſeyn, doch zuſammenhaltend iſt. Daß die Lave des Veſuves Eiſen Theile enthalte, läßt ſich augenſcheinlich daher erweiſen, weil die ganze Materie, woraus der Berg beſteht, eiſenhaltig iſt. Stein=Theile ſieht man mit bloßen Augen in der Lava, und ſehr deutlich in den Schlacken von ſchwerer Art, in welchen ſogar auch die Schwamm=ähnliche Materie enthalten iſt. Neben der großen Härte findet man auch im Körper der Lave eine große Schwierigkeit dieſelbe zu ſchmelzen, ob man gleich das Reverberir=Feuer dazu gebraucht. Daher es wahrſcheinlich iſt, daß dieſe Harz=artige Materie, die mit Metall= oder Erd=Theilen innigſt vereinigt iſt, in jenem großen Brenn=Ofen einem ſo heftigen Feuer ausgeſetzt geweſen ſey, daß, wenn ſie auch nicht völlig zu Glas geworden, ſie doch demſelben ſehr nahe gekommen iſt.

Die röthlichen Platten beſtehen aus rother Erde, von der einige Lagen im Veſuv gefunden werden. Die vereinigten Theile derſelben, wenn ſie einem Theile nach durch die Gewalt des Feuers aufgelöſet werden, bilden Platten, die mehrere Spannen lang und breit, und von verſchiedener Größe, höchſtens aber von 2 bis 3 Zoll ſind. Einige davon ſind eben; einige haben eine krumme Oberfläche, und ſind einem Ziegelſteine oder einer durch und durch gebrannten

Kreide ſehr ähnlich. Es giebt einige ſolcher Platten von Aſch-Farbe, welche zwar, wie die erſten, auf dieſelbe Weiſe entſtehen, aber aus andern Lagen von Erde, deren es im Veſuv viele von dieſer Farbe giebt, herkommen, obgleich dieſe Farbe in den natürlichen Lagen dunkler iſt. Dieſe Platten muß man von jenen, welche auch aus der Materie des Schaumes gebildet werden, wohl unterſcheiden. Die Schaum-Platten haben auch eine Ausdehnung von einigen Spannen, und eine Dicke von 2 bis 3 Zoll, ſie ſind aber nicht ſo eben wie die andern, und meiſtentheils ſehen ſie aus, wie eine ausgebreitete Meer-Welle, oder manchmahl wie Stricke, die meiſtens ſehr artig wie ein Netz in einander geflochten, und von derſelben Materie ſind. Sie ſind ſo ſchwer als die Schlacken von ſchwerer Art, und ſind von der Materie, woraus der Körper der Lave beſteht, nicht unterſchieden. In ſo weit ſind ſie Schwamm-ähnlicher als dieſe, weil die natürliche Gährung ihrer harzigen Materie, indem ſie oben auf dem Körper der Lave liegt, ohne alles Hinderniß aufſchwellen kann.

Die rothe und aſchfarbige verſengte Erde, iſt von jener, aus welcher die Platten beſtehen, nicht unterſchieden. Vielleicht hat ſich die harzige Materie, die ſie vereinigt und flüſſig erhielt, als ſie entzündet war, aufgezehrt, und es ſind deswegen ihre Theile zertheilt geblieben, nachdem ſie erkaltet war. Wenn die entzündete Lava über die Felder fließt, ſo ſcheint ſie ein zuſammenhaltender und gleich fließender Körper zu ſeyn, und nur wenn ſie erkaltet iſt, erſcheint ſie entweder wie ein Körper, der mit Schlacken, welche wie Flammen-Spitzen oder wie Meer-Wellen ausſehen, bedeckt iſt, oder in der Geſtalt von Platten, oder rother und aſchfarbiger Erde.

Der Schwefel, welcher über der Lava blühet, iſt von dem gemeinen Schwefel gar nicht unterſchieden, auſſer daß er etwas von ſeiner Kraft verloren hat; derjenige aber, den man in den Mündungen der Lave antrifft, hat auch, wenn die Entzündung noch ſtark iſt, eine beträchtliche Kraft, iſt ſehr gereinigt, und dem reinſten Schwefel gleich.

Das Salz ſitzt auf der Oberfläche der Lave unter den Schlacken, und in den Mündungen und Höhlen, welche von derſelben auf dem ſogenannten Atrio del Cavallo und im großen Graben gebildet worden ſind. Das Salz, welches man auf der Lave in den Feldern findet, iſt mit Alaun, Schwefel, Salpeter und Urin-Salz vermiſcht. Dieſes aber muß für kein natürliches Salz des Veſuves gehalten werden, denn der Salpeter und das Urin-Salz haben von den Kräutern und Bäumen des Feldes ihren Urſprung. Das natürliche veſuviſche Salz iſt nur dasjenige, welches in großer Menge an den calcinirten Steinen und Schlacken klebt, die in den Mündungen und in den Grotten, welche die Laven formirt haben, gefunden werden. Es erſcheint meiſtens in Geſtalt eines weißen Staubes, wie die Schwefel-Blüthe auf den Steinen von Solfatara. Wenn man es durch ein Vergrößerungs-Glas betrachtet, ſo erſcheint es durchſichtig, und ſieht wie Kryſtall-Stücke aus, die aber keine beſtimmte Geſtalt haben. Eben dieſes beobachtet man auch, wenn man es zuvor in warmen oder kalten Waſſer auflöſet, und hernach zu Kryſtall-Stücken anſchießen läßt. Wenn man es an die Luft ſetzt, nimmt es nach einiger Zeit eine verblichene grüne Farbe an. Im Feuer wird es gelb, zerſchmilzt, und giebt eine Flamme von ſehr ſchöner himmelblauer Farbe von ſich. Wirft man es in ein Waſſer, worin ſchon eine Weile die Kugel eines Thermometers geſetzt iſt, ſo fällt der Weingeiſt nicht wei-

weiter herab, als $\frac{1}{3}$ einer pariſer Linie; woraus man ſieht, daß es wie Alaun eine unmerkliche Kälte verurſachet. Mit friſchem Kalke vermiſcht und auf die Hand gelegt, giebt es keinen urinartigen Geruch von ſich; wenn es mit friſchem Kalke in kaltem Waſſer aufgelöſet und umgerührt wird, riecht es auch gar nicht nach Urin. Wird es mit Galläpfeln, die in Waſſer zerſtoßen ſind, vermiſcht, und damit geſotten, ſo färbt es das Wäſſer nicht ſchwarz, ſondern giebt demſelben eine mehr oder weniger dunkle Farbe der Galläpfel. Mit Violen-Saft vermiſcht, verändert es deſſen Farbe nicht; gießt man aber Waſſer dazu, ſo verändert es dieſelbe in eine ſchöne grüne Farbe. Wenn das Salz in friſchem Waſſer aufgelöſet und viel Saft dazu gethan wird, ſo bekommt das Waſſer gleich eine grüne Farbe. Wenn man dieſes Salz ganz allein in eine Deſtillir-Blaſe bringt, ſo ſteigt nichts davon in den Kolben; deſtillirt man es aber mit 3 Mahl ſo vielem Bolus, ſo giebt es einen Spiritus von ſich, der demjenigen gleicht, der aus dem gemeinen Salze gezogen wird, iſt aber ſehr ſchwach. Setzt man zu dieſem Spiritus daſſelbe calcinirte Salz, ſo verurſachet es eine mittelmäßige Gährung; thut man gemeines Salz in den Spiritus, ſo iſt die Gährung heftig; vermiſcht man ihn aber mit Vitriol-Oehl, ſo erfolgt keine Gährung. Wenn mit ſeinem eigenen Spiritus calcinirtes gemeines Salz vermiſcht wird, ſo iſt die Gährung ſehr heftig; wird es mit dem Geiſte des veſuviſchen Salzes vermengt, ſo iſt die Gährung viel geringer; iſt aber allemahl größer, als bey den drey erſten Vermiſchungen.

Die Tropf-Steine ſind offenbar eine Wirkung des Regen-Waſſers, welches durch die Steine der Grotten oder Gewölbe, welche die Lave gebildet hat, tropfenweiſe rinnt, und mit ſolchen Theilchen der

Lave vermiſcht iſt, die ſich im Waſſer am leichteſten auflöſen laſſen; denn ſie hangen von ſolchen Gewölben herab, die vor kurzem entſtanden ſind; ſie ſind leicht, und wie Trauben mit länglichen Beeren, und feinen ſenkrecht herabhangenden Faſern, geſtaltet, und von mittelmäßiger Härte. Dieſe Tropf-Steine ſind mit einem ſehr feinen Staube bedeckt, wodurch ſie wie Gold-, Silber-, Kupfer- und Eiſen-Glätte erſcheinen, weil dieſer Staub, auch mit bloßen Augen betrachtet, in ſehr kleinen Scheibchen von verſchiedenen Farben beſteht, welches durch ein Mikroſkop noch deutlicher wahrgenommen wird. Der Magnet zieht viele ſolcher glänzenden Theilchen an ſich.

Die Koralline iſt ein kleines Kraut mit vielen Zweigen, ganz mit einer Salz-Rinde bekleidet, welches entſteht und alle Schlacken der Laven bedeckt, wenn die Laven mehrere Jahre alt ſind.

Wenn die Lave eine geraume Zeit an niedrig liegenden Orten geruhet hat, ſo dünget die Luft ſie gleichſam; der Wind, Regengüſſe und andere Zufälle treiben allerley Erde und Samen darüber; ſie verwandelt ſich alsdann in ein fruchtbares Erdreich, welches man mit gutem Erfolge bearbeitet. Zuweilen findet man, daß dieſes Erdreich zum zweyten, ja auch zum dritten Mahl mit Lava bedeckt, und immer wieder durch die Hand der Zeit, welche bauet und zerſtöret, in gutes Land verwandelt iſt. *Serrao* erzählt, daß die Dominicaner des Kloſters Madonna del Arco nordwärts vom Veſuv, bey Grabung eines Brunnens von 240 Fuß, drey Schichten Lava über einander, und dazwiſchen jedes Mahl eine Schicht fruchtbare Erde angetroffen haben; ein Beweis, daß dieſe Gegend eben ſo viel Mahl vom Veſuv verheert und wieder angebauet iſt. Dieſer Umſtand leitet mich auf eine

Be-

Betrachtung über das Alter der Welt aus der Lava, und deren verſchiedenen, zum Theil mit guter fruchtbarer Erde bedeckten Schichten über einander. In Brydone's Reiſe durch Sicilien und Malta (*) findet ſich eine Stelle, die den Recenſenten dieſes Buches billig ſehr aufgefallen, und hier und da ausgezogen iſt. Es heißt nähmlich, im 1 Th. S. 107: „Was ſollen wir zu der ſehr tiefen Grube bey Jaci ſagen? Man grub durch ſieben verſchiedene auf einander liegende Strecken von Lava, deren Oberfläche parallel lief, und davon die meiſten mit einem dicken Bette von guter fruchtbarer Erde bedeckt waren. Nun, ſagt er (der Canonicus Recupero aus Catanea), muß, wenn wir nach der Analogie ſchließen dürfen, der Ausbruch, wodurch die unterſte Lava entſtanden iſt, wenigſtens vor 14000 Jahren aus dem Berge gefloſſen ſeyn." Man ſieht leicht, daß die Moſaiſche Zeit-Rechnung mit dieſer Hypotheſe nicht beſtehen kann. Sie iſt daher einer nähern Unterſuchung wohl werth, und ich will die Erinnerungen, die man mit Grunde dagegen machen kann, kürzlich anführen.

Die erſte: „Es iſt nicht glaublich, daß man durch ſieben Strecken von Lava gegraben habe." Warum ſollte es geſchehen ſeyn? Aus Neugierde, um zu ſehen, wie oft der Aetna ſeine verheerenden Ausbrüche über eine Gegend ergoſſen habe? Die iſt den Sicilianern nicht eigen, zumahl, da ſie mit den erſtaunlichſten Koſten verbunden ſeyn würde (**). Sie mögen alſo dieſe tiefe Grube ge-

 macht

(*) P. Brydone's Reiſe durch Sicilien und Malta, in Briefen an Will. Beckford. Dritte nach der neueſten engliſchen Ausgabe verbeſſerte Auflage. Zwey Theile. Lpz. 1783, 8.

(**) „Die Lava füllte i. J. 1669, einige ſchöne Brunnen bey Catanea aus; einer davon wurde ſo hoch geſchätzt, daß ſie mit großen Koſten die Lava durchgegraben und ihren Lieblings-Brunnen wieder erlangt haben. Dieſe Aushöhlung iſt

macht haben, um ſüßes Waſſer zu finden — dies iſt ohne Zweifel die jedesmahlige Abſicht ihrer Gruben, bey deren Anlage in bloßer Erde — auf kahler Lava wird hoffentlich niemand einſchlagen, er müßte denn die Stelle eines ausgefüllten Brunnens noch genau wiſſen — man unvermuthet auf eine vergeſſene alte Lava ſtößt, die durchgegraben werden muß. Wir wollen uns einmahl in die Stelle dieſer Brunnen-Gräber bey Jaci ſetzen, um die Unglaublichkeit dieſes Unternehmens deſto leichter fühlen zu können. Eine Lava hart wie ein Felſen, haben wir durchgebrochen, und finden wieder Erde, nun hoffentlich auch bald Waſſer — nein, eine zweyte Lava. Wir wollen uns da auch durcharbeiten, dann muß Waſſer kommen — Erde finden wir, aber ſtatt Waſſers die dritte Lava. Es hindert nicht, wir wollen auch dadurch. Abermahl Erde; nun bald Waſſer. Gefehlt, die vierte Lava. Fortgegraben, tiefer kann es nicht ſtehen, als unter dieſer. Quillt es noch nicht? Ey nicht doch, wir erreichen die fünfte Lava. Laßt uns durchſchlagen, mehr Mühe wird es dann nicht koſten! Nun? nein, die ſechste Lava. Mit aller Lava! Wenn wir aber die noch durchgeſtochen haben, dann werden wir finden, was wir ſuchen. Noch nicht; die ſiebente Lava, und der Koſten und Arbeit noch nicht ſatt? Nein, hier auch durch. Nun Waſſer? Brydone thut deſſen keine Erwähnung. Koſten und Arbeit alſo vergebens. Welcher Eigenſinn, welcher Reichthum gehört dazu, dieſen Verſuch zu machen! Aber wie tief ſollten wir nun wohl in der Erde ſtecken? Sieben Laven ſind wir durch; es fließt keine leicht dünner als 50 Fuß (*); die meiſten, alſo wenigſtens vier,

ist ein ſehr merkwürdiges Werk, und verdient die Aufmerkſamkeit der Reiſenden." — Brydone. War eine Lava durchzugraben ſo koſtbar und merkwürdig; was müßte die vorgebliche Grube bey Jaci nicht gekoſtet, und dieſes Unternehmen für Aufmerkſamkeit verdient haben! und doch wird es nur Ein Mahl im Vorbeygehen aus dem Munde eines Andern erwähnt.

(*) Die Lava-Ströhme des Aetna ſind gewöhnlich 15 bis 20 Meilen lang, 6 oder 7 breit, und 50 oder mehr Fuß tief, nach Hamilton's Beobachtungen. Brydone meldet, daß der Feuer-Strohm zu einer ungeheuern Höhe aufſchwelle; und daß er bey Catanea an einem Orte, wo ehemahls

vier, waren mit einem dicken Bette von guter fruchtbarer Erde, mithin 3 Fuß aufs geringſte tief, bedeckt; unter der unterſten wurde noch wohl 10 Fuß gegraben – wir haben uns alſo gewiß 372 Fuß tief eingewühlt, auf bloßes Gerathewohl. Denn, wenn wir gewußt hätten, daß hier ſo viele Laven über einander lägen, ſo hätten wir einen ſo koſtbaren begreiflich vergeblichen Verſuch nicht gemacht. Begreiflich vergeblichen. Denn unter der tiefſten Lava liegt ohne Zweifel Grund des Meeres, welches die Ausbrüche zurückgetrieben haben, und hier iſt ſelten ſüßes Waſſer (*). Und, wenn wir auch das auſſerordentliche Glück hätten, gerade auf eine Quelle zu treffen, wie mühſam, langweilig und koſtbar würde es fallen, jeden Eimer Waſſer 372 Fuß in die Höhe zu bringen! Dieſe Umſtände machen es mir daher ſehr unglaublich, daß der Verſuch, durch ſieben Strecken von Lava zu graben, je angeſtellt iſt. Brydone ſagt es doch aber, und ohne Beleidigung kann ſein hiſtoriſcher Glaube nicht geſchwächt werden. — Brydone ſagt nicht, daß er ſie geſehen habe, es läßt ſich auch nachdem die Grube fertig iſt, in einer ſo dunkeln und gefährlichen Tiefe nicht wohl unterſuchen, von welcher Beſchaffenheit ihre Wände ſeyn; mithin beruhet die ganze Erzählung von den ſieben über einander liegenden Lava-Flüſſen auf die Ausſage derer, die die Grube gemacht haben ſollen. Daß eine tiefe Grube bey Jaci vorhanden ſeyn mag, iſt wohl zu glauben, wie es

mahls 50 Fuß tiefes Waſſer geweſen, izt noch 50 Fuß über die gegenwärtige Höhe der See ſich erhebe, folglich eine Tiefe von 100 Fuß habe. Da nun Jaci auch an der See, und dem Aetna noch näher liegt, ſo iſt ohne Zweifel jede Lava bey dieſem Orte überaus dick.

(*) Brydone ſagt, S. 220: „Es iſt kaum ein großer Ausbruch geweſen, wo die Lava nicht die See erreicht, ihr Waſſer weit zurückgetrieben, und hohe Felſen und Vorgebirge nach ſich gelaſſen hätte, die den Wellen der See Troz biethen, und ihnen Gränzen ſezen. — — Man kann ſich leicht vorſtellen, wie viele Veränderungen dieſe Küſte (an welcher Jaci liegt) in dem Verlaufe von einigen tauſend Jahren erfahren habe, da jeder beträchtliche Ausbruch eine weſentliche Verſchiedenheit nach ſich gezogen haben muß.“ Was konnte man hier unter allen dieſen Laven anders als Meeres-Grund erwarten!

es auch nicht unwahrſcheinlich iſt, daß die Arbeiter, um ihre ſaure Mühe zur Vermehrung des Tage-Loh-nes zu beweiſen, geſagt haben: es waren wohl ſieben Strecken Lava, die wir durchlagen mußten; aber auf ſo ungeprüfte und verdächtige Zeugen wider alle Geſchichte das Alter der Welt gründen, das iſt gewiß ſehr kühn. Indeſſen findet ſich doch in Hamilton's Beobachtungen über den Veſuv ein Umſtand, der jener Grube bey Jaci die Wahrſcheinlichkeit, die ich ihr abgeſprochen habe, wieder herzuſtellen ſcheint. Der Geſandte erzählt, wie ich bereits oben gemeldet habe, aus dem Serao: daß, als bey dem Dominicaner Mönchs-Kloſter, die Madonna del Arco genannt, ein Brunnen gegraben wurde, in einer Tiefe von 100 Fuß eine Lava ſey entdeckt worden, und etwas tiefer eine zweyte, ſo, da man immer, halb weniger, als 300 Fuß Tiefe, die Laven von verſchiedenen Ausbrüchen gefunden habe. Man gräbt alſo wohl einen Brunnen gegen 300 Fuß tief, und arbeitet ſich durch vier Schichten von Lava mühſam durch, wenn anders die Tage-Löhner nicht eine oder ein Paar Schichten, aus ſehr wahrſcheinlichen eigennützigen Urſachen, hinzuthun. Indeſſen iſt es doch ſonderbar, daß man ſo zuverſichtlich eine ſo anſehnliche Tiefe hinunter gräbt, und aus dem Grunde des Meeres ſüßes Waſſer erwartet. Denn, daß hier keine Jungfer-Erde (ſ. Th. XXXI, S. 724) zu finden ſey, ſondern alles aus verſchiedenen Schichten ausgeworfener Materie, ſogar bis tief unter die Oberfläche des Meeres hinunter, beſtehe, und der Veſuv ſich aus dem Grunde des Meeres erhoben habe, daran zweifelt wenigſtens Hamilton im geringſten nicht. Es mag übrigens ſo gewagt ſeyn wie es will, in einem ſolchen Grunde, ſo tief, und durch ſolche Felſen-Härte hindurch Waſſer zu ſuchen — iſt es wahr, daß man bey Madonna del Arco, in einer Tiefe von beynahe 300 Fuß, nur vier unterſchiedene Lagen von Lava angetroffen hat: ſo müſſen die vorgeblich bey Jaci entdeckten ſieben Lagen, davon die meiſten mit fruchtbarer Erde dick belegt ſeyn ſollen, wenigſtens gegen 600 Fuß Tiefe ausgemacht haben, da, wie Hamilton ſagt, die Wirkungen der Natur im Aetna alle nach einem größern Maßſtabe ſind, und deſſen Lava viel dicker, als die aus dem Veſuv, fließt. Und nun wird es noch unglaublicher, daß ſieben Laven durchgebrochen

ſind

ſind, in welcher Abſicht es auch immer angefangen ſeyn mag.

Die zweyte Erinnerung: „Es iſt nicht glaublich, daß ſieben Laven über einander herfließen, und noch unterſchieden werden können.“ Jaci iſt, nach S. 98, ſammt allen Städten und Flecken dieſer Küſte, auf unermeßlichen, auf einigen Orten bis zu einer erſtaunlichen Höhe auf einander gehäuften Felſen von Lava gegründet. Die ſieben Ausbrüche müſſen alſo vor Erbauung dieſer Stadt bereits geſchehen ſeyn. Da ſich nun Brydone ſelbſt verwundert, daß ſo viele Oerter den Nahmen des Schäfers Acis, den der Polyphem erſchlagen haben ſoll, behalten haben, und mithin Aci oder Jaci für eine der älteſten Städte in Sicilien halten muß, ſo dürfen wir uns verwundern, was ihm Recupero von den ſieben Laven, worauf Jaci ſtehen ſoll, erzählt hat, daß er dann nicht die Welt noch ein Paar tauſend Jahr älter ausgegeben hat, wie er nach ſeiner angenommenen Berechnung ſicher thun könnte.

Jaci liegt auf der Küſte auf lauter Lava; folglich muß eine jede von dieſen ſieben die See erreicht haben, und mithin jedesmahl ein großer Ausbruch geweſen ſeyn, der ſie bis hierher getrieben hat. Wenn dieſes nun geſchehen ſeyn ſoll, muß die Gegend ſo beſonders beſchaffen geweſen ſeyn, daß es füglich hat geſchehen können. Ein mächtiger Feuer-Strohm macht die ganze Gegend, die er durchläuft, zu einer Ebene, und füllt nicht allein Thäler, ſondern große tiefe Seen aus, wie von dem im Jahr 1669, hier S. 134, erzählt wird. Nun zugegeben, daß es ehemahls ein Thal war, worein die erſte der vorgedachten ſieben Laven ſich ergoß; eingeräumt, daß es von derſelben nicht ausgefüllet werden konnte; zugeſtanden, daß es erſt die zweyte erſt zu der Höhe ſeiner Nachbarſchaft brachte — dies alles aber durften wir ohne Beweis, daß es ſo geweſen ſey, nicht annehmen, ſo muß doch der dritte Lava-Strohm, der über die beyden vorigen herfloß, dieſen Strich auf 50 Fuß, der nachfolgende vierte ſchon auf 100, der fünfte auf 150, der ſechste auf 200, und der ſiebente auf 250 Fuß höher, als die benachbarte Gegend, gemacht haben, das dicke Beet fruchtbarer Erde, womit angeblich die meiſten dieſer Laven ſchon bedeckt waren, nicht einmahl mitgerechnet. Soll dieſes geſchehen ſeyn, ſo folgt ganz

ganz natürlich, daß dieſe ſieben Laven beynahe in gleicher Linie aus dem Aetna hervorgebrochen ſind.

Um indeſſen das Folgende verſtändlich genug zu machen, muß ich zweyerley vorher bemerken. Erſtlich, bey dieſem erſtaunlich hohen Vulkan (*) hat man kein Beyſpiel, daß die Lava, wie bey dem Veſuv, aus ſeinem Crater, oder Schlunde auf ſeinem Gipfel, heraus gekocht wäre, ſondern die großen Ausbrüche kommen gemeiniglich aus der mittlern Gegend, in welcher die entflammte Materie, nach Hamilton's ſehr vernünftiger Meinung, durch irgend einen ſchwachen Theil des Berges durchbricht, ehe ſie zu der erſtaunlichen Höhe der obern Gegend hinauf dringen kann. Ich muß zweytens bemerken, daß vor dem Ausbruche der Lava aus der Oeffnung an der Seite des Aetna Rauch, Aſchen-Güſſe und glühende Steine in ſolcher Menge hervorgeſtoßen werden, daß Berge daraus entſtehen, davon keiner weniger als 2 Meilen, und die großen 7 bis 8, im Umfange haben. Sollen nun ſieben Schichten von Lava bey Jaci über einander her getrieben ſeyn, ſo müſſen an dieſer Seite des Aetna ſieben durch Auswürfe entſtandene Berge beynahe in gleicher Linie einer über den andern anzutreffen ſeyn. Wir wollen dieſe Berge A, B, C, D, E, F, G nennen, und annehmen, ſie lägen zerſtreut; A, ſo daß die daraus fließende Lava, nach der Beſchaffenheit des Bodens, ihre Richtung dahin, wo jezt Jaci ſteht, nehmen mußte, B läge aber zur linken, C zur rechten, u. ſ. w. ſo konnten die daraus entſpringenden Lava-Ströhme unmöglich der Richtung des erſten aus dem Berge A folgen, oder bis an das Meer über einander wegfließen. Denn, wenn wir den Umfang eines jeden dieſer Berge, einen gegen den andern gerechnet, nur 4 ital. Meilen, oder etwa 24000 Fuß rechnen; ihren Durchmeſſer, da ſie an einer Anhöhe liegen, 7000 Fuß ſetzen, und annehmen, daß ſie einander berühren, von welcher dichten Lage man doch kein Beyſpiel findet, ſo muß doch die Mündung des einen von der Mündung des andern, die in der Mitte eines ſolchen Berges

(*) Hamilton glaubt mit Recupero, daß die ſenkrechte Höhe des Aetna etwas mehr als 3 ital. Meilen betrage. Nach Brydone erſtreckt ſich ſeine Höhe wahrſcheinlich nicht über 12000 Fuß, oder etwas mehr als 2 Meilen.

ges zu liegen pflegt, 7000 Fuß entfernt ſeyn. Setzen wir nun den Berg C an der rechten Seite des A, ſo iſt ſeine Mündung von der Mündung B ſchon 14000 Fuß, und ihre Lava-Ströhme ſollen noch immer gleiche Richtung behalten? Der aus dem Berge C, der gewiß ſchon eine niedrigere Gegend findet, doch noch über die aus dem Berge B wegfließen? Nun lege man die vier übrigen, D, E, F, G, wohin man will; die Schwierigkeit, daß ihre Laven gerade über einander weglaufen, wird ſo ſichtbar werden, daß ſie keinen Glauben mehr findet. Wir werden alſo annehmen müſſen, daß dieſe ſieben Berge beynahe in gleicher Linie hinter einander den Aetna hinauf liegen. Wenn wir dann nun einen jeden nur 4 Meilen im Umfange, und 7000 Fuß im Durchſchnitte, haben, und ſich einander berühren laſſen, ſo decken ſie doch eine Fläche von 49000 Fuß, oder 7 Meilen, und reichen alſo beynahe durch die ganze waldige Gegend, die ſich 8 bis 9 Meilen in die Höhe erſtreckt. Die fruchtbare oder unterſte Gegend des Aetna, iſt 14 bis 15 Meilen lang. Der kleinſte Abſtand vom Meere bis an die wüſte oder Schnee-Gegend des Vulkanes, woraus keine Ausbrüche zu kommen pflegen, beträgt demnach wenigſtens 22 Meilen. Da nun der höchſte dieſer ſieben Ausbrüche wenigſtens 7 Meilen durch die waldige Gegend, und 14 durch die fruchtbare zu laufen hatte, ehe er die See erreichen konnte, ſo muß er ſogar in gerader Linie 21 Meilen gefloſſen ſeyn; man hat aber bemerkt, daß die ſchrecklichen Ströhme nur höchſtens 20 Meilen flüſſig bleiben, worin ihre Krümmen ohne Zweifel mit eingerechnet ſind. Die größten des Veſuves erſtrecken ſich in der Länge nicht weiter, als auf 7 Meilen. Wird es nicht immer unglaublicher, daß noch an der See ſieben Laven über einander liegen können? Was indeſſen die Erzählung vollends verdächtig macht, iſt die Gleichgültigkeit des Brydone bey einer Begebenheit, woraus ſich eine ſo wichtige Folge herleiten ließ. Mußte ein ſonſt ſo genauer Forſcher nicht gleich von der Grube bey Jaci den Vulkan hinauf ſehen, um die Berge zu finden? oder, wenn ſie von da mit dem Auge nicht zu erreichen waren, bey Beſteigung deſſelben ſie aufſuchen? Das Reſultat von dieſer Begebenheit — das Alter der Welt war wirklich eine wichtigere Entdeckung, als viele andere. Wenn wir es alſo künftig aus der Grube bey Jaci lernen ſollen, ſo

ſo muß uns in der That erſt ein ſicherer Augenzeuge eine ſolche Lage von ſieben Bergen bezeugen, deren Lava-Güſſe über einander her bis an das Meer haben fließen können. Da endlich die Lava ſogleich zerſchmilzt, wenn ſie von einem Strohme neu ausgebrochener Materie berührt wird, ſo möchte ich wiſſen, wie die Brunnen-Gräber bey Jaci in einander gefloſſene und zu einer Maſſe gewordene Laven haben unterſcheiden können? Denn angeblich waren nur die meiſten mit Erde bedeckt, einige alſo, 2 oder 3, bloß, und die wurden folglich von dem neuen Feuer-Strohme wieder flüſſig gemacht, und können alſo unmöglich mehr unterſchieden werden. Mehr Laven, als mit Erde bereits bedeckt ſind, laſſen ſich daher nicht zählen, nicht angeben, und es müſſen alſo zwey oder drey von jenen ſieben wohl abgehen. Man könnte zwar ſagen, die Lava hatte bey Jaci Zeit genug ſich abzukühlen, und dann erfolgt das Schmelzen der ältern durch die neuern niemahls; allein, alsdann erfolgt eine andere Erſcheinung, die wieder das Durchgraben der ſieben Laven deſto unglaublicher macht; denn ſie thürmt ſich beſonders an ihren Seiten auf, wenn ſie weit von ihrer Quelle gefloſſen iſt, und wenn ſie in das Meer ſtürzt, weil ſie von Luft und Waſſer abgekühlt wird. Hamilton hat ſelbſt geſehen, daß ſie eine kleine Anhöhe hinauf getrieben iſt; und Brydone ſagt: „es ſcheint, daß dieſe brennenden Ströhme, ſobald ſie an die See kommen, zu Felſen gehärtet werden, welche dem Drucke des nachkommenden flüſſigen Feuers nicht mehr nachgeben; da ſich dieſes anzuhäufen fortfährt, ſo macht es einen Damm von Feuer, welcher in kurzer Zeit über das dicht gewordene Ende wegläuft, und einen zweyten Strohm in den Ocean gießt; dieſer wird ſogleich verhärtet, darauf folgt ein dritter,“ u. ſ. w. Wird aber die Lava gegen das Ende ihres Fußes, wo ſie die untere nicht mehr ſchmelzt, immer dicker, ſo muß da, wo ſieben über einander liegen ſollen, bis unter die älteſte leicht 6 bis 700 Fuß Tiefe ſeyn. Wer wird die durchzugraben Luſt und Vermögen haben! Es ſcheint alſo richtig zu folgen, daß keine ſieben Laven da geweſen ſind, wenn man durchgegraben hat, und daß man nicht durchgegraben hat, wenn ſie da ſind.

Die dritte Erinnerung: „Es iſt nicht glaublich, daß 2000 Jahr dazu gehören, ehe eine Lava mit fruchtbarer

rer Erde bedeckt wird.“ Es kommt hierbey zuvörderſt auf die Frage an, wie die Erde auf der Lava geſammelt werde? ob ſie ſelbſt ſich mit der Zeit in Erde verwandle, oder nur der Erde, die durch andere Wege hinzugeführt wird, zum Bette diene, und ſelbſt unverändert bleibe? Hamilton glaubt, daß ſie erweiche, wozu aber, wofern die Kunſt nicht zu Hülfe kommt, vielleicht 1000 Jahr, und darüber, Zeit erforderlich ſeyn möchte. Wie es ſich Brydone vorſtellt, will ich mit ſeinen eigenen Worten ſagen: „Es iſt ſehr bemerkenswerth, daß die Oberfläche dieſer ſchwarzen, trocknen Materie in der Folge der Zeit allemahl ohne Ausnahme der fruchtbarſte Erdboden von der ganzen Welt wird. Aber, was für Zeit muß dazu gehören, ſie zu ihrer größten Vollkommenheit zu bringen, wenn ſie nach 2000 Jahren an den meiſten Stellen noch ein trockner kahler Fels iſt! — Ihre Verbeſſerung und Vervollkommnung geht vielleicht auf folgende Art zu. Da die Lava eine ſehr löcherige Subſtanz iſt, ſo fängt ſie leicht den Staub auf, der von dem Winde hergeführt wird. Dieſer Staub wird erſt, wie ich bemerkt habe, bloß zu einer Art von Mos; da dieſes nach und nach das Erdreich vermehrt, ſo entſtehen kleine magere Pflanzen darauf, welche ebenfalls wieder verfaulen, und auf dieſelbe Art in Erde verwandelt werden. Doch, glaube ich, daß dieſer Fortgang oft ſehr durch ſtarke Aſchen-Güſſe von dem Berge beſchleuniget werde, wie ich denn an einigen Orten das fruchtbarſte Erdreich auf 5 bis 6 Fuß tief, und darüber, bemerkt habe, obgleich weiter unten noch nichts als Felſen von Lava waren.“ Dieſe Vorſtellung des Brydone, wie fruchtbare Erde auf der Lava entſtehe, kann füglich mit der, die Hamilton davon hägt, vereiniget werden. Denn der Einwendung, daß vitrificirte Materie ſich ſchwerlich in Erde verwandeln laſſe, begegnet er ſelbſt durch eine Beobachtung, die von ſeiner großen Aufmerkſamkeit auf die Natur der Vulkane zeugt. Er ſagt: „Einige Laven ſind bey ihrem Ergießen mehr, als andere, vitrificirt geweſen, und leiden daher wenigere Veränderung von den Eindrücken der Zeit und des Wetters. Ich habe oft auf dem Berge Veſuv beobachtet, wenn ich nahe an der Mündung war, aus welcher die Lava ſich ergoß, daß ihre Beſchaffenheit ſich von Zeit zu Zeit ſehr veränderte. Ich habe ſie z. B. eben ſo

flüſſig

flüſſig und zuſammenhangend geſehen, als ſchmelzendes Glas; ich habe ſie aber auch mehlicht geſehen, ſo, daß ihre Theilchen, währendem Auswurfe, ſich zerſtäubten, gerade wie Mehl, wenn es unter den Mühl-Steinen hervor läuft. Da ein Lava-Strohm von dieſer Gattung weniger feſt iſt, und mehrere irdiſche Theilchen enthält, ſo würde er gewiß viel eher zum Wachsthum der Pflanzen taugen, als jener, der aus vollkommen vitrificirter Materie beſtände." Dieſe Beobachtung beſtätigt, was man ſich ohnehin vorſtellen kann, daß nähmlich die Lava-Ströhme, der eine mehr, der andere weniger, Erde mit ſich führen, die ihre Tüchtigkeit, Pflanzen aufzunehmen, durch Sonne, Luft und Regen, wieder erhält, und mithin die Lava für ſich allein guter Boden werden könne. Daß ſie, bey aller ihrer Dichte, vom Waſſer tief ausgewühlet, und folglich von demſelben verändert werden könne, ſagt Brydone ſelbſt. Da nun, nach ſeiner Unterſuchung, die Lava, welche der Aetna ausſtößt, etwas weniger dicht, oder, wie ſich Hamilton ausdruckt, poröſer iſt, als die Lava des Veſuves, ſo wird jene noch zeitiger, als dieſe, zu fruchtbarem Lande werden können. Iſt ſie, wie nun nicht gezweifelt werden kann, nur zu dieſer Verwandlung geſchickt, ſo können ein Par Jahrhunderte eine erſtaunliche Veränderung bey derſelben bewirken; und die nur einiger Maßen auf die Fruchtbarkeit merken, die von Sonne, Luft und Regen entſteht, werden es ſchon für ſehr glaublich halten, daß in 3 bis 400 Jahren Lava Korn tragen könne. Und nun kommt der Staub, den der Wind herbey führt, die Aſche, welche der Vulkan darüber herſtreuet, und das Verweſen der Pflanzen, die doch noch ziemlich zeitig darauf angetroffen werden, dazu; ſchwerlich werden alſo 2000 Jahr zur Fruchtbarkeit der Lava nöthig ſeyn; ich glaube, ehe 500 verſtreichen, kann ſie ſchon bepflanzet werden. Hamilton meint zwar, wie ſchon erwähnt iſt, daß über 1000 dazu erfordert werden möchte, wenn die Kunſt nicht zu Hülfe kommt; es muß alſo eine gewiſſe Kunſt geben, die Lava früher, als ſie es von ſelbſt wird, artbar zu machen. Das Herzuführen der Erde, welches gleich nach dem Erkalten der Lava geſchehen könnte, wo es anders der Koſten und Gelegenheit wegen thunlich iſt, wäre der leichteſte Handgriff, und nur Arbeit, aber keine Kunſt. Dieſes

ſes Wort läßt uns alſo gewiſſe Hülfs-Mittel vermuthen, wodurch die Lava erweicht, aufgelöſet und artbar wird. Daß es indeſſen die eine früher wird, als die andere, ja ein Strich von einem und eben demſelben Strohme eher, als der andere, das kann man nicht allein erwarten, ſondern das hat dem Brydone der Augenſchein gelehrt. Er hat nähmlich, wie ſchon angeführt iſt, an einigen Orten das fruchtbarſte Erdreich auf 5 bis 6 Fuß tief, und darüber, angetroffen, obgleich weiter unten noch nichts als Felſen von Lava war. Und das geht, glaube ich, ganz natürlich zu. Je näher der Strohm dem Crater des Aetna iſt, deſto eher wird er mit Aſche beſchüttet, deſto eher ſpühlt das Regen-Waſſer Erde vom Berge herab darauf, und deſto mehr Schutz hat er gegen die Winde, welche die erſten darauf geſammelten Erd-Theilchen wieder zerſtreuen könnten. Alle dieſe Vortheile genießt die Lava nahe am Meere nicht. Hier fällt weniger Aſche; hier ſpühlt der Regen vom Berge nichts darauf; hier bringt der Wind, der über das Meer kommt, keinen Staub mit, ſondern führt vielmehr die bereits entſtandene feine Erde weg, und jagt ſie näher dem Berge zu; hier kann daher leicht eine Pflanze entſtehen, die das Erdreich mehrte. Es wäre alſo nicht zu verwundern, wenn die Lava nahe an der See beſtändig kahl bliebe; auf eine ſolche Gegend aber bauet Brydone ſeinen ganzen Grundſatz, daß die Lava nicht unter 2000 Jahr fruchtbar werde. Er hat ſich von Recupero verſichern laſſen, daß die bey Jaci in das Meer gefloſſene Lava eben die ſey, welche zur Zeit des zweyten puniſchen Krieges, und alſo vor ungefähr 2000 Jahren ausgebrochen war; da ſie nun nahe an der See meiſtens kahl und unfruchtbar, und noch izt nur mit einem ſehr dünnen Erdreiche bedeckt iſt, ſo müſſen, zu ihrer Verwandlung in guten Boden, 2000 Jahr gehören, ob ſie gleich weiter gegen den Aetna hin ſchon über 6 Fuß des fruchtbarſten Erdreiches trägt. Wer ſieht nun nicht gleich, daß Brydone auf die Verwandlung der Lava aus einer Strecke derſelben geſchloſſen hat, die er, der gedachten Hinderniſſe wegen, billig zum Maßſtabe nicht annehmen konnte, indem es mehr zu bewundern iſt, daß ſie hier an der See Erde behalten kann, als es ſeyn würde, wenn ſie noch völlig nacket wäre. Mir kommt ſein Beweis ſo matt vor, daß er mich in meiner Vermuthung,

ung, die Lava könne, beſonders gegen den Aetna hin, in weniger als 500 Jahren fruchtbar werden, ſehr beſtärkt. Und daß beweiſet Brydone ſelbſt mit der Geſchichte von Hybla. „Dieſe ſchöne Landſchaft,“ ſagt er aus dem Munde ſeines Wirthes zu Nicoloſi, S. 131: „war wegen ihrer Fruchtbarkeit, und insbe„ſondre wegen ihres Honigs, ſo berühmt, daß ſie Mel „Paſſi hieß, bis ſie von der Lava des Aetna über„ſchwemmt wurde; und da ſie dadurch ganz verwüſtet „worden, veränderte man ihren Nahmen durch eine „Art von Wort-Spiel in Mal Paſſi. Bey einem zwey„ten Ausbruche erlangte ſie, vermittelſt einer Menge „vom Berge ausgeworfener Aſche, ihre alte Schön„heit und Fruchtbarkeit bald wieder, und hieß viele „Jahre lang Bel Paſſi. Endlich gerieth ſie in dem un„glücklichen Jahre 1669 wieder unter ein Feuer-Meer, „welches ſie ganz und gar unfruchtbar machte, und „ſeit der Zeit iſt ſie wieder unter ihrem zweyten Nah„men Mal Paſſi bekannt: die Lava hat aber doch bey „ihrem Laufe über dieſe ſchöne Landſchaft verſchiedene „kleine Inſeln oder Hügel gelaſſen, woraus man noch „ſehen kann, was ſie ehemahls geweſen iſt.“ Hybla war noch zu Virgil's Zeiten eine unverwüſtete ſchöne Gegend; wann muß ſie dann das erſte Mahl überſchwemmt worden ſeyn? Hamilton hat nach Chriſti Geburt keinen frühern Ausbruch des Aetna aufgezeichnet gefunden, als den im J. 1175, weil er vermuthlich das Leben der heil. Agathe, aus welchem *Cluverius,* in Sicilia antiqua, S. 106, einen vom J. 251 anführt, für ein Buch hält, worauf man ſich nicht verlaſſen könne. Wäre alſo Hybla erſt 1175 zerſtöret, und doch vor 1669 ſchon viele Jahre wieder eine ſo herrliche Gegend geweſen, ſo müßte die Lava ſchon in ein Par hundert Jahren wieder völlig fruchtbar geworden ſeyn; ja, wenn wir auch annehmen, Hybla ſey bald nach Virgil's Zeiten unter Lava begraben worden, welches doch der Zeit ſchwerlich unbemerkt geblieben wäre, ſo muß doch die Lava keine 1000 Jahr öde liegen; es bleibt daher völlig unglaublich, daß 2000 Jahr dazu gehörten. Die Hälfte dieſer Zeit nimmt, wie ſchon bemerkt iſt, Hamilton an, ob er gleich, in der auch bereits angeführten Note, aus der Verſchiedenheit ihrer Beſtand-Theile bedächtlich zugiebt, daß eine Lava viel eher zum Wachsthum der Pflanzen tauge, als eine andere. Da es ihm aber nicht ge-

gefällig geweſen iſt, die Beobachtungen, die ihn von jenem angenommenen Zeitraume überzeugt haben ſollen, mitzutheilen, ſo können wir auch ihre Stärke nicht beurtheilen.

Die vierte Erinnerung: Es iſt dreiſt, aus einer ſo wenig unterſuchten Begebenheit die ganze Geſchichte der Erde beſtreiten wollen. Hätte Brydonen beliebt, ſich die ſieben Berge zeigen zu laſſen, aus welchen die ſieben unterſchiedenen Laven einen Strich genommen haben, und zum größten Erſtaunen über einander getrieben ſeyn ſollen; Beweis zu fordern, daß ſie bey Jaci durchgegraben und unterſchieden werden können, und die Urſachen zu bemerken, warum ſie am freyen und erhabenen Ufer des Meeres ſo leicht nicht mit Erde bedeckt werden kann, ſo könnte man ihm Mangel der Unterſuchung nicht Schuld geben, und dann würde er ſich gewiß das Verdienſt gemacht haben, den Recupero zu überführen, daß ſeine Einwendung gegen die Moſaiſche Zeitrechnung gewiß in die Grube, woraus er ſie geholt hat, zurückführen würde. Es ſcheint ihm aber, nach dem Genio ſeiner Zeit, angenehm geweſen zu ſeyn, gegen die geprüfteſten Wahrheiten etwas einwenden zu können, ſollte es auch bloß aus dem Munde eines Andern geſchehen. Ich will es nur im Vorbeygehen bemerken, daß er für eine jede der Laven bey Jaci ohne Unterſchied 2000 Jahr annimmt, da doch zwey oder drey mit Erde nicht bedeckt waren, und mithin in weniger als 100 Jahren gefloſſen ſeyn können, folglich, nach ſeiner eigenen Rechnung nicht über 8000 Jahr heraus kommen. Aber auch dieſe 8000 Jahr für das Alter der Welt gegen den Moſes anzunehmen, war ſchon undankbar und kühn, da wir ohne ihn, bloß von der weltlichen Geſchichte geleitet, die Erde viel zu jung, oder viel zu alt, machen. Zu jung iſt ſie, wenn ſie nicht länger geſtanden hat, als dieſe geht, und zu alt, wenn wir ihre Dauer von denen Völkern lernen ſollen, die ihre Vorzüge darin ſetzen, älter denn andere zu ſeyn. Daß das doch in unſern Zeiten nicht wieder Mode werde! Sonſt möchten die Sicilianer und Isländer den Rang vor allen übrigen Völkern bekommen, denn ſie könnten ja bis an den Mittelpunct der Erde Laven gefunden haben; und wer will es ihnen wehren, ihre Vulkane zu Schöpfern von einem guten Theile der Erde zu machen! Geht das zu weit? Nun ſo wollen wir es lieber bey der bekannten und hinlänglich geprüf-

prüften Zeitrechnung laſſen, und ſehen, ob binnen derſelben die Vulkane alle ihre Ausbrüche nicht hätten thun können. Hamilton hat vier vor Chriſti Geburt aufgezeichnet gefunden, nähmlich: in den Jahren der Welt 3525, 3538, 3554 und 3843; und nach Chriſti Geburt ſieben und zwanzig, nähmlich: 1175, 1285, 1321, 1323, 1329, 1408, 1530, 1536, 1537, 1540, 1545, 1554, 1556, 1566, 1579, 1614, 1634, 1636, 1643, 1669, 1682, 1689, 1692, 1702, 1747, 1755 und 1766. *Cluverius*, in Sicilia antiqua, giebt die Data der Ausbrüche, welche er bey den alten Geſchichtſchreibern angetroffen hat, ſo an: im J. 636, 477, 427, 396, 140, 135, 126, 122, 44, vor Chriſti Geburt, und nach derſelben im J. 251, 1169, 1328, 1444. Hamilton kennt alſo in einem Zeitraume von 2241 Jahren 31 Ausbrüche; in dieſem Raume bleibt aber eine Lücke von 1332 Jahren, wo er gar keinen angemerkt gefunden hat; die verzeichneten 31 ſind alſo binnen 909 Jahren geſchehen. Vor dem erſten hatte die Welt, nach dem Moſes, ſchon 3525 Jahr geſtanden, dazu kommt eine Lücke, wo er keinen weis, von 1331 Jahren; nun beſetze man meinethalben dieſen anſehnlichen Zeitraum von 4887 Jahren noch mit ſo vielen Ausbrüchen, als ſich mehr denn 31 Berge, die dadurch aufgeworfen werden, am Aetna finden, und wir werden noch wohl damit noch nicht bis an den Adam reichen. Es ſcheint mir alſo ziemlich auffallend zu ſeyn, daß unſere Erde bey dem Alter, welches ihr Moſes giebt, mehr als zu alt für alle Ausbrüche ſey, davon man Spuren hat, und mithin ziemlich überflüſſig, ſie 7 bis 8000 Jahr älter zu machen, um Zeit für die Auswürfe der Vulkane zu finden; ja, man könnte, wenn man arg wollte, Beweis fordern, daß der Aetna ſchon vor Homer's Zeiten große Verwüſtungen angerichtet hätte, da er dieſelben nicht erwähnt, ob er gleich den Ulyſſes allerley Schickſale in Sicilien erleben läßt, und ſehr zu vermuthen iſt, daß Homer's Muſe dieſen großen Gegenſtand, den er als den Schöpfer der ſonderbarſten Begebenheiten ſeines Helden vortrefflich nutzen könnte, nicht würde überſehen haben. Virgil ergreift ihn, wenn er auch dadurch vom Homer abgehen muß. Brydone ſagt ſelbſt: „Ich halte es „wirklich für ganz ausgemacht, daß dieſer Vulkan weder „zur Zeit des Homer's, noch in einigen vorhergegange-

„nen

„nen Menſchen=Altern, gebrannt habe, ſonſt wäre es „nicht möglich, daß er ſo viel von Sicilien geſagt hät„te, ohne dieſes großen und vornehmſten Gegenſtandes „zu erwähnen.“ Iſt es nun aber gleich eben ſo ausgemacht, daß er verſchiedene Menſchen=Alter vor dem Homeriſchen getobt habe? Der Beweis aus den Lava=Schichten wird immer ſehr hinken, und der hiſtoriſche fällt ganz. Wir können ihn nicht wohl weiter, als auf den Pindar, zurück führen, ob es gleich ziemlich wahrſcheinlich iſt, daß Homer etwas davon gewußt hat. Er mag indeſſen bis an die Sündfluth, ja, bis an den Adam zurück, ſchon gebrannt haben, und ein alter Zeuge von dem unterirdiſchen Feuer ſeyn, deſſen dereinſtigen Gebrauch zur Entvölkerung der Erde wir aus der Offenbarung kennen, und den ſonſt niemand leicht den Eigenſchaften Gottes gemäß beſtimmen ſoll, ſo viel bleibt immer gewiß, daß die Welt, nach Moſaiſcher Zeitrechnung, alt genug für alle Ausbrüche ſey, davon man nur Spuren antreffen kann. Vom Veſuv findet ſich der erſte Ausbruch gar erſt im J. 79 nach C. G. aufgeſchrieben, und man kennt 28 bis 1771; die übrigen ſind im J. 203, 472, 512, 685, 993, 1036, 1043, 1048, 1136, 1506, 1631, 1660, 1682, 1694, 1701, 1704, 1712, 1717, 1730, 1737, 1751, 1754, 1760, 1766, 1767, und 1770, geſchehen. So gern ich nun zugebe, daß er, oder der Somma vorher ſchon Feuer genährt habe, ſo willig wird man hoffentlich auch einräumen, daß dieſer kleinere Bruder des Aetna innerhalb 4000 Jahren Zeit genug zu manchem Auswurfe, ja zur Hervorbringung der ganzen Gegend gehabt habe, deren Entſtehen Hamilton bloßen Ausbrüchen von Vulkanen zuſchreibt.

Da die Materie der Lava zwar flammend feurig, in einem dicken auch wohl mehrern Ströhmen von den Vulkanen ſchießt, hernach aber, wo ſie einen Aufenthalt findet, zu brennen aufhört und erkaltet, wobey ſie eine faſt dem Marmor gleiche Härte annimmt, zugleich aber gar nicht glatt iſt; läßt ſie ſich gut ſtatt des Stein=Pflaſters gebrauchen. Ganz Neapel iſt damit gepflaſtert, und in den verſchütteten Städten Herculaneum und Pompeji hat man daſſelbe ent=

deckt (*). Man bediente ſich ihrer auch zum Bauen, zumahl wenn die Gebäude ſehr dauerhaft werden ſollen.

Ihrer Härte wegen läßt die Lava ſich gut polieren, auch läßt ſie ſich, wie der Serpentin-Stein, drechſeln. Da ſie oft dem Marmor in Farben, beſonders der gelben und ſchwarzen, auch in Adern, gleich kommt, ſo verfertigt man in Neapel Tiſch-Blätter, Kamin-Einfaſſungen, Tabaks-Doſen, u. d. gl., davon (**). Der Preis iſt ſehr verſchieden, nach dem ſich in der Lava ſonderbare Adern oder merkwürdige Miſchungen finden. Man macht auch kleine Käſtchen mit Proben von allen Varietäten der Lava, nach Art der in Rom gewöhnlichen Studioſi, von allen Marmor-Sorten.

Sco-

(*) Hr. v. Condamine behauptet, in den Memoir. de l'Acad. de Par. v. J. 1757, S. 375, daß die ſchwarzen Steine der Lava ſchon zur uralten römiſchen Land-Straße vom Appius (Via Appia, ſ. Th. LXII. S. 341), und ſelbſt zum Pflaſter in Rom unter den Thoren gebraucht worden ſey. Ich ſchäme mich, ein Vorgeben dieſer Art zu widerlegen; denn wenn ein Franzoſe die alten Geſchichtſchreiber in ihrer Grundſprache läſe, ſo würde er wiſſen, daß Appius zu den Steinen ſeiner Land-Straße ganze Felſen-Berge der Erde gleich gemacht, und ſie dazu angewendet hat, ſonſt würden ſie nicht ſchon 2000 Jahr und länger haben dauern können. Wenn er nur ſeine ſcharfſichtige Augen hätte aufthun wollen, ſo würde er geſehen haben, daß Rom nicht nur in einem ſteinigen Erdreiche liegt, ſondern auch mit lauter ſteinigen Hügeln umgeben iſt, und alſo nicht erſt die Lava vom Veſuv mit großen Koſten herzuhohlen nöthig hat.

(**) Ein Marmor-Arbeiter dicht vor Portici, linker Hand, wenn man hinein kommt, und ein anderer zu Neapel, dem Thore Caſtell del nuovo gegenüber, verfertigen die ſchönſten Tiſche und andere Sachen aus Lava. Sie verkaufen auch Stücke Lava roh oder geſchliffen, und andere Producte des Veſuves. Selbſt die Leute, welche die Fremden auf den Berg führen, biethen dergleichen an. Man hüte ſich aber vor Betrug, und gebe das nicht, was ſie fordern, und kaufe keine Glas-Flüſſe ſtatt Gemmen oder Edelſteine, mit welcher Benennung ſie die aus dem Veſuv geworfenen Schörl-Arten verſchiedener Farbe belegen.

Scopoli ſchlägt vor, die Lave beym Eiſenſchmelzen als Zuſchlag, ingleichem als Ueberzug für Kupfer-Geſchirre ſtatt des Verzinnens, zu verſuchen, und wünſcht mit Recht, daß, wer Gelegenheit hätte Laven zu ſammeln, auch bey dem großen Verluſte, den Vulkane verurſachen, einigen Erſatz des Schadens durch Beſtimmung der Nutzung der Laven zu bewirken ſuchen möchte.

Nicht genug, dieſes Natur-Product roh zu verarbeiten, fiel man auch darauf, daſſelbe noch anders zu benutzen. Einer der neueſten Vortheile, den man durch bedachtſame Verſuche daraus gezogen hat, erſtreckt ſich auf die Glas-Hütten, nähmlich: auf den Gebrauch der Lava zu allerley Arten von Glas-Geſchirren. Vor ungefähr 25 Jahren entdeckte *Sage*, in Frankreich, daß die ſchwarze Lava ſich flüſſig machen ließe; daß ſie aber dieſe Eigenſchaft des Flüßigwerdens verlöre, ſobald ſie ihrer ſchwarzen Farbe beraubt würde. Aus dieſer Wahrnehmnng zog er einige praktiſche Folgen, welche den Glas-Machern in Frankreich nicht gleichgültig waren. Nach *Sage* ſetzte *Chaptal*, Prof. der Chemie der Stände von Languedoc, ſeit 13 Jahren die angefangenen Verſuche in Montpellier fort, und brachte es ſo weit, daß er in einer beſondern Schrift, welche in die Mémoires de l'Acad. R. d. Sc. aufgenommen wurde, die Möglichkeit zeigte, wie man, durch Hülfe der Lava, das zum Glasmachen nöthige Aſchen-Salz (welches auch Sode, Soer-Salz und Salz-Schmalz, L. Soda, Fr. Soude, genannt wird), ſparen könnte. Sein eigener Bericht davon, iſt folgender:

„Mit der beſchriebenen Möglichkeit des nützlichen Gebrauches der Lava noch nicht zufrieden, gab ich einige Stücke davon an Hrn. *Ducros*, welcher mir daraus wirklich in ſeiner Glas-Hütte Bouteillen machen ließ; dieſe Bouteillen ſtellte ich hierauf unſerer königl. Akademie vor,

 und

und verſprach noch mehrere Verſuche zu machen. Hr. *Caſtelviel* both hierzu ſeinen Beyſtand an; allein ſeine Oefen waren nur mit Holz geheizt, und er konnte nie die Lava ohne andern Zuſatz flüſſig machen, wie es vorher dem Hrn. *Ducros* gelungen war; doch brachte er es durch gehörige Beymiſchung des Aſchen-Salzes und Sandes dahin, daß olivengrüne Bouteillen fertig wurden, die nur halb ſo ſchwer waren, als die gewöhnlichen, und folglich zum Transport viel bequemer ausfielen; neben dieſer Erleichterung befand ſich auch an ihnen eine beſondere Dauerhaftigkeit und feſte Stärke, die man durch ſchäumenden Wein, Bier, u. ſ. w. auf die Probe ſetzte. Von 25 dieſer Bouteillen, die ich mit ſehr ſtarkem Biere füllen ließ, ſprang nicht eine, da indeſſen unter eben ſo vielen gemeinen und vom Brauer ſchon verſuchten Bouteillen, der vierte Theil zerſprang. Ich ließ das eingeſchloſſene Bier in 6 Bouteillen an der ſtarkſten Sonnen-Hitze gähren, und keine davon ging entzwey. Alle Tage deſtillire ich nun den Salpeter und die ſchärfſten Säuren in ſolchen Gefäßen, die ich zur Chemie habe einrichten laſſen. Durch dieſe und viele andere Erfahrungen, die ich mit den erſten Geſchirren aus des Hrn. *Caſtelviel* Glas-Hütte gemacht habe, bin ich überzeugt, daß dieſes Glas dauerhafter und für die Säuren weniger zerſtörbar ſey, als das bisher bekannte. Hierzu wird jedoch erfordert, daß man in der Zubereitung die nöthige Vorſicht keinesweges unterlaſſe, ſondern vorzüglich auf das Verhältniß der Materien ſehe, weil ſonſt ſchlechte Bouteillen daraus entſtehen können; wenn aber Hr. *Caſtelviel* fortfährt, ſich dieſelbe Mühe bey der Verfertigung zu nehmen, welche er anfänglich darauf wandte, ſo wird immer ſeine Arbeit einen großen Vorzug vor andern behaupten.

Auch Hr. *Giral,* Beſitzer der berühmten Evepianiſchen Glas-Hütte, verſuchte den Gebrauch der Lava nach dem Verfahren, welches ich ihm angezeigt hatte; er machte eine Miſchung von $\frac{3}{4}$ Lava und $\frac{1}{4}$ Fluß Sand, woraus ſchwarze Bouteillen verfertigt wurden, die ſehr leicht und feſt waren, und die man als wohlfeile Gefäße zu tauſend Dingen gebrauchen kann, zumahl da ſie von keinen Säuren und Auflöſungs-Mitteln angegriffen werden, und zu allem chemiſchen Gebrauch ungemein geſchickt ſind. Man kann alſo nun leicht gute Retorten, Recipienten und allerley

ley Deſtillir=Gefäße bekommen. Hr. *Giral* ließ fer= ner aus lauter Lava, ohne allen Zuſatz, die ſchönſten Werke machen; und als das aus ihr entſtandene Glas eine vortreffliche Schwärze hatte, die an Glanz den guten Achat übertraf, ſo erboth er ſich, Fuß-Böden, Oefen, Tiſche, Kamin-Einfaſſungen, unterſchiedene Be= hältniſſe zur Aufbewahrung der Nahrungs=Mittel, al= lerley Zierrathen, u. d. gl., machen zu laſſen. Es iſt auch nicht ſchwer zu begreifen, daß man auf ſolche Weiſe allerley Werke verfertigen, und für einen billi= gen Preis verkaufen könne, indem die Lava in unſerer Gegend ſehr gemein iſt, überdem ſehr leicht durch Oe= fen, die mit Stein-Kohlen geheizt ſind, in Fluß ge= räth, und ſich darin wohl eine Viertel=Stunde lang erhält, daß ſie in großer Menge darin verarbeitet wer= den kann, wie das Beyſpiel zeigt, welches Hr. *Giral* gegeben, da er in ſeiner einzigen Glas=Hütte wenig= ſtens 150 Centner Lava an Einem Tage verbraucht hat.

Herr *Fleury*, welcher großen Antheil an dem Fort= gange dieſer Entdeckung nahm, that alles zur Aufmun= terung dieſer Anſtalten. Er zeigte dem Könige ſelbſt Bouteillen, und allerley Sachen, welche aus Lava wa= ren gemacht worden. Endlich hat Hr. *Fanjas de St. Fond* große Anſprüche auf alles dasjenige, was Bezie= hung auf die Geſchichte dieſer Erfindung hat. Er läßt, wie man ſagt, Glas=Scheiben zu Elektriſir=Maſchinen, Bouteillen nach ſeveſcher Art, u. d. gl., verfertigen."

Nach vorſtehender Erzählung des Hrn. *Chaptal* iſt noch zu bemerken, daß auch ſchon die Königinn von Neapel ſeine oben erwähnte Schrift in ihren vornehmſten Glas=Hütten hat austheilen, und dabey befehlen laſſen, den Chaptalſchen Vorſchriften zu folgen. Man erfuhr nachher durch Briefe aus dem Mayländiſchen, daß die nachgemachten Verſuche aufs beſte gelungen ſind. Die Lava iſt alſo eben ſo wohl als Eiſen, Bley, Queckſilber, Bernſtein, und ande= dere Mineralien, ein nutzbares Natur=Product, deren weitere Unterſuchung und Gebrauch ihren Werth immer mehr erhöhen, und endlich ſo ſchätzbar machen kann, daß einſt der Lava=Handel einen wicht=

igen Artikel für die Kaufleute abgeben wird; wenigſtens würde ein feuerſpeyender Berg, wenn man ihn auch nur als ein Magazin für Glas-Hütten anſehen kann, einem State ſehr vortheilhaft ſeyn. Unläugbar ſind gläſerne Gefäße und Flaſchen, ſowohl zum oekonomiſchen Gebrauch, als auch zu vielen andern Künſten und Bequemlichkeiten, unentbehrlich, und gleichwohl ſcheint bey dem immer ſteigenden Preiſe der Pott-Aſche das Glas immer mehr in höhern Werth zu kommen. Gewiß muß alſo ein Mittel, wodurch die Pott-Aſche zum Glaſe, ſollte es auch nur zu einigen Arten deſſelben ſeyn, erſparet werden kann, ein wichtiger Gegenſtand ſeyn, der alle Aufmerkſamkeit verdient. Bouteillen erfordern viel Glas, weil ſie ſtark ſeyn müſſen, und ſollen doch dabey um einen wohlfeilen Preis verkauft werden. Zu vielem Gebrauch liegt nichts daran, wenn ſie gleich undurchſichtig ſind. Da nun Laven und Baſalte ſich leicht zu einem ſchwarzen Glaſe ohne Zuſatz ſchmelzen laſſen, es aber an Laven und Baſalten, oder andern ähnlichen Stein-Arten, in ganz Deutſchland nicht fehlt, ſo ſollte man billig nur ernſtlich Hand anlegen; Schwierigkeiten dürften wohl wenig zu überwinden vorkommen. Man ergreife das Mittel, daran wir Deutſche auch wohl ſchon lange hätten denken konnen, und bringe es in Ausübung! Vielleicht könnte wohl mit der Zeit dieſem dunkeln Glaſe auch eine hellere Farbe verſchaffet werden; und wie belohnend wäre es, wenn dies die Ausländer wieder von uns lernen müßten!

Lavaderos, Fr. Lavoirs, ſind 1. gewiſſe Oerter in den Gegenden in Chili und in einigen peruvianiſchen Provinzen, wo eine gewiſſe Erde gewaſchen wird, worin Gold gefunden wird.

Man nennt auch Lavaderos, 2. die Becken, worin dieſes Waſchen geſchieht; dieſe ſind von einer länglichen

chen Figur, und einem Schmiede-Blaſebalge ziemlich gleich.

Der vornehmſte Ort, wo die Spanier dergleichen Lavaderos haben, iſt Eſtancia del Rey, nahe bey la Conception in Chili.

Lavage, *Lavailles*; ſiehe Spühlicht, Spühl-Waſſer.

Lavagna, eine dichte und ſchwere Stein-Art, die in Toſcana in großer Menge bricht. Sie iſt braun von Farbe, und wird zu Gebäuden, Moſaïque-Arbeiten, u. dgl., angewandt.

Laval, eine Grafſchaft und Stadt in Frankreich, in der Landſchaft Maine, am Fluß Mayenne.

Die Grafſchaft hatte vom 11ten Jahrh. an, ihre eigenen mächtigen Herren, bekam 1429 den Titel einer Comté-Pairie, von welcher die Flecken Montfeurs und Entrasmes abhangen. Sie gehört jezt dem Hauſe von Tremouille.

Die Stadt liegt in einem Thale, am Fluß Mayenne, welcher von hier bis Angers durch Schleuſen fahrbar gemacht iſt, und ſehr viel zur Erleichterung des anſehnlichen Handels der hieſigen Einwohner beyträgt. Sie iſt mit alten feſten Mauern verſehen, und hat zwey alte Schlöſſer, die nur durch eine Mauer von einander abgeſondert ſind. Von den beyden Vorſtädten liegt eine auf der Seite nach Bretagne; die andere, welche Pont de Mayenne heißt, jenſeit des Fluſſes, über den eine ſtarke ſteinerne Brücke geht, die auf beyden Seiten mit Häuſern beſezt iſt. An einem Ende derſelben ſind zwey Thürme, welche zugleich das Stadt-Thor formiren. Die Stadt iſt der Haupt-Ort einer Election, und Siz eines eigenen Gouverneurs, eines Land-Gerichtes, Forſt-Amtes, Salz-Hauſes ꝛc. mit 3 Pfarr-Kirchen, 2 Collegiat-Kirchen, einem Collegio, 2 Prioraten, 8 Klöſtern, 3525 Feuerſtellen, und ungefähr 18000 Einwohnern. In den Acten einer Kirchen-Verſammlung

ung, welche 1242 hier gehalten wurde, wird die Stadt von ihrem damahligen Beſitzer Vallis Guidonis genannt. Ihr guter Zuſtand rührt von ihren Leinwand-Manufacturen her; denn ſie treibt mit ihrer Leinwand, nachdem ſie gebleicht worden iſt, einen wichtigen Handel; wie ſie denn inſonderheit von den Spaniern und Portugieſen häufig nach Amerika gebracht wird. Die verſchiedenen Sorten der Leinwand, die in der Stadt Laval ſelbſt, und 10 Meilen im Umkreiſe, in anſehnlicher Menge gewebet werden, beſtehen in ſogenannten Toiles blanches non battues, erſte, zweyte und dritte Gattung; Lavals oder Senlis, in Sortimenten; Toiles royales, Pontivis; in ſuperfeinen de la deuxiéme qualité genannt; in grau gefärbten Leinen, und rohen Leinwanden, die man Grues oder Gris naturel nennt. Sie werden ballenweiſe zum Handel gebracht. Der Ballen Bretagnes hält 20 Stück, jedes von 25 Stab. Die Royales ſind in Ballen von 30 bis 40 Stück, jedes von 18 Stab. Non battues, von 25 Stück, das Stück 20 Stab. Der lavaliſche Stab iſt 20 pro Cent länger, als der pariſer. Dieſe Leinen werden nicht nur in Frankreich ſelbſt ſtark verbraucht, ſondern man ſchickt ſie auch häufig ins Ausland. Die weißen und rohen Sorten gehen beſonders nach Troyes, Beauvais und Lyon, und von da weiter nach Spanien, Italien ꝛc. Man giebt den Leinen zu Laval zweyerley Bleiche; von einer erhält man das ſogenannte ordinaire Weiß, blanc commun, von der andern aber das Blauweiß, blanc d'Azur. Beyde finden ihre Liebhaber, doch iſt die erſte Art dauerhafter. Man macht jezt dieſe Sorten Leinwand in den oeſtreichiſchen Niederlanden, beſonders in Doornik, nach, und verſchickt davon viel nach Spanien und Portugal.

Die Preiſe der lavaliſchen Leinen ſind folgende.

Toiles blanches non battues,	von 25 bis 30 Sous die E.	mehr od. wen. nach der Güte.
— — — de Pontivy,	vo. 30 bis 35 "	
— royales bean blanc,	von 45 bis 120 "	
— façon de Rouen,	von 30 bis 90 "	
— de Laval, laiſe ordinaire,	von 30 bis 120 "	
— — — gris teint,	von 24 bis 50 "	

Die ungebleichten Toiles von battues und Pontivis gelten einige Sous die Elle weniger, als die weißen.

Auſſer dieſen Sorten werden auch noch andere Leinwande gemacht, als: Brins. Gros-forts, Halles, Combourgs, u. ſ. w.

In dem Gebiethe der Stadt Laval giebt es auch viele Eiſen-Werke und gute Marmor-Brüche.

Lavanche, ſiehe **Lauwine**, oben, S. 450, fgg.

Lavande, ſiehe **Lavendel**.

Lavander, oder Avander, iſt ein ſehr feiner gemodelter (faßonirter) Tafel-Zeug, der an einigen Orten in Flandern gewebet wird. Siehe Tafel-Zeug.

Lavandiere, ſiehe Bachſtelze, im III Th., S. 328.

Lavant, St. Andräſtadt, St. Andreä, eine Stadt in Unter-Kärnthen, ſalzburgiſchen Gebiethes, am Fluſſe Lavant, in dem von ihr genannten Thale gelegen. Sie iſt der Sitz einer Propſtey und eines Biſthumes. Das Biſthum wurde im J. 1221 vom Erz-Biſchof Eberhard zu Salzburg, mit Bewilligung des Papſtes Honorius III., geſtiftet(*). Kaiſer Friedrich III. legte dem Biſchofe die fürſtliche Würde bey. Er wird Biſchof von Lavant zu St. Andreä genannt, und ihm gehört das Schloß Lavant. In der Reichs-Matrikel von 1521, iſt der Biſchof, mit fünf zu Roß, und neunzehn zu Fuß, angelegt. Er behauptete daher reichsunmittelbar zu ſeyn, allein er wird jezt von Oeſtreich eximirt. Der Erz-Biſchof zu Salzburg hat das Recht, den Biſchof zu ernennen, einzuwei-

(*) Die päpſtliche Bulle findet man in Metzger's hiſtoria Salisburg. S. 997.

zuweihen und zu beſtätigen, und hat auch daſſelbe durch den mit Oeſtreich am 19 Apr. 1788 geſchloſſenen nachtheiligen Vergleich nicht verloren (*).

Lavaret, Salmo Lavaretus *Linn.*; ſiehe Schnäpel.

Lavatere, Lavateriſche Pflanze, Lavateriſche Pappel, Lavatera. Dieſen Gattungs-Nahmen hat Tournefort dem Andenken eines zürichiſchen Arztes und ſeines Freundes gewidmet; auch iſt ſolcher von Linné Müller und andern Schriftſtellern beybehalten worden, obgleich dieſer Lavater weder durch Schriften, noch auf eine Andere Art, ſich bekannt gemacht hat. Es iſt dieſe Gattung aus der Familie der Malven oder Pappel-Pflanzen, und zeigt in der Blume einen doppelten, ſtehenbleibenden Kelch, davon der äuſſere bis zur Hälfte in 3 ſtumpfe, der innere in 5 ſpitzige Einſchnitte getheilt iſt; ferner 5 große, ausgebreitete, herzförmige, unterwärts mit einander vereinigte Blumenblätter; viele unterwärts unter einander in eine Scheide verwachſene und oberwärts wieder abgeſonderte Staubfäden, mit nierenförmigen Staubbeuteln, und einen kurzen Griffel, welcher ſich in viele Staubwege verbreitet. Die Frucht beſteht aus vielen, zirkelförmig um den Fruchthalter und neben einander geſtellten Behältniſſen, welche ſich einwärts öffnen, und einen nierenförmigen Samen enthalten. Ueber der Fruchtſcheibe ſteht in der einen Art ein Teller oder Schild, wodurch jene ganz bedeckt wird. Eben dieſes hat auch Tournefort als das Haupt-Kennzeichen dieſer Gattung angenommen, und Ludwig und Andere ſind demſelben darin gefolget; Linné aber hat auf dieſen beſondern Unterſchied nicht Acht gegeben, ſondern bey dieſer wie bey vielen andern Malven-Gattungen, das Unterſcheidungs-Merkmahl von dem Kelche hergenommen,

(*) Reuß teutſche Staatscanzley, Th. 15, S. 137.

men, mithin verſchiedene andere Pflanzen, und alle diejenigen, welche an dem äuſſern einblätterigen Kelche 3 Einſchnitte zeigen, in dieſer Gattung vereinigt. Da die eigentliche Pappel, Malva, auch zwey Kelche hat, und der äuſſere aus 3 Blättchen beſteht, möchte es zuweilen zweifelhaft ſcheinen, ob dieſer Kelch aus 3 Blättchen, oder nur 3 Einſchnitten, beſtehe, und ob die Pflanze zur Lavatere, oder zur Malve, gehöre. Es wäre daher wohl am beſten, nur Eine Lavatere anzunehmen, und die übrigen von Linné angeführten 9 Arten mit der Malve zu vereinigen.

Die zur Verzierung der Luſt-Gärten ſchicklichen Arten dieſer Gattung, ſind hohe, Kraut-artige, dauerhafte, auf allen freyen Rabatten fortkommende, theils einjährige und perennirende Blumen-Pflanzen, theils Blumen-Sträuche, mit aufrechten, 2, 3, 8 bis 10 Fuß hohen Stängeln, mit großen, rundlichen, herzförmigen und winkeligen Blättern, und mit ſehr zahlreichen, großen, Malven-artigen, breit- und fünfblätterigen, geſtielten, an den Gelenken der Stängel und der Zweige entſpringenden, vom Jun. an, bis in den Aug. oder Sept. blühenden, und im Herbſte eine Menge reifen Samen gebenden Blumen.

A. Einjährige Arten.

1. **Kretiſche Lavatere**, Lavatera cretica caule erecto, ramis inferioribus diffuſis, pedunculis confertis vnifloris, foliis lobatis: ſuperioribus acutis *Linn.* Malva annua hirſuta, foliis hederae angulosis *Moriſ.* Malva cretica annua altiſſima, flore parvo ad alas vmbellato *Tourn.* Malva cretica *Mill.* n. 7. Cretic Lavatera *Hanb.* Ihr Vaterland iſt Kandien oder Kreta. Der Stängel iſt aufrecht, Kraut-artig, äſtig, 2 bis 3 Fuß hoch; die untern Zweige ſind ſehr weitſchweifig. Die Blätter ſind groß, rundlich, lappig, die obern aber dreylappig und ſpitzig.

Die

Die Blumen ſitzen auf gedrängt ſtehenden einblumigen Stielen, ſind groß, und blühen bey einigen Pflanzen roth, bey andern weiß, und bey noch andern purpurröthlich.

Die vornehmſten Varietäten ſind folgende:

a) **Afrikaniſche Lavatere**, Lavatera africana, foliis infimis cordato-angulatis, ſuperne ſagittatis, pedunculis vnifloris, caule herbaceo hirſuto *Mill.* n. 2. Lavatera africana, flore pulcherrimo *Boerh.* African Lavatera *Hanb.* Vaterland iſt der Cap. Der Stängel iſt äſtig, ſteifborſtig, die untern Blätter ſind herzförmig-winkelig, die obern pfeilförmig. Die Blumen ſind groß, vortrefflich roth, auf einblumigen Stielen.

b) **Eibiſch-blätterige Lavatere**, Lavatera althaeifolia, foliis infimis cordato-orbiculatis, caulinis trilobis acuminatis glabris, pedunculis vnifloris, caule herbaceo *Mill.* n. 1. Lavatera folio et facie althaeae *Tourn.* Althaea-leaved Lavatera *Hanb.* Ihr Vaterland iſt Syrien. Die Blätter ſind unregelmäßig lappig, wie die Blätter des Eibiſches, einige rundlich, andere herzförmig, die mehreſten aber dem dreylappigen ſich nähernd; die am Stängel ſind faſt völlig dreylappig, mit glatten, ſcharf geſpitzten, hellgrünen Lappen. Die Blumen ſind ſehr groß, auch den Blumen des Eibiſches ähnlich, doch von unterſchiedenen Farben, auf einblumigen Stielen (blaß- oder roſen-, und weder ſo glänzend roth, noch ſo groß, als die der afrikaniſchen Lavatere. — Abart: mit weißen Blumen. Mill.)

Solcher Varietäten könnten noch mehrere angeführt werden; ihr Unterſchied iſt aber ſo unbedeutend, daß ſie kaum einmahl den Nahmen Varietät verdienen. Sogar aus dem Samen einer und eben derſelben Pflanze jener zwey Varietäten entſpringen oft neue Abänderungen, die ſich von derjenigen, von welcher

cher der Sam[illegible] aufgenommen iſt, durch die Geſtalt ihrer Blätter, durch die Farbe ihrer Blumen, oder durch dieſe oder jene andere Abweichung unterſchieden. Sie ſind indeſſen insgeſammt ſehr artige, und der beſten Cultur und Wartung würdige Pflanzen.

2. Dreymonathliche, ſpaniſche oder ſyriſche Lavatere, Sommer-Pappelroſe, Lavatera trimeſtris, caule ſcabro herbaceo, foliis lanceolatis, pedunculis vnifloris, fructibus orbiculo tectis L. Lavatera foliis glabris, caule ſcabro herbaceo, pedunculis vnifloris, fructibus orbiculo tectis Hort. Upſ. Lavatera foliis trilobis: lacinia media productiore, caule herbaceo Hort. Cliff. Malva folio vario C. B. Malva ſtellata J. B. Malva trimeſtris, ſ. pumila Cluſ. Lavatera foliis ovato-lanceolatis: inferne angulatis, pedunculis vnifloris, caule herbaceo Royen. Spaniſh Lavatera Hanb. Sie wächſt in Syrien, Spanien, Languedoc und Sicilien. Die faſerige Wurzel treibt einen rauhen, ungefähr 2 Fuß hohen, ſchwachen und in Aeſte verbreiteten Stängel. Die Blätter ſtehen wechſelweiſe. Am Blattſtiele ſitzen 2 Blattanſätze, welche aber zeitig abfallen. Die Blätter ſind haaricht, und die untern rundlich, ganz, nur am Rande gekerbt, die obern aber in 3 auch 5 ſpitzige, eingekerbte Lappen abgetheilt; die oberſten wieder ganz, aber lanzettförmig. Aus dem Winkel der oberſten treiben lange, nackende, aufrechtſtehende, einblumige Stiele. Der äuſſere Kelch zeigt 3 zuſammengezogene, kielförmige, hinterwärts eingekerbte Einſchnitte, mit 3 abwechſelnd geſtellten, gefaltenen Anſätzen. Die Blumenblätter ſind anſehnlich groß, und entweder blaßroth, oder weiß. Dieſer Unterſchied erhält ſich auch meiſtentheils im Samen, doch iſt die weiße nur eine Spiel-Art von der rothen. Die Samenbehältniſſe bedeckt ein ſchildförmiger Teller. In unſern Gärten treiben die Blu-

men bis ſpät in den Herbſt, und man kann das Wachsthum dieſer Pflanze nicht auf Monathe ſetzen, wie der Beynahme des Linné angiebt.

Dieſe zwey Pflanzen ſind beſonders ſchön, zieren auf allen Rabatten ganz ungemein, ſchicken ſich wegen ihrer zahlreichen, großen, anſehnlichen Blumen vorzüglich für ſolche Plätze, wo große anſehnliche Pflanzen erfordert werden, und laſſen ſich im freyen Lande in Menge erziehen. Man ſäe den Samen, weil die nicht verſetzten Pflanzen gemeiniglich die beſten ſind, ſogleich an Ort und Stelle, entweder auf beſondere Beete in leichte gute Erde, und verdünne die Pflanzen nachher 1½ bis 2 F. weit; oder man ſäe ihn trippelweiſe auf die Rabatten, oder in Töpfe, und zwar vom Febr. an bis zum May, am beſten aber früh im März, auf jede Stelle 4 bis 5 Samen, ½ Zoll tief, und laſſe, ſobald die Pflanzen 1 oder 2 Zoll hoch ſind, auf jeder Stelle, es ſey im Lande oder in Töpfen, nur die 2 oder 3 beſten, nach Mawe aber noch beſſer nur eine einzige Pflanze ſtehen, weil ſolche dann ſtärker und äſtiger zu werden pflegt. Wenn man aber einige derſelben verpflanzen will, ſo müſſen ſolche, weil ihre Wurzeln lang, und nicht ſehr zaſerig ſind, und ſie ſich alſo nicht ſo gut, als ſolche Pflanzen, deren Wurzeln mehr Zaſern haben, verpflanzen laſſen, ſchon dann, wann ſie noch nicht über 3 bis 4 Z. hoch ſind, und, wo möglich, mit einem Ballen Erde verpflanzt, nach Hanbury jedoch nicht ganz einzeln, auſſer nur in [k]leinen Gärten, wo man von jeder Sommer-Blumen-Art nicht über 2 oder 3 Pflanzen anbringen [k]ann, auf den Rabatten umher vertheilet, ſondern [imm]er allezeit mehrere auf einen Platz in eine Art [v]on Gruppe neben einander geſtellet werden, weil ſie [d]ann in der Flor ein auffallendes Anſehen machen.

Man

Man kann den Samen auch im März auf ein gelindes Miſtbeet ſäen, muß aber alsdann den Pflanzen, ſobald ſie erſcheinen, möglichſt viele Luft geben, und ſie an dem erſten feuchten Tage im May auspflanzen.

B. Perennirende Art.

3. **Thüringiſche oder deutſche Lavatere**; unächte große thüringiſche Althäen Staude; Eibiſch mit größerer Blume, Lavatera thuringiaca, caule herbaceo, fructibus denudatis, calycibus inciſis L. Althaea flore grandi Alceae thuringiacae Camerario, flore majore J. et C. B. Althaea frutex tertia Cluſ. Alcea ſerrata flore incarnato Boerh. Lavatera foliis inferioribus cordato-ſubrotundis, ſuperioribus lobatis crenatis, calycibus vtrinque inciſis, caule herbaceo Roy. Thuringian Lavatera Hanb. Sie wächſt in Ungarn, Oeſtreich, Böhmen, Thüringen, Schweden und in der Tatarey, an Zäunen. Sie iſt ſehr dauerhaft, vermehrt ſich ſtark, und blüht im Sommer häufig und lange. Die Wurzel treibt jährlich wollichte Stängel, welche 3 bis 6 F. hoch werden. Die Blätter ſind lang geſtielt, und die untern breit und winkelig, doch mehr rundlich, oder einiger Maßen herzförmig, die obern aber in Lappen abgetheilt. Die großen purpur- oder karmeſin rothen Blumen zeigen ſich im Jul. und Aug., und ſtehen in dem Winkel der obern Blätter nach dem Gipfel des Stängels dicht um ihn herum. Der Kelch iſt eingeſchnitten. Bey dieſer und den folgenden Arten fehlt bey der Frucht der ſchildförmige Teller. Nach vollendeter Reife der Frucht ſtirbt der Stängel allezeit ſogleich ab, und treibt im folgenden Frühlinge aufs neue hervor.

Es giebt Ab-Arten mit blaßrother und mit weiſſer Blume. Die Blumen geben den Bienen ſehr vielen Stoff zu Wachs.

Dieſe Pflanze läßt ſich am beſten aus Samen ziehen. Man ſäe denſelben zeitig im Frühlinge in leichte Erde, und überſichte ihn ¼ Z. hoch mit Erde. Er geht leicht auf, und die Pflanzen dürfen den Sommer über nur gegätet und begoſſen werden, können im Herbſte auf die ihnen beſtimmten Stellen gepflanzt werden, und bedürfen in der Folge keiner weitern Wartung, als daß nur der Boden umher in jedem Herbſte, wenn ihre Stängel abgeſtorben, und abgeſchnitten ſind, aufgelockert, und Erde an ſie angezogen werde. Weil aber zum erſten Mahl blühende Samen-Pflanzen allezeit die ſchönſten und größten Blumen haben, ſo thut man wohl, wenn man dann und wann neue Pflanzen aus Samen zieht, und mit dieſen die Stelle alter, nun ſchon ſchlecht blühender, und alſo herauszureiſſender Pflanzen erſetzt.

C. Strauchige Arten.

4. Baumartige Lavatere, unächter ſtaudiger venetianiſcher Eibiſchbaum, Lavatera arborea, caule arboreo, foliis ſeptemangularibus tomentoſis plicatis, pedunculis confertis vnifloris axillaribus L. Lavatera veneta Mil. n. 6. Lavatera foliis ſeptem-angularibus obtuſis plicatis villoſis, caule fruticoſo, floribus ad alas confertis Roy. Common Mallow-tree Hanb. Dieſe Art wächſt zwiſchen Piſa und Livorno wild. Der Stamm iſt zwar Krautartig, aber ſtark und dick, theilt ſich oben in viele dicht belaubte Zweige, und wird 8 bis 10 F. hoch. Die geſtielten Blätter ſind weich und haaricht, rundlich, doch in 7 ſtumpfe, gefaltene Lappen abgetheilt. Die Blumen zeigen ſich vom Jun. bis in den Sept., in den Winkeln der Blätter, auf gedrängt ſtehenden, einblum-

blumigen, kurzen Stielen, ſind den Blumen der Malva ſylveſtris ähnlich, groß, purpurroth; und würden ein großes Anſehen machen, wenn ſie nicht unter den großen Blättern zu ſehr verborgen ſäßen. Dieſer ganze Baum hat ein edles Anſehen, und ſeine, 3 Monathe lang in der Flor fortfahrenden, Blumen machen ihn ſehr ſchätzbar. Seine kurze Dauer iſt zwar ſehr zu beklagen, indem er nur zweyjährig iſt, und nur bisweilen in einer warmen trocknen Lage harte und holzige Stängel bekommt, und nur dann viele Jahre lang dauert. Die Natur hat dieſes aber durch den ſehr vielen guten Samen, welchen er giebt, erſetzt, aus welchem ſehr bald viele tauſend Pflanzen gezogen werden können; wie denn ſogar auch bisweilen aus ſeinem ausfallenden Samen, ohne Hülfe der Kunſt, junge Pflanzen entſpringen, und die jungen Pflanzen, wenn man den Samen im April ſogleich auf die für ſie beſtimmten Stellen legt, ſchon im zweyten Sommer zu blühen pflegen.

Der Varietäten giebt es verſchiedene, z. B.

a) Mit runden gekerbten Blättern, oder ſpaniſche Lavatere, ſpaniſcher ſtaudenartiger Eibiſch mit einem runden Blatte, Lavatera hiſpanica, caule fruticoſo, foliis orbiculatis crenatis tomentoſis, pedunculis confertis vnifloris axillaribus Mill. n. 9. Round-leaved Mallow-tree Hanb. Ihr Stängel wird bis 8 Fuß hoch, und treibt viele Aeſte. Die Blätter ſtehen auf langen Stielen. Die Blumen ſind groß, und blaßblau.

b) Mit eingeſchnittenen ſpitzigen Blättern, Lavatera veneta Mill. n. 6.

c) Mit wellenförmigen Blättern, Lavatera undulata, caule fruticoſo tomentoſo, foliis orbiculato-cordatis undatis incanis ſerrato-crenatis, pedunculis ſaepius trifloris Mill. n. 10. Waved-leaved Mallow-tree Hanb. Sie wächſt in Portugal wild.

Die Blumen ſind groß, und blaßblau; die Stiele ſind oft dreyblumig.

Dieſe alle vermehren die Mannigfaltigkeit, und müſſen in Wildniß-Quartieren auf offene Plätze in einiger Entfernung von den Wegen, oder vielmehr wegen ihrer kurzen Dauer lieber an die Rückſeite der großen Rabatten in Luſt-Gärten geſtellet werden.

5. Glänzende oder ſchimmernde Lavatere, Lavatera micans, caule arboreo, foliis ſeptemangularibus acutis crenatis plicatis tomentoſis, racemis terminalibus Linn. Althaea hiſpanica foliis undulatis Tourn. Althaea peregrina erecta, folio rotundo ſinuato, flore purpureo ſtriato Boerh. Shining-leaved Mallow tree Hanb. wächſt in Spanien und Portugal. Der baumartige Stamm verbreitet ſich oberwärts in Aeſte. Die Blätter ſind weich, und haben einen wellenförmig-gekrauſeten Rand, und auf ihrer obern Fläche ſchwefelgelbe und an der Sonne glänzende oder ſchimmernde Flecken. Die Blumen erſcheinen auf den Enden, in Trauben, vom Jul. bis zum Ende des Herbſtes.

Sorten: a) wellenförmig-blätterige; b) gemeine ſpaniſche; c) ſchwefelgelb-blätterige ꝛc.

6. Olbiſche Lavatere; ſtaudenartiger Eibiſch mit ſpitzigem Blatte und kleiner Blume, Lavatera olbia, caule fruticoſo, foliis quinquelobo-haſtatis, pedunculis ſolitariis Linn. Althaea frutescens folio acuto, parvo flore C. B. Althaea arborea Olbiae in Galloprovincia Lob. Althaea arboreſcens J. Camer. Theod. Gerard. Althaea frutescens, folio acuto, virente, molli, flore ſpecioſo Pluk. Malva frutescens, folio heperae inſtar Moriſ. Lavatera foliis quinquangularib. acutis crenatis; lacinia media productiore R o y. Five-lobed Lavatera Hanb. Die Inſel Olbia in der Provence iſt ihr Vaterland. Es iſt ein ſchwacher, aber 5 bis 6 F. hoher, immergrü-

grünender Strauch, deſſen Blätter fünflappig-ſpieß-förmig, groß, weich und wollicht ſind. Die kleinen, glänzenden, hell-purpurrothen Blumen ſtehen einzeln auf kurzen Stielen, im Aug. in voller Blüthe, und blühen oft ſo lange fort, bis der erſte Froſt eintritt.

Sorten: dieſe ſind in ihren Blättern unterſchieden; z. B.

a) Mit Zaunrüben-Blättern, Lavatera bryoni-folia, caule fruticoſo, foliis quinquelobatis acutis crenatis tomentoſis, racemis terminalibus Mill. n. 11. Bryony-leaved Mallow-tree Hanb. Die blaßblauen Blumen ſtehen einzeln unten an den Zweigen, theils an dem Gipfel derſelben in lockern Aehren oder Trauben.

b) Mit beynahe runden Blättern, Lavatera hirſuta, foliis quinquelobatis hirſutis, caule erecto fruticoſo Mill. n. 5. Round-leaved Mallow-tree Hanb. wächſt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Der Stängel wird bis 10 Fuß hoch, und treibt viele Zweige. Die Blätter ſind groß und glänzend-grün, haben gezahnte Lappen, und ſtehen wechſelweiſe auf langen Stielen. Die nicht ſehr großen, glänzend-purpurrothen Blumen ſtehen einzeln in den Winkeln der Zweige, und folgen immer eine auf die andere.

c) Mit ſehr ſpitzigen Lappen, Lavatera olbia, Mill. n. 8. Acute-leaved Mallow-tree. Hanb.

7. Dreylappige Lavatere; ſtaudenartiger Eibiſch mit einem runden grauen Blatte, Lavatera triloba, caule fruticoſo, foliis ſubcordatis ſubtrilobis rotundatis crenatis, ſtipulis cordatis, pedunculis aggregatis vnifloris L. Malva foliis ſubcordatis trilobis obtuſis ſerratis villoſis Hort. Cl. Althaea arborescens Cluſii Theod. Althaea frutescens folio rotundiore incano C. B. Althaea frutex, frutex prima Lob. Gerard. Cluſ. Althaea fruticans, hiſpa-

hiſpanica, aceris monſpeſſulani incanis foliis, grandiflora, ſaponem ſpirans Besler. Pluk. Althaea lignoſa Dal. Malva altera ad Malopen accedens Caeſ. Lavatera foliis ſubcordatis emarginatis obſolete trilobis crenatis, petiolo brevioribus, ſtipulis cordatis Royen. Trilobate Lavatera Hanb. Dieſe Pflanze, welche aus Spanien und Frankreich kommt, iſt ganz filzig, und mit kleinen kleberigen Haaren beſetzt, unter welchen noch andere größere mit einer Stern-artigen Spitze ſtehen. Die Wurzel iſt, im Verhältniß zu der Größe des Strauches, groß und weitſchweifig. Der Stängel iſt ſtrauchig, aufrecht, äſtig, die Zweige zahlreich, weitſchweifig, und bläßlichgrün, ſelten über 4 bis 5 F. hoch. Die Blätter ſind faſt herzförmig, faſt dreylappig, gerundet, gekerbt, wollicht, einige größer, einige kleiner, und andere mehr getheilt, ſehr angenehm grün, oft aber etwas ſcheckig, welches eine Anzeige iſt, daß der Strauch krank iſt, welches er, ſo dauerhaft er auch gegen die Kälte iſt, bey uns gleichwohl öfters iſt; die Blattanſätze ſind herzförmig. Die Blumen ſitzen auf kurzen, gehäuften, einblumigen Stielen an den Gelenken in den Winkeln der Blätter, an jedem Gelenke 3 bis 4, ſind groß, hell-purpurroth, und machen im Aug. ein vortreffliches Anſehen.

Der Ab-Arten giebt es verſchiedene, die in Anſehung der Geſtalt der Blätter, und der Größe der Blumen, unterſchieden ſind, und vormahls als beſondere Arten benannt wurden.

8. Portugieſiſche Lavatere, Lavatera luſitanica, flore fruticoſo, foliis ſeptemangularibus tomentoſis plicatis, racemis terminalibus L. Man findet ſie in Portugal und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung wild. Die Blätter ſind groß, filzig, gefalten, und haben 7 Winkel. Die Blumentrauben ſtehen an dem Gipfel der Zweige.

9. Ame-

9. Amerikaniſche Lavatere, Lavatera americana, caule fruticoſo, foliis cordatis indiviſis crenatis acuminatis tomentoſis, pedunculis ſolitariis vnifloris Linn. Ihr Vaterland iſt Jamaica. Die Blätter ſind herzförmig, unzertheilt, gekerbt, ſcharf zugeſpitzt und filzig. Die Blumenſtiele ſtehen einzeln, und tragen nur Eine Blume.

Die jezt beſchriebenen ſtrauchigen Arten erwachſen zu großen Pflanzen, und machen in der Ferne ein großes Anſehen; weil ſie aber meiſtens nur 2 bis 3 Jahr dauern, ſo ſchicken ſie ſich in Wildniſſe nicht recht gut, weil, wenn ſie abſterben, ſogleich eine Lücke entſteht. Da ſie indeſſen ſehr ſchöne Pflanzen ſind, ihre Blätter auch bis zum Eintritt des Froſtes, und in offenen Wintern oft den größten Theil des Winters hindurch behalten, und in einem trocknen ſandigen Boden und in einer warmen Lage oft mehrere Jahre dauern, ſo mag ein Jeder ſelbſt beurtheilen, ob er von ihnen für Wildniſſe Gebrauch machen dürfe, oder ob er ihnen in den wärmſten Quartieren des Blumen-Gartens Stellen anweiſen müſſe. Sie machen in den Luſt-Gebüſchen mit ihren geraden, aufrechten, großen, bleibenden, eine äſtige buſchige Krone tragenden Stämmen, und mit ihren ſehr großen und weichen Blättern, unter denen aber freylich ihre Blumen oft verborgen bleiben, zwiſchen andern Sträuchen eine vortreffliche Mannigfaltigkeit. Weil ſie aber, wenn der Boden nicht von trockner Natur iſt, nach 2 oder 3 Jahren abzugehen pflegen, ſo muß ihre Stelle immer mit neuen Pflanzen erſetzt werden, die man ohnedies ſehr leicht aus Samen ziehen kann. Für Wildniſſe, und zwar nahe an deren Rand zwiſchen andere niedrige Sträuche ſchicken ſich die 5te, 6te und 7te Art noch am beſten; und die 7te iſt wegen ihres natürlich niedrigen Wuchſes vorzüglich eine Zierde der großen Rabatten in Luſt-Gärten.

Sie laſſen ſich in Menge aus Samen ziehen, welcher ſehr leicht aufgeht, gleichwie man aus demſelben auch neue Sorten erhalten kann. Nur aber die erſte von ihnen pflegt guten reifen Samen zu geben, und man muß alſo den Samen der 5ten, 6ten und 7ten aus Spanien verſchreiben, wo ſie wildwachſend anzutreffen ſind. Man ſäe denſelben um die Mitte des März entweder, wie die einjährigen Arten, trippelweiſe an Ort und Stelle, oder auf ein Samen-Beet, in leichte fette Erde, entweder über das ganze Beet, und harke ihn ein, oder in flache, 6 Z. weit von einander entfernte Furchen; und pflanze die jungen Pflanzen, ſobald ſie 3 oder 4 Z. hoch ſind, entweder ſogleich auf die ihnen beſtimmten Stellen, oder auch bis zum Herbſte, oder Frühlinge, oder bis man ihrer bedarf, erſt auf Pflanzſchulen-Beete; gleichwie man ſie auf dem Samen-Beete, auf welchem ſie aber den Sommer über gehörig gegätet, und bey trockner Witterung begoſſen werden müſſen, auch bis in das folgende Frühjahr laſſen, und ſie erſt dann auf Pflanzſchulen-Beete pflanzen mag.

Die 5te, 6te und 7te Art laſſen ſich auch durch abgeſchnittene Zweige vermehren, welche, zeitig im Frühjahre auf eine Rabatte in leichte fette Erde geſteckt, meiſtens anſchlagen, und nach 2 oder 3 Jahren auf die ihnen beſtimmten Stellen gepflanzet werden können.

Wenn der Boden nicht recht trocken iſt, müſſen ſie mit trocknem Laube umlegt, und mit leichtem Geſtröhde umwunden, und beſonders Lavatera arborea ſtark umlegt und umwunden werden.

Von den meiſten Arten der Lavatere, laſſen die harten und geraden Stängel ſich, wie Hanf, bearbeiten, und auch, wie *Guettard* in einer eigenen Abh. in den Memoires de l'Acad. d. Sc. à Paris, a. d. J. 1741, angegeben hat, zu Papier anwenden.

Lava-

Lavatoire, ſiehe Waſch=Haus.

Lavaur, ein Kirchſprengel im Gouvernement von Languedoc, in Frankreich, der den untern Theil des Landes Lauraguais ausmacht. Die Haupt=Stadt deſſelben, la Vaur oder Lavaur, Vaurum, liegt am Fluſſe Agout, auf der Gränze von Lauraguais und Albigeois, in einer ſehr angenehmen Gegend, und iſt der Sitz einer Hebung, eines königl. Gerichtes, und eines Biſchofes, der unter dem Erz=Biſchofe von Toulouſe ſteht, einen Kirch=Sprengel von 88 Pfarren, und 35000 Livres Einkünfte hat, am römiſchen Hofe aber auch auf 2500 Fl. taxiert iſt. Die Stadt hielt es ehemahls ſehr feſt mit den Albigenſern, und iſt in der Geſchichte deswegen merkwürdig, weil hier 1561 der Religions=Krieg ſeinen Anfang nahm.

Lave, Lave; ſiehe Lava, oben, S. 478, fgg.

Lavé, (Bois) ſ. im VI Th., S. 181.

Lavele, weißer Pappelbaum, Populus alba; ſiehe in P.

Lavement, ſiehe Klyſtier, im XLI Th., S. 60.

Lavendel, eine Pflanze mit zwey ungleich langen Paren Staubfäden und nacktem Samen, welche wohlriechende Blumen hat, und in dem mittägigen Europa einheimiſch iſt, von wannen ſie auch ihren Nahmen mit zu uns gebracht hat; Fr. Lavande, Ital. Lavanda, Lavandota; Engl. Lavender; Holl. Lavander; Dän. Lawendel; Schwed. Lavendel, Lavender, alle von dem Lat. Lavendula, welches Voß von lavare herleitet, weil man ſich dieſer Pflanze vor Alters bey dem Baden und Waſchen bedient hat.

Der eyförmige Kelch dieſer Gattung Pflanzen umgiebt ein beſonderes Deckblatt, und iſt am Rande faſt unmerklich eingekerbt. Des Blumenblattes Röhre iſt länger, als der Kelch, und theilt ſich in zwey Lippen, davon die obere aufwärts gerichtet, groß und zweyſpaltig, die untere aber in drey faſt gleiche,

gleiche, rundliche Lappen zerſchnitten iſt. Die vier Staubfäden liegen in der Blumenröhre, deren zwey etwas kürzer, als die beyden andern ſind. Der Griffel erreicht auch nur die Länge der Blumen-Röhre, und trägt zwey ſtumpfe gegen einander gerichtete Staubwege. Nach dem Verblühen zieht ſich der Rand des Kelches zuſammen, und erhält vier eyförmige Samen. Die Blumen ſtellen eine Aehre vor. Die Gattung, welche Tournefort Stoechas nennt, kommt in Anſehung der Blume und Frucht völlig mit dem Lavendel überein; nur die Blüth-Aehre ſcheint mehr wirtelförmig zuſammengeſetzt zu ſeyn, und über derſelben ſitzt eine blätterige gefärbte Krone; daher die neuern Schriftſteller beyde Gattungen billig vereinigt haben.

1. **Gemeiner Lavendel**, Lavandula ſpica L. davon es einen großen oder breitblätterigen, und einen kleinen oder ſchmahlblätterigen giebt, welche man insgemein nur für Varietäten oder Spiel-Arten annimmt, weil dieſer Unterſchied nicht beſtändig zu ſeyn ſcheint, und man glaubt, daß der verſchiedene Geburts-Ort, und ein beſſeres oder ſchlechteres Erdreich die Größe der Stöcke und der Blätter verurſachen; allein, es ſind wirklich zwey verſchiedene Sorten, oder Arten, wozu noch der Zwerg-Lavendel, als die dritte Art kommt.

a) **Kleiner**, ſchmahlblätteriger, oder eigentlich ſogenannter Lavendel, Lavendula anguſtifolia, foliis lanceolato-linearibus, ſpicis nudis; Lavendula anguſtifolia Mill. n. 2. et C. B. Lavandula minor, Lavandula anguſtifolia Offic. Pſeudonardus quae Lavendula vulgo J. B. Lavandula altera Dod. Pſeudonardus femina Matth. Lavandula breviore folio et ſpica Cluſ. Spica italica et domeſtica Caeſalp.; Fr. Lavande femelle, Lavande petite; Engl. common narrow-leaved Lavender. Die

Wurzel iſt holzig und in viele Faſern getheilt; ſie treibt holzige Stängel, welche 2 bis 3 Fuß hoch, und mit vielen dünnen, viereckigen und knotigen Zweigen beſetzt ſind. Die unterſten Blätter ſind zahlreich, und ſtehen faſt ohne Ordnung, die oberſten aber ſtehen wechſelweiſe zu zwey und zwey einander gegenüber, ſind fleiſchicht, weiß, einen Halm oder auch ½ Z. breit, und 2 bis 3 Z. lang, und haben in der Mitte einen Nerven. Die Blumen ſtehen wirtelförmig um die Enden der größtentheils nackenden Zweige; da aber die Wirtel, zumahl die obern, dicht bey einander ſtehen, ſind die Blumen mehr ährenweiſe geſtellt; ſie ſind entweder blau, oder weiß (*), einblätterig und mit Lippen verſehen, davon die oberſte Lippe aufrecht ſteht, rundlich und zweyfach, die unterſte aber dreyfach getheilt iſt. Der Kelch iſt länglich und ſchmahl; aus demſelben geht ein Stämpel, der in dem hintern Theile der Blume wie ein Nagel ſteckt, und mit vier jungen Früchten umgeben iſt, welche zu eben ſo viel Samen werden, die in einer Kapſel, welche der Blumenkelch geweſen iſt, eingeſchloſſen ſind. Dieſe Sorte des Lavendels iſt, dem ganzen Anſehen nach, dem großen breitblätterigen ähnlich, aber kleiner und niedriger. Die Blätter ſind kleiner oder ſchmähler und kürzer, nicht ſo weiß, und haben keinen ſo ſtarken Geruch. Die Aehren, welche die Blumen tragen, ſind kürzer und gerader, die Blumen aber größer.

b) Großer, breitblätteriger Lavendel, oder ſogenannter Spic, Spicanard, Spieke (**), Spiekenard,

(*) Diejenige Sorte, die um ihrer Blumen willen für die Apotheken unterhalten wird, iſt der Lavendel mit blauen Blumen.

(**) Der Nahme iſt aus dem Lat. Spica entlehnt, welchen dieſe Pflanze wegen ihrer ährenförmigen Blumenſpitzen erhalten hat.

kenard, Narden, gemeine und falſche Narden, Lavendula latifolia, foliis lanceolatis integerrimis, ſpicis nudis, Mill. n. 1. Lavendula major, Lavendula latifolia et Spica Offic. Lavandula latifolia C. B. Tourn. Pſeudo-Nardus, quae vulgo Spica J. B. Lavandula Dod. Lavandula major ſ. vulgaris Parkinſ. Raj. Spica Nardus germanica Trag. Nardus italica, Caſia alba Theop. Spicanardi, Spicanardus; Fr. Lavande mâle, Spic oder Aſpic, und nach provenſaliſcher Mund-Art Eſpic, Nard, Spicnard, Nard commun; Ital. Spico, Spigo; Engl. broad-leaved Lavender, Spice, oder Lavender-Spike. Die Blätter ſind bey dieſer Art weit länger, breiter und weißer, an den Stängeln und Zweigen aber nicht ſo zahlreich, wie bey dem ſchmahlblätterigen Lavendel. Die Stiele, welche die Aehren tragen, ſind 2 Mahl größer und länger, als bey jenem; auch ſind die Aehren länger und eingebogen. Die Blumen hingegen ſind kleiner, und zeigen ſich auch etwas ſpäter; der Geruch aber iſt bey der ganzen Pflanze ſtärker. Auch bey dieſer Sorte ſind die Blumen bisweilen weiß.

c) Zwerg-Lavendel; Engl. Dwarf-Lavender.

Der ſchmahlblätterige oder eigentlich ſogenannte Lavendel, und der breitblätterige oder die ſogenannte Spieke, werden in den Apotheken ohne Unterſchied gebraucht. Sie wachſen in wärmern Ländern, z. B. in Spanien, Italien, dem ſüdlichen Frankreich, an einigen Orten in der Schweiz, und anderwärts, wild, werden bey uns aber in Gärten gezeugt, und nicht leicht darin vermißt. Sie ſind nicht nur Küchengärten-, officinelle und oekonomiſche Pflanzen, ſondern ſchicken ſich auch ſehr gut in Luſt-Gär-

hat. Da das i in dieſem Worte lang iſt, ſo ſchreibt man es richtiger Spiek, als Spik oder Spick.

Gärten, zur Verzierung der Fronte kleiner Luſtge-büſch-Abtheilungen, wo ſie die Mannigfaltigkeit ſehr angenehm vermehren. Ihre Erziehung und Wartung erfordert keine ſonderliche Kunſt. Man kann ſie entweder aus abgeſchnittenen Zweigen, oder durch Zertheilung der alten Stöcke, ziehen. Die beſte Zeit dazu iſt die lezte Woche im März, oder die erſte Woche im April. Man ſteckt dann die abgeſchnittenen oder abgeriſſenen Zweige, in Längen zu 3, 4 bis 6 Zoll, nachdem man ihnen zuvor die untern Blätter abgeſtreift hat, auf eine ſchattige Rabatte 3 bis 4 Z. weit von einander, gießt ſie gut an, und wiederhohlt dieſes um jeden andern Abend ſo lange, bis ſie Wurzeln getrieben haben, und pflanzt ſie entweder ſchon dann, oder im September und October, an einem feuchten Tage mit einem Ballen Erde vor der Fronte der Luſt-Gebüſche einzeln umher. Wer davon aber Samen verlangt, wird in den Kapſeln der im Jun. zur Blüthe gekommenen Blumen, im Sept., oft auch ſchon zu Anfange des Auguſtes, reifen Samen finden, und, ſobald man in der unterſten Kapſel eines Stängels, welche ihre grüne Farbe verloren hat und welk geworden iſt, ein ſchwarzes, langes und platt-rundes Korn findet, muß der Stängel abgeſchnitten, und in eine Fenſter-Bank in einem luftigen Zimmer zum Nachreifen geleget, und, wenn die Kapſeln trocken geworden ſind, der ſchwarze, kleine, länglich-runde Same ausgerieben werden. Die noch ſpät im Auguſt blühenden können nicht leicht reifen Samen mehr geben, und daher mag vermuthlich die faſt allgemeine Behauptung (*) ihren Urſprung haben, als ob

(*) Z. B. in Reichard's Land- und Gartenſchatz, Th. 4, S. 219. „Der Same wird in unſern Landen niemalen „reif. — Man hat nicht Urſach, ſich die Mühe zu geben, „ſolche Erziehung in unſerm Climate zu erzwingen," u. ſ. w.

ob der Lavendel=Same in Deutſchland nicht reif werde, da er doch ſchon zu Anfange des Auguſtes reif iſt, und von da, bis in die Mitte des Septembers, reichlich geſammelt werden kann.

Man pflegte den Lavendel vormahls zu Einfaßung der Garten=Beete und Rabatten zu gebrauchen, und ihn, in dieſer Abſicht, wegen der Schönheit ſeiner Blumen und des angenehmen Geruches, dem Buchsbaume vorzuziehen; weil er dazu aber viel zu ſtark wächſt, und, wenn er oft bey ſehr trockner Witterung geſchnitten wird, leicht ausgeht, auch in einem harten Winter oft erfriert, und in den Reihen alſo leicht Lücken entſtehen, ſo ſchickt er ſich dazu nicht; er ſaugt überdem den Boden ſehr aus, und raubt den auf dem Beete ſtehenden Pflanzen ihre Nahrung; man muß ihn alſo lieber auf ein beſonderes Beet, welches einen trocknen Boden hat, pflanzen.

In einem trocknen, ſteinſandigen oder ſteinigen, warmen Boden dauert der Lavendel viel länger, und erträgt dann ſelbſt bey uns den ſtrengſten Winter. In einem fetten, leichten und feuchten Boden wächſt er im Sommer zwar ſtärker, dagegen aber erfriert er dann auch meiſtens im Winter; er hat dann auch einen nicht halb ſo ſtarken Geruch, iſt auch zum medicinischen Gebrauch nicht ſo gut, als wenn er in einem ganz unfruchtbaren felſigen Boden wächſt.

Man findet im Frühjahr an den Lavendel=Stauden (wie auch an den Roſen=Büſchen) ſehr häufig einen gewiſſen weißen Schaum, welcher von der Cicada ſpumaria, wovon im Art. Schaum=Wurm gehandelt werden wird, herrührt.

Der Lavendel hat einen unſern Sinnen angenehmen, durchdringenden und belebenden Geruch; aber es iſt ſchwer, die Empfindung, welche dieſer Geruch erweckt, mit Worten auszudrücken. Sein Geſchmack iſt bitter, mit einer gewiſſen Wärme verbunden, auf

welche

welche aber bald eine leichte Empfindung von Kälte folgt, wie bey der Pfeffer-Münze. Noch wenn man das Kraut käuet, verſpiert man den ſcharfen Geruch; und daher kommt es, daß einige Schriftſteller von der Materia medica ihn auch dem Geſchmacke nach unter die Gewürze zählen. Uebrigens hat das Kraut beynahe eben den Geſchmack, als die ſchon erwähnte Münze, nur daß ihre erwärmende und kalt machende Eigenſchaft etwas ſchwächer iſt.

Diejenigen Lavendel-Pflanzen riechen am ſtärkſten, welche wild wachſen, da hingegen diejenigen, die man in den Gärten pflanzt, viel von dem Gewürzhaften ihres Geruches verlieren; am meiſten aber muß man ſich vor jenen hüten, welche in einem ſumpfigen Boden an einem ſonnenreichen Orte wachſen, weil ſie meiſtens höchſt unangenehm ſchmecken und riechen. Am meiſten zeigen ſich die Eigenſchaften der Lavendel-Pflanzen an ihren Spitzen; dieſe ſind immer mit einem Oehl befeuchtet. Sie haben einen ſchärfern Geruch, ehe die Blüthen heraus gekommen ſind; denn wenn dieſes geſchehen iſt, und die Samen beynahe reif ſind, ſo verſchwindet der Geruch größtentheils; deswegen muß man dieſe Pflanzen entweder noch vor der Blüthezeit, oder ſogleich, nachdem ſie zu blühen angefangen haben, einſammeln. Wenn die Witterung ſehr heiß iſt, muß man die zu mediciniſchem Gebrauch beſtimmten Pflanzen entweder am Morgen, oder noch beſſer, nachdem es einige Tage geregnet hat, einſammeln; denn wenn die Sonnen-Strahlen lange auf ſie gewirkt haben, verdunſtet das Oehl ſo ſtark, daß bey dem Anbruche der Nacht faſt nichts mehr davon übrig bleibt. Und mag nicht die größere oder geringere Quantität von weſentlichem Oehl, welches man durch das Deſtilliren bekommt, größtentheils von der verſchiedenen Zeit des Einſammelns abhangen?

In Spanien hat das Fleiſch derjenigen Schafe, welche auf denen Anhöhen, wo dieſe Pflanze wächſt, weiden können, einen beſonders angenehmen Geſchmack.

Bey der von Geoffroy angeſtellten chemiſchen Unterſuchung, ſind von 5 Pfund blühenden Lavendel-Aehren, die aus einer Retorte deſtillirt wurden, 1 ℔., 5 Unzen, 7 Drachm. und 60 Gran klare, gewürzhaft riechende und ſchmeckende, mit dem Geruche der Blumen begabte und ſäuerliche Feuchtigkeit, nebſt einigen Tropfen weſentlichen Oehles; 2 ℔., 3 U., 2 Dr. und 30 Gr. klare, immer mehr und mehr ſaure, zulezt herbe Feuchtigkeit, nebſt einer Portion weſentlichen Oehles; 1 U., 3 Dr. und 12 Gr. rothbraune, brandicht riechende, ſehr ſaure, etwas ſalzige und herbe Feuchtigkeit; 3 U., 2 Dr. und 24 Gr. röthlichbraune, mit häufigem flüchtigen urinöſen Salz erfüllte, wie auch ſaure Feuchtigkeit, nebſt 3 U., 4 Dr. und 48 Gr. ſowohl weſentliches als brandicht riechendes und dickes Oehl, übergegangen. Die in der Retorte übrig gebliebene ſchwarze Maſſe hat 7 U., 7 Dr. und 24 Gr. gewogen, welche, nachdem ſie gehörig waren calcinirt worden, 2 U. und 5 Dr. Aſche zurückgelaſſen haben, woraus durch das Auslaugen 7 Dr. und 46 Gr. feuerbeſtändiges, bloß alkaliſches Salz gezogen wurden. Der Verluſt der Theile hat in der Deſtillation 5 U. 4 Dr. und 18 Gr., in der Calcination aber 5 U., 2 Dr. und 24 Gr. betragen. Aus den Lavendel-Blumen, die einige Monathe waren eingeweicht worden, hat man 30 Gr. feſtes, flüchtiges urinöſes Salz erhalten.

Der Lavendel ſcheint ein weſentliches ammoniakaliſches Salz zu enthalten, welches demjenigen ammoniakaliſchen Salze ähnlich iſt, das aus einem flüchtigen urinöſen Salze gemacht wird, welches mit dem Eſſig-Sauern mehr als zu ſehr geſättigt, und mit einem

nem häufigen ſowohl weſentlichen als dicken Oehle genau gemiſcht iſt. Eben dieſes gilt auch von der ſogenannten Spieke, welche eben die, ja noch häufigere und durchdringendere Beſtand-Theile beſitzt, wie ihr Geruch beweiſet, und eben die Kräfte hat, wie ſie denn auch eben die Cultur, wie der Lavendel, erfordert, daher ſie auch ohne Unterſchied in der Medicin gebraucht werden.

Da ſolchemnach der Lavendel, ſowohl in den Blättern als Blumen, doch vornehmlich in dieſen, ſalzig oehlige, gewürzhafte, ſcharfe und flüchtige Theile beſitzt, kann derſelbe mit Recht für ein nervenſtärkendes Mittel angenommen werden. Durch den Reiz, welchen die Nerven-Faſern davon empfinden, wird die geſchwächte Kraft derſelben wieder hergeſtellt, und die zähe Beſchaffenheit der Säfte verbeſſert, daher man ſolchen vorzüglich bey Krankheiten, welche die Sinne und Bewegung betreffen, als: bey dem Schlage, der Lähmung, dem Krampfe, dem Schwindel, der Schlafſucht ꝛc. zu gebrauchen pflegt. Man empfiehlt ihn auch in andern Krankheiten, welche von einer Schwäche der feſten Theile entſtanden ſind, ingleichem als ein ſchmerzſtillendes Mittel bey Schmerzen der Kindbetterinnen; auch will man angemerkt haben, daß derſelbe gekäuet, vielen Speichel herbey locke. So nützlich aber der Lavendel iſt, ſo kann doch der unrechte und allzuhäufige Gebrauch leicht ſchädlich ſeyn, indem ſolcher, wie andere Gewürze, die feſten Theile zu ſehr reizen, und das Blut in Wallung und Hitze ſetzen kann; es iſt auch die Wirkung nach dem verſchiedenen Gebrauche und der Zubereitung des Lavendels merklich unterſchieden, und bald ſchwächer, bald ſtärker. Man bedient ſich ſelten der Blätter, und erwählt gemeiniglich die Blumen, worunter man die ganzen Wirtel, mit ihren Deckblättern, Kelchen und noch nicht aufgeblüheten Blumenkronen verſteht.

Die Wirtel mit aufgeblüheten Blumen hält man nicht für ſo wirkſam. Die Blumen pflegt man zum äußerlichen Gebrauch aufzubehalten, und, wegen ihres angenehmen Geruchs, zwiſchen leinen Zeug zu werfen; ſie ſind, nebſt den Roſen, das Haupt-Ingrediens des Potpourri; auch werden ſie mit andern ſchicklichen Sachen vermiſcht, und als Räucher-Pulver gebraucht; man verfertigt aber auch daraus ein Waſſer, einen Spiritus, ein weſentliches Oehl, einen Eſſig, und einen Balſam, und bedient ſich derſelben ſowohl äußerlich, als innerlich.

Lavendel-Waſſer zu machen, nimmt man 1 ℔ zerdrückte Lavendel-Blüthen, gießt in einem Kruge anderthalb Kannen Branntwein darauf, ſtopft die Flaſche wohl zu, und ſetzt ſie 4 bis 6 Wochen an die Sonne. Hernach gießt man ihn klar ab, und füllt es auf Flaſchen. Soll es recht hell und ſtark werden, ſo zieht man es auf folgende Art ab. Man füllt einen Krug mit Lavendel-Blüthen, gießt ſo viel Branntwein darauf, als der Krug faſſen kann, ſtopft ihn wohl zu, und läßt die Blüthen 14 Tage darin weichen. Wenn ſich nun der Branntwein und die Blüthen recht durchgezogen haben, gießt man es zuſammen in einen Brenn-Kolben, und zieht es im Marien-Bade ab. Mit dem abgezogenen Waſſer pflegt man das Haupt, auch die Gegend des Magens äußerlich zu waſchen. Nach Cohauſen's Verſicherung, hat, bey einem ſehr ſchwachen Magen, das Waſchen mit Wein, worin Lavendel-Blumen geweicht worden ſind, den beſten Nutzen geleiſtet. Das abgezogene Lavendel-Waſſer (der Lavendel-Branntwein) iſt ein gutes und bewährtes Mittel die Zahn-Schmerzen zu verhüten, wenn man ihn durch ein wenig Waſſer mäßigt, und alle Morgen den Mund damit ausſpühlt.

In der Haushaltung, dient das Lavendel-Waſſer, um das Brod vor Schimmel zu bewahren. Man nimmt nähmlich, wenn der Teig zum Brod eingeknetet werden ſoll, ungefähr 100 Tropfen Lavendel-Waſſer, und gießt dieſelben in das Waſſer, womit man das Mehl einmengen will; nach dieſer geringen Vorſorge wird das Brod niemahls ſchimmeln, und doch der Geſchmack im mindeſten nicht verändert werden. Dieſes Mittel iſt inſonderheit für Landleute, welche für eine ſtarke Haushaltung immer viel Brod auf ein Mahl vorräthig backen müſſen, ſehr bequem, und leicht zu haben.

Um ein gutes Lavendel-Waſſer zu haben, darf man auch nur in 6 bis 8 Unzen reinen höchſtrectificirten Weingeiſt, 1 Drachme ächtes Lavendel-Oehl durch Umſchütteln auflöſen.

Um das beſtmöglichſte Lavendel-Waſſer zu bekommen, müßte man die friſchen Lavendel-Blüthen mit Moſt gähren laſſen, und es, ſobald die erſte Gährung vorbey iſt, abziehen. Weber erhielt einen vortrefflichen Lavendel-Spiritus, indem er ½ ℔. Zucker, 3 Unzen trockne Lavendel-Blumen, und 1 Unze Moſt mit 1½ Maß Waſſer gähren ließ; er bekam durch Uebertreibung dieſes Gemiſches ein Lavendel-Waſſer, welches ungemeinen Vorzug vor demjenigen hatte, das er durch Deſtillation trockner Lavendel-Blumen mit gleichen Theilen Weingeiſt und Waſſer erhielt.

Der **Lavendel-Spiritus**, **Eau de Lavande**, iſt entweder einfach, oder zuſammengeſetzt. Zu dem einfachen nimmt man auf 1 ℔. gelinde getrocknete Lavendel-Blüthen 6 ℔. Wein-Geiſt, digerirt es 3 Tage, und deſtillirt hernach in einem Waſſer-Bade 4 ℔. davon. Den abgezogenen Spiritus gießt man nochmahls auf 1 ℔. Lavendel-Blüthen, und deſtillirt es wieder. Dieſer einfache Lavendel-Spiritus iſt das gewöhnlichſte Riech-Mittel. Man gebraucht ihn gewöhnlich wider Ohnmachten, indem man ihn vor die Naſe hält, und die Schläfe oder den Puls damit

wäſcht, zu welcher Abſicht aber der concentrirte Wein-Eſſig, und dieſem, der mit ungelöſchtem Kalk bereitete Salmiak-Spiritus vorgezogen zu werden verdient. Gelähmte Glieder werden mit demſelben gewaſchen. Im Munde gehalten, iſt er wider das Stottern und wider die Lähmung der Zunge dienlich. Zum zuſammengeſetzten Lavendel-Spiritus nimmt man, auf 2 ℔. Lavendel-Blüthe, 1 ℔. Rosmarin-Blüthe, und 3 Unzen friſche Citron-Schale, 12 ℔. rectificirten Weingeiſt, digerirt es 24 Stunden, und deſtillirt es aus einem Waſſer-Bade bis zur Trockenheit. Zu dem deſtillirten Spiritus ſetzt man hernach noch 3 Unzen Zimmet-Blüthe (Zimmet-Nägelein), Gewürz-Nelken und Kubeben, von jedem 1 Unze, macerirt es darauf 3 Tage lang, und ſeihet es hernach durch. Dieſer zuſammengeſetzte Lavendel-Spiritus, welchen die Engelländer Pallydrops nennen, iſt, wegen der zugeſetzten Gewürze, wirkſamer, als der erſte. Der Farbe wegen, wird auch wohl rothes Sandel-Holz zugeſetzt. 8 bis 10 Tropfen von ihm, mit Zucker, Wein oder Zimmet-Waſſer genommen, ſind eine vortreffliche Erquickung, bey plötzlichem Verluſte der Kräfte, Ohnmachten und Blutwaſſer-Schlag-Fluſſe.

Ueber die große Theilbarkeit des Lavendel-Spiritus, wurde von Hrn. Direct. Achard (*) folgender Verſuch angeſtellt. Es wurde 1 Unze Lavendel-Spiritus in eine Dampf-Kugel, durch eine untergeſetzte Lampe, in Dünſte aufgelöſet, und der ganze Sahl wurde hierdurch mit riechbaren Theilen angefüllet. Man nehme an, daß jede Kubik-Linie auch nur 100 riechbare Theile enthält, welches eine ſehr mäßige Annahme iſt; da nun der Sahl A Fuß lang, B Fuß breit und C Fuß hoch iſt, ſo giebt das Product dieſer drey Längen-Maße den Inhalt des Sahles in Kubik-

(*) S. Deſſen Vorleſungen über die Experimentalphyſik, 1 Th. (Berl. 1791, gr. 8.) S. 18.

Kubik-Fußen von A+B+C. Es hat aber ein jeder Kubik-Fuß 20,736 Kubik-Linien; und da man angenommen hat, daß jede Kubik-Linie 100 riechbare Theile enthält, ſo ſind in einem Kubik-Fuße 2,073,600 riechbare Theile enthalten; der ganze Sahl enthält aber A+B+C Kubik-Fuß, dieſe mit der Anzahl der riechbaren Theile in einem Kubik-Fuß multiplicirt, giebt die Anzahl der Theile, in welchen, nach dieſer ſehr mäßigen Annahme, 1 Unze Lavendel-Spiritus ſich zertheilt hat in A+B+C+2,073,600 riechbare Theile.

Es giebt, nach Demachy's Bericht (*), in Paris einen, ſeines ſtarken Lavendel-Geruches wegen, berühmten Lavendel-Geiſt; man nennt ihn Treſnel-Waſſer, Eau des Dames de Treſnel; und unſere Laboranten tragen kein Bedenken, es nachzumachen. Zündet man eine Unze dieſes Geiſtes in einem ſilbernen Löffel an, ſo bleibt eine ſtarke halbe Unze ſcharfes, milchichtes, und ſogar mit verſchiedenen Tropfen Oehl beladenes Pflegma zurück. Statt ſtarken Branntweins gießt man $\frac{2}{3}$ weißen Wein und nur $\frac{1}{3}$ gewöhnlichen Branntwein auf Lavendel, läßt es 2 bis 3 Tage digeriren, und deſtillirt es bey gutem Feuer, ohne etwas davon zu nehmen. Es ſteigt mehr als die Hälfte Pflegma auf, mit weſentlichem Oehle beladen, welches ſich nach und nach in dem Weingeiſte auflöſet.

Das weſentliche deſtillirte Lavendel- oder Spiek-Oehl, L. Oleum deſtillatum Lavendulae ſ. Spicae, Fr. Huile d'Aſpic, oder, wie die Provenſaler zu reden pflegen, Oli d'Eſpic, ſieht ſchön gelblich aus, hat einen ſtarken Geruch, und ſchmeckt ſcharf. Wegen des in ihm befindlichen Salzes, färbt es die Sonnenwende-Tinctur roth. Mit dieſem Oehle wird, wie mit dem vorher beſchriebenen Laven-

(*) S. Deſſen Laborant im Großen, überſ. von Sam. Hahnemann, 1 B. (Leipz. 1784, gr. 8.) S. 219.

del-Geiſte (Eau de Lavande), von den Franzoſen, und inſonderheit den Kaufleuten in Languedoc und Provence, wie auch von einigen Italiänern, durch ganz Europa, ja faſt durch die ganze Welt, ein ſehr ſtarker Handel getrieben. Das Oehl wird an vorerwähnten Orten, wo der Lavendel wild wächſt, vornehmlich aus den Blüthen und Samenkörnern des großen Lavendels, oder der ſogenannten Spieke, wegen ihres vorzüglich ſtarken Geruches, vermittelſt des Deſtillirens durch das Niederſteigen (Deſtillatio per deſcenſum) gezogen. Dasjenige, was bey uns durch die Deſtillation erhalten wird, hat keinen ſo lieblichen und reinen Geruch, als dasjenige, welches aus Frankreich und Italien kommt. Dieſes ſogenannte wilde Spiek-Oehl wird auf freyem Felde von Schäfern und andern Hirten in Languedoc und Provence verfertigt. Wenn der Lavendel, welcher häufig auf den Hügeln und etwas erhabenen Wieſen dieſer beyden Provinzen wächſt, in voller Blüthe iſt, gehen die Schäfer in die Stadt zu denen Kaufleuten, die mit dem Oehle handeln, um eine große kupferne Blaſe mit verzinntem Hute, und einen etwas hohen Dreyfuß, zu hohlen. Dieſer Dreyfuß iſt ihr Ofen. Sie lagern ſich in einer Wieſe neben einem Bache, und deſtilliren folgender Maßen das Spiek-Oehl. Sie ſchneiden die blühenden Spitzen der Spieke unten ab, füllen ihre Blaſe damit an, gießen Waſſer hinzu, ſetzen den Hut auf, zünden mit trocknen Kräutern ein gutes Feuer unter dem Dreyfuß an, und fangen in einer großen gläſernen Flaſche dasjenige auf, was jählings herüber läuft. Wenn ſie ſo viel herüber gezogen haben, als, nach ihrer Erfahrung, die Ladung einer Blaſe giebt, leeren ſie dieſelbe aus, füllen ſie mit vielen Blumen, und fangen wieder an zu deſtilliren, wobey ſie entweder ihren Arbeits-Platz verändern, oder weiter fort und umher gehen, um die Spiek-

Blu-

Blumen zu ſammeln, welches Verfahren ſie ſo lange treiben, bis die Spieke nicht mehr blühet. Bey jedem Mahl ſind ſie darauf bedacht, das Oehl abzuſondern, und in lederne Schläuche zu füllen. Wenn der Sommer vorbey iſt, kommen dieſe Deſtillateurs zur Stadt zurück, überliefern ihren chemiſchen Apparat den Eigenthümern, und verkaufen ihnen zu einem ſehr mäßigen Preiſe die Frucht ihrer Neben-Stunden. Man weis, daß ein Hirt ſeine Heerden nicht aus dem Geſicht verlieren darf, folglich iſt dieſe Arbeit, die ihnen nicht läſtig iſt, reiner Profit für ſie. Sollte man glauben, daß man bey dem geringen Preiſe noch einiges Mißtrauen in dieſe Arbeiter ſetzen könnte? Sie haben zuweilen die Bosheit, in dem Augenblicke, wann ſie dieſelbe verkaufen wollen, das Oehl ſtark umzuſchütteln, um Waſſer damit zu vermiſchen, welches ſie bloß zu dieſem Behuf dabey gelaſſen haben, und welches man ihnen für Oehl bezahlen würde, wenn man nicht die Vorſicht gebrauchte, die Schläuche 2 bis 3 Tage liegen zu laſſen, ehe man ſie ausfüllt und das Oehl wieget. Hierzu fügt man noch die Vorſicht, den Schlauch während ſeines Stillſtehens auf das Ende zu ſtellen, wodurch man ſie anfüllt; öffnet man ſie nun, ſo kommt das Waſſer zuerſt heraus, und entdeckt den kleinen Betrug. Dieſes Oehl iſt, wie man leicht vermuthen kann, im Geruche nicht eins der feinſten, unterſcheidet ſich aber doch von dem Terpenthin-Oehle durch eine gelbliche Farbe und ſeinen Lavendel-Geruch. Man füllt das Spiek-Oehl, welches im Handel 12 bis 14 Sous gilt, in ſehr dünne Gefäße von Kupfer, die eine länglich viereckige Geſtalt haben mit abgerundeten Ecken; man nennt ſie Eſtagnons. Die zum Spiek-Oehl gewöhnlichen halten 60 bis 80 Pfund. Die Kaufleute von Provence und Languedoc ſchicken in kleinern Eſtagnons Pomeranzenblüth-Waſſer, Citronen-Oehl, u. ſ. w.

Man darf ihnen nicht glauben, wenn ſie ſagen, es wäre ein Unterſchied zwiſchen der Ware in Eſtagnons, und der in Flaſchen. Der Unterſchied beruhet bloß auf dem Preiſe, den ſie darauf ſetzen, nicht aber auf der Sache.

Das deſtillirte Spiek-Oehl iſt öfters verfälſcht, und mit Weingeiſt oder Terpenthin- und Stein-Oehl vermiſcht. Beyde Arten von Verfälſchung ſind leicht zu entdecken. Denn, wenn man das mit Weingeiſt vermiſchte Oehl in gemeines Waſſer gießt, ſo wird dieſes anfangs milchfarbig, und endlich zeigt ſich eine wenigere Menge Oehl, als man damit vermiſcht hat, auf der Oberfläche des Waſſers, indem der dabey gemiſchte Weingeiſt ſich mit dem Waſſer vereinigt hat. Wenn es aber mit Terpenthin- oder einem andern Oehle vermiſcht geweſen iſt, ſo wird ſolches leicht entdeckt, wenn man das Oehl in der Hand reibt, oder eine Portion davon in einem ſilbernen Löffel abbrennt. Iſt das Spiek-Oehl rein, ſo bleibt der Lavendel-Geruch bis zulezt; iſt es aber mit Terpenthin-Oehl vermiſcht, ſo verfliegt dieſer Spiek-Geruch zuerſt, und man riecht nichts als Terpenthin. Reines, oder mit Weingeiſt vermiſchtes Oehl giebt, wenn es in einem Löffel angezündet wird, eine blaſſe bläuliche Farbe, oder ſonderlichen Rauch, und hinterläßt nur etwas weniges, was einem Firniſſe ähnlich iſt; hingegen das mit Terpenthin verfälſchte giebt einen dicken ſchwarzen Rauch von ſich, und hinterläßt mehr Firniß, oder ſchwarzes pechartiges Weſen. Das ächte und reine Spiek-Oehl entzündet ſich auch ſehr leicht, und iſt, wenn es einmahl Feuer gefangen hat, ſehr ſchwer, oder faſt unmöglich, zu löſchen. Man darf auch nur ein Läppchen in Spiek-Oehl eintauchen, und am Feuer warm werden laſſen; wenn der Lavendel-Geruch verflogen iſt, ſo wird der vom Terpenthin ſich bald verrathen.

Das Spiek-Oehl hat einen vielfältigen Nutzen. Innerlich wird es höchſt ſelten zu einigen Tropfen gebraucht. Das, ſonderlich mit Terpenthin verfälſchte taugt zum Arzeneygebrauch gar nicht, kann aber ſonſt genutzet werden. Das unverfälſchte wird in den Apotheken nicht allein zu verſchiedenen Balſamen, Pflaſtern und Salben verbraucht, ſondern es wird auch aus demſelben insbeſondre mit Zuſatz des ausgepreßten Muskatennuß-Oehles, ein wohlriechender und Hauptſtärkender Balſam gemacht, den man unter dem Nahmen Lavandel-Balſam, in den Apotheken findet. Von den Roß-Aerzten und Huf-Schmieden wird ſolcher inſonderheit bey verſchiedenen Krankheiten der Pferde ſtark gebraucht. Die Parfumeurs bedienen ſich deſſen ebenfalls zur Verfertigung verſchiedener wohlriechender Dinge, als: der wohlriechenden Seifen, Pomaden ꝛc. Die Mahler und Lackierer bedienen ſich des Spiek-Oehles ſehr ſtark zur Auflöſung verſchiedener Gummi und Harze, als: des Sandaraches, des Bernſteines und des Kopales, vornehmlich den beyden leztern, als welche ſich am beſten und leichteſten in dieſem Oehle auflöſen laſſen, ſo, daß man auch, wenigſtens von dem Kopal, bisher geglaubt hat, er laſſe ſich in nichts andern, als in dieſem Oehle, völlig auflöſen; welches aber erfahrne Scheide-Künſtler und Lackierer heutiges Tages nicht allein beſſer wiſſen, ſondern auch zu verſchiedenen Arbeiten den mit Spiek-Oehl gemachten Bernſtein- und Kopal-Firniß nicht ſo gut gebrauchen können, als denjenigen, der ohne daſſelbe gemacht iſt.

In den Schriften der Akad. d. Wiſſ. v. J. 1715, findet ſich eine Abh. von Geoffroy über das Spiek-Oehl, worin er behauptet: „das Spiek-Oehl ſey ein weſentliches Oehl von Lavendel, und zum Firniß nicht geſchickt, wie er aus eigenen Erfahrungen mit reinem Spiek-Oehl wiſſe; daß aber dasjenige Spiek-Oehl, deſſen man ſich insgemein bediene, im Lande bereits verfälſcht worden ſey.

ſey. Dieſes ſey von Weingeiſt gemacht, darunter man gemeiniglich drey Viertel weſentliches Oehl miſcht; oft ſey es auch nichts anders, als ein weſentliches Oehl von Terpenthin, dem man nur durch Beymiſchung etwas Wenigen von wahrem Spiek-Oehl den Geruch des letztern gegeben hat, um es deſto beſſer zu verkaufen.

„Ich wollte ſehen,“ ſetzt er hinzu: „ob das gut recticirte Terpenthin-Oehl allein nicht eben ſo gut zum Firniß wäre, als das gemeine Spiek-Oehl, und fand, daß es in dieſem Falle eben ſo gut, und beſſer trocknete, als das gemeine Spiek-Oehl, aber einen Geruch behielt, der ſich nie ganz verliert. Setzt man hingegen zum Terpenthin-Oehl weſentliches Spiek-Oehl, ſo verliert ſich der aus dieſer Miſchung entſtehende Geruch gänzlich, ohne dem Firniſſe etwas davon mitzutheilen.

„Will man gutes Spiek-Oehl haben, ſo muß man es erſt probiren. Iſt Terpenthin-Oehl darunter, wie gemeiniglich, muß man es mit vielem Waſſer in einen Kolben thun, und im Marien-Bade rectificiren; man wird alsdann, nebſt ein wenig Waſſer, ein weißes Oehl bekommen, welches ſo hell wie Waſſer iſt. Wenn das Oehl anfängt gelb überzugehen, muß man mit dem Deſtilliren aufhören. Das auf dieſe Weiſe rectificirte Oehl vereinigt ſich mit allen Firniſſen, und vertrocknet in einem Augenblicke.“

Wenn das Spiek-Oehl nichts anders, als ein ätheriſches Terpenthin-Oehl, darin man Lavendel-Blüthe hat digeriren laſſen, iſt, ſo taugt es zum Firniß nicht, weil das ätheriſche Terpenthin-Oehl gar zu leicht iſt, und nicht Conſiſtenz genug hat; muß man es aber erſt durch Scheidungs-Mittel reinigen, und ihm ſeine wahre Natur wiedergeben, ſo wird es ſehr koſtbar, und es iſt dem ungeachtet bey weitem nicht ſo gut, als das Lein-Oehl.

Motten, Läuſe, und andere Inſecten fliehen vor dem Geruche des Spiek-Oehles, deswegen auch dergleichen Pomaden nützlich ſeyn können. Vom Gebrauche des Spiek-Oehles zur Tödtung der Läuſe, ſ. beſonders oben, S. 264, f.

Auch die Lavendel-Blüthe iſt ein Mittel wider Motten und Wanzen. In Berlin hat ein Blumen-

Freund

Freund bemerkt, daß die Blumen-Stängel der Spieke ein ſehr gutes Mittel wider die Wanzen ſeyn. Er hat nähmlich ſeit 2 Jahren allemahl im Herbſte ein Par Büſchel davon in ſein Bette am Himmel gebunden, wodurch das Ungeziefer ſich gänzlich verlor. Auch hat er bemerkt, daß, ſeitdem er die Spieke häufig im Garten gepflanzt, und im Frühjahre die Nelken-Töpfe dicht daran lang geſtellet hatte, die sogenannten Blumen-Läuſe gänzlich weggeblieben ſeyn.

Um die Ameiſen in den Gärten zu vertilgen, laſſe man um die Beete Lavendel pflanzen, und etwa an den Ecken einen Büſchel zur Blüthe gehen: denn hauptſächlich iſt die Blüthe dasjenige, wovor dieſe kleinen Inſecten fliehen. Man kann auch die Pflanzen mit der Lavendel-Blüthe beſtreuen, ſo geht die Ameiſe ſchon weg. Auch iſt es ſehr gut, beym Spalier, beſonders an Mauern oder Planken bey jungen Pfirſichen, Apricoſen, Kirſchen ꝛc., bey welchen die Ameiſen gern ihre Höhlen haben, um die Bäume, oder auch an ſtatt der Einfaſſung, Lavendel zu pflanzen. Hier iſt es vortheilhaft, den Lavendel in Blüthe gehen zu laſſen, und wenn ſie ja ausgeht, ſetzt man im andern Jahre friſche Pflanzen. Auch iſt die Lavendel-Blüthe beſonders in Wohnzimmern oder auf Kammern, wo dieſe Inſecten ſich aufhalten, gut hin zu ſtreuen, oder Büſchel davon in Börte oder Schränke zu legen. Dieſe Blüthe bleibt 10 und mehr Jahre gut; beſſer aber iſt es, ſie alle Jahr zu verneuen, und beſonders iſt es ein Mittel, welches den Conditorn zu empfehlen iſt, da dieſes Ungeziefer ſich gern nach ſüßen Sachen zieht.

Die Lavendel-Blumen führen eine Menge Honig-Saft in den Corollen mit ſich, daher werden ſie auch ſo oft von den Inſecten mit beſtäubten, pergamentartigen und zwey Flügeln (Lepidoptera, Hymenoptera, Diptera) beſucht. Man muß deswegen allen

Fleiß

Fleiß auf den Anbau dieſer Pflanze wenden, weil ſie beſonders den Bienen höchſt angenehm iſt, die daraus ein Honig bereiten, welches etwas von dem angenehmen Geruche des Lavendels hat.

Die Frauensperſonen in Arabien bedienen ſich der mit Baſilien-Kraut vermiſchten und zu Pulver gemachten Blätter dieſer Pflanze, ihre Haare damit zu beſtreuen, um ihnen dadurch theils einen angenehmen Geruch mitzutheilen, theils auch um dieſelben ſtärker zu machen, und ihr Wachsthum zu vermehren. Sie reiben auch mit eben dem Pulver die Wanzen, um dieſelben roth zu machen, und die Fibern derſelben zu ſtärken. Das Frauenzimmer in Frankreich bedient ſich, in gleicher Abſicht, des Lavendel-Eſſiges (*).

Die engländiſchen Kopf-Tropfen, Guttae anglicanae cephalicae (**), werden durch die Deſtillation des flüchtigen rohen Seiden-Spiritus und deſtillirten Lavendel-Oehles, mit Weingeiſte verdünnt, bereitet.

Man findet in den botaniſchen Gärten einen Lavendel-Strauch mit großen breiten Blättern, welcher aber niemahls blühet, **Lavendula ſterilis** oder non florida. Es iſt dieſes eine Abweichung von der Spieke, und dem breitblätterigen Lavendel. Seine Blätter ſind grüner, breiter, kürzer und ſtumpfer, als bey dem gemeinen Garten-Lavendel. Der Stamm wird 3 bis 4 Fuß hoch, und wohl Armes-dick. Er dauert wohl 20 bis 30 Jahr, und treibt niemahls Blüthen; wenn er aber verpflanzt wird, treibt er zuweilen geile Zweige, welche dem großen Garten-Lavendel ähnlich ſind; und wenn man von die-

(*) Laboratoire de Flore, p. 368.

(**) Pharm. Edinb. p. 99.

dieſen Zweigen neue Pflanzen erzieht, ſo erhält man zuweilen Blüthe. Man muß dieſen Strauch den Winter in das Glas-Haus ſetzen.

Eine andere, aber wahre Art iſt:

2. Der Lavendel mit zerſchnittenem Blatte, oder der gefiederte oder vielſpaltige Lavendel, Lavendula multifida, foliis duplicato-pinnatifidis Lin. Lavandula altera Theod. Lavandula folio diſſecto C. B. Lavandula multifido folio Cluſ. Lob. Dal. et J. B. Lavandula multifido folio, hiſpanica Mor. Fabricia Adanſ. Stoechas multifida Gerard. Jagged-leaved Lavender Hanb. Dieſer wächſt in Andaluſien, und iſt ein Sommer-Gewächs. Die faſerige Wurzel treibt einen wollichten, ungefähr 2 bis 3 F. hohen, und mit wenig Zweigen beſetzten Stängel, woran einander gegenüber doppelt gefiederte, und weißgraue Blätter, und an dem nackenden Obertheile dichte Blumenähren ſitzen. Die Blumen erſcheinen im Jul., und der Same wird im Herbſte reif.

Sorten: a) Mit blauen Blumen; Common Cut-leaved Lavender Hanb. b) Mit weißen Blumen; White-flowered Jagged-leaved Hanb. Beyde ſind Lavendula multifida Mill. n. 3.

Abarten: c) Mit längern, und in ſchmählere Abſchnitte zerſchnittenen Blättern, Lavand. canarienſis, foliis duplicato-pinnatifidis hirſutis, ſpicis faſciculatis Mill. n. 4. Lavendula folio longiore tenuius et elegantius diſſecto Commel. Long Jagged leaved Lavender Hanb. iſt auf den canariſchen Inſeln zu Hauſe. Der Stängel iſt gerade und viereckig, wird ungefähr 4 Fuß hoch, und treibt viele Aeſte; die Blätter ſind heller, länger und in ſchmählere Quer-Stücke getheilt; die blauen Blumen ſtehen in Trauben am Gipfel des Stängels, und zeigen ſich im Jul. d) Canariſcher-See-Lavendel, Lavandula

dula canarienſis maritima, ſpica multiplici caerulea Pluken. Canary Sea-Lavender Hanb. Die Blumen ſtehen in vortrefflichen doppelten Aehren, und ſind rein himmelblau.

Alle dieſe Varietäten ſind zweyjährige Pflanzen; ſind aus dem Samen des vielſpaltigen Lavendels entſprungen; laſſen ſich, wenn man ihren Samen mit Sorgfalt beſonders aufnimmt, ziemlich unverändert fortpflanzen, und werden, wegen ihres angenehmen Geruches, wegen ihrer ſchön geſpaltenen Blätter, und wegen ihrer herrlichen Blumenähren von Vielen ſehr geſchätzt. Sie laſſen ſich alle ſehr leicht aus Samen ziehen. Man ſäe denſelben im Frühjahre auf ein mäßiges Miſtbeet; gebe den jungen Pflanzen, um ſolche möglichſt dauerhaft zu machen, möglichſt viel freye Luft, begieße ſie fleißig, und pflanze ſie endlich um die Mitte des May, da ſie ſchon ziemlich ſtark zu ſeyn pflegen, an einem feuchten Tage mit einem Ballen Erde in den Garten.

Die Mutter-Art ſelbſt iſt ziemlich dauerhaft, und aus ihrem ausfallenden Samen pflegen in jedem folgenden Frühjahre neue Pflanzen zu entſpringen. Die beyden Abarten aber ſind etwas zärtlich, und geben, wenn ſie auch gleich im Frühjahre mit Sorgfalt vorwärts gebracht ſind, doch nicht allezeit reifen Samen. Wenn man alſo Gelegenheit hat, ſie in einem Gewächs-Hauſe durch den Winter bringen zu können, ſo ſäe man lieber den Samen im May auf eine ſchattige Rabatte, pflanze die Pflanzen hernach in Töpfe, und ſenke dieſe bis an den Rand in die Erde, begieße ſie bey trockner Witterung gehörig, ſtelle ſie am Ende des Oct. in ein Gewächs-Haus, und ſtürze ſie endlich im folgenden Frühjahre mit voller Erde auf die ihnen beſtimmten Stellen.

Die

* * *

Die Stöchas, oder das Stöchas-Kraut, Stoechas *Tourn.* haben die neuern Kräuter-Lehrer billig mit dem Lavendel vereinigt, indem beyde in Anſehung der Blume und Samen mit einander übereinkommen, und nur in der Blüth-Aehre einige Verſchiedenheit zeigen. Der Lavendel trägt länglich-rundliche Aehren, mit kurzen Deckblättern; die Stöchas aber viereckige Blumen-Aehren, mit größern Deckblättern, und einem gefärbten Blätter-Strauße oder Zopfe über der Aehre. Tournefort führt zwey Arten Stöchas an, davon die eine ehedem in der Medicin gebräuchlich war, deswegen ich auch beyde unter dieſem Nahmen beſchreiben werde.

1. **Die arabiſche Stöchas, das wälſche Lavendel, ganzblätterige zopfige Lavendel,** römiſcher oder großer wälicher und fremder Kümmel oder Thymian, Στιχας *Dioſc* Στοιχας *Galen.* Lavandula Stoechas, foliis lanceolata-linearibus integerrimis, ſpicis comoſis *Linn.* Stoechas arabica officin. Fr. Lavande d'Eſpagne, Steca, Stoechados; Ital. Stechade; Engl. common Stoechas, or French Lavender, or Stikadore. Nicht Arabien, ſondern das ſüdliche Europa, iſt ſein Vaterland. Dieſes immergrünende kleine Strauch-Gewächs ſoll in Spanien, Frankreich und Italien, wo es wild wächſt, an 3 Fuß Höhe erreichen; in unſern Gärten bleibt es viel niedriger, zeigt viele aufgerichtete Zweige, und an dieſen ſchmahle, völlig ganze, ſtumpf zugeſpitzte, blaßgrüne, ungeſtielte und einander gegenüber geſtellte Blätter. An der Spitze des Stängels und der Zweige ſteht die Blumen-Aehre, welche, wenn man ſie genau betrachtet, achtzeilig iſt, oder die Blumen in acht Reihen dicht an einander geſtellt ſind, wovon aber nur vier zu gleicher Zeit aufblühen. Sowohl

zwiſchen den Blumen ſtehen dünne, rauche, herzförmige, zugeſpitzte, blaue, mit vielen Adern durchzogene Deckblätter, als auch dergleichen, noch größere, über der ganzen Aehre, welche einen beſondern Zopf und Zierrath formiren. Der Kelch iſt in zwey Lippen getheilt; die obere breitere und herzförmige bleibt ungetheilt, die untere aber zeigt 4 kurze, ſpitzige Einſchnitte. Das dunkelblaue oder purpurrothe, zuweilen auch weiße, Blumenblatt iſt gleichfalls in 2 Lippen zerſchnitten, und die obere in 2 rundliche und größere, die untere in 3 kleinere, einander ähnliche Einſchnitte getheilt. Die 4 Staubfäden liegen in der Röhre des Blumenblattes verborgen. Der Griffel trägt einen ſtumpfen Staubweg. Die 4 Samen ſind klein und eyförmig. Die Pflanze blüht in hieſigen Gärten den ganzen Sommer über, und hat, vornehmlich in der Blüthe, einen ſtarken Geruch, wodurch ſie den Lavendel noch übertrifft.

Dieſe Pflanze wird am beſten aus Samen gezogen. Man ſäe denſelben in der lezten Woche des März oder im April, auf ein Beet in leichte Erde, harke ihn ſeicht unter, begieße das Samen-Beet um jeden andern Morgen gelinde, und beſchatte es von 11 bis 3 Uhr mit Matten. In etwa 4 Wochen pflegen die jungen Pflanzen zu erſcheinen, und müſſen dann bey trockner Witterung begoſſen, und wenn ſie 2 oder 3 Z. hoch ſind, vorläufig verpflanzet werden. Man bereitet dazu ein leichtes und trocknes Stück Land, harket daſſelbe eben, theilt es in Beete ab, pflanzt die Pflanzen auf ſolche 5 bis 6 Z. weit ins Gevierte, begießt ſie und hält ſie in Schatten, bis ſie angeſchlagen ſind; hernach bedürfen ſie im erſten Sommer keiner weitern Wartung, als der Reinigung von Unkraut. Wenn aber der folgende Winter heftig ſeyn ſollte, müſſen ſie mit Matten, Erbs-Stroh, oder andern leichten Sachen gegen den Froſt, welcher

cher ſie, da ſie noch jung ſind, beſchädigen würde, bedeckt werden. Im folgenden März, oder im Anfange des Aprils, müſſen ſie endlich förmlich verpflanzet werden, und zwar, wo möglich, bey warmer und feuchter Witterung, dürfen aber nicht lange auſſer der Erde bleiben, weil ihre Wurzeln ſonſt trocken werden, und ſie dann nachher ſelten recht gut anſchlagen. Sie lieben einen warmen, trocknen, ſandigen oder kieſigen Boden; und je magerer derſelbe iſt, deſto beſſer können ſie die Winter-Kälte ertragen, wofern der Boden nur trocken iſt. In einem fetten, feuchten Boden wachſen ſie im Sommer zwar ſtärker, blühen dann aber auch nicht ſo gut, gleichwie ihre Blüthen-Aehren dann auch nicht ſo ſtark aromatiſch riechen. Eine Eigenſchaft, welche ſie mit den meiſten andern aromatiſchen Pflanzen gemein haben! Man kann die Stöchas aber auch, ſo wie den Lavendel und die Spieke, durch Zertheilung der Stöcke, oder durch abgeſchnittene Zweige, im Frühjahre ziehen, welche ſo lange, bis ſie ſich eingewurzelt haben, feucht gehalten, und in der Folge, eben wie die aus Samen gezogenen Pflanzen, gewartet werden müſſen. Weil aber die aus Samen gezogenen Pflanzen beſſer ſind, als die auf jene Art gezogenen, ſo verlohnt es ſich kaum der Mühe, ſie auf jene Art zu ziehen, zumahl der Same bey uns ſehr gut reif wird.

Dieſe Pflanze iſt gleichfalls wirkſam, denn ihre Blätter, zwiſchen den Fingern zerrieben, riechen nach Campher. Die Blumen aber, oder vielmehr die ganzen Aehren, werden nur zum Gebrauch geſammelt; ſie haben einen angenehmen, ſtarken, gewürzhaften Geruch, und bitterlich heißen Geſchmack. In der Deſtillation geben ſie ein reichliches ſtark riechendes Oehl, und wenn ihnen dieß genommen iſt, ſo bleibt ein bitterliches, etwas zuſammenziehendes Extract zurück. Bey den neuern Aerzten iſt die Pflanze nicht

im Gebrauch, weil man ihre Blumen alt und verdorben findet, und den Lavendel wohlfeiler und kräftiger haben kann. Sie werden noch zum Syrupo de Stoechade *Fernel.*, zur Hiera diacolocynthidos, zur Theriaca *Andromachi ſenioris,* zum Mithridatio *Damocratis,* zum Vnguento martiato, und zum Emplaſtro de ranis, genommen.

Es giebt noch eine Pflanze, die in den Apotheken Rain-Blume, Gnaphalium Stoechas Linn. Stoechas citrina, Elichryſum ſ. Stoechas citrina anguſtifolia C. B. heißt; ſie hat aber weder die Geſtalt noch die Kräfte der im Vorhergehenden beſchriebenen Stoechas-Blumen.

2. **Die federartige Stöchas, der federartige zopfige Lavendel,** Lavandula dentata, foliis pinnato-dentatis, ſpicis comoſis *Linn.* Stoechas altera ſ. Stoechas criſpo folio *Cluſ.* Succudus Avicennae Myconi *Dalech.* Lavandula foliis crenatis *Tourn.* wächſt in Spanien und dem Morgenlande, iſt immergrünend, nach Verſchiedenheit des Alters einige Fuß hoch, in viele Zweige verbreitet, und dieſe mit Blättern beſetzt, welche einander gegenüber ſtehen, breit, rauch und der Länge nach in parweiſe geſtellte Lappen zerſchnitten ſind. Die Blumen-Aehre iſt wie bey der erſten Art beſchaffen, die Blumen aber und die Zopf-Blätter ſind mehr hellblau.

Car. *Linnaei* fil. Diſſ. de Lavandula. Reſp. *J. D. Landmut.* Vpſal. 1781. 4.

D. überſ. u. d. T. Carl's von Linné, des Sohns, Abhandlung vom Lavendel-Kraut, ſt. im 1 Th. der von Jo. Jac. Römer aus dem Lat. überſ. Abhandlungen der ſchwediſchen Aerzte. (St Gallen, 1785, gr. 8.) S. 25 — 31.

Lavendel, (Berg-) ſiehe Poley.
— — (breitblätteriger) ſ. oben, S. 541.
— — (canariſcher See-) ſ. oben, S. 559.
— — (gefiederter) ſ. eb. daſ.
— — (gemeiner) ſ. oben, S. 540.
— — (großer) ſ. oben, S. 541.
— — (kleiner) ſ. oben, S. 540.

Laven-

Lavendel, (ſchmahlblätteriger) ſ. oben, S. 540.
— — (See-) canariſcher, ſ. oben, S. 559.
— — (vielſpaltiger) ſ. eb. daſ.
— — (wälſcher) ſ. oben, S. 561.
— — (wilder) ſ. Poley.
— — (zopfiger) ſ. oben, S. 561.
— — (Zwerg-) ſ. oben, S. 542.
Lavendel-Balſam, ſ. oben, S. 555.
Lavendel-Branntwein, ſ. oben, S. 548.
Lavendel-Eſſig, ſ. oben, S. 558.

Lavendel-Gras, Anthoxanthum odoratum *Linn.*; ſ. Ruch-Gras.

Lavendel-grau, Fr. Gris de lavande, Gris lavandé, iſt eine Farbe, welche die Färber den Tüchern und Zeugen geben. Sie entſteht aus der Vermiſchung von blau, falb und roth, indem man nur eine ſchwache Schattierung von Roth macht.

Lavendel-grün, Fr. Cramoiſi lavandé, iſt eine Farbe der Tücher und Zeuge, welche entſteht, wenn man dieſelben erſt hellblau oder bleumourant färbt, und ſodann ſolche in eine gar ſchwache Farben-Brühe von Purpur oder Carmeſin bringt.

Lavendel-Oehl, ſ. oben, S. 551.
Lavendel-Spiritus, ſ. oben, S. 549.
Lavendel-Waſſer, ſ. oben, S. 548.

Lavenia, Waſſer-Verbeſine; ſ. unter Verbeſine.

Lavenza, eine kleine Stadt am Meere, wo der Fluß Lavenza in daſſelbe fällt, in den Fürſtenthümern Maſſa und Carrara, in Ober-Italien. Der Ort hat einen Hafen, welcher 1751 angelegt, und mit einer Cittadelle verſehen worden iſt.

Laver, ſiehe Tuſchen. Waſchen.

Lavete, ſiehe Laffete, im LVIII Th., S. 702.

Laveton, heißt bey den Walk-Müllern, die grobe Wolle, die in den Walk-Stöcken, worin die Tücher und Zeuge gewalket werden, zurück bleibt und abge-

ſchlagen wird. Diejenige, welche grau iſt, kommt von den gröbſten Zeugen, als: von dem Bureau; diejenige, welche weißer iſt, und auch Bournaliſſe genannt wird, kommt von den feinſten Zeugen. Man macht ſchlechte Matratzen von dieſer Wolle; es iſt aber den Tapezierern verbothen, ſolche Matratzen zu machen, deren Aeuſſerſtes zwar von guter, das Innerſte aber von grober Wolle iſt.

Lavet-Stein, Lavetz-Stein, eine beſonders im Oberdeutſchen übliche Benennung eines weichen thonartigen Steines, welcher eigentlich ein mit Glimmer vermiſchter Seif-Stein iſt, und häufig zu Töpfen, Tiegeln und andern Gefäßen verarbeitet wird, daher er auch Topf-Stein heißt.

Der Nahme iſt aus dem Ital. Lavezzo, eine Pfanne, welches wieder von dem Latein. Lebes, herkommt, (daher er auch Lebet-Stein genannt werden könnte, woraus Einige mit Unrecht Leber-Stein gemacht haben); er bedeutet alſo eben das, was der mehr hochdeutſche Nahme Topf-Stein ſagen will, unter welcher leztern Benennung auch davon gehandelt werden wird.

Lavey, Lawey, iſt eigentlich holländiſch. Das Zeitwort läveyen bedeutet in dieſer Sprache überhaupt ſo viel, als: ſich ausruhen, Raſt-Tag halten, die Arbeit auf einige Zeit ausſetzen. Bey dem Deich-Weſen aber heißt Lavey insbeſondre ſo viel, als ein höchſt sträflicher Aufſtand, den unruhige, in gewiſſen Verdingen ſtehende Deich-Arbeiter machen, wenn ſie in Menge verſammelt, unzufrieden mit dem bisherigen, ihnen vorher bedungenen Verdienſte, nach erſt heimlichem, dann auch öffentlichem Murren, plötzlich die Arbeit niederlegen, ſaufen, ſchwelgen und lärmen. In dieſem Verſtande kommt denn dieſes Wort auch noch in alten Deich-Ordnungen, und in den wenigen alten Büchern, die vom Deich-Bau han-

handeln, vor. Die Deich=Arbeiter fordern durch das **Lavey** mit Gewalt, was ſie, der Billigkeit nach, mit Güte nicht erhalten können. Sie werden einen ſolchen Aufruhr aber auch nicht leicht eher machen, bevor ſie gewiß ſind, daß der Ober=Aufſeher, entweder bey dem bekannten Mangel an Arbeitern, oder auch bey dem Mangel an der unſchätzbaren und unwiederbringlichen Zeit, dadurch in die äuſſerſte Verlegenheit, ja Gefahr und Noth geſetzt werden, und man ſie, ohne Land und Leute offenbar in Gefahr zu ſetzen, nicht entbehren könne; wie z. B. bey eiligſter Herſtellung der Deich= und Grund=Brüche, bey Anlegung neuer Deiche, Siehl= und Schleuſen=Bau, u. dgl. m. Das öffentliche Zeichen eines ſolchen Aufruhres, der zuweilen auſſerordentlich weit gehen kann, beſteht, nächſt Unterlaſſung der Arbeit, in öffentlicher Ausſteckung des Laveyes, indem die mißvergnügten Arbeiter ihre Lumpen, wie auch Stroh=Bünde, als Fahnen, an Stangen befeſtigen, aufſtellen und herum tragen; die ſogenannten Koyer= und Keuer=Haken umkehren, und ſodann auf deren ſonſt untern eiſernen Spitzen ihre Hüte ſtecken und tragen; die Buden der, zum Behuf einer ſolchen Menge Arbeitsleute nöthigen, Marketender zerſtören; und was dergleichen raſender Unfug mehr iſt.

Der dem kurhannöver. Ober=Deichgräfen im Herzogthum Bremen, Hrn. G. S. Benzler(*) bekannt gewordene lezte, wichtigſte und gefährlichſte Aufruhr dieſer Art, iſt im J. 1765 bey einer überaus anſehnlichen neuen Bedeichung des Jever=Landes am Ausfluſſe der Weſer vorgefallen. Nach der Nachricht, welche er davon durch einen glaubwürdigen Freund erhalten hat, der ſelbſt dabey gegenwärtig geweſen war, waren Tauſende bey dieſem

 Bau,

(*) S. Deſſen Lexikon der beym Deich= und Waſſerbau vorkommenden Kunſtwörter und Ausdrücke, 2 B. (Lpz. 1792, 8.) S. 262.

Bau, aus allen möglichen Nationen, zur Arbeit verſammelt. Um eine ſo große, äuſſerſt aufrühriſch gewordene Menge wieder zur Ruhe zu bringen, die ſich zum Theil zulezt ſogar mit Feuer-Gewehr verſehen hatte, mußte endlich die nächſte Garniſon zu Hülfe genommen, und aus Kanonen zwiſchen ſie gefeuert werden, wobey es dann freylich ſowohl Todte als Bleſſirte gab. Die verſchiedenen Bedingungen aber, welche ſich dieſe Aufrührer, zur Bezahlung ihrer Arbeiten, mit Gewalt eine Zeitlang vorher ſchriftlich zu verſchaffen gewußt hatten, wurden nachher, ob ſie gleich von den Aufſehern unterſchrieben waren, doch billig nicht erfüllet, weil ſie aus Furcht erpreſſet worden waren.

Von der gerechten Beſtrafung einer ſolchen Meuterey, ſ. Hackmann de Jure Aggerum, und Hrn. v. Hundrich Entwurf des jezigen Deichrechts der Grafſchaften Oldenburg und Delmhorſt.

Lavey-Baum, Holl. Lavey-Boom. Damit bey einem großen und weitläuftigen Deich- und Waſſer-Baue, die dazu nöthigen vielen Arbeiter täglich die jedesmahligen Arbeits-Stunden ſowohl ordentlich und genau anfangen, als beſchließen, und keiner dabey nach dem andern zu warten nöthig habe, ſo pflegen Einige auf einer benachbarten Anhöhe, oder in der mittlern Gegend der Bau-Stelle, eine hohe Stange aufzurichten, an welcher ein Korb auf- und niedergezogen werden kann, um dadurch die Arbeits- und Ruhe-Stunden den oft weit aus einander zerſtreueten Arbeitern kurz und gut anzuzeigen. Eine ſolche Stange heißt ein **Lavey-Baum**. Es wird derſelbe einem vorzüglich achtſamen und zuverläſſigen Arbeiter ganz allein überantwortet, der ihn dann jedes Mahl nach der Uhr des, den ganzen Tag bey der Arbeit gegenwärtigen, Aufſehers, ein für alle Mahl ſorgfältig ſtellet.

Lavieren, L. obliquare curſum navis; modo in hanc, modo in aliam partem navem flectere; Fr. bordaier, bordeyer, courir bord ſur bord, louvier, louveïr o;

voïer; Engl. lavear; Dän. lovere; Holl. laveeren, boegkruiſen, waiffelen, t' Waater met de boeg kruiſen, heißt, in der See-Fahrt, ſich mit dem Schiffe, ſo viel möglich, gegen den Wind halten, oder bey dem Winde legen, bald mit dem Steuerborte, oder der rechten Seite, bald mit dem Backborte, oder der linken Seite des Schiffes, indem man es mit dem Boeg, dem Schnabel oder dem Galion, bald auf die eine, bald auf die andere Seite wendet. Dieſes geſchieht, wenn der Wind contrair, d. i. dem Laufe eines Schiffes zuwider, iſt, und man verhindern will, daß das Schiff nicht allzu weit von ſeinem Striche oder Laufe abkomme; manchmahl geſchieht es auch deswegen, wenn man mit dem Schiffe nicht vorrücken, aber auch nicht zurück will.

Man ſagt: unſer Lauf war nach Norden, der Wind auch nördlich; da es nun nicht möglich iſt, dem Winde entgegen zu laufen, ſo muß man lavieren, und bald öſtlich, bald weſtlich Schläge machen, um ſich ſo wenig als möglich von dem Cours zu entfernen. z. B. der Ort der Beſtimmung liegt Oſt, ſo iſt der gerade Cours-Wind Weſt; wenn der Wind aber nord-oſt zu nord oder ſüd-oſt zu ſüd wehet, und man hat es mit dieſem laviert, ſo heißt es: das Schiff hat auf eilf Strich laviert. Da der Wind alsdann die Segel halb trifft, ſo drückt er das Schiff ſo, daß es auf der Seite läuft, mehr oder weniger, nach dem es beſſer oder ſchlechter dazu gebauet iſt. Es iſt kein Schiff, mit dem man beſſer lavieren kann, als mit dem Huker.

Im gem. Leben heißt lavieren auch wohl figürlich: ſich in die Zeit ſchicken, nachgeben, behutſam verfahren, ſtille ſitzen, in Erwartung bequemer Gelegenheit ſich leidentlich verhalten; zuſehen, wie es kommen werde; L. exſpectare rei eventum. Man

muß in dieſer Sache ein wenig lavieren. Ich will ſo lange lavieren, bis ich meine Zeit erſehe.

Vielleicht von lau, flau, ſo fern es in einigen Gegenden auch matt, kraftlos, bedeutet.

Lavine, ſiehe **Lauwine**, oben, S. 450.

Lavoir, ſiehe *Lavaderos*. **Waſch-Becken**.

Lavor, im gem. Leben einiger Gegenden, ein Waſch-Becken, aus dem Franzöſ. Lavoir, im mitlern Lat. Lavarium.

Lavoro, (**Terra di**) ſiehe in den Supplementen **Campanien**.

Lavot, iſt, zu Cambray, in Frankreich, ein Getreide-Maß. 4 Lavots machen eine Raziere: die Raziere hat $7\frac{1}{3}$ Boiſſeaux zu Paris.

Lawanſaari, die volkreichſte und zur Bewohnung bequemſte Inſel im finniſchen Meerbuſen, auf welcher ſich 40 Familien aufhalten, die eine mit der peniſchen gemeinſchaftliche Kirche haben. Es pflegen hier auch Taucher zu ſeyn, weil dieſe Inſel in der Mitte zwiſchen den übrigen liegt, wo ſie die Nachrichten von Strandungen am leichteſten einhohlen können. Die Größe dieſer Inſel beträgt 7 Werſt in die Länge, und 4 Werſt in die Breite. Sie iſt an der St. petersburgiſchen Fahrt, von dieſer Reſidenz 120, von Wiburg 82, und von dem ingermanländiſchen Ufer 25 Werſt, in der See entlegen.

Von dem nordöſtlichen und öſtlichen Ende der Inſel treiben zwey Halb-Inſeln aus, welche gegen die Inſel ſelbſt ganz ſchmahl ſind, und in den Augen der Finnen wie Schenkel ausſehen mögen, weil ſie dieſer den Nahmen **Lawanſaari** von den finniſchen Wörtern: Lawa, ein Schenkel, und Saari, eine Inſel, beygelegt haben.

Verſchiedene kleine Inſeln und Untiefen umgeben auf der nordweſtlichen Seite die Haupt-Inſel, die aber nicht finniſche, ſondern von der ſchwediſchen

Spra-

Sprache herſtammende Nahmen haben, als: Eis-louri, Langouri, Mauſauri, Kuckauri, Kierckauri ꝛc. von den ſchwediſchen Wörtern Is läng, Moos-Kock-Kär, und dem alten gothiſchen Eur oder Our, eine Inſel. Hierzu kommen noch die deutlichern Benennungen zweyer Steine, Landſten und Stor-ſten, oder nach der finniſchen Mund-Art Tour-ſteini; woraus zu muthmaßen iſt, daß Lawanſaari auch von dieſer Nation bewohnt worden iſt. So viel iſt gewiß, daß die ſchwediſche Armee ſich hier zu einer Kriegs-Zeit lange aufgehalten, und ſchon vor der Reformation eine kleine hölzerne Kirche aufgebauet hat, welche noch, wiewohl gänzlich eingefallen, zu ſehen iſt. Die Wände dieſer Kirche ſind über die 10 Balken in die Erde verſunken, und mit rother Kreide vollgeſchrieben, welche Gewohnheit man im Chriſtenthume in den erſten Jahrhunderten, ehe die Gemählde und Altar-Tafeln aufkamen, gehabt hat. Auch ſind hier noch ein Par alte katholiſche in Holz geſchnittene Heilige, von denen man nicht weis, was für wichtige Perſonen ſie vorgeſtellt haben, und Maria mit ihrem Kinde auf dem Arme.

Dieſe Seite iſt bis auf eine Werſt von der erwähnten kleinen Inſel, rein und fahrbar; die ingermanländiſche aber ſowohl, als der ganze Sund, iſt voller Untiefen und Sand-Bänke. Dem ungeachtet hat die ruſſiſche Admiralität auch da eine Fahrt ausfindig gemacht, und dieſelbe auf den See-Karten anzeichnen laſſen. Diejenigen Ausländer, welche dieſe Karten haben, ſuchen daher im ſüdlichen Winde mit gutem Wetter hier zu lavieren, um einigen Vortheil zu gewinnen, welches doch nicht allen ſonderlich wohl gelungen iſt, vermuthlich weil ſie durch den Strohm in ihrer Ausrechnung betrogen worden ſind.

Häfen ſind auf Lawanſaari drey, von welchen aber nur einer an dem öſtlichen Ende ſo tief iſt, daß die

die Schiffe durch Beyhülfe dortiger Einwohner, die alle Krümmen und Wendungen genau wiſſen, daſelbſt einlaufen können; er iſt aber weder auf dem ausländiſchen noch hieſigen See-Atlaſſe aufgenommen. In die zwey übrigen können nur Böthe und Lodien bey gutem Wetter einkommen; ſie ſind ſeicht, enge, ſteinig und gekrümmt, und die Einwohner ſelbſt können mit genauer Noth ſich vor dem Anſtoßen kaum in Acht nehmen. Es hat ſich oft zugetragen, daß ſie ſowohl hier, als auf Tyters in den Häfen ſcheitern mußten, nachdem ſie die See glücklich überfahren hatten.

In alten Zeiten iſt der Fiſch-Fang auf Lawanſaari einer der beſten geweſen. Die Scheren und Sunde zwiſchen den großen und kleinen Inſeln ſind nicht nur viel tiefer geweſen, ſondern der Boden hat auch Schilf und Binſen zum Schatten, und verſchiedene zur Nahrung der Fiſche dienliche See-Kräuter in Ueberfluß hervor gebracht, welches alle in dieſem Gewäſſer befindliche Gattungen Fiſche, als: Lachſe, Hechte, Bärſche, Sandaten, Aale, Sicken von der beſten Sorte und die größten Kaulbärſche dahin gelockt hat. Nun iſt aber dies gänzlich verändert; das Waſſer hat abgenommen, der Boden iſt von Trieb-Sande angefüllt, und unfruchtbar geworden. Wo ehedem ganze Tiefen geweſen ſind, und man noch vor 50 Jahren die Wathe gezogen hat, iſt izt trocknes Land, wo man entweder die Böthe aufzieht, Heu mähet, oder das Vieh weidet; deswegen werden auch von genannten Fiſchen nur wenige gefangen; ſogar Ströhmlinge ſind wenige vorhanden. Es giebt an den Ufern eine Art Mücken, die beynahe ſo klein ſind, wie Staub; dieſe bekommen das Leben, ſobald die Frühlings-Luft erwärmt iſt, behalten es aber nicht länger, als bis ſie ſich vermehrt haben; es ſind ihrer gemeiniglich ſo viele, daß ſie die Steine am Ufer ganz bedecken; die dortigen

ſigen Bauern nennen ſie Ströhmlings-Mücken, und ihre Sammlung ſehen ſie für die rechte Zeit des Ströhmling-Fanges an, welcher, ihrer Meinung nach, zugleich mit der Leichzeit der Ströhmlinge einfallen ſollte. Dieſes Kennzeichen hat aber die Inſulaner insgeſammt ſchon einige Jahre nach einander betrogen. Die Ströhmlinge haben ihre Leich-Zeit weit früher gehabt, als ihre Verräther, die Mücken, das Leben bekommen, und in der Zeit, da die Bauern noch ſicher in ihren Stuben geſeſſen und an den Netzen geſtrickt haben.

In der Mitte dieſer Inſel iſt auch ein kleiner See, wo Hechte, Bärſche, Rothaugen und kleine Kaul-Bärſche gefangen werden; ingleichem werden hier Karauſchen aus einer kleinen ſeichten Pfütze gefangen, wo keine andere Fiſche ſich aufhalten.

Das Land auf Lawanſaari iſt nicht ſo unfruchtbar, daß es nicht zum Ackerbau dienlich wäre. Man findet auch noch verſchiedene Felder, wo die alten Furchen beweiſen, daß es in vorigen Zeiten bearbeitet geweſen iſt; von den jezigen Einwohnern ſind ſie aber meiſtentheils zu Heuſchlägen gemacht worden; welche doch zu ihrem Behuf nicht zureichen, weil ſie hier nicht nur mehr Hornvieh, als auf den andern Inſeln, ſondern auch mehr Pferde unterhalten, mit welchen ſie Stroh und Heu aus Ingermannland ſchleppen, auch wohl mitten im Winter auf den Seehund-Fang fahren, wenn das Eis zuverläſſig ſtark und glatt iſt; nur die beſten Bauern ſäen etwas Rocken und Rüben aus.

Der ehemalige Arendator Pihlman hat hier auf der ihm zugehörigen Heimath einen Moraſt aufgenommen, und ſo weit gebracht, daß auf demſelben ſchon ſowohl Korn, als Gras, gewachſen iſt; dieſe Arbeit iſt aber nach ſeinem Tode, theils durch das Unvermögen und die Nachläſſigkeit ſeiner Erben, theils

durch

durch die Mißgunſt der übrigen Inſulaner, ſtehen geblieben, und der Moraſt wieder in ſeine vorige Wüſte verwandelt worden.

Die Einwohner ſtammen meiſtentheils aus dem wederlariſchen, Kymmene und Bidkåd Kirchſpielen her. Sie haben auch die Sitten, die Sprache und die Gewohnheiten dieſer ihrer Landsleute ſehr lange, und bis auf 20 Jahr zurück, beybehalten, weil ſie bis dahin die vorige Bekanntſchaft nicht nur durch Handel und Wandel, ſondern auch durch Heurathen fortgeſetzt haben; durch den willmanſtrandiſchen Krieg aber wurde der finniſche Handel unterbrochen, und die lawanſaariſchen Einwohner waren genöthigt, mit den Ingermannländern Bekanntſchaft zu ſtiften; aus dieſer Bekanntſchaft iſt hernach nicht nur eine ſo große Freundſchaft unter ihnen entſtanden, daß ſie auch die dortige Leibeigenſchaft nicht ſcheuen, ihre Töchter hingeben, und ſich unter einander heurathen, ſondern die finniſche Freundſchaft hat auch dadurch faſt gänzlich aufgehört. Die Sitten und Gebräuche der Lawanſaarer ſind alſo nun ein Miſchmaſch von dem Ingermannländiſchen und Finniſchen; und wer izt von ihnen ſchön ſprechen will, der ſtreuet ingermannländiſche und ruſſiſche Wörter mit ein. Die Reinlichkeit wird hier noch genau genug beobachtet. Sie haben gute reinliche Wohnſtuben und hübſche Schlaf-Zimmer mit Kammern; für die Fremden werden dieſe Zimmer wohl gefeget, und mit Grånſtrauch wohlriechend gemacht. Das Eſſen wird ſo ziemlich zugerichtet, und der Tiſch ordentlich mit Tiſch-Tüchern und Servietten gedeckt, welches man für ein Ueberbleibſel und eine Nachahmung der ehemahligen herrſchaftlichen Zeit anſehen kann. Die geſtrengen Herren Pächter, Lacoſta Pihlmann und Klipping, haben hier Stolz, Verſtellung und Schmeichelen eingeführt; ſie haben ſich hier faſt anbeten laſſen. Nun ſind die Leute auf die-

dieſer Inſel meiſt uneins, neidiſch und unverträglich. Nur einige alte Familien, die mit einander in naher Verwandtſchaft ſtehen, haben noch gemeinſchaftlichen Fang, und andere zur Nahrung gehörige Verrichtungen; dieſe ſtehen ſich auch ſehr wohl, und halten alle die übrigen, deren Uneinigkeit und andere Laſter ſie ſich zu Nutze machen, in beſtändiger Verpflichtung; ſie ſtrecken ihnen Lebens-Mittel vor, und ſchenken Bier und Branntwein, welches die Ehſt- und Ingermannländer, zumahl im Winter, faß- und fuderweiſe hinbringen. Sobald dann der Fiſch-Fang angeht, muß das Geborgte theuer bezahlt werden, und die Schuldner und Trunkenbolde behalten manchmahl nichts, oder nur ein Weniges, übrig; darum ſind ſie auch ſehr arm und ausgehungert, und müſſen ſich die meiſte Zeit mit der elendeſten Speiſe von Kräutern und Baum-Rinden behelfen. Doch ſind ſie ſehr fertig im Leſen, und vom Chriſtenthume ſprechen ſie ganz vernünftig und mit guter Ueberlegung.

Der Wald iſt hier noch ziemlich ſtark, wiewohl ihn die Einwohner nicht ſonderlich geſparet haben. Schon zu Lacoſte's Zeiten ſind die Birken und Ellern zu Brennholz ausgeſucht und nach St. Petersburg transportirt worden. Der ehemahlige Director der Taucher-Compagnie, Klipping, verwaltete einige Zeit die Pihlmanſche Heimath, als Vormund der Pihlmanſchen Erben, und ruinirte den Wald auch auf einige Tauſend Balken. Er war Willens, daſelbſt eine Papier- und Pulver-Mühle aufzubauen; aus dem Projecte aber iſt nichts geworden; auch haben die Bauern einige Jahre nach einander Fahrzeuge und Böthe zum Verkauf gebauet, weil ſie ſich mit dem Fiſch- und Seehund-Fange nicht haben ernähren können, wodurch denn der Wald auch ſehr abgenommen hat.

Von

Von wilden Thieren ſind hier nur wenige Haſen, Füchſe und Eichhörner. Die Wölfe kommen auch dann und wann im Winter von der ingermannländiſchen Seite herüber, aber halten ſich hier nicht lange auf. Uebrigens beſuchen die Zigeuner dieſe Inſel jährlich. Es lockt ſie zwar der Pferde-Handel nicht dahin, denn die Einwohner verſtehen ſich nicht darauf; ſie ernähren ſich aber ſowohl hier, als auf dem feſten Lande, mit ihren abergläubiſchen Gaukeleyen; ſie curiren ihre Kranken, ſegnen Kinder und Kälber, und unterrichten den Pöbel in allerley Bosheiten, z. B. wie ſie ſich an einander rächen, und vor der Rache eines Beleidigten in Acht nehmen ſollen ꝛc.; und ſie ſind gewiß weit glücklicher, ſich Proſelyten zu machen, als hundert Prediger und Miſſionarien, und ſie zwacken den Einfältigen das einzige und lezte Bißchen Brod aus dem Munde.

Von zahmen Thieren werden hier mehrere Kühe und Schafe, auch 15 bis 20 Pferde unterhalten, auch muß man hierzu die Hunde rechnen, die hier eben ſo werth, als auf den übrigen Inſeln, geachtet werden.

In vorigen Zeiten haben ſich auf dieſer Inſel Vögel von verſchiedenen Gattungen aufgehalten. Man hat hier Birkhühner, allerley Arten Aenten, Gänſe und Schwäne, zumahl im Frühjahre und Herbſte, in Menge gehabt; dieſe leztern, nähmlich die See-Vögel, haben ſich hier auch den Sommer über in großer Menge aufgehalten; die Kinder ſollen auf den kleinen Inſeln und an den Ufern in einigen Stunden ſo viel Eyer aus ihren Neſtern zuſammengebracht haben, als ſie nur haben bergen und mit ſich nehmen können. Und eben dieſe unbarmherzige und thörichte Wirthſchaft muß auch das Wild ſowohl hier, als an andern Orten in Finnland, abgeſchreckt, und weit nach Norden vertrieben haben, weil hier izt ſo wenige, und faſt keine von erwähnten Gattungen ſich aufhal-

halten; Adler, Habichte, Krähen und Sperlinge aber ſind hier genug. Mit der Elſter hat es hier eine gleiche Bewandtniß, als auf Hochland; ſie kommt nur dann und wann, wie man ſagt, ein Unglück zu prophezeyen, und pflegt wieder weg. Man giebt hier auch Achtung auf das Eingeweide der Fiſche, des Viehes, und vornehmlich der Schweine; iſt die Milz der Schweine im Herbſte dick und zuſammengezogen, ſo ſagt man, der folgende Winter ſey kurz und kalt; iſt ſie aber lang und ſchmahl, ſo ſoll der Winter auch lang und warm ſeyn.

Es haben zwar die finniſchen Bauern viel dergleichen Dinge, man iſt aber nicht im Stande, ſolche ganz auszuforſchen, weil ſie das Natürliche von dem Abergläubiſchen nicht unterſcheiden können, und ſich daher ſcheuen, dergleichen jemanden zu entdecken, der über Narrenspoſſen weg iſt; überdies beobachten ſie noch ganz genau die allgemeine Hexen-Regel, nähmlich: daß ſie ihre Künſte niemahls einem Prediger oder jemanden, der entweder älter iſt, oder ſie nicht ganz heilig annimmt, offenbaren. Ordentlicher Weiſe eröffnen ſie das Geheimniß ihren Kindern und Bluts-Freunden, bevor ihnen die Zähne ausfallen, oder auf ihrem Sterbebette, welches dieſe dann ſo heilig halten.

B. F. Hermann's Beytr. zur Phyſik, Oekonomie, Mineralogie, Chemie, Technologie und zur Statiſtik, beſonders der ruſſiſchen und angränzenden Länder, 1 B. (Berl. und Stett. 1786, gr. 8.) S. 226, fgg.

Lawele, ſiehe Pappel-Baum.

Lawey, im Deichbaue; ſ. Lavey, oben, S. 566.

Lawine, ſiehe Lauwine, oben, S. 450, fgg.

Lawſoniſche Pflanze, Lawſonia, iſt, bey Linné und Miller eine Gattung Pflanzen, deren Kennzeichen ſind: der kleine, ſtehen bleibende, vierfach getheilte Kelch; vier eyförmig ſpitzige, ausgebreitete Blumen-Blätter; acht Staubfäden, davon allemahl zwey

zwiſchen zwey Blumenblättern ſtehen; ein einfacher und mit einem köpfigen Staubwege ſich endigender Griffel; die kugelförmige mit dem ſtehenbleibenden Griffel verlängerte, vierfächerige, trockne Frucht, in welcher viele eckige Samen liegen. Linné hat nur folgende zwey Arten.

1. **Unbewehrte Lawſoniſche Pflanze**; orientaliſche, ächte Alkanna (*) oder Schmink-Wurzel; breitblätteriges ägyptiſches Liguſtrum, Lawſonia inermis, ramis inermibus Linn. Liguſtrum aegyptiacum Proſp. Alp. Aegypt. 47 (**). Liguſtrum aegyptiacum latifolium C. B. Alhenna ſ. Henna Arabum Walth. hort. 3. T. 4. pontaletſee. Rheed. mal. 4. p. 117, T. 57. Cyprus, Henna, Alcanna Rauwolf. itin. 60, T. 60. Dieſes immergrünende Bäumchen wächſt in Aſia und Afrika, und wird beſonders in Aegypten mit Fleiß gebauet. Die Wurzel iſt ungefähr fingersdick, faſerig, wo unter einem bluthrothen Häutchen eine weiße Subſtanz liegt, welche zuſammenziehend iſt. Der Stängel iſt ſtaudenartig, wird bis 10 F. hoch, und treibt viele viereckige, mit Gelenken verſehene Aeſte, parweiſe einander gerade gegenüber, welche zart und mit einer weißlich gelben Rinde bedeckt ſind. Die Blätter ſind länglich, klein

(*) Die orientaliſche Alkanna muß nicht mit der arabiſchen Alkanna verwechſelt werden, indem leztere nicht von dieſer Pflanze, ſondern von der filzigen Färber-Ochſenzunge, Anchuſa tinctoria Linn., von welcher im Art. Ochſen-Zunge gehandelt werden wird, herkommt. Die aufbewahrten Wurzeln von der orientaliſchen ſind dunkelröther, als der arabiſchen ihre.

(**) Johann Mariti, in ſeinen, von Haſe aus dem Ital. überſ. Reiſen durch die Inſel Cypern ꝛc. (Altenb. 1777. 8.) S. 540, fgg. giebt eine ganz gute Nachricht von Henna, oder, wie hier ſteht, Kenna, welches die ächte Alkanna oder Lawſonia inermis iſt. Er tadelt an des Proſper Alpinus Zeichnung, daß ſie zu kleine und zu ſchmahle Blätter habe.

klein und blaßgrün, endigen ſich mit ſcharfen Spitzen, und ſtehen einander gerade gegenüber. Die an dem Gipfel der Aeſte in lockern Trauben ſtehenden Blumen ſind klein, blaßgelblich oder unrein weiß, und von angenehmen Geruche, welcher aber, nach Maritt Verſicherung, den Europäern nach Moſchus zu ſtark und unerträglich iſt. Dieſes Gewächs iſt in Europa vielleicht nirgends anzutreffen, wenigſtens einer der ſeltenſten Einwohner in botaniſchen Gärten. Man kann es aus dem Samen ziehen, den man bald im Frühlinge auf ein Miſtbeet ſäet. Wenn die Pflanzen ſtark genug geworden ſind, ſetzt man ſie einzeln in kleine Töpfe, die mit leichter ſandiger Erde angefüllt ſind, und in ein Beet von Gärber-Lohe gegraben werden, erhält ſie im Schatten, bis ſie friſch eingewurzelt ſind, behandelt ſie übrigens wie den arabiſchen Kaffe-Baum, doch giebt man ihnen, beſonders im Winter, nicht zu viel Waſſer, erhält ſie beſtändig im Glas-Hauſe, und giebt ihnen bey warmem Wetter täglich friſche Luft.

Die Blätter in Milch gekocht und getrunken, ſollen den Schlaf vertreiben, und ſelbſt bey der Schlaf-Sucht nützlich ſeyn. Alle Theile in Waſſer gekocht, und in dieſem gebadet, wird bey Krämpfen und der Epilepſie angerathen. Aus den Blättern pflegen die Aegypter ein Oehl zu ziehen, welches Cyprus-Oehl genannt wird, und ſtark riecht. Der vorzüglichſte Gebrauch dieſes Gewächſes beſteht in Färben. Aus den getrockneten und zerriebenen Blättern machen ſie, mit Zuſatz von Citron-Saft, Wein-Eſſig und andern ſauern Sachen, einen Teig oder Brey, und erhalten dadurch eine ſehr ſchöne gelbe Farbe, womit die orientaliſchen Völker den Leib und deſſen Glieder zu bemahlen pflegen. Aus der Wurzel aber wird, mit Zuſatz von ungelöſchtem Kalk, eine brennend-röthliche Farbe verfertigt, womit dieſe Völker die

Zähne, die Nägel, das Geſicht, den Schweif der Pferde, die Tücher, die Leder, Holz, Wachs, ihre Salben u. d. gl. anſtreichen und färben. Siehe auch Alcanna, im I Th., S. 486.

Dieſe Wurzel wird auch in den Apotheken verkauft; man erhält aber niemahls die wahre und ächte, ſondern die falſche. Hin und wieder findet man auch in den Läden die grünen Blätter; und es wurden ſolche ehedem häufig aus Aegypten nach Europa gebracht.

Ob der Hebräer כפר, Copher, und der Griechen Cyprus, die Lawſonia inermis Linn. ſey, darüber hat Oedmann (*) folgende gelehrte Unterſuchung angeſtellt:

„Wenn der Herr Hofrath Michaelis gleich verſichert, er zweifle nicht, daß Copher, nach Celſius Angabe, der Araber Alhenna, und der Griechen Cyprus (Lawſonia inermis Linn.) ſey, ſondern erklärt, daß er wirklich dieſe Meinung von Copher ſo lange annehme, bis wichtigere Gründe ihn überzeugen, daß ſolches ein Irrthum ſey, ſo hat doch dieſer ſcharfſichtige Philolog in ſeinen arabiſchen Fragen, S. 140, drey Schwierigkeiten angegeben, welche mit der Auslegung dieſes Wortes verbunden ſind. Ob nun dieſe Einwürfe gleich von der Beſchaffenheit ſind, daß ſie eigentlich mit Entdeckungen auf der Stelle, wo Copher wächſt und gebraucht wird, erkläret werden müſſen, und ich mich daher nicht erdreiſte, eine hinlängliche Erklärung aus Autoren zu geben, die der Hr. Hofrath nicht ſollte vorher geſehen haben, ſo habe ich doch unmaßgeblich anführen wollen, was wir einigermaßen den von ihm angegebenen Schwierigkeiten abhelfen zu können geſchienen hat.

Die erſte iſt ganz und gar philologiſch. „Ich finde „nicht,“ ſchreibt Hr. Michaelis: „daß Alhenna in irgend einer morgenländiſchen Sprache Copher genannt „worden, und kann mir auch nicht wohl vorſtellen, daß „die Juden ſchon zu Salomon's Zeiten, den griechiſchen „Nah-

(*) Im 1 Heft ſeiner, von D. Gröning aus dem Schwed. überſ., vermiſchten Sammlungen aus der Naturkunde zur Erklärung der heil. Schrift, (Roſtock und Leipz. 1786, gr. 8.) S. 91, fgg.

„Nahmen dieſes Strauches: Cyprus ſollten angenom„men haben. Findet ſich dann dieſer Nahme als ein„heimiſch in irgend einem Dialect, und zwar ſo, daß „ſich eine wahrſcheinliche Etymologie dazu aufſpüren „läßt? ſo wäre aller Zweifel zernichtet ꝛc. ꝛc.“ So weit Michaelis.

Mir ſcheint eben keine Nothwendigkeit zu erfordern, daß man dieſen Nahmen Copher von der Griechen ihrem Cyprus entlehne. Denn warum können die Griechen den Nahmen Cyprus nicht von Copher geborgt haben? Alhenna iſt kein griechiſches Gewächs, die Griechen müſſen alſo den Nahmen zugleich mit der Kunſt, von dem Orte herbekommen haben, welcher dieſe Pflanze hervorbringt. Cyprus ſcheint auch eine griechiſche Flexion von der Hebräer Copher zu ſeyn; würden aber die Hebräer die Pflanze nach dem griechiſchen Nahmen genannt haben, ſo hätten ſie vermuthlich nicht Cyprus in Copher verwandelt. Ob Hr. Prof. Haven, der ſich eigentlich mit dem philologiſchen Theile auf der arabiſchen Reiſe beſchäftigte, einiges Licht in Abſicht des arabiſchen Wortes, daß Hr. Michaelis als den vermuthlichen Stamm angegeben, angezündet habe, iſt mir unbekannt. Der in den morgenländiſchen Etymologien bewanderte Prof. O. Rudbeck, der Jüngere, leitet Copher von dem hebräiſchen oder chaldäiſchen Worte (כפר) Cophar, (beſtreichen) her, und rechnet die Verwandtſchaft des Wortes mit dem ungariſchen Worte Kepiro (Mahler), und der Griechen καπωρισαι beym Strabo, aus (*). Ein Vermuthungs-Grund, welcher einen Leſer mit ſeinen Gedanken leicht auf Copher oder Alhenna, der gewöhnlichen Schmink-Art des Morgenlandes leiten kann. Aber ich kann mir keine Spur mit Gewißheit erinnern, daß die Juden ſolchen Gebrauch von Alhenna gemacht hätten (**). Der Nahme dürfte daher eben ſo gut ägyptiſch, als die Sitte, ſeyn.

 Wei-

(*) Diſſ. de Borith, p. 55.

(**) Daß Alhenna ſchon in den älteſten Zeiten zum Putze gebraucht, und inſonderheit die Nägel damit gefärbt worden, läßt ſich aus dem Zeugniſſe des Haſſelquiſt, daß er Mumien auf ſolche Art gemahlt geſehen habe, ſchließen. In der Bibel kommt eine Redens-Art von Wartung der Nägel vor, welche Harmar mit Alhenna zu erklären ſucht, die aber ſo allgemein iſt, daß ſie jede Art des Putzes ausdrückt. Nach 5 Moſ. 21, 12. mußte ein gefangen genom-

Weiter fragt Hr. Michaelis: „was im Hoh. Lie„de 1, 14. mit einer Traube von Cyprus gemeinet wer„den könne, wenn ihrer verliebter Weiſe gedacht wird? „Hier iſt nicht die Rede von dem Blatte, mit deſſen „Pulver die Morgenländer ſich färben, ſondern von „der Frucht oder der Traube. Pflegen dann die Frauen„zimmer dieſe Frucht ſo, wie an der angeführten Stel„le geſagt wird, (im Buſen) zu tragen?"

Ich antworte: So weit, auſſer des Celſius Beweiſe, auch die Zeugniſſe neuerer Gelehrten und eigentlicher Pflanzenkenner, des Linné, Haſſelquiſt(*) und Forſkål, die Angabe auſſer Zweifel ſetzen, daß Copher die Alhenna ſey, ſo iſt bloß die Frage, ob das hebräiſche Wort אשכל welches in der griechiſchen Ueberſetzung mit βοτρυς gegeben wird, richtig für die Frucht der Alhenna gehalten werde. Ich zweifle daran. Wenigſtens wird dieſes griechiſche Wort beym Dioſkorides ſo gebraucht, daß es von einem Blüthen-Buſche verſtanden werden kann. Hieronymus nimmt es in derſelben Bedeutung, und Hr. Niebuhr hat gleichfalls die Nachricht bekommen, daß Copher die Blüthe der Alhenna ſey.

nommenes heidniſches Mädchen, ehe ſie vor einem Iſraeliten zur Frau genommen wurde, geſchoren, und ihre Nägel geputzt, oder, wie es im Hebräiſchen heißt, zugerichtet werden. Wäre dieſes Putzen geſchehen, nachdem ihre Trauer-Zeit zu Ende geweſen, ſo könnte einiger Grund geweſen ſeyn, an dieſe Farbe zu denken; aber da dieſes ſogleich, und ehe noch der Trauer-Monath anfing, beobachtet werden ſollte, ſo wage ich nicht, anzunehmen, daß hier ein Färben der Nägel gebothen wird. Vom Mephiboſeth heißt es, 2 Sam. 19, 24. daß er weder ſeinen Bart noch ſeine Füße geputzet hätte; d. i. ſeinen Bart weder gekämmt noch geſalbt, nach den Begriffen jener Zeit von Reinlichkeit, denn von Scheren iſt nicht die Rede bey einem ſolchen Heiligthume, als ein jüdiſcher Bart iſt; oder ſeine Füße gewaſchen, welches gewöhnlich einen nothwendigen Theil des morgenländiſchen Putzes ausmachte. Das hebräiſche Wort עשה iſt alſo, wenn es vom Säubern oder Putzen gebraucht wird, von ſo weitem Umfange, daß es auch vom Abſchneiden und Reinigen der Nägel an Moſis angeführter Stelle, ohne Rückſicht auf Alhenna gebraucht werden muß.

(*) Haſſelquiſt nennt ſie Lawſonia ſpinoſa, p. 464.

ſey (*). Wenn man nun die Blüthe dieſer Pflanze betrachtet, welche aus Büſcheln beſteht (**), auf eben die Art als die Blüthen-Büſchel der Trauben, ſo ſcheint mir einiger Maßen erklärt zu werden, was eine Traube Copher bedeute, nähmlich einen Blüthen-Buſch. Man kann durch des Alpini zwar nur mäßige Zeichnung dieſe Vermuthung unterſtützt finden (***). So ſchreibt auch Shaw von den Blüthen der Alhenna, qu'ils viennent par ſiouquets.

Aber, was will denn dieſer Blüthen-Büſchel von Copher in der Sprache der Liebenden ſagen? Dieſes ſcheint mir überaus leicht aus einer Anmerkung über Alhenna, die ich bey dem aufmerkſamſten Reiſenden des 16ten Jahrh., D. Rauwolf angetroffen, zu erklären zu ſeyn. „In Tripoli," ſchreibt er: „ſahe ich „Alhenna, von Aegypten gebracht, wo ſie in Menge „wächſt, beſonders um Cairo (****). Die Türken und „Mohren bauen dieſe Pflanze mit einer beſondern „Sorgfalt, ihrer wohlriechenden Blumen wegen;" und weiter: „ihre Blüthen haben einen angenehmen Ge„ruch, der Aehnlichkeit mit Biſim hat." Eben ſo ſchreibt D. Ruſſel, daß Alhenna in Aleppo ihrer angenehm riechenden Blüthen wegen ſehr geſchätzt werde (†). Die lieblichen Düfte dieſer Blüthen waren ſchon zu Dioſkorides Zeit, wegen der Eigenſchaft, die Kopf-Schmerzen zu zertheilen, bekannt (††). Wenn wir nun annehmen, daß an der angeführten Stelle die Braut die Annehmlichkeiten des Bräutigams unter Vergleichung mit verſchiedenen wohlriechenden Sachen, als: Narden im 12ten, und Myrrhen im 13ten Verſe, erhebt, ſo wird nicht ſchwer zu ſchließen, warum dieſe Gleichniſſe im 14ten V. mit der angenehmen und ſorgfältig gepflegten Alhenna-Blüthe fortgeſetzt werden.

„Aber,"

(*) Beſchreib. von Arabien, Vorb. S. XXXVIII.

(**) Der rechte botaniſche Nahme von Lawſonia inermis iſt Flores paniculati, wie Hr. Prof. Thunberg mich gelehrt hat.

(***) De plantis Aeg. p. 19, fol. B.

(****) Nürnbergiſche Samml. der Reiſen, S. 533.

(†) Nat. hiſt. of Alep. p. 28. (††) Alpinus, a. ang. O.

„Aber,“ fragt Hr. Michaelis weiter: „wozu dient „der Zuſatz, ein Copher in den Weingärten zu Engedi? Was hat eine Traube von Cyprus mit den Weinbergen zu thun?“

Ich ſchlage folgende Vermuthung zur Antwort vor. Solomon's Weinpflanzungen müſſen ohne Zweifel an ſolchen Stellen angelegt geweſen ſeyn, die der gelindeſten Wirkung der Sonne ausgeſetzt waren, wenn die Trauben ſollten zur vollkommenen Reife und Süßigkeit getrieben werden können. Um den Hebron herum iſt noch, nach Haſſelquiſt's Zeugniſſe, der herrlichſte Wein, als ein, ſeiner Meinung nach, wahrſcheinlicher Ueberreſt von Salomon's Pflanzungen, zu bekommen. Nun iſt zwar einiger Streit über das Engeddi, wo Salomo den Wein-Bau getrieben hat. Bochart ſetzt dieſe Weinberge in die Gegend von Jericho, wo, nach Joſephi Zeugniſſe, der von wärmern Himmelsſtrichen hergeführte Balſam-Baum, Opobalſamum, gepflanzt war; ein Klima, wo die Sonnen-Hitze unerträglich iſt, und wo es in einem fruchtbaren Erdreiche ganzer 14 Tage eher reifet, als bey Acre (*). Andere Reiſende geben uns einhällige Zeugniſſe von den auf der ſüdlichen Seite von Bethlehem befindlichen Ueberreſten von Salomon's Weingärten. Sie werden indeſſen eben nicht vortheilhaft beſchrieben. Die Gegend ſelbſt wird von Korte (**) die Wüſte von Engeddi genannt. Sie bekommt an mehrern Stellen in der Bibel denſelben Nahmen. Maundrel (***) ſetzt dieſe Ruinen 3 Meilen öſtlich von Thekoa. Breitenbach (****) berichtet, daß die Berge von Engeddi ausnehmend hoch, aber von einer wunderbaren Geſtalt, und mit großen Felſen und tiefen Thälern umgeben wären; er fügt hinzu, daß ſich auch zu ſeiner Zeit einige edle Wein-Reben daſelbſt befanden. Troilo (†) beſchreibt ſie als einige rothe Sand-Hügel, nicht weit von dem Kloſter Saba; und le Brün (††) zeichnet dieſe Ueberreſte des Alterthumes ſo, daß man von da eine Ausſicht nach dem todten Meere haben kann. In jedem Falle ſcheint die Wein-

(*) Büſching's Paläſt. S. 8.
(**) Reiſe, S. 96.
(***) Voyag. p. 147.
(****) Nürnb. Samml. S. 130.
(†) Reiſe, S. 327.
(††) No. 134. p. 279.

Meinung beſtätigt, daß Salomon's Pflanzungen zu Engeddi an der fruchtbarſten und wärmſten Stelle, die er nur ausſuchen können, angelegt geweſen seyn, weil Haſſelquiſt zum übrigen bezeuget, daß dieſe Plätze keine ſolche Lage hätten, daß ſie einen Prinz durch angenehme Ausſichten reizen konnten. Wenn ich nun hierzu nehme, was Rauwolf von der Alhenna ſchreibt, nähmlich, daß ſie viel Wärme erfordere, wenn ſie zeitig blühen ſollte; daß man ſogar in Tripoli die Wurzeln des Buſches mit Seif-Waſſer begießen, oder auch die Erde mit Kalk vermiſchen, und das Gewächs den Winter über unter Dach verwahren müſſe; und überdies dieſe Angabe von D. Ruſſel für den Himmelsſtrich von Aleppo, wo die Alhenna in Töpfen getrieben werden muß, gänzlich beſtätigt finde: ſo ſcheint es mir auch unmöglich für Salomo, wenn er das Vergnügen genießen wollte, zeitig Blüthe von dieſem Buſche zu ſehen, und daß er ſich lange hielte, für denſelben das wärmſte und fruchtbarſte Erdreich auszuſuchen. Und ſo ſind gerade die Weingärten von Engeddi derjenige Platz, wo die Alhenna gezogen werden mußte und konnte.

Ob der Gebrauch der pulveriſirten Blätter der Alhenna zu einer Art rothgelben Schminke über Salomon's Zeit hinaus gehe, wage ich nicht gewiß zu beſtimmen; wenigſtens iſt dieſe Erfindung nicht viel neuer, weil Herodot, welcher 400 Jahr vor Chriſti Geburt lebte, von derſelben in ſeiner Melpomene, oder demjenigen Buche ſeiner Geſchichte, das nach dieſer Muſe benannt wurde, redet; dahingegen hat dieſe Schmink-Art in ſpätern Zeiten überall im ganzen Orient Beyfall gefunden, und iſt ſo allgemein bey den Türken, Arabern, Mohren, Armenianern und Perſern, daß ſchon zu Bellonii Zeit die Zoll-Verpachtung für die Ausfuhre dieſer Blätter aus Aegypten bis zu 18,000 Ducaten ſtieg. Der älteſte Gebrauch ſcheint bloß in einem Beſtreichen mit dem Waſſer, worin die Alhenna eingeweicht worden, beſtanden zu haben. Wenn ich mich nicht irre, ſo hat nicht ſo ſehr die Begierde ſich zu putzen, als vielmehr ein eigentlicher Nutzen, dieſem Gebrauche der Alhenna Eingang und Beſtand bey dem morgenländiſchen Frauenzimmer verſchafft. Alhenna beſitzt eine zuſammenziehende und trocknende

Kraft (*); ſie muß alſo, wenn ihre Tinctur aufgeſtrichen, die Poros zuſammenziehen, und dadurch die ſtarke Ausdünſtung, welche eine unvermeidliche Folge dieſes heißen Himmelsſtriches iſt, verhindern. Inſonderheit hat dieſer Gebrauch den unangenehmen Schweiß, welcher bey der unerträglichen Hitze aus Händen und Füßen dringt, hemmen können; und ſo iſt es noch heutiges Tages eigentlich der Gebrauch, dieſe Theile des Körpers mit Alhenna zu beſtreichen. Endlich hat man mit dem Nutzen die Idee des Putzes verbunden; ein glücklicher Umſtand, der ſelten in Europa eintrifft. Man hat angefangen, verſchiedene künſtliche Zubereitungen zu erfinden, welche man beym Gmelin (**), Ruſſel (***), und Georgi (****) leſen kann. Man hat gelernt, dieſe Mahlerey mit Alaun zu erhöhen und ſtandhafter zu machen; und die Erfahrung hat das ſchöne Geſchlecht gelehrt, daß dieſe Farbe ſich am beſten halte, wenn ſie in ihren Badezimmern aufgeſtrichen wird. Ja ſogar der Gänſe-Miſt hat einen Platz in den neumodiſcheren Zuſätzen der Alhenna bekommen. Man bemahlt jezt nicht bloß Hände und Füße, ſondern auch die Haare. Einige alte Männer färben ihre Bärte damit roth (†). Dieſer Zierrath erſtreckt ſich auch auf die Mähnen und Schwänze der Pferde, beſonders aber desjenigen Kameles, das die Ehre hat, das heilige Exemplar des Korans, und die koſtbaren Tapeten, welche jährlich verändert werden, nach Mecca zu tragen. Es wird alſo jährlich eine unglaubliche Menge von Alhenna verbraucht; aber die Ausfuhre dürfte ſich dadurch in etwas vermindern, weil, nach dem Berichte des Hrn. Gmelin, dieſe Pflanze anfängt, in dem warmen Gilan gezogen zu werden, und ſich vielleicht mit der Zeit, wie andere Gewächſe, mit etwas rauheren Himmelsſtrichen, als Aegypten, naturaliſiren dürfte (††)."

2. Sta-

(*) Daher wird es in dem Pflaſter für den Biß von Phalangium Araneoides gebraucht. Shaw, S. 335.

(**) Ruſſiſche Reiſe, 3 Band, S. 12. 157.

(***) Hiſt. nat. of Aleppo. S. 100.

(****) Beſchreib. der ruſſiſchen Völker, S. 155.

(†) Otter Voy. en Perſe, S. 18.

(††) Von dieſem Gebrauche kann nachgeleſen werden Arab. Seder, (Sitten der Araber.) S. 149.

2. Stachelige Lawſoniſche Pflanze, Lawſonia ſpinoſa, ramis ſpinoſis Linn. iſt vielleicht nur eine Varietät, oder vielmehr iſt jene aus dieſer entſtanden, und hat durch die Cultur ihre Stacheln verloren. Man findet ſie in beyden Indien wild. Ihr Stamm wird bis 18 F. hoch, hat ein hartes und dichtes Holz, und eine hellgraue Rinde, und treibt wechſelweiſe Aeſte. Ihre Blätter ſind länglich-eyrund, ſtehen ohne gewiſſe Ordnung, und haben einzelne, ſtarke und ſcharfe Dornen unter ſich. Ihre blaßgelben Blumen riechen unangenehm, und wachſen in lockern Büſcheln an den Seiten der Aeſte. Man kann ſie, wie die unbewehrte, fortpflanzen, und muß ſie eben ſo behandeln.

Laxenburg, Lachſenberg, ein kaiſerliches Lüſt-Schloß, in Nieder-Oeſtreich, im Viertel Unterwienerwald, am Fluſſe Schwächa, welches 2 kleine Meilen südoſtwärts von Wien an einem Luſt-Wäldchen, der Irr-Garten genannt, liegt, und mit einem Waſſer-Graben umgeben, aber alt, klein und nicht ſonderlich ausgeziert iſt. Bey demſelben iſt ein offener Marktflecken, in welchem viele Palläſte und Sommer-Häuſer ſind, darunter der Choteckiſche Pallaſt ſich inſonderheit hervorthut, auch einen ſchönen Garten hat. Der Ort hat ehemahls Lachſendorf geheißen. Er macht mit den umliegenden Höfen und Unterthanen ein landesfürſtliches Domainen-Amt aus. Die umliegende mit Teichen verſehene, weite Ebene giebt ſehr gute Gelegenheit zur Reiher-Beize, welche auch hier im Frühlinge von der kaiſerl. königl. Herrſchaft angeſtellet wird. Von hier bis Wien iſt ein ſchönes fettes Land, und ein angenehmer Weg in Alleen über den Wienerberg, der zwar von keiner ſonderlichen Höhe iſt, aber eine gute Ausſicht nach Wien giebt.

Reiſe von Wien über Enzersdorf nach Laxenburg (*)

„Man fährt dahin in 2 Stunden durch eine lange Allee. Enzersdorf liegt an der Seite der Allee; das Schloß iſt ein Stock hoch, 15 Fenſter lang, und 4 Fenſter breit, und mit ſchönen Tapeten und Gemählden verſehen. Der Garten iſt recht ſchön; hat erſtlich ein großes Raſen=Parterre mir Blumen beſetzt, und 34 Taxus=Pyramiden; zu Ende des Parterrs ſtehen 14 gegitterte grüne Portale, und 2 gegitterte Luſthäuſer; dann folgt ein Luſtwald, eine Fontaine, 2 große Kaſtanien=Alleen, und 2 chineſiſche Luſthäuſer.

Laxenburg, iſt ein Marktflecken, wo viele kaiſerliche Miniſter Palläſte und Gärten beſitzen; als: der Fürſt von Kaunitz, Fürſt Clari, Fürſt Paaren. Es ſind hier 2 kaiſerliche Luſtſchlöſſer, das neue und das alte. Das neue Schloß iſt 24 Fenſter lang, mit einem großen Balcon. Ueber dem Schloſſe iſt noch ein Belveder mit einer ſehr ſchönen Ausſicht. In dieſem Schloſſe ſind 450 Zimmer; 5 Zimmer in einer Reihe, im unterſten Stock, ſind alle afrikaniſch und indianiſch in Fresco gemahlt, nach einem beſondern angenehmen Geſchmack, der mir beſſer gefiel als die größte Pracht. Die Fußböden in dieſen Zimmern ſind alle von indianiſchem Holze ſehr niedlich eingelegt. Die Kronleuchter ſtellen grüne Baumzweige vor. Des Kaiſers Schlafzimmer iſt afrikaniſch gemahlt mit Blumen; das Bette iſt von grünem Damaſt, und der ſehr prächtige Kronleuchter zu 6 Lichtern, von Schnitzwerken und Blumenguirlanden, iſt ſtark vergoldet; die Seſſel ſind mit weißem Atlas, worauf ſeidene Blumen geſtickt ſind, beſchlagen. Das Apartementzimmer iſt mit geflammtem Taffet tapeziert, und hat 5 Fenſter. Ein Zimmer iſt mit Tapeten von Papier, worauf 12 große japaniſche Figuren gemahlt ſind, ausgeſchlagen, und 4 andere Zimmer ſind mit chineſiſchem Papier tapeziert. Der Speiſeſahl iſt auf korinthiſche Art mit Säulen ausgemahlt, und hat 2 ſehr ſchöne Kamine von gelb und rothem Marmor,

(*) Aus G. E. v. R. Reiſen nach Wien und in die umliegende Gegend, in den Jahren 1781 — 1783, in Bernouili's Sammlung kurzer Reiſebeſchreibungen, 14 B. S. 72, fgg.

mor, 5 Kronleuchter, und 2 große Trümeaux. Ein anderes großes Zimmer iſt mit geflammtem Taffet bekleidet, und hat einen großen Trümeau und 5 Kronleuchter. Ein Spielzimmer iſt mit chineſiſchen Papiertapeten von 3 Tafeln, worauf große Figuren ſind, einem chineſiſchen Spiegel, und oberhalb mit 6 weiß und goldenen Einfaßungen geſchmückt. Ferner ein Zimmer mit gelbem Damaſt; ein gemahltes Zimmer; ein Zimmer mit 68 Proſpecten von Florenz, nebſt einer Karte davon; ein Zimmer mit weiß ſeidenem Atlas, worauf chineſiſche Landſchaften gemahlt ſind. Ein Zimmer mit Eichenholz getäfelt, hat 4 große Familien-Gemählde, auf deren einem 3 Erz-Herzoginnen gemahlt ſind. Ein Schlafzimmer Kaiſer Joſeph's II. mit perſianiſchem Zitz, worauf Bäume gemahlt ſind, hat ein großes Familien-Stück von 3 Erz-Herzoginnen als Kinder; das Bett iſt von grünem Damaſt, und mit einer fingerbreiten goldenen Borte eingefaßt. Das Maſchinen-Cabinet, mit grauem Gros de Tour tapeziert; hier hat ſich die Kaiſerinn hinein geſetzt, und iſt ſodann bis ins Belveder ganz ſanft hinauf gezogen worden. Ferner ein Zimmer mit Eichenholz getäfelt; hier ſieht man 2 Tiſche von Blumenſtücken in Paſtell, mit Spiegelglas überzogen. Ein Zimmer mit 20 großen Paſtell-Gemählden, von Monſieur Lion, auf getäfelten Wänden von Eichenholz; der Kamin iſt von weißem Marmor; auch ſteht hier ein großes Clavier. Von da kommt man in ein Zimmer mit 2 großen Paſtell-Gemählden, und 18 andern von blauen Paſtell-Farben mit Spiegelglas überzogen; das Zimmer ſelbſt iſt mit Eichenholz getäfelt; die Gemählde koſten 16000 Gulden; auch ſtehen hier noch 2 ſchöne Tiſche von moſaiſcher Arbeit.

Nun folgt ein ſchön gemahlter Sahl; an der Wand ſtehen auf Poſtementen 2 ſehr prächtige große Vaſen, lilafarben mit Gold. Die Capelle iſt nur weiß, und auf dem Altar Chriſtus am Kreuz auf einem großen Gemählde. Ein anderes Zimmer iſt ſehr ſchön al fresco wie eine grüne büchene Wand gemahlt, mit runden Fenſtern, und 2 ovalen nebſt einem großen Spiegel.

Das obere Belveder iſt viereckig mit einer Kuppel, die mit einer grünen Gallerie mit 12 Blumengefäßen bemahlt iſt; an den Wänden ſind 6 Landſchaften in Fresco, z. B. das minkendorfer Lager, die Reiher-Beize ꝛc. mit den

6 Luſt-

6 Luſthäuſern. Bey dem Geländer, wo die Maſchine herauf kommt, ſind 2 porzellane Vaſen weiß, roth und vergoldet, mit italiäniſchen Blumen angefüllt. Ferner ein ſchöner Tiſch, worauf ein Garten mit einem Luſtwalde gemahlt iſt. An den Wänden ſind rechts herum 6 Vaſen auf Porzellan-Art mit Blumen bemahlt. Der Boden, die Seſſel und Sophas, ſind alle mit indianiſchem Holze ſehr prächtig ausgelegt. Der Proſpect von hier aus, über den Garten, den Luſtwald und die umliegenden Oerter, iſt überaus angenehm.

Der zum neuen Schloſſe gehörige Blumengarten, der zugleich daran angelegt iſt, hat erſtlich ein großes Raſen-Parterre mit einer Fontaine, und ſowohl links als rechts eine Kaſtanien-Allee; dann folgt ein nach einem beſondern Geſchmacke angelegter Irrgarten; rechts iſt ein Luſt-Wäldchen, und dabey eine Fontaine; und hinter dem Irrgarten ein Gloriet. Von da gelangt man zu einem doppelten langen Berceau, mit 2 ſchönen gegitterten grünen Luſthäuſern, bey welchen ein Blumen-Parterre und 2 Fontainen, rechts ein großes Raſen-Parterre mit einer Fontaine, und endlich eine große Kaſtanien-Allee befindlich.

In der Falknerey werden 120 Falken zur Reiher-Beize unterhalten, deren jeder täglich 5 Kreuzer koſtet. Auf dem flachen Felde ſind 6 runde, 1 Stock hohe Luſthäuſer rings herum mit Gängen; aus dieſen ſieht der Kaiſer der Reiher-Beize zu. Hier herum iſt eine herrliche Gegend, und alles iſt voll von Luſtſchlöſſern und Palläſten.

Das Komödien-Haus iſt 9 Fenſter lang, 3 Fenſter breit, und mit Vaſen beſetzt.

Das alte Schloß in Laxenburg ſteht bey einem Luſt-Walde, und iſt 3 Stock hoch; es iſt noch von Albert Erz-Herzog von Oeſtreich erbauet; dabey iſt eine ſchöne antike Capelle. In den Zimmern, welche nach heutiger Art eingerichtet ſind, ſieht man ſehr viele Familien-Stücke, Jagd-Gemählde und Thier-Stücke. Vor dem Schloſſe iſt eine ſehr ſchöne Fontaine mit einem Strahl und 4 Bogen-Sprüngen zu ſehen; dann ſehr viele Neben-Gebäude, die eine eigene Gaſſe formiren, und gerade im Proſpect des Schloſſes ſtehen. Hier ſind die Zimmer für den Hof-Stat, Küchen, Ställe,

Wach-

Wachten ꝛc.; alles iſt mit Alleen und Laternen beſetzt, welches einen herrlichen Anblick von dem alten Schloſſe aus verurſachet.

Um das Schloß rings herum war in alten Zeiten ein Graben, welcher aber jezt ausgefüllt und in ein ſchönes Waſen-Parterre verwandelt iſt. Auch ſind hier viele Alleen angelegt, und hinten ſieht man durch den angenehmen Luſtwald in 3 lange Alleen von Linden. Im Walde ſelbſt ſind viele Gänge mit 10 Ellen hohen büchenen Wänden, alle mit Roſenſtöcken und andern blühenden und wohlriechenden Stauden beſetzt. Von einer Allee kommt man zu einem viereckigen großen gegitterten grünen Luſthauſe, deſſen Dach mit Kupfer gedeckt und vergoldet iſt; der Plafond iſt prächtig mit Schifffahrten und Götter-Hiſtorien bemahlt; hier ſind 4 Canapees zum ausruhen; rund um das Luſthaus iſt ein Blumen-Parterre mit Roſen und Geniſter-Stauden beſetzt. Man ſieht aus dieſem Luſthauſe in 7 Alleen; dann kömmt man zum Paſuil-Spiel, welches eine Wand von rothem Marmor hat; von da zur Palmal, welche 1110 Schritt lang, und vom Kaiſer Joſeph II. auf 3 Mahl ausgeſchlagen worden. Ferner ſieht man 6 Bogen-Alleen, die zum Canal führen, wo öfters Schifffahrten gehalten werden. Der Canal iſt, der Länge nach, von beyden Seiten mit Alleen beſetzt, und die Ufer ſind mit grünem Raſen eingefaßt. An den Seiten ſind wieder 5 Bogen-Alleen. In der Mitte, an der Seite beym Canal iſt ein runder Platz mit Linden-Alleen beſetzt, und von hier ſteigt man zu Schiffe. Von da kommt man zu einem grünen Garten-Salon von Büchen, welcher von auſſen mit 80 kugelförmig geſchnittenen Bäumen umgeben iſt, deren in der Mitte noch 50 ſtehen. Der Salon hat 18 Portale, und hinten her wieder Büchen-Wände mit 4 runden Fenſtern und 4 gegitterten Niſchen, in deren jeder ein Canapee zum ausruhen iſt. Dann ſind wieder 3 Alleen, aus welchen man in einen ovalen Platz kommt, durch den ein kleiner Fluß mitten hindurch rinnt, über welchen eine Brücke iſt. Dieſer ovale Platz hat 6 abgetheilte Büchen-Wände; in jeder Wand iſt eine Niſche, mit Sitzen zum ausruhen, und bey jedem Sitz 2 ovalrunde Fenſter. Von hier kommt man noch zu einer Allee, womit ſich der ganze Luſtwald endigt. Von hier aus nun geht wieder eine 2 Meilen lange Kaſtanien-Allee bis Schönbrunn.“

Laxier=Fiſch, Sparus Maena; ſ. in den Supplementen, unter Braſſem.

Laxieren, aus dem mittlern Lat. laxare, ein Zeit=Wort, welches im gem. Leben, ſo wie purgieren, ſowohl als ein Neutrum, mit dem Hülfs=Worte haben, als auch als ein Activum gebraucht wird. Man laxieret, wenn man einen dünnen flüſſigen Stuhlgang hat. Zu laxieren einnehmen, einen ſolchen Stuhlgang durch gelinde reizende Mittel verurſachen. Imgleichen, als ein Activum. Die Arzeney hat mich laxiert, wenn ſie einen ſolchen Stuhlgang bewirkt. Ein Arzt laxiert einen Kranken, wenn er ihm ſolche Arzeney=Mittel verordnet.

Vom Laxieren, ſowohl zum Präſervativ, als auch zur Cur, und den dazu dienlichen Mitteln, wird im Art. Purgieren gehandelt werden.

Laya, ein in der Herrſchaft Biscaya, im Königreiche Spanien, gebräuchliches Acker=Werkzeug. Faſt alle Berge der Herrſchaft Biscaya ſind von einer thonartigen Subſtanz. Der Stein löſet ſich auf und zerfällt in Erde; und ob gleich Kalk=Stein im Ueberfluß vorhanden, und an manchen Orten das Land ſeit undenklichen Jahren mit Kalk gedüngt iſt, ſo hat dieſes doch wenig Veränderung gemacht, denn die thonartige Subſtanz verſchluckt gleichſam die kalkige, die damit vermiſcht wird; denn obſchon der Kalk das beſte Mittel iſt, ſowohl die thonartigen Theile locker zu machen, welche ſich an den Wurzeln zarter Pflanzen anhängen, und ſie hindern, weiter einzudringen, als auch die Säure einer ſtarken Erde zu verbeſſern, und es in ein beſſer zu bearbeitendes Land zu verwandeln, ſo behält doch das von Biſcaya ſeine Zähigkeit, und würde ohne die auſſerordentlich mühſame Bearbeitung nichts als Gebüſche, Dornen und Unkraut, hervorbringen. Sie werfen, in dieſer Abſicht, die Erde mit einem Werkzeuge auf, welches zwey ſpitzige eiſerne

ſerne Zacken, von 15 bis 16 Zoll lang, hat, die in gerader Linie ½ Fuß von einander ſtehen, und zwey gerade Winkel ausmachen; an dieſem Eiſen iſt ein hölzerner Stiel mit einem Quer-Holze, welcher aber nicht in der Mitte, ſondern ſenkrecht an dem einen Zapfen befeſtigt iſt (*). Drey bis vier Perſonen vereinigen ſich mit einander, weil Eine nicht viel ausrichten würde. Ein jeder nimmt zwey dieſer Werkzeuge; und nachdem ſie ſich in eine Reihe geſtellet haben, ſteckt er ſie vor ſich in die Erde, und tritt alsdann auf die Quer-Hölzer, um ſie vollends hinein zu drücken. Jeder Arbeiter bewegt alsdann die beyden Werkzeuge, vor- und rückwärts. Dadurch löſen ſie einen Raſen von der Erde, den ſie, das Oberſte zu unterſt gekehrt, vor ſich hinwerfen. So fahren ſie in der Länge des Feldes fort. Ein anderer Arbeiter folgt der Furche nach, welche Jene gemacht haben, und hauet die großen und tiefen Wurzeln einiger Pflanzen weg; alsdann zerſchlagen die erſtern Arbeiter die Raſen mit einer Haue, und laſſen ſie liegen, bis der Froſt ſie noch lockerer macht. Oben erwähntes Werkzeug nennt man in Biſcaya **Laya**, und die damit verrichtete Arbeit **Layar**.

Dillon Reiſe durch Spanien, aus dem Engl. überſ. 1 Th. (Lpz. 1782, gr. 8.) S. 188, f.

1. **Laybach**, **Laibach** oder **Laubach**, iſt der Nahme zweyer Flüſſe in dem Herzogthume Krain. Der erſte, welcher zum Unterſchiede des leztern die **große Laybach**, insgemein aber nur ohne Zuſatz, gleichſam in vorzüglichem Verſtande, die **Laybach**, kraineriſch Lablaneza, oder Lublanza, genannt wird, iſt einer der

(*) Dieſer Beſchreibung nach, muß die Lava viel Aehnliches mit der im XX Th., S. 582, beſchriebenen Hacke haben, womit in gebirgigen Gegenden, wo der Pflug nicht wohl zu gebrauchen iſt, das Feld bearbeitet wird.

der vornehmſten Flüſſe in Krain. Er nimmt, nachdem er vorher 2 Mahl in die Erde gegangen, und eben ſo viel Mahl wieder hervor gekommen iſt, ſeinen dritten Urſprung in Inner-Krain, unweit Ober-Laybach, aus einem hohen Berge und harten Stein-Felſen. Von ſeinem Urſprunge aus läuft er 4 Meilen auf die Stadt Laybach, worauf ſich ſein Abfluß noch auf $1\frac{1}{2}$ Meilen erſtreckt, da er dann endlich, nachdem er $5\frac{1}{2}$ Meilen mit ſeinem Laufe zurück gelegt hat, unter der Stadt Laybach, bey Oſterberg in die Save (Sau) fällt. Unterhalb dieſer Stadt bis an den Einfluß in die Save, treibt er viel ſchöne und große Mühlen; dieſes aber, und die um deren willen überall in demſelben angelegten Dämme und Werder, nebſt den Untiefen des Waſſers, verhindern es, daß er unterhalb dieſer Stadt nicht ſchiffbar iſt; dahingegen er oberhalb derſelben, von ſeinem lezten Urſprunge an, ſehr ſchiffreich iſt, und allerley Waren trägt, die ſowohl nach Italien gehen, als aus Italien kommen. Die darauf befindlichen kleinern Schiffe ſind aus einem Baume gemacht, doch mit einem hölzernen Dache, daß man, weil ſie gemeiniglich bey Nachtzeit gehen, ruhig darunter ſchlafen, auch im Winter ziemlich warm darunter ſitzen kann; die größern aber, die aus etlichen Bäumen gezimmert werden, tragen an 300 Centner. Man fährt auf dieſem Fluſſe faſt eben ſo leicht hinauf, als hinunter, weil er ſo langſam fließt, als ob er ſich gar nicht bewegte, und nichts deſto weniger eine Tiefe von 3, 4, 5 bis 6 Klafter hat. An beyden Ufern ſtehen die ſchönſten Eichen, daß man auch im Sommer anmuthig im Schatten fährt. Wenn der Regen auch nur zu Laybach das Waſſer um 8 bis 10 Spannen erhöhet, ſo entſteht von da bis Ober-Laybach ein See, der 2 und mehrere Meilen in die Breite beträgt, daß man gar nicht ſehen kann, wo der Strohm iſt, und alſo nur den geradeſten Weg auf Ober-

Lay-

Laybach nehmen darf. Uebrigens iſt das Waſſer dieſes Fluſſes ganz laulich, daher ihn auch ſelten die rauheſten Winter mit Eiſe bedecken. Es iſt derſelbe auch, wegen ſeines trägen Laufes, niemahls recht klar und lauter, ſondern faul und ungeſund. Nichts deſto weniger häget er eine Menge guter und geſunder Fiſche, deren verſchiedene Gattungen von Einigen über 70 geſchätzet werden, unter welchen die Aale, Barben, Forellen, Hechte, Karpen, Neunaugen ꝛc. die vornehmſten ſind. Man findet auch viele große Krebſe darin, deren Geſchmack aber nicht ſonderlich iſt. Sonſt halten ſich auch allerley Geflügel, als: wilde Gänſe, Aenten, Schwäne, u. d. gl. in Menge daſelbſt auf.

Der andere Fluß, welcher, zum Unterſchiede des vorhergehenden, **die kleine Laybach**, krain. Mallalablaneza, oder auch Gradaſchitza, heißt, hat ſeinen Urſprung oberhalb dem Schloſſe Billichgrätz. Etwa ½ Meile oberhalb der Stadt Laybach, verliert ſie den Nahmen Gradaſchitza, und wird daſelbſt **die kleine Laybach** genannt. Ihr Einfluß in die große Laybach geſchieht gleich oberhalb der Stadt Laybach. Sie führt, eben wie die große Laybach, ein ſtilles und leiſes Waſſer, iſt aber doch zugleich ſchiffbar und fiſchreich; denn es gehen darin ſchöne ſechszehn- bis zwanzig-pfündige Huchen, ſehr edle Forellen, gute Hechte, Schleihe, und andere Fiſche mehr; wie auch vortreffliche Krebſe.

Laybach, Laibach, oder **Laubach**; krainer. Lublana; Ital. Lubianna; Lat. Labacum, die Haupt-Stadt des Herzogthumes Krain, in Ober-Krain, 48 Meilen von Wien, liegt an dem ſchiffbaren Fluſſe Laybach, welcher durch die Stadt in einem krummen Bogen fließt, und, oben erwähnter Maßen, ſich anderthalb Meilen davon mit der Save vereinigt. Sie iſt ſchön, groß, und hat 5 Vorſtädte: Gradisha oder

Landſtraße, St. Peter, Polana, Carlſtadt und Burgſtall; es werden auch 3 nahe gelegene Dörfer dazu gerechnet, deren jedes beſondern Handwerkern angewieſen iſt; in deren einem, Nahmens Urmath, die Fleiſcher, in dem zweyten, welches Krakau (Krakhovo) heißt, mehrentheils Fiſcher, und in dem dritten, welches von dem vorhergehenden durch das Waſſer, die kleine Laybach, getrennet wird, und Tyrnau (Ternovo) heißt, mehrentheils Schiffer wohnen.

Das auf einem mit grünen Bäumen bewachſenen Berge liegende landesfürſtliche Schloß, oder Caſtell, die alte Feſtung genannt, (im J. 1681 die Reſidenz eines Burggrafen), dient heut zu Tage bloß zu einem Gefängniß, und hat eine kleine Kirche.

In der eigentlichen Stadt zählt man, mit Inbegriff der öffentlichen Gebäude, nur 358 Häuſer, aber in den Vorſtädten 930. Die Stadt iſt mit einer ſchlechten Mauer und 4 Thoren eingeſchloſſen. Die Zahl der Einwohner beläuft ſich, nach Hermann's Schätzung, auf 15,000; andern Nachrichten zu Folge, 11 bis 12,000, oder ſogar nur 9500.

Vor Alters ſoll hier, nach Cluver's und Schönleben's nicht ſo wahrſcheinlicher Meinung, die Stadt Aemona oder Haemona, Haemonia, geſtanden haben. Die jezige Stadt iſt erſt 1416 zu einer Stadt gemacht worden. Sie iſt oft, und noch 1774, durch Feuersbrünſte verwüſtet, und durch Erdbeben erſchüttert worden.

Der große Moraſt vor dieſer Stadt, der beynahe 40,000 Joch Landes (jede zu 40 Klafter ins Gevierte), groß iſt, und der, wenn der Fluß Laybach über ſeine Ufer ſteigt, einige Meilen unter Waſſer ſteht, iſt durch ſeine Ausdunſtungen der Stadt Laybach ſchädlich. Schon ſeit dem 16ten Jahrh. hat man Verſuche gemacht, einen Theil des Waſſers vom Laybachfluſſe in einen Graben abzuleiten, und neuerlich wieder,

der, im J. 1773. einen Canal angefangen, der eine Länge von 1015, nach Andern von 1047 Klafter haben ſollte, auch eine künſtliche Brücke über demſelben erbauet, deren weiter unten Erwähnung geſchehen wird. Allein, 1781 war der Canal noch nicht vollendet; man zweifelte auch, daß er der Ueberſchwemmung vorbeugen werde. An dieſe und ähnliche Unternehmungen in Krain, waren 1781, und alſo nach fünfjähriger Arbeit, ſchon auf 300,000 Gulden, ohne Erfolg, verwendet worden.

Der Magiſtrat beſteht aus 1 Bürgermeiſter, 1 Stadtgerichts-Verwalter, 1 Stadt-Syndikus, 17 Rathmännern ꝛc. Uebrigens iſt Laybach der Sitz eines landesfürſtl. Bann-Richters von Krain; einer Berggerichts-Subſtitution; eines Generaleinnehmer-Amtes; einer Spiegelgefälle-Adminiſtration, einer Oberpoſtamt-Verwaltung. Auch iſt hier ein k. k. Inſpectorat, eine Hauptzoll- und Leg-Statt, ein Weintax-Fleiſchkreuzer-Oberamt, und eine Lotto-Kammer.

Von öffentlichen Gebäuden, ſind das Landhaus, das Rathhaus, 3 Zeughäuſer, nähmlich: ein landesfürſtliches, landſchaftliches und bürgerliches, das Komödien-Haus, und die Militair-Caſerne in der Vorſtadt St. Peter zu bemerken.

Pfarr-Kirchen ſind in der Stadt: 1. die vortreffliche, ganz in italiäniſchem Geſchmack erbauete erzbiſchöfliche Kathedral-Kirche zum heil. Nicolaus. Das hieſige Biſthum iſt 1461 von dem Kaiſer Friedrich IV. geſtiftet worden, und ſtand unmittelbar unter dem Papſte, im J. 1785 aber wurde es zum Erz-Biſthum erhoben, unter welchem die Biſthümer Gradiska, Zeng und Biben ſtehen. Der Erz-Biſchof hat den Titel eines Fürſten des h. röm. Reiches, hat aber nicht Sitz und Stimme. Den Erz-Biſchof ernennt der Landes-Fürſt. Das Capitel beſteht

ſteht aus 1 Propſt, 1 Dechant, und 10 Canonicis; einer davon iſt biſchöflicher Collation a baculo; 6 werden von verſchiedenen Perſonen ernannt; die übrigen ſind landesfürſtlich. Unter der Regierung der Kaiſerinn Maria Thereſia, wurden die Dom-Herren mit einem Bruſtkreuz-Zeichen begnadigt, und als Land-Stände erklärt, ſo daß ſie auf den Land-Tagen Sitz und Stimme haben. 2) Die ehemahlige Jeſuiter-Kirche mit dem ſchönen Gymnaſio des Ordens. Auf dem daran ſtoßenden Platze iſt die Statüe der h. Jungfrau Maria von Metall und Marmor ſehenswürdig. Die Commende (Commenthurey) des deutſchen Ritter-Ordens hat eine Kirche zu U. L. Fr. Klöſter ſind jezt in der Stadt nicht mehr. Aus der Franciscanerkirche iſt im J. 1785 ein Hoſpital errichtet worden, welches die barmherzigen Brüder aus Trieſt zur Beſorgung erhielten. Den Franciscanern iſt das Auguſtiner-Kloſter in der Vorſtadt Gradisha angewieſen.

In den Vorſtädten ſind 3 Pfarr-Kirchen. 1) Eine in den Vorſtädten Krakau und Tyrnau. 2) In der Vorſtadt Gradisha, die Kirche mit dem Franciscaner-Kloſter, nachdem die beſchuheten Auguſtiner mit 15 Perſonen im J. 1784 waren aufgehoben worden. 3) Die St. Peters-Kirche, in der Vorſtadt gleichen Nahmens. Die lange Vorſtadt Polana hat keine Kirche, und gehört zur oben erwähnten Dom-Pfarre. In der Vorſtadt Gradisha befindet ſich, auſſer dem vorher genannten Franciscaner-Kloſter, ein Urſuliner-, ein Kapuziner- und ein Discalceaten- (der reformirten Auguſtiner) Kloſter. Das Clariſſerinnen-Kloſter iſt im J. 1782 mit 22 Perſonen aufgehoben, und zu einem Militair-Hoſpitale beſtimmt worden. In der Kloſter-Kirche der Kapuziner iſt ein Marien-Bild mit dem Titel: Zuflucht der Sünder, welches der Kirche ſehr einträglich iſt. Dieſes Kloſter beſitzt eine allgemeine Apotheke für die

krainerischen Klöſter, auch eine Tuch-Manufactur für die in Krain und Friaul, die noch im J. 1782 die nöthige Wolle aus den italiäniſchen und neapolitaniſchen Landen zollfrey einführen durften.

Die Stadt hat eine Stern-Warte; eine öffentliche Bibliothek; 5 lateiniſche Schulen; eine 1775 errichtete Normal-Schule; und eine anatomiſche chirurgiſch-techniſch-chemiſche Schule. Im J. 1693, wurde eine gelehrte Geſellſchaft, unter dem Nahmen Academia Operoſorum errichtet, und die erſte Sitzung auf dem Land-Hauſe in Laybach mit vieler Feyerlichkeit eröffnet; allein ſie ſank bald darauf in einen unthätigen Schlummer, aus welchem ſie erſt im J. 1781 zu erwachen ſchien. Wirklich vereinigten ſich einige gutdenkende Männer zu der Abſicht, ſie unter dem Nahmen die Akademie der Wirkſamen wieder zu erneuern; allein, es fehlte an Wirkſamkeit und an Unterſtützung, und die Akademie hat auch ſeit dieſer Zeit nichts erhebliches gethan. Im J. 1767 wurde auch eine öffentliche ökonomiſche Geſellſchaft, u. d. T. Kaiſerl. königl. Geſellſchaft des Ackerbaues und nützlicher Künſte im Herzogthum Krain geſtiftet, und das Haus derſelben auf Koſten von 10 Mitgliedern erbauet. Sie hatte eine Maſchinen-Sammlung, ein Laboratorium, ein zu allerley Verſuchen beſtimmtes Land, und eine wohl verſehene Bibliothek. Im J. 1774, hatte ſie 16000 Gulden jährliche Einkünfte, wofür ſie allerley geſchickte Lehrer in der Wirthſchaft, Mechanik, Hydroſtatik, und Hydraulik, in der Färbekunſt, Chemie, bürgerlichen Oekonomie und andern nützlichen Wiſſenſchaften beſoldete. Es waren meiſtens Geiſtliche, welche wöchentlich 3 Mahl öffentliche Vorleſungen halten mußten, denen jedermann beywohnen konnte (*). Die Geſell-

(*) Italieniſche Bibliothek. 1 B. (Lpz. 1778, gr. 8.) S. 254.

ſchaft ließ auch ihre Schriften drucken; dieſe kamen anfänglich unter der Aufſchrift von Sammlungen nützlicher Unterrichte (*) mit ungewöhnlicher Pracht im Drucke heraus, und wurden unter der Aufſchrift Neuer Sammlungen (**) fortgeſetzt, in welchen auch die Abhandlungen aufgenommen ſind, welchen die Preiſe und Neben-Preiſe der von dieſer Geſellſchaft aufgegebenen Preis-Fragen (***) zuerkannt waren. Weil aber nachher die Geſellſchaft ihrer Beſtimmung nicht entſprach, ſollte ſie, im J. 1788, durch ein Hof-Decret aus einer öffentlichen in eine Privat-Geſellſchaft verändert; das Vermögen (von 12000 Fl.), mit Ausnahme der Ackerbau-Geräthſchaften, und eines Stückes Land, welches dieſelbe zu Verſuchen nützlicher Cultur-Verbeſſerungen noch ferner als Eigenthum behält, dem Normal-Schul-Fonds übergeben ſeyn, und die phyſikaliſchen und chemiſchen Werkzeuge, nebſt der Naturalien-Sammlung vielleicht dem Gymnaſium überlaſſen werden dürfen, die Geſellſchaft aber ihre Sitzungen als Privat-Geſellſchaft fortſetzen, eine öffentliche Bü-

(*) Erſte Sammlung nützlicher Unterrichte, herausgegeben von der kaiſ. kön. Geſellſchaft des Ackerbaues und nützlicher Künſte, im Herzogthum Krain. Auf das Jahr 1770. (ohne Druckort, 1772?) 4.

Zweyte Sammlung — Auf das Jahr 1771. Laybach, 1773, 4.

Dritte Sammlung. — Laybach, 1776, 4.

(**) Neue Sammlung nützlicher Unterrichte, herausgegeben von der kaiſ. kön. Geſellſchaft des Ackerbaues und nützlicher Künſte, im Herzogthum Krain. Erſter Theil. Laybach, 1779, 4. auch unter der Aufſchrift: Vierte Sammlung ꝛc.

(***) z. B. für das J. 1773 oder 1774, und wiederhohlt für das Jahr 1775, über die ſchicklichſten Nebengewerbe für Landleute, deren Preis der verdienſtvolle Hr. Hofr. Beckmann in Gött. erhielt, und welche Preis-Schrift man im LX Th. gegenwärtigen Werkes, S. 495 — 514, wieder abgedruckt findet.

Bücher-Sammlung zu Stande bringen, und zu nützlichen Vorſchlägen wegen der Koſten, die aus dem ſtändiſchen Fond zugeſichert ſind, jedesmahl beym inner-öſtreichiſchen Gubernium einkommen (*).

Die Handlung und das Gewerbe dieſer Stadt iſt ganz anſehnlich, und es trägt dazu ihre Lage ſowohl, als beſonders die vom Kaiſer Karl VI. über den Save-Strohm, welche eine ſtarke Viertel-Stunde von hier fließt, angelegte Brücke ſehr vieles bey. Dieſe Brücke iſt 58 Klafter oder 450 Schritt lang, und hat 11 Bogen; ſie war anfangs nur von Eichen-Holz, es ſind aber nach und nach, der Verordnung gemäß, die Bogen von Quader-Steinen aufgeführt worden. Wie nun dieſe Brücke der Handlung zu Trieſte zum Beſten angelegt war, ſo wurde im Jahr 1726 und 1727 von gedachtem Kaiſer ein Weg und Straße von hier bis nach Trieſte und St. Veit am Pflaum, über die hohen Berge und Felſen, durch die Ingenieurs zu machen veranſtaltet, um vermittelſt deſſelben die Communication von Trieſte und St. Veit durch Krain mit den übrigen öſtreichiſchen Ländern und Königreiche, ja ſogar mit den Niederlanden, zu etabliren. Es beſteht aber die Handlung der Bürger und Fremden von hier aus nach Italien und Kroatien, in Eiſen, Wolle, Korn und Vieh; dagegen ſie aus Italien Seide, Tuch, Salz, Gewürz und See-Delicateſſen, aus Kroatien aber Pelzwerk, Vieh, Wachs, Honig ꝛc. wieder erhalten. Nach Salzburg und Bayern ſchicken ſie jährlich viele Centner Honig, köſtliche Weine, Queckſilber, Kupfer ꝛc.; dagegen ſie Wolle, gegärbtes Leder ꝛc. erhalten.

(*) No. 200. a. der Allg. Litt. Zeit, 1788, Col. 479. S. G. F. Mund landwirthſchaftl. Magazin, 1788, 3 Quart. S. 177, f. Weigel's Einleit. zur allgem. Scheidekunſt, 2 St. (Lpz. 1790, gr. 8.) S. 754.

Sonſt führten ſie auch großen Handel mit Hüten, Barreten und Mützen nach Kandien. Von Manufacturen ſind hier: eine Seiden-Band-Manufactur, welche vornehmlich nach Kärnthen guten Abſatz hat; ferner eine Leder-Manufactur. Bey der Stadt iſt eine wichtige Tuch-Manufactur, welche anfangs von den krainerischen Land-Ständen mit Begünſtigung Kaiſers Karl VI. war errichtet worden; nach verſchiedenen Veränderungen übernahm ſie Deſſelprunner im J. 1770, vervielfältigte die Gattungen der Tücher, ließ Flanelle, Kron-Raſche, Matten und Boy arbeiten, erweiterte den Debit nach Italien, Tyrol, Pohlen, und machte Verſendungen nach der Krim. Jezt liefert die Manufactur beynahe 4000 Stück. Seit einiger Zeit verführt man auch viele doppelte und einfache Moltone und Both nach Ungarn, und noch mehr hiervon nach Italien. Salpeter-Hütten ſind in und um Laybach. Auſſer dem Verkehr mit eigenen Producten, treibt Laybach einen vortheilhaften Handel mit italiäniſchen Waren. Auch der Leder-Handel hat hier ſeinen Sitz. Mit dem Eiſen-Handel beſchäftigte ſich, im J. 1785, wenigſtens Ein anſehnliches Handels-Haus.

Auf den Tobaks-Bau wird hier ſehr viel gewendet. Nicht weit von Laybach, wird eine Erde, (**Laybacher-Erde**, Terra Labacenſis) gegraben, die der lemniſchen Erde einiger Maßen ähnlich iſt, und gelbbraun ausſieht. Sie iſt zuweilen geſiegelt, meiſtens aber in kleinen Stücken.

Drey bis vier Meilen von der Stadt Laybach, liegt **Ober-Laybach**, krainer. Verhnika, L. Hyper-Labacum, ein feiner, nicht gar zu großer, aber wohl gebaueter und ſtark bewohnter Marktflecken mit einem Zoll-Amte, in deſſen Nachbarſchaft die überaus reiche, 1782 aufgehobene Karthauſe Freudenthal liegt, welcher unter andern der beträchtlichſte Antheil

an

an der Fiſcherey auf dem zirknitzer See gehörte. Unweit Ober-Laybach ſprudelt auch, oben erwähnter Maßen, aus einer Menge Felſenritzen, der merkwürdige Fluß Laybach hervor, der ſein Waſſer aus dem zirknitzer See erhält, und gleich bey ſeiner Quelle 3 Säge-Mühlen treibt, und ſchiffbar iſt. In Ober-Laybach werden gemeiniglich die Saum-Roſſe angenommen, mit denſelben über das Gebirge, und weiter nach Italien zu kommen, ingleichem die wippacher und andere gute Weine, wie auch italiäniſche Güter, hierher zu Schiffe gebracht, von da ſie weiter auf dem Canal bis zur Haupt-Stadt Laybach, und dagegen wieder Waren zurück geführt werden. Man zahlt für eine lange Barke, welche Storia heißt, 17 Kreuzer, und für jeden Ruder-Knecht auch ſo viel.

Laye, Layen-Bruder, Layen-Schweſter, Layen-Pfründe; ſiehe **Laie**, im LIX Th., S. 20.

Laye, ſiehe **Bache**, im III. Th. S. 326, und **Laß-Raum**, im LXV Th. S. 149.

Layetiers, heißen in Frankreich diejenigen, welche allerley kleine Kaſten zum Einpacken, ohne Schlöſſer und Beſchläge, auch wohl Futterale, ingleichem Mäuſe-Fallen, Bauer für Eichhörnchen, und andere dergleichen Kleinigkeiten, verfertigen. Sie ſind eigentlich Abkömmlinge der Tiſchler oder Schreiner, haben auch dieſelben Werkzeuge, machen aber in Frankreich eine beſondere Innung aus. Unter Franz I. im J. 1521, hießen ſie Maîtres layetiers-ecriniers.

L'art du layetier, par M. *Roubo*, Maître Menuſier, à Par. 1782, f. 7 u. e. h. B. u. 3 u. e. h. Bog. Kupfert.

Lazagnes, Band-Nudeln; ſ. **Nudel**.

Lazareth, ein beſonderes Gebäude, oder auch eine Anſtalt, wo Kranke verpfleget und wieder geſund gemacht werden; ein Kranken-Haus, im Oberdeutſchen Siechen-Haus. Siehe **Kranken-Haus**, im XLVII Th., S. 120, fgg. **Kriegs- oder Feld-Lazareth**, im

LI Th., S. 153, fgg. und **Schiff-Lazareth**, im LI Th., S. 216.

In Livorno, und an vielen Orten Italiens, auch in den Handels-Städten anderer Länder, werden diejenigen Oerter oder Gaſt-Häuſer, welche dazu beſtimmt ſind, daß die Perſonen und Waren, die aus dergleichen Oertern kommen, welche einer anſteckenden Seuche verdächtig ſind, 40 Tage darin ſtille liegen (oder, wie man es nennt: die Quarantaine halten) müſſen, ehe ſie in die Stadt eingelaſſen werden, **Lazarethe** genannt. In den Lazarethen zu Livorno ſind gewiſſe Capitaine, welche unterſchiedene Beamte unter ſich haben, die über alle in dieſe Lazarethe eingebrachte Waren, über ihre Quantität und Qualität, über den Nahmen des Schiffes, welches ſie gebracht hat, über den Capitain, der es commandirt, und über den Ort, von wannen ſie herkommen, ein Verzeichniß halten. Die Abgaben für die Lazarethe werden dem Unter-Proveditor des Zoll-Hauſes bezahlt, nach der Rechnung, die er den Eigenthümern der Waren zuſtellt, welche die Quarantaine gehalten haben. Dieſe Abgaben betragen ungefähr 1 pro Cent, oder etwas mehr, von dem Werthe der Waren.

Urſprünglich bedeutete dieſes Wort ein Haus, worin ausſätzige Perſonen verpfleget wurden, weil die berühmteſte Anſtalt dieſer Art in den mittlern Zeiten, welche vor der Stadt Jeruſalem lag, dem heil. Lazarus gewidmet war; daher auch ein jeder Ausſätziger in den mittlern Zeiten Lazarus genannt wurde. Nachmahls iſt dieſe Benennung allen ſolchen Anſtalten, wo Kranke, beſonders arme Kranke verpfleget wurden, gemein geworden.

Lazareth-Fieber, Hoſpital- oder Kerker-Fieber; ſ. im XVI Th., S. 598, fgg.

Lazarismus, **Lazariſten**, Erzieher und Lehrer der pfälziſchen Kleriſey. Wer mit dem Weſen und Unweſen des Lazarismus in der Pfalz, mit dem eigentlichen Mönchs-Geiſte und Mönchs-Sinne dieſes

Or-

Ordens, mit ſeiner unerſättlichen Habſucht und eben ſo ſchädlichen Herrſchſucht über alle andere, vornehmlich über die Weltgeiſtlichen, bekannt werden will, der muß das Buch, welches im J. 1793, unter dem Titel: Die franzöſiſchen Pädagogen in Deutſchland, oder die Geſchichte des Lazarismus in der Pfalz, und der Aufſchrift: Bethania, im Verlag des heil. Lazarus, in Octav. (Vorr. XIV. Geſchichte, S. 341. Beylagen von S. 332 — 376) herausgekommen, und mit einer edeln Freymüthigkeit und reinen Wahrheits-Liebe abgefaßt iſt, mit Aufmerkſamkeit leſen. Herr Maillot, ſelbſt ein Franzoſe, ohne alle Wiſſenſchaft, und ohne alles Verdienſt um die Pfalz, der erſte Hof-Bibliothekar zu Mannheim, ein Mann von gutem Herzen, aber ſehr beſchränktem Verſtande, war das unſelige Werkzeug, durch welches 1780 die Lazariſten als Erzieher und Lehrer der pfälziſchen Kleriſey dem Kurfürſten vorgeſchlagen, empfohlen, und auch wirklich in das Land gebracht wurden. So wenig die Lazariſten jemahls Männer von wirklicher Gelehrſamkeit und von erprobter Erziehungs-Kunde geweſen, oder nachmahls geworden ſind, ſo glaubte doch der ſchwache Maillot fein väterlich für den Klerus zu ſorgen, wenn alle Erziehungs- und Lehr-Häuſer, Fonds und Anſtalten dieſen franzöſiſchen, zwar an Kenntniſſen und Einſichten ſehr armen, aber an Tücke und Neben-Abſichten deſto reichern, Mönchen übergeben, und der künftige katholiſche Klerus durch dieſe Männer gebildet, und zu ihren künftigen Aemtern erzogen und vorbereitet würden. Deutſche Mönche von ähnlichem Schlag und Gehalt wären beſcheiden genug geweſen, einen ſo hohen und bedeutenden Ruf von ſich abzulehnen, und mit einer edeln Offenherzigkeit ihre Untüchtigkeit zu dieſen Amts-Geſchäften zu bekennen; aber franzöſiſche Mönche, voll ſtolzer Zuverſicht zu ſich ſelbſt, und ſehr geringer Meinung vom

deut-

deutſchen Klerus, glaubten ſich entweder zu dieſem Erziehungs-Geſchäfte ſchon fähig, oder dachten ſich doch leicht und ſchnell dazu geſchickt machen zu können, wenn ſie nur wollten, und trugen aus dem Grunde kein Bedenken, den Ruf nach der Pfalz mit der ihnen eigenen Zuverſicht anzunehmen, und zur wahren Entehrung für ſich und ihren Orden, der Erwartung unter aller Beſchreibung elendiglich zu entſprechen. „Das Mönchthum," ſagte ein Lazariſt, S. 250: „iſt in der Pfalz, wie allenthalben, weder zu „Profeſſoren noch zu Predigt-Stellen nicht gebil„det, und der pfälziſche Klerus wird tagtäglich ſchlech„ter, und iſt höchſtens noch für geringe Land-Pfarr„eyen brauchbar. Man mußte alſo nothwendig auf „ein Tertium denken, wodurch den großen Bedürf„niſſen abgeholfen wird, und dieſes glückliche Tertium „iſt unſere Congregation. Sie iſt das Mittel zwi„ſchen Klerus und Mönchthum, und was dieſes nicht „werden konnte, und jener nicht werden wollte, iſt „die Congregation zur ganzen Befriedigung gewor„den." Zu welcher Befriedigung der Aeltern, des jüngern Klerus der katholiſchen Kirche und des aufgeklärteren Publicums die fromme Congregation dieſes glückliche Mittel zwiſchen Klerus und Mönchthum geworden iſt, kann man aus angeführtem Buche zur vollen Genüge erſehen. Vom J. 1780 bis 1793, iſt wenigſtens ein Mahl die Erwartung des Kurfürſten getäuſcht, das Publicum auf mancherley Art und Weiſe von ihnen hintergangen, der pfälziſche katholiſche Klerus von ihnen gedrückt, und oftmahls deſpotiſch mißhandelt, der Lehrſtuhl durch ihre unwiſſenden Glieder als Lehrer entehrt, und die gute Zuverſicht braver Aeltern ſchändlich betrogen worden. — Der gute Klerus von 1700 bis zur Aufhebung der Jeſuiten unter der Zucht-Ruthe der Lojoliten, bey Aufhebung des Jeſuiter-Ordens von neuem durch

Hoffn

Hoffnung belebt, vielleicht bald um Kirche um Vaterland ſich ſelbſt Verdienſte erwerben zu können, wurde von 1780 bis 1793 in der Pfalz dem Stolze und Uebermuthe unwiſſender franzöſ. Mönche preis gegeben; und der Verf. dieſer Geſchichte verdient Dank und Beyfall, daß er mit einer edeln Freymüthigkeit dieſe erbärmlichen Pädagogen in ihrer ganzen Blöße hinſtellt, und vor dem Angeſichte Deutſchlands ihnen ihre Unwiſſenheit und Tücke unter Augen bringt. Möchte der gute Genius der Pfalz des niedern Klerus ſich erbarmen, und ſie doch bald einmahl von dem unerträglichen Joche ſtolzer und unwiſſender Pädagogen befreyen!

Wider obige Klageſchrift iſt eine elende Verantwortung unter folgendem Titel herausgekommen: Promemoria an den Verfaſſer der Geſchichte des Lazarismus, von Joſeph Siegm. Feneberg, Prof. der Dichtkunſt an dem kurf. Gymnaſium zu Heidelberg. 1793, 8. 1 Bog. Dieſes Promemoria hätte zwar keine Antwort verdient, denn es ſteht tief unter aller Kritik; aber der unbekannte Verf. der Geſchichte des Lazarismus bekam durch dieſe Broſchüre eine gute Gelegenheit, den wahren Geſichts-Punct, aus welchem man dieſe Lazariſten-Geſchichte betrachten muß, genauer darzuſtellen, und daher kann die unter dem Titel:

Der Lazerismus in der Pfalz in ein und vierzig Fragen. Nebſt Bemerkungen und Erinnerungen. Vom Verfaſſer der Lazariſten-Geſchichte. Bethanien, 1793, auf 6 Octavb. herausgekommene Schrift als ein nicht unwichtiger Nachtrag zu ſeinem größern Werke angeſehen werden. Von S. 1 bis 68, prüft er das Fennebergiſche Promemoria. Von S. 69 bis 76 erklärt er ſich über einige Unrichtigkeiten, die in ſeine Geſchichte ohne ſeine Schuld eingefloſſen ſind. S. 77 bis 90, folgen 41 Haupt-Fragen, die er jedem künftigen Widerleger der Lazariſten-Geſchichte zur Beantwortung vorlegt, und die eine gedrängte Darſtellung dieſer Geſchichte ſelbſt ausmachen.

Da der Verf. der Geſchichte des Lazarismus, ſich in ſeinem Buche unter andern auch viel mit Hrn. Peter Anton Saligot, einem gebornen Franzoſen, zuerſt

Prof. der Kirchengeſch. auf der Univerſität zu Heidelberg, hierauf Lazariſten-Superior, als einem von denen, welche unter den franzöſiſchen Lazariſten eine Haupt-Rolle ſpielten, beſchäftigte; ſo arbeitete Saligot an Deſſen Widerlegung ſehr eifrig, an deren Vollendung er aber durch den Tod gehindert wurde; denn er ſtarb d. 9ten Decemb. 1793.

Der Schild gegen Hieb und Stich, oder Lazarus's von Bethania Proteſtation gegen die Geſchichte des Lazarismus ſammt deren Widerlegung. In Briefen aus dem Elyſium. Herausgegeben von Razal. Im Verlage des Verfaſſers. Bethania, 1793, 8. 10 B. Eine ſatyriſche Widerlegung der Geſchichte des Lazarismus, die das (und zum Theil auch noch mehr) ſagt, was in dem zu widerlegenden Buche iſt behauptet worden. Die Anſpielungen auf den Nahmen Lazariſt, z. B. Lazarismus, Razal (umgekehrt Lazar), Lazaret u. d. gl. fallen in das Wäſſerige. Die S. 100, fgg. aufgeſtellte bildliche Erzählung der Geſchichte des Lazarismus iſt zwar gut gerathen, aber für den Leſer zu ermüdend. Wem es bloß um das Geſchichtliche des Lazarismus in der Pfalz, in Beziehung auf das deutſche Erziehungsweſen zu thun iſt, der kann dieſe Schrift völlig entbehren; wer aber ſatyriſche Schriften liebt, und in den Verhältniſſen der Lazariſten ſowohl, als der ganzen Pfalz wohl bewandert iſt, mag an dieſem Buche ſein Vergnügen finden.

Lazaroni, oder Lazzaroni, heißen in Neapel und Sicilien, in den Haupt-Städten, die Leute vom niedrigen und armen Stande, welche alle Bequemlichkeiten des Lebens mit ſtoiſcher Gleichgültigkeit verachten. In Neapel, giebt es deren zwiſchen 30 und 40,000. Man nennt ſie auch ſpottweiſe Banchieri (Bankieri), weil ſie des Nachts, in Ermangelung der Betten, unter Wetterdächern auf Bänken ſchlafen. Die Benennung **Lazaroni** kommt von Lazarus, den man in lumpiger Bettler-Kleidung vorſtellt. Sind die Lazaroni gleich nicht alle in dieſem Zuſtande, ſo iſt im Ganzen ihr Aufzug doch eben nicht ſauber. Nur an Feſt-Tagen ſieht man ſie reinlich einhergehen, aber

aber ſtets in ihrem gewohnten Coſtum, mit ſeidenem Halstuche, ſilbernen Schuh- und Gürtel-Schnallen. Dieſe Menſchen ſind mit ihrem Zuſtande ſehr zufrieden, und ihm ergeben; ſie beneiden das Schickſal der höhern Claſſen keinesweges; ſie begehen keine Unordnungen, ſtehlen und rauben nicht. Nie ſind ſie in den Verbrechen, die in Neapel begangen werden, mit verwickelt. Es ſind in der That achtungswerthe Menſchen, ehrlich und gut; ſie ziehen die Armuth vor, die man nicht mit dem Elende verwechſeln muß. Darum darf man die Lazaroni nicht in jene niedrigſte Claſſe des Pöbels ſetzen, welche die Hefen der Nation ſind, und aus Dieben und Schelmen beſtehen, die in Neapel erfinderiſcher, als in London und Paris, ſind. Sie haben immer ein Oberhaupt, für welches der Hof und die Miniſter ſtets einige Achtung bewieſen haben. Dieſes Oberhaupt hat den Auftrag, dem Volke einige Achtung zu verſchaffen, und zu verhindern, daß ihm kein Unrecht zugefüget werde. Noch iſt kein Beyſpiel vorhanden, daß ſich eines ihrer Oberhäupter je habe beſtechen laſſen. Bey Aufſtänden wird ihr Chef eine bedeutende Perſon, um den ſich alles verſammelt. Dem Hofe bleibt in ſolchen Fällen nichts übrig, als irgend einen bey den Lazaroni beliebten Prädicanten, der im Geruche der Heiligkeit ſteht, zu bezahlen; dieſem gelingt es immer, die Wut des Volkes zu beſänftigen.

Die Lazaroni haben ihre beſondere Geſetze, ſie verſammeln ſich, ſo oft es ihnen beliebt, und die Regierung läßt dieſes ruhig geſchehen. Sie ſind auch in ſo großer Anzahl, daß es eben nicht rathſam wäre, ſie zu einem knechtiſchen Gehorſam zwingen zu wollen. Ihr Chef, der auch ſeine Beyſitzer hat, iſt ein wahrer Volks-Tribun (Tribunus plebis), ohne Berufs-Kleidung und ohne Wachen; allein er läßt ſich von ſo vielen Mitbrüdern begleiten, als er zu bedürfen

 glaubt.

glaubt. Er hat das Recht, dem Könige und den Miniſtern Vorſtellungen zu thun. Bey gewiſſen Hof-Feyerlichkeiten hat er ſeinen angewieſenen Platz. Wenn die Königinn in das Kindbett kommt, ſchicken die Lazaroni ihr Oberhaupt in guter Begleitung dahin, ſich zu überzeugen, daß das Kind von dem gewünſchten Geſchlechte iſt; alsdann wird das Kind dem oberſten Lazaroni überreicht, der es küßt, und dem Volke zeigt, wobey er in ſeinem Kauderwälſch (*) mit ächter Beredſamkeit haranguirt. Man muß hier anmerken, daß die Lazaroni im Ganzen ſehr gut ſprechen, mit Ordnung, aber immer in ihrem Kauderwälſch.

Das Haupt der Lazaroni wohnt der Ziehung des Lotto bey, einigen kirchlichen Feyerlichkeiten und allen Feyerlichkeiten bey Hofe, ohne auf ſeinen Kleidern irgend ein unterſcheidendes Merkmahl zu tragen, deſſen ungeachtet aber immer geehrt, ſo, daß ihm 40 bis 45,000 Mann zu Gebothe ſtehen, zu welchen im Nothfalle noch die Schiffer, die Fiſcher von Chiaja, und der ganze Troß Jan-Hagel ſich geſellen.

Nach dem Berichte, den Hr. v. Archenholz, in ſeinem England und Italien, 5 Th. (Lpz. 1787, 8.) S. 180, f. von den Lazaroni in Neapel ertheilt, ſind dieſelben eine Menſchen-Gattung, die keine einzige Stadt in der Welt beſitzt, und welche daher als ein wahrhaft moraliſches Phänomen betrachtet werden können. Man rechnet die Anzahl dieſer Menſchen auf 40,000, die weder Stand,

(*) Das neapolitaniſche Kauderwälſch iſt voller Kraft; und der große Haufe, der es ſpricht, begleitet es mit einer bedeutenden Pantomime; denn es giebt wohl kein Volk, welches eine ſo ſtarke Geberden-Sprache hätte, als der Neapolitaner. Ehe ſie ſich durch Worte, die ſie mit Oeffnung eines ſehr großen Mundes ausſprechen, ausdrucken, ſchicken ſie eine ſehr lebhafte Geſticulation voran. Alles ſpricht hier ſehr laut; und es koſtet Mühe, daß ein Fremder ſich an dieſe rauſchende Stimmen-Erhebung gewöhne.

Stand, Beſchäftigung, Eigenthum, Wohnung, noch Lebens-Unterhalt haben, ſich durch die äuſſerſte Dürftigkeit auszeichnen, und dennoch in einer gewiſſen Vereinigung leben. Hierdurch bilden ſie einen furchtbaren Körper, der die Regierung oft in Schrecken geſetzt hat. Die überaus große Fruchtbarkeit des Landes, das heißt Klima, und die Trägheit, haben hier dieſe Menſchen-Claſſe erzeugt. Ein Lazarone begnügt ſich oft ganze Wochen lang, bloß von Früchten zu leben, die hier die Erde ſo vortrefflich und in ſolcher Menge darbringt; ſeine körperliche Bedeckung iſt äuſſerſt geringe, denn er iſt faſt nackend, und ſeine Wohnung ſelten in Häuſern, ſondern gewöhnlich auf den Gaſſen der Stadt. Hier ſchläft er auch, und iſt zufrieden, wenn er nur ein Obdach findet, das ihn für die üble Witterung ſchützt. Bey ſo wenigen Bedürfniſſen iſt zu ihrem Unterhalte der kleinſte Gewinn hinreichend, den ſie auf ſehr mannigfaltige Art erlangen. Man braucht ſie zu Tagelöhnern, Bothen, Trägern ꝛc.; auch ſind ſie mit einer ſchlechten Belohnung zufrieden. Es iſt merkwürdig, daß dieſe Leute faſt gar keine Inſolenz zeigen, ob man gleich glauben ſollte, daß der Gedanke an ihre zahlreichen Haufen ſie dazu verleiten könnte. Im Gegentheil ſind ſie demüthig, und ertragen geduldig die Verachtung und Beleidigungen, die ihnen von dem andern Pöbel angethan werden. Dieſes iſt auch durchaus nöthig; denn wenn der Körper ein jedes einzeles Mitglied beſchützen und rächen ſollte, ſo würde Neapel eine Mörder-Grube werden. Da ſie auſſer dieſer Stadt an keinem Orte nach ihrer Art würden leben können, ſo vermeiden ſie alles, was ſie davon entfernen könnte. Es iſt daher auch unerhört, daß ſich einer der Lazaroni zum Banditen hätte brauchen laſſen.

Der Hofr. Moritz meldet, in 2ten Th. ſeiner Reiſen in Italien, in den Jahren 1786 bis 1788, (Berl. 1792, 8.) S. 20, f. von den Lazzaroni Folgendes:

„Hier vor dem Hauſe der Madame Bontout muß auch wohl eine Art von Sammelplatz der Lazzaroni ſeyn, denn ich ſehe ſie den ganzen Tag aus meinem Fenſter, Greiſe, Männer und Knaben, halbnackt, mit wenigen Lumpen bedeckt, ſich hier im warmen Schein der Sonne lagern. Dieſe Philoſophen ſcheinen ſo wenig das Bedürfniß von

Zeitvertreib zu fühlen, daß ſie ſich auch nicht einmahl zu irgend einem Spiel anſtrengen, ſondern halbe Tage lang mit untergeſchlagenen Armen ſitzen, ſtehen, oder liegen. Auch das Gefühl der Armuth und Blöße ſcheint ihnen nicht drückend zu ſeyn; ſie jammern nicht, ſie klagen nicht, ſondern ſcherzen und lachen unter einander; und aus ihren Mienen und Aeuſſerungen kann man nicht anders ſchließen, als daß ihnen wohl ſeyn muß. Gewieß giebt es unter dieſen mehr als Einen Diogenes, der den großen Alexander um nichts weiter bitten würde, als zwiſchen ihm und der alles erquickenden Sonne keine Scheidewand zu machen. Aber die Weiber der Lazzaroni habe ich doch auf dieſem Sammelplatz noch nicht geſehen. — Die Lazzaroni machen auch nicht ſowohl eine eigene Nation, als vielmehr eine Art von philoſophiſcher Sekte aus, die noch einen Schritt weiter gehen, als die alten Cyniker, indem ſie, auſſer der Mühe des Handelns, auch noch die unſelige Mühe des Denkens vermeiden."

Lazarus, der Bruder der Maria und Martha. Er wohnte mit ſeinen beyden Schweſtern zu Bethanien, einem Flecken nahe bey Jeruſalem, und ſcheint einer der vertrauteſten Freunde Jeſu geweſen zu ſeyn. Wenn Jeſus ſich eine frohe Stunde machen, und von den Beſchwerden ſeines mühſeligen Berufes erhohlen wollte, ſo finden wir ihn gemeiniglich zu Bethanien bey ſeinem Freunde Lazarus. Nach Joh. 11. erweckte Jeſus ihn einſt aus einem Todes-Schlummer.

Man pflegt die Wahrheit und Gewißheit dieſer Todten-Erweckung des Erlöſers deswegen für über allen Zweifel erhaben zu halten, weil von der Martha, V. 30. ausdrücklich bemerkt wird, daß ſie bey der Annäherung zur Grabſtätte zu Jeſu geſagt habe: „Herr, „er ſtinkt ſchon!" Dennoch haben die Feinde und Bezweifler der Wunder eingewendet, daß dieſes bey der Martha vermuthlich nichts weiter, als bloße Einbildung und Sinnes-Täuſchung geweſen ſey, die leicht habe entſtehen können, weil Lazarus ſchon vier Tage (NB. nach jüdiſcher Art zu rechnen! — nach welcher Jeſus drey Tage im Grabe lag, ob er gleich kaum anderthalb Tage, oder einen Tag und zwey Nächte, darin zugebracht hat,) im Grabe gelegen habe

habe — zumahl bey einer Verwechſelung der Wohlgerüche, womit man im Morgenlande die Todten parfümirte, um den Todten-Geruch zu vertreiben, — mit dem Todten-Geruche ſelbſt.

Für dieſes Wunderwerk haben geſtritten: Leß, in ſeinem Beweis der Wahrheit der chriſtlichen Religion, oder in ſeiner Geſchichte der Religion; Lilienthal, in ſeiner guten Sache der göttlichen Offenbahrung, Th. 5, S. 679. 833; und D. Weikhmann, zu Wittenberg, in einem beſondern Progr. de miraculo Chriſti, Lazari in vitam reditu nobilitato, a criminationibus philoſophi nouiſſimi defenſo, Vitemb. 1763. — Dawider aber: Bahrdt, in ſeinen Briefen im Volkston, fortgeſetzt u. d. T. Plan und Zweck Jeſu ꝛc.

Tho Bartholinus, de morb. bibl. c. 21, hat Recht, wenn er die Krankheit, welche vor des Lazarus Tode vorher gegangen war, für ein hitziges und bösartiges Fieber hält, deſſen Ablauf eher war, als ſolchem der Heiland mit ſeiner Ankunft zu Hülfe kommen konnte. „Denn,“ ſchreibt er: „allem Anſehen nach ſcheint es, „daß Lazarus am dritten Tage ſeinen Geiſt daran „hat aufgeben müſſen. Am erſten Tage der Niederla„ge des Lazarus wurde deſſelben Krankheit dem Hei„lande bekannt gemacht. Nach Verlauf von zwey „Tagen, ſagte Jeſus ſeinen Jüngern, daß Lazarus „geſtorben wäre. Und da Jeſus auf der Reiſe bis „dahin noch einige Tage zugebracht hatte, fand er ihn „bey ſeiner Ankunft ſchon im Grabe. Die geſchwinde „Fäulniß, und der davon entſtandene Geſtank, iſt ein „offenbarer Beweis, daß die Krankheit des Lazarus „ein hitziges und anſteckendes Fieber geweſen ſeyn müſſe; „und ſelbſt Thomas war in Furcht und Sorge, da„von angeſteckt zu werden.“

Nach dem Berichte der Reiſebeſchreiber wird noch des Lazarus Haus und Grab gezeigt. (S. Harant Reiſebeſchr. S. 223, f. Neidſchütz, S. 313. Troilo, S. 374, f.) Nach des Leztern Bericht, iſt dieſes Grab nicht oberhalb der Erde, nicht wie ſonſt ein in den Felſen ausgehauener Trog oder Grube, ſondern eine ſchöne Gruft und verſchloſſenes Gewölbe, welches gegen Mittag und Mitternacht ſteht.

Unter den, von der kön. preuß. Akad. der bildenden Künſte und mechan. Wiſſ. im J. 1794 öffentlich ausge-

 ſtell-

ſtellten Kunſt-Werken, zeichnete ſich ein auf die Geſchichte des auferweckten Lazarus ſich beziehendes Gemählde, vom Hrn. Direct. Rode, beſonders aus. Chriſtus erweckt beym Schein der Fackel, in Gegenwart vieler Zuſchauer, den Lazarus. Maria Magdalena hat ſich Chriſto zu Füßen geworfen, ihm zu danken. Dieſer zeigt gen Himmel, anzudeuten, daß ſein Gebet erhört worden iſt. Den Grund des Gemähldes bilden unterirdiſche Gänge in den Felſen gehauen. Tiefer hinten kommt Lazarus aus ſeinem Grabe hervor; ihm werden Leinwand und Binden abgenommen. Einige beſchäftigen ſich, den Stein, der vor dem Grabe war, wegzubringen.

Ein anderer Lazarus iſt derjenige, deſſen der Heiland gleichnißweiſe gedenkt, deſſen ganzer Körper voll Geſchwüre geweſen iſt, und welcher vor der Thüre des reichen Schlemmers gelegen hat; Luc. 16, 20.

Ge. Wolfg. Wedel, hat in ſeinen Exercitationibus medic. philolog. ſacr. et profan Cent. II., Decad. 2. (Jen. 1708, 4.) exercit. 2, eine Abh. u. d. T. Lazarus ante portam. Seiner Meinung nach, war des Lazarus Krankheit, der vom Hippocrates beſchriebene ἰκλεος αἱμαλῶδης, oder Volvulus ſanguineus, eine Art eines vollkommenen Scorbutes, der Haupt-Quelle chroniſcher Geſchwüre.

Auch Fried. Hoffmann hat, in der diſſ. de Morbo Lazari, Hal. 1738, 4. 4 B, die Krankheit des Lazarus ausführlich beſchrieben.

In Jo. Letzners Daſſeliſchen und Eimbeckiſchen Chronika, (Erf. 1596, fol. 126) lieſet man: „daß Graf „Anno von Daſſel, Erz-Biſchof zu Cöln (im J. „1070) der Capelle zu Fredelsheim etliche Stücke vom „Heiligthum verehret, worunter ſonderlich Lazari des „armen Bettlers Hüfte das fürnehmſte geweſen, — und „daß in und auſſer der Capelle und bey dem Quell„brunnen unerhörte Zeichen und Wunder geſchehen.“

Hrn. geh. R. Baldinger Neues Magaz. für Aerzte, 8 B. 3 St. (Lpz. 1786, gr. 8.) S. 234.

Lazarus-Klappe, Klapp-Muſchel, ſtachelige oder gezackte Auſter, L. Oſtreum echinatum Rumph. Oſtreum

Oſtreum muricatum echinatum laticlavium Klein. Oſtracites echinatus Gmel. Spondylus Gualt. Linn.; Franz. Huitre epineuſe, Corniche oder Cliquette; Holl. Lazarus-Klap. Dieſer Gattungs-Nahme derjenigen auſterförmigen Muſcheln, welche Stacheln oder Blätter, dabey aber ein vollkommenes Charnier oder Schloß haben, iſt in Holland und Deutſchland bekannt, und hat ſeinen Urſprung von den hölzernen Klappen, deren ſich öfters die Bettler in den Lazarethen bedienen, Almoſen einzuſammeln; denn man kann mit dieſen Menſchen, wenn man die untere Schale feſt hält, und die obere bewegt, ein Klappen oder einen klappernden Schall erregen. Die griechiſche Benennung Spondylus, iſt noch beſſer ausgedacht; es bedeutet dieſe ein Charnier oder Gelenk, wo ein Theil in den andern paſſet, wie z. B. ein Deckel an einer Doſe oder Kanne; und nur bey dieſer Konchylien-Gattung iſt das Schloß der Schalen mit einem ſolchen Gelenke verſehen.

Dieſe Muſcheln werden ſehr unrichtig von manchen Schriftſtellern, zu den Auſtern gezählt; Linné macht aber die gegründete Anmerkung: der ganze Bau der Schale bey den Klapp-Muſcheln gleicht den Auſtern, von welchen ſie aber die Zähne des Schloſſes hinlänglich unterſcheiden. Den Dornen der Schalen nach, kommen ſie den Gien-Muſcheln (Chamae) bey, obgleich die wenigſten Chamen dornige Schalen haben. Linné legt den Klapp-Muſcheln folgende Gattungs-Kennzeichen bey: Animal Tethys, Teſta inaequivalvis rigida. Cardo dentibus 2 recurvis cum foraminulo intermedio; d. i. der Einwohner iſt ein Tethys (Sprützling, Lepus marinus der Alten); die Muſchel hat ungleiche, rauhe und ſtarke Schalen; das Schloß hat 2 rückwärts gekrümmte Zähne, und zwiſchen ihnen eine Vertiefung. Die zwey Zähne greifen genau in eine Vertiefung der Gegenſchale ein.

In der mittelſten dreyeckigen Höhlung ſitzt ein ſchwarzes, knorpeliges, lederartiges Band, welches beyde Schalen genau zuſammenhält. Die eine Schale iſt gemeiniglich viel flächer, als die andere, daher ihnen Linné Teſtas inaequivalves beylegt. Bey dem Schloſſe der Unter-Schale ſieht man eine ſchnabelförmige Ausdehnung oder Verlängerung der Schale, die bey einigen Gattungen, wie glatt, abgeſchabt, oder abgerieben zu ſeyn pflegt. Einige dieſer Schnäbel nehmen eine gerade, andere eine krumme Richtung; einige haben auf beyden Seiten Ohren, welche andern mangeln. Einige Schnäbel ſind klein, ſtumpf und kurz; andere groß, lang und breit. Bey einigen bemerkt man eine verſchloſſene und verwachſene, bey andern eine offene, mit dem ſchwarzen Ligamente erfüllte Rinne und Spalte; einige dieſer Schnäbel kehren ſich zur rechten, andere aber zur linken Seite hinüber. Dieſe leztern werden linke Klapp-Muſcheln, aber nicht genau genug, genannt. Unter den Zacken, Stacheln und Dornen auf den Schalen der Klapp-Muſcheln herrſcht eine große Verſchiedenheit. Einige ſind fein und ſpitzig, wie Dornen; andere breit, wie Blätter und Schuppen; und noch andere ſind rinnenartig, knotig und ſchaufelförmig. Einige ſind unterwärts, andere oberwärts geſpalten und hohl, wieder andere verſchloſſen und gefüllt. Selbſt der Farbe nach, ſind die Klapp-Muſcheln gar ſehr verſchieden; die mehreſten unter ihnen haben eine überaus angenehme und abwechſelnde Miſchung der Farben, ob es gleich darunter verſchiedene minder anſehnliche Arten giebt. Ungeachtet ihr Schloß ziemlich eingreift, ſo ſieht man doch ächte Dubletten der Klapp-Muſcheln eben nicht ſo gar häufig; und wenn wir die eigentliche Lazarus-Klappe ausnehmen, ſo kommen alle übrige Arten und Varietäten ſelten genug vor. Die Dornen, Stacheln und Lappen, womit

mit dieſe Muſcheln beſetzt ſind, ſind, wie man leicht erachten kann, manchen Gefahren unterworfen; und nur äuſſerſt ſelten findet man ſolche Dubletten, welche gar keine Verletzungen erfahren hätten; wenigſtens ſind ſie an dem Orte, wo ſie an andern Körpern feſtgeſeſſen haben, beſchädigt. Leſſer nennt die hierher gehörigen Arten Stein=Auſtern. Linné hat nur 3 Arten Klapp=Muſcheln angegeben:

1. Die **gezackte Lazarus=Klappe**, Holl. getakte Lazarus-Klap; Fr. Claquet de Lazare, Cliquette de lepreux ou de Ladre, Huitre epineuſe, Huitre Spondyle à talon; Spondylus gaederopus, Spondylus teſta ſubaurita ſpinoſa Linn. Mit dem Nahmen gaederopus belegten die Griechen diejenigen Muſcheln, deren Umfang einem Eſels=Hufe ähnlich war. Man verſteht unter dieſer Art ſolche, deren Deckel mit langen Zacken oder Blättern beſetzt iſt, und am Schloſſe einiger Maßen mit Ohren verſehen iſt. Müller beſchreibt davon 3 Unter=Arten.

a) Die Malteſer Lazarus=Klappe. Dieſe verſteht eigentlich Linné unter obigem Nahmen. Die Ober=Schale iſt platt, purpurfarbig, und mit langen Zacken beſetzt; die untere hingegen bäuchicht, ſchmutzig weiß, mit Blättern oder Schiefern beſetzt, und hat am Schloſſe eine Fläche, als ob ſie abgeſäget wäre. Man findet dergleichen von 1 Zoll bis über ½ F. im Durchſchnitt, und die größern ſind wohl 4 Zoll dick. Dieſe Art wächſt an den Klippen, und lebt wie die Auſtern.

b) Die weſtindiſche Lazarus=Klappe, wird ſo groß und ſtark, als die vorige; der Deckel aber iſt bäuchichter, und beyde Schalen ſind ſchmutzig=weiß, und mit Blättern, ſelten mit Zacken beſetzt, welche roth, gelb oder pomeranzenfarbig erſcheinen. Auf gleiche Weiſe iſt auch der innere Rand gefärbt.

c) Die oſtindiſche Lazarus-Klappe. Beyde Schalen ſind mit Ohren beſetzt, ſchön gefärbt, bäuchicht und zackig, ſo, daß man ſie nirgends als bey dem Schloſſe anfaſſen kann. Oefters ſind viele in einen Klumpen an einen Felſen zuſammengewachſen. Man findet auch ganz weiße, oder die keine eigentliche Farbe haben.

Der Spondylus gaederopus, wird, nach Belon, auf den Inſeln des Archipelagus ſehr häufig gegeſſen. Macrobius nennt die Spondylos, augurales coenae delicias.

2. **Lange gezackte Lazarus-Klappe**, Stachel-Klappe, Spondylus regius, Spondylus teſta inaurita ſpinoſa Linn. Holl. zeer lang getakte Lazarus-Klap; Fr. Grande Huitre epineuſe de groſſes epines. Die Schalen haben keine Ohren, und die Zacken oder Stacheln ſind lang und ſpitzig, nach dem Rande zugekehrt, einige davon weiß, andere roth. Dieſe Art wird ſehr groß, und kommt aus Oſt-Indien.

3. **Gefaltene Klapp-Muſchel**, Falten-Klappe, Spondylus plicatus, Spondylus teſta inaurita mutica plicata Linn. Holl. gelaurierde Klap; Fr. Huitre à groſſes côtes lonqitudinales. Dieſe oſtindiſche Art haben weder Ohren noch Zacken, ſondern zeigt nur Falten. Die Schalen ſind überdies dick geſtreift und purpurfarbig.

Eine Beſchreibung von 42 Arten und Abänderungen von Klapp-Muſcheln, die im Linné fehlen, findet man in Hrn. Superint. Schröter's Einleitung in die Konchylienkenntniß, 3 B. (Halle, 1786, gr. 8.) S. 207 — 225.

Im Stein-Reiche ſind die Lazarus-Klappen eine große Seltenheit; und diejenigen, die man findet, ſind nicht allemahl gut erhalten. Die Blätter und die

die Stacheln ſind ſehr oft bey den natürlichen Lazarus=Klappen verletzt, wie viel mehr im Stein=Reiche, wo ſie ſo manchen Unfällen unterworfen ſind. Sehr ſelten findet man ihre beyden Hälften, ſogar unter den gegrabenen, ſo wie auch größere Exemplare viel ſeltener vorkommen, als die kleinern. Doch giebt es unter dieſem kleinern Gute manche Art, von der man nicht einmahl zuverläſſig beweiſen kann, daß es Lazarus=Klappen ſind; eigentlich muß hier das Schloß entſcheiden. Nachrichten von gegrabenen Lazarus=Klappen, liefert Hr. Schröter, im lithol. Real= und Verbal=Lexikon, 3 B. (Frf. M. 1780, gr. 8.) S. 380.

Lazarus=Kreuz, (Sanct) ſ. in XLIX Th., S. 77, und die dazu gehörige Fig. 2877.

Lazarus=Orden, Hoſpital=Ritter des Ordens des heil. Lazarus von Jeruſalem. Daß der Ritter=Orden des h. Lazarus ſehr alt ſey, und ſeinen Urſprung im gelobten Lande genommen habe, ſcheint wohl auſſer allem Zweifel zu ſeyn; das eigentliche Jahr ſeiner Stiftung aber iſt eben ſo ungewiß, als unbekannt der wahre Stifter deſſelben geblieben iſt (*). Auch vermuthet man, daß der Orden anfangs mehr aus Mönchen, als aus Rittern, beſtanden habe, die aber in der Folge im 12ten Jahrh. ebenfalls die Waffen wider die Ungläubigen, und beſonders zum Dienſte der chriſtlichen Fürſten ergriffen, welche das gelobte Land erobert haben. So viel iſt wohl gewiß, daß die Ritter des h. Lazarus anfangs nichts anders, als Hoſpitaliter, waren, die ſich unter einander verbunden hatten, arme und kranke Pilgrim=

(*) In dem Almanac royal de Paris heißt es: On fixe la fondation de l'Ordre de St. Lazare de Jeruſalem avant 1060, temps de premiéres Croiſades: in der Encyclopedie aber heißt es: er ſey um das J. 1119 geſtiftet worden.

grimme, vornehmlich aber mit dem Auſſatze behaftete Perſonen, in den eigens dazu erbaueten Häuſern aufzunehmen und zu verpflegen. Sie nahmen ſogar Auſſätzige in ihrem Orden auf, vermuthlich deswegen, damit ſie für andere Auſſätzige ſorgen möchten, welche ſich freywillig in ihre Hoſpitäler begaben, oder die man mit Gewalt nöthigte, hinein zu gehen; und das Merkwürdigſte iſt, daß ſie keinen andern, als einen auſſätzigen Ritter, zum Groß-Meiſter des Hoſpitales zu Jeruſalem wählen durften. Dieſes hat bis unter die Regierung des Papſtes Innocentius IV., d. i. bis um das J. 1253 gedauert, nachdem ſie waren genöthiget worden, Syrien zu verlaſſen. Sie wandten ſich an dieſen Papſt, und ſtellten ihm vor: ſie hätten zwar ſeit ihrer Stiftung allezeit einen auſſätzigen Ritter zum Groß-Meiſter erwählet, jezt aber ſey es ihnen nicht mehr möglich, einen zu erwählen, weil die Ungläubigen alle die auſſätzigen Ritter ihres Hoſpitales erſchlagen hätten. Sie baten daher dieſen Papſt, er möchte ihnen erlauben, daß ſie künftig einen Ritter, der nicht mit dem Auſſatze behaftet, ſondern bey guter Geſundheit wäre, zum Groß-Meiſter erwählen dürften. Der Papſt verwies ſie an den Biſchof zu Frescati, damit er ihnen dieſe Erlaubniß ertheilte, wenn er erſt unterſucht hätte, ob ſolches auch füglich mit Gott geſchehen könnte. Dieſes wird von dem Papſte Pius IV., in ſeiner Bulle vom J. 1565 angeführt, welche ſo weitläuftig und ſo vortheilhaft für den Orden des h. Lazarus iſt, und wodurch er alle die Privilegien und Gnaden-Bewilligungen, welche ihm ſeine Vorfahren zugeſtanden haben, erneuert, und ihm eine neue ertheilt hat (*)

Die

(*) Von der Gewohnheit dieſer Ritter, einen auſſätzigen Groß-Meiſter zu wählen, redet er folgender Geſtalt: Et Innocen-

Die Ritter, welche nicht ausſätzig waren, und die Waffen führen konnten, leiſteten den chriſtl. Fürſten in Paläſtina ausnehmende Dienſte. Dieſes nöthigte die Könige Balduin II., Fulco, Almarich III., und IV., und die Königinnen Meliſinde und Theodora, ihren Orden unter ihren Schutz zu nehmen, und denen Häuſern, die ſie in Syrien hatten, viel Gutes zu thun. Sie erhielten auch viele Privilegien von den Päpſten; und nachdem ſie nach Europa gegangen waren, gaben ihnen die Fürſten reiche Güter. Clemens IV. geboth, bey Strafe des Bannes, allen Prälaten der Kirche, daß, wenn ſich die Ritter des h. Lazarus, an ſie wenden würden, um die Ausſätzigen zu nöthigen, daß ſie ſich in ihre Hoſpitäler begäben, ſie dieſen Rittern hülfliche Hand leiſten, und die Ausſätzigen zwingen ſollten, ſich mit ihrer liegenden und fahrenden Habe zu ihnen zu begeben. Alexander IV. erlaubte ihnen durch eine Bulle vom J. 1255, der Regel des h. Auguſtin's zu folgen, welcher ſie, ihrer Verſicherung nach, ſchon bisher gefolget waren, wie es in der Bulle dieſes Papſtes bemerkt iſt, wo der Regel des h. Baſilius keine Erwähnung geſchieht. Dieſes zeigt an, daß es ohne Grund ſey, wenn Einige ſagen, ſie wä-
ren

centius IV. per eam accepto, quod licet de antiqua approbata et eatenus pacifice obſernata conſuetudine obtentum eſſet, vt miles leproſus domus ſancti Lazari Hieroſolymitani in eius Magiſtrum aſſumeretur, Verum quia fere omnes Milites leproſi dictae domus ab inimicis ſidei miſerabiliter interfecti fuerant, et huius modi conſuetudo nequibat commode obſeruari: idcirco tunc Episcopo Tusculano per quasdam commiſerat, vt ſi ſibi ſecundum Deum viſum foret expedire, Fratribus ipſis licentiam, aliquem Militem ſanum ex Fratribus praedictae domus ſancti Lazari in eius Magiſtrum (non obſtante conſuetudine huiusmodi) de caetero eligendi authoritate Apoſtolica concederet. Bull. Rom. T. II. Conſt. 95, Pii IV. §. 41.

ren vordem der Regel des h. Baſilius gefolget. Eben der Papſt nahm ſie im J. 1257 unter den Schutz des apoſtoliſchen Stuhles, und beſtätigte die Schenkungen, die ihnen der Kaiſer Friedrich II. in Sicilien, Apulien, Calabrien und einigen andern Provinzen, gethan hatte. Heinrich, König in England, Herzog von Anjou und der Normandie, Thiebald. Graf von Blois, und viele andere, vermehrten ihre Einkünfte.

Unter allen chriſtlichen Furſten aber findet ſich niemand, von dem dieſe Ritter mehr Wohlthaten empfangen hätten, als von den Königen in Frankreich. Denn nachdem ſie im J. 1253 aus dem gelobten Lande waren vertrieben worden, folgten ſie dem h. Ludwig, Könige von Frankreich, welcher, zur Erkenntlichkeit für die Dienſte, die ſie ihm im Morgenlande geleiſtet hatten, die Schenkungen beſtätigte, welche ihnen ſeine Vorfahren gethan hatten, ſie in den Beſitz vieler Häuſer, Commenden und Hoſpitäler ſetzte, welche dieſer Herr ſtiftete, und ihnen viele Privilegien bewilligte. Darauf nahm das Haupt ihres Ordens ſeinen Sitz zu Boigny bey Orleans, welches ihnen im J. 1154 von Ludwig VII., dem Jüngern genannt, war gegeben worden; und der Groß-Meiſter nannte ſich einen Groß-Meiſter des Ordens des h. Lazarus, ſowohl dieſſeit als jenſeit des Meeres. Seine Gerichtbarkeit erſtreckte ſich nicht allein über die Ritter in Frankreich, ſondern auch über alle Fremde. Daher gab Johann von Couras, welcher im J. 1342 von Philipp v. Valois mit dieſer Würde war bekleidet worden, dem Bruder, Johann Hallidei, einem Schottländer, im J. 1354, Vollmacht, in ſeinem Nahmen alles, was dem Orden in England und Schottland zuſtände, ſowohl im Geiſtlichen als Weltlichen zu verwalten, mit der Bedingung, daß er der großen Comthurey zu Boigny jährlich 30 Mark Sterl. in Silber geben ſollte.

ſollte. Als der König Karl V., mit dem Zunahmen der Weiſe, im J. 1377 Jacob von Beynes mit der Groß-Meiſterſchaft bekleidet hatte, gab dieſer Groß-Meiſter dem Bruder Dominicus de Saint Roi die Comthurey Serigon in Ungarn, und machte ihn zu ſeinem General-Vicarius in dieſem ganzen Königreiche, mit der Verbindlichkeit, daß er ſich bey den General-Capiteln zu Boigny einfinden, und 4 Mark feines Silber dahin liefern ſollte.

Weil aber die Ausſätzigen ſelten waren, und man wenig Perſonen von dieſem Uebel angegriffen ſahe, ſo ſcheint es, daß dieſe Hoſpital-Ritter, welche überdies nicht mehr den vorigen Eifer bezeigten, armen Kranken hülfreiche Hand zu leiſten, ſondern ſich von den beträchtlichen Einkünften ihrer Güter wohl ſeyn ließen, vornehmlich die in Italien, unnütz geworden wären. Dieſes nöthigte den Papſt Innocentius VIII. ihren Orden zu unterdrücken, und ihn nebſt allen denen Gütern, die ihm zugehörten, mit dem Orden des h. Johann von Jeruſalem (nachherigem Maltheſer-Orden,) durch eine Bulle von 1490 zu vereinigen. Allein, dieſe Bulle wurde in Frankreich nicht angenommen, wo es beſtändig Groß-Meiſter von dem Orden des h. Lazarus von Jeruſalem gegeben hat, welche Ritter annahmen, denen ſie die Comthureyen, die ihm gehörten, gaben, und ſie ſind auch beſtändig bey dieſem Rechte geſchützt worden.

Der Papſt Leo X. hatte das Hoſpital zu Capua für das Haupt des Ordens erkannt, weil er, auf Bitte des Kaiſers Karl V. dem Orden des h. Lazarus die Hoſpitäler zu St. Johann in Palermo und zu St. Agatha in Meſſina, wiedergegeben und ſie dem Comthur des Hoſpitales zu Capua, als dem Ober-Haupte, unterworfen hatte, dem er den Titel eines Groß-Meiſters gab; wie ſolches in der angeführten

Bulle

Bulle des Papſtes Pius IV. auch noch bemerkt iſt. Es erhellt aus dieſer Bulle alſo, daß Leo X. den Orden des h. Lazarus wieder hergeſtellt, und Pius IV. ihn in alle ſeine Rechte wieder hergeſtellt und ihm neue Privilegien bewilligt habe. Pius V. wiederrief durch eine Bulle v. J. 1567, einige von dieſen Privilegien, welche ſein Vorgänger bewilligt hatte, und ſchränkte andere ein. Nach Jeannot's von Caſtillon Tode aber, welcher im J. 1572 zu Vercelli erfolgte, vereinigte Gregor XIII. den Orden des h. Lazarus mit dem Orden des h. Moritz, und bewilligte die Groß-Meiſterſchaft deſſelben dem Herzoge von Savoyen, Emanuel Philibert, unter dem Vorwande, daß dieſe Würde erledigt wäre (*). Indeſſen war doch Franz Salviati in Frankreich Groß-Meiſter des Ordens des h. Lazarus. Man kann daher wohl ſagen, es habe der Papſt dieſe Vereinigung nur auf eine falſche Vorſtellung gemacht. Es ſetzte ſich auch der Groß-Meiſter Franz Salviati, dawider, daß der Herzog von Savoyen den Titel eines Groß-Meiſters des Ordens des h. Lazarus annahm, und proteſtirte wider die Bulle des Papſtes Gregorius XIII. Er ließ ein General-Capitel im J. 1578 zu Boigny halten, und die Ritter in Frankreich behaupteten ſich ſtets in dem Beſitze der Comthureyen, welche ſie in dieſem Königreiche hatten. Nach dem Tode dieſes Groß-Meiſters, gab der König Heinrich III, die Groß-Meiſterſchaft Aimar'n von Chattes. Johann von Gayan folgte ihm; und nach ſeiner freywilligen Niederlegung dieſer Würde, die er an Heinrich IV. im J. 1604 abtrat, bekleidete dieſer

(*) Ac praeterea cernentes militiam hoſpitalis S. Lazari hieroſolymitani ſub regula Sancti Auguſtini iampridem magiſtri regimine deſtitutam; ſo redet der Papſt in der Bulle wegen der Vereinigung dieſer beyden Orden.

dieſer Herr Philibert von Nereſtang damit, welcher auch der erſte Groß-Meiſter des Ordens Unſerer lieben Frauen vom Berge Carmel war, mit welchem der Orden des h. Lazarus in Frankreich vereiniget wurde, wovon ich weiter unten ſprechen werde.

Dieſe Folge der Groß-Meiſter des Ordens des h. Lazarus, in Frankreich, nach der Zeit, da der Papſt Innocentius VIII. dieſen Orden in Italien im Jahr 1490 unterdrückte, zeigt, daß der P. *Bonanni*, in ſeinem Catalogo ordinum militarium, welchen er im J. 1712 heraus gab, mit Unrecht ſage, es ſey nach Unterdrückung dieſes Ordens das Andenken deſſelben in Frankreich nach und nach verdunkelt worden (*), weil er beſtändig in Frankreich beſtanden, wo er nichts von ſeinem alten Glanze verloren hat, und anſtatt daß er ſich hätte verdunkeln ſollen, hat er ſich noch ſtärker vermehrt.

Dieſe Ritter thaten vordem feyerliche Gelübde. Es gab ſogar Nonnen von dieſem Orden, und es iſt noch ein Kloſter davon in der Schweiz übrig. Der P. *Bonanni* hat die Kleidung eines von dieſen Rittern, wie man in Fig. 3964 ſieht, vorgeſtellt; allein, dieſe Kleidung iſt erdichtet, und vermuthlich nur nach einer bloßen Vorſtellung in Gedanken gezeichnet worden. Die Lazarus-Ritter haben nicht eher angefangen, das Kreuz mit 8 Spitzen zu tragen, als zu Ende des 15ten oder im Anfange des 16ten Jahrh., und dieſes Kreuz iſt beſtändig grün geweſen, zum Unterſchiede des Kreuzes der Ritter St. Johannis von Jeruſalem, welches weiß iſt. Das älteſte Denkmahl, welches uns zu erkennen geben kann, wie die wahre Kleidung dieſer alten Ritter beſchaffen geweſen ſey, findet

(*) Sic paulatim eius ſodalitii memoria tum apud Gallos, tum apud Italos eſt obſcurata.

findet ſich in der Comthurey Gratemont, wo man an dem Fuße eines halberhabenen Bildes des heil. Anton's, welches auf eine Art von Säule geſetzt iſt, 5 Ritter des h. Laz. auf den Knien, mit Küraſſen bewaffnet, und einen Capellan von eben dem Orden, ſieht. Sie haben insgeſammt lange Mäntel, und auf demſelben ein ſchlechtes Kreuz, welches bloß an den Enden ein wenig breit iſt. Dasjenige, welches ſie auf der Bruſt haben, iſt aber doch darin von demſelben unterſchieden, daß es an dem Fuße etwas länger iſt, welcher ſich in eine Spitze endigt. Man lieſet daſelbſt, daß Peter Potier, Comthur dieſes Ordens, ſolches Bild habe machen laſſen; und weil es etwas Sonderbares hat, ſo hat ſolches die Neugierigen vielleicht veranlaſſet, es ſtechen zu laſſen. Denn der h. Anton iſt mitten in den Flammen, und hat zu ſeinen Füßen viele Schweine in eben dem Feuer, welche Sprünge in die Luft thun; es hat aber dieſer Heilige kein Tau (T) auf ſeinem Kleide, wie ihn die Mahler gemeiniglich vorſtellen, ſondern an ſtatt des Tau hat man ihm eine Krone aufgeſetzt. Man findet zwey verſchiedene Kupfer von dieſem Bildniſſe; und ein anderes, auf welchem das Grabmahl dieſes Bruders, Peter Potier, nebſt ſeiner Grabſchrift geſtochen iſt, aus welcher man erſieht, daß dieſes Bildniß in der Mitte des 15ten Jahrh. hat können gemacht ſeyn, weil dieſer Comthur im J. 1450 geſtorben iſt. In Fig. 3965, ſieht man die Kleidung, welche die Ritter im 15ten Jahrh. trugen, ſo wie ſie unter vorerwähntem Bilde des h. Antons vorgeſtellt iſt.

Aller Wahrſcheinlichkeit nach, haben die Ritter dieſes Ordens nur erſt zu Ende des 15ten, oder im Anfange des 16ten Jahrh., nachdem Leo X. den Orden des h. Lazarus in Italien wieder hergeſtellt hatte, das Kreuz mit 8 Spitzen angenommen, wie es

es die Maltheſer = Ritter trugen; denn in den Privilegien des Ordens, welche, wie ich oben geſagt habe, i. J. 1566 zu Rom gedruckt worden ſind, findet ſich eine Vignette, auf welcher man viele Ritter ſieht, die insgeſammt lange Bärte haben, und das Ordens = Kreuz nebſt einem Schwerte aus den Händen eines Papſtes empfangen (*). Die Ritter haben einen ſchwarzen Rock mit großen Aermeln, und dem achteckigen Kreuze auf der Bruſt. Es findet ſich auch in der königl. Bibliothek ein Kupfer v. J. 1525, welches die verſchiedenen Orden vorſtellt, die der Regel des h. Auguſtin's folgen. Man ſieht auf ſolchem einen Ritter des h. Laz., in eben dergleichen Rocke, wie Fig. 3966 darſtellt.

Jezt ſteht der Orden des h. Laz. in Frankreich ſeiner Aufhebung bevor, oder iſt bereits aufgehoben, weil er ſeit 1772 von der Geiſtlichkeit und dem Maltheſer = Orden jährlich 146000 Livr. erhält, und die Güter der Geiſtlichkeit jezt National = Eigenthum ſind. Als Ludwig XV. i. J. 1772 dieſen Lazarus = Orden glänzender machen wollte, und ihn auf Koſten der Geiſtlichkeit ſo reich dotirte, errichtete er dabey 12 Comthureyen, jede von 3000 Livr. jährlich, 18 von 2000, 15 von 1500, und 25 von 1000 Livres jährlich, alle für Militair = Perſonen. Der Bruder des Königs, Monſieur, iſt Groß = Meiſter; und als der im J. 1793 ſchändlich hingerichtete König Ludwig XVI. noch Herzog von Berry war, bekleidete er ebenfalls dieſe Stelle.

Ritter = Orden des heil. Moritz und Lazarus in Savoyen. Die meiſten Geſchichtſchreiber, welche von dem Orden des heil. Moritz in Savoyen

(*) Vermuthlich hat man Leo X. dadurch andeuten wollen, welcher dieſen Orden wieder hergeſtellt hat.

geredet haben, ſchreiben die Stiftung deſſelben dem Herzoge von Savoyen, Amadeus I., zu, welcher nachher unter dem Nahmen Felix V. Gegenpabſt war; und ſagen, es habe ſich dieſer Herr, nachdem er ſeine Staten ſeinen Kindern überlaſſen, mit einigen Herren ſeines Hofes in die Einſamkeit zu Ripaille begeben, wo er den Orden der Ritter des heil. Moritz geſtiftet, und gewollt, ihre Kleidung ſollte ein grauer Leib-Rock und eine ſolche Kappe mit einer Mütze, die Aermel von rothem Camelot, und ein goldener Gürtel nebſt einem Mantel ſeyn, auf welchem ein mit Knöpfen verſehenes Kreuz von weißem Taffet war. Allein, es iſt gewiß, daß dieſer Orden, wie ich bereits oben erwähnt habe, erſt im J. 1572 angefangen und den Herzog Eman. Philibert zum Stifter gehabt hat, und daß ihre Ceremonien-Kleidung heutiges Tages aus einer großen Kutte, oder einem karmeſinrothen mit weißem Taffet gefütterten Mantel beſteht, worauf von weißem Taffet ein mit Knöpfen verſehenes und in den 4 Winkeln mit grünen Binden beſetztes Kreuz ſich befindet. Wenn der Abt *Giuſtiniani* die Bulle Gregorius XIII. v. 16 Sept. eb. deſſ. J. geleſen hätte, ſo würde er in ſeiner Geſchichte der Ritter-Orden nicht geſagt haben, man ſähe nicht, aus was für einem Grunde Barboſa die Stiftung dieſes Ordens in das Jahr 1572, unter Eman. Philibert geſetzt habe, und er hätte ſich offenbar geirret, indem er die Vereinigung des Ordens des heil. Lazarus mit dem Orden des heil. Moritz, welche in dem Jahre geſchahe, für die Stiftung des Ordens des heil. Moritz ſelbſt angenommen habe. Es iſt wahr, daß der Pabſt Gregorius XIII. durch eine Bulle vom 13ten Nov. 1572, den Orden des heil. Lazarus mit dem Orden des heil. Moritz vereinigt hat; es waren aber nicht mehr, als 2 Monathe, daß der Orden des heil. Moritz von dem Herzoge Ema-

Eman. Philibert war geſtiftet worden, welchem der Pabſt die Erlaubniß dazu durch eine andere Bulle v. 16 Sept. eb. deſſ. J., bewilligt hatte, worin nichts davon gedacht wird, daß ſchon ein Orden des heil. Moritz in Savoyen geweſen ſey. Der Pabſt meldet darin, es habe keine andere Urſache dieſen Herrn angetrieben, dieſen Orden zu ſtiften, als, ſich der Ketzerey zu widerſetzen, die ſich zu der Zeit in viele Provinzen einſchlich, und womit die Gränzen von Savoyen, wegen der Nachbarſchaft von Genf waren bedrohet worden, wo der Haupt = Sitz der calviniſchen Lehre war, von da ſie ſich in den umliegenden Gegenden ausgebreitet hatte; und in der Bulle dieſes Papſtes zur Vereinigung des Ordens des heil. Lazarus mit dem Orden des heil. Moritz, v. 13 Nov. eb. deſſ. J. wiederhohlt er die Stiftung des Ordens des h. Moritz unter der Regel von Citeaux, die vor Kurzem von dem Herzoge Eman. Philibert geſchehen iſt, und ſagt: er nähme dieſe Vereinigung nicht anders vor, als nachdem er erwogen hätte, daß es ein großer Vortheil ſeyn würde, wenn er den alten Orden des heil. Lazarus, welcher keinen Groß-Meiſter mehr hätte, und von ſeinem alten Glanze ſehr verfallen wäre, mit dem Orden des h. Moritz vereinigte, welcher nur erſt anfinge (*).

Man kann dieſe Bulle nicht leſen, daß man nicht zu gleicher Zeit die Augen auf die Stiftungs-Bulle des Ordens des h. Moritz werfe, weil ſie beyde hinter einander in dem römiſchen Bullario ſtehen, und folglich Barboſa, Tamburin und viele andere Schriftſteller Recht haben, zu ſagen: es ſey der Orden des h. Moritz in Savoyen nur erſt 1572 durch den Herzog Eman. Philibert geſtiftet wor-

(*) Si hanc veterem (militiam) illi nouae et nunc naſcenti adiungeremus.

worden. Die Vereinigung des Ordens des h. Laz. mit dieſem Orden geſchah erſt nach Jannot's v. Caſtillon Tode, welcher Groß-Meiſter daſelbſt war, und zu Vercelli in eben dem 1572ſten J. ſtarb. Dieſer Orden hat ſeit der Zeit den Nahmen des h. Moritz und Lazarus angenommen.

Dieſe Ritter thun das Gelübde der Armuth, des Gehorſams, und der ehelichen Keuſchheit. Sie folgen der Regel von Citeux, ſollen, zur Vertheidigung des römiſch-katholiſchen Glaubens fechten, können ſich nur ein Mahl, und zwar mit einer Jungfer, verheurathen; und der Pabſt Clemens VIII. bewilligte ihnen, im J. 1596, Pfründen oder Jahr-Gelder von Pfründen bis auf 400 Thaler zu beſitzen. Der Orden hat viel Comthureyen, und zwey Haupt-Häuſer, eins zu Turin, und das andere zu Nizza, worin die Ritter gemeinſchaftlich leben. Im J. 1619 verordnete der Herzog Karl Emanuel, es ſollte das Ordens-Kreuz weiß und an den Enden geknöpft, mit grünen Bändern in den 4 Winkeln, um den Orden des h. Laz. dadurch zu bezeichnen, verſehen ſeyn. S. Fig. 3967. Da ſich aber die Ritter eben nicht viel Mühe gegeben hatten, die Befehle dieſes Herrn zu vollſtrecken, ſo ließ die Herzoginn Chriſtina von Frankreich, des Herzogs Victor Amadeus Witwe und Vormünderinn ihres Sohnes, des Herzogs Karl Eman. II., die Verordnung des Herzogs Karl Eman. I. vollſtrecken, und beſtimmte die Größe der Kreuze, verboth auch den Geiſtlichen und Capellänen des Ordens, ſolche von weiß emaillirtem Golde auf der Bruſt zu tragen, wie die Ritter, und verordnete, ſie ſollten eins von weißer Wolle auf den Mantel genähet führen, die Prälaten des Ordens ausgenommen, welche Gerechtigkeits-Richter ſeyn ſollten, und ihren Adel würden bewieſen haben.

Wenn

Wenn man dieſe Ritter aufnimmt, ſo verſprechen ſie, dem Könige von Sardinien als Herzoge von Savoyen und ſeinen Nachfolgern treu zu ſeyn, das Ordens-Kleid und Kreuz zu tragen, in das Capitel zu kommen, wenn ſolches gehalten wird, täglich den abgekürzten Pſalter, zur Ehre Jeſu Chriſti, der heil. Jungfrau und des h. Moritz und Lazarus, herzuſagen, an den Freytagen oder Sonnabenden zu faſten, die eheliche Keuſchheit zu beobachten, die Mildthätigkeit und Gaſt-Freyheit auszuüben, vorzüglich ſich, nach ihren alten Statuten, der Ausſätzigen anzunehmen, die Satzungen des Ordens zu halten, die zu den Comthureyen gehörigen Güter nicht zu veräuſſern, und ſie nicht auf eine lange Zeit in Pacht zu geben, ohne Einwilligung des Herzogs von Savoyen.

Königlicher Kriegs- und Spital-Ritter-Orden Unſerer lieben Frau vom Berge Carmel und des h. Lazarus von Jeruſalem. Ich habe oben, wo ich von dem Orden des h. Lazar. redete, auch geſagt, er hätte in Frankreich beſtändig fortgedauert, ob er gleich von dem Pabſte Innocentius VIII. im J. 1490 war unterdrückt worden; es hätte nach ſeiner Wiederherſtellung von dem Pabſte Leo X. in Italien Groß-Meiſter dieſes Ordens gegeben, welche ſich Groß-Meiſter des Ordens des heil. Lazarus durch die ganze Welt genannt, ob ſie gleich wahrhafte und rechtmäßige Groß-Meiſter in Frankreich gefunden hätten, die einander ohne Unterbrechung, von Errichtung des Ordens an, gefolget wären; und es hätte endlich der Pabſt Gregorius XIII. dieſen Orden im J. 1572 mit dem Orden des h. Moritz in Savoyen vereinigt, welcher erſt kurz vorher von dem Herzoge Eman. Philibert war geſtiftet worden, ohne daß dieſe Vereinigung dem Orden des h. Lazarus in Frankreich einigen Nachtheil gebracht hätte,

von welchem der König Heinrich IV. die Groß-Meiſterſchaft Philiberten v. Nereſtang ertheilte, welcher auch der erſte Groß-Meiſter des Ordens Unſerer lieben Frau vom Berge Carmel war, welchen dieſer Herr in ſeinem Königreiche errichtete. Der P. *Touſſaint de Saint-Luc*, ſagt, es hätte der König dieſen Orden bloß deswegen geſtiftet, um den Lazarus-Orden deſto blühender zu machen, und ihm die Güter wiedergeben zu laſſen, die man ihm genommen hatte, da man den Orden vom Berge Carmel mit dem Orden des h. Lazarus vereinigte. Hermant (*) giebt vor, es hätte Aimar von Chattes, welcher Groß-Meiſter dieſes leztern Ordens war, ſchon Luſt bekommen, ihn wieder in ſeinen alten Glanz zu ſetzen; da er aber vom Tode übereilt worden, ſo wäre ihm Philibert von Nereſtang in dieſem Vorſatze gefolget, und hätte ſeine Macht bey Heinrich IV. ſo glücklich angewandt, daß dieſer Monarch die Wiederherſtellung dieſes Ordens zu Rom geſucht, und von dem Papſte auch die Gewährung ſeines Anſuchens durch eine ſehr vortheilhafte Bulle vom J. 1607 erhalten hätte. Weil aber dieſer Herr, nach dem Beyſpiele des Herzoges von Savoyen, auch einen andern Orden mit dem Orden des h. Lazarus habe vereinigen wollen, um ihm einen neuen Glanz zu geben, ſo ſtiftete er den **Orden Unſerer lieben Frauen vom Berge Carmel**. Der P. Bonanni (**) hat vorgegeben, es hätte Aimar von Chattes, da er Groß-Meiſter des Ordens des heil. Lazarus in Frankreich geweſen wäre, den Vorſatz gefaſſet, ihn völlig wieder herzuſtellen, und ihm alle die Güter wiedergeben zu laſſen, die ihm wären genommen worden; weil er aber vorher geſtorben wäre,

*) *Hermant*, Hiſtoire des Religions ou Ordres Militaires de l'Egliſe. à Rouen 1698, 12.

**) *Bonanni* Catalog. Ordinum militar. n. 65.

wäre, ehe er dieſen Vorſatz hätte ausführen können, ſo wäre Philibert von Nereſtang, welcher ihm in der Groß-Meiſterſchaft folgte, nach Rom gegangen, wo er von dem Papſte Paul V. erhalten hätte, es ſollte ſein Orden inskünftige der Orden Unſerer lieben Frau vom Berge Carmel genennet werden.

Alle dieſe Schriftſteller aber haben wider die hiſtoriſche Wahrheit geſchrieben. Heinrich IV. ſtiftete den Orden U. L. F. vom Berge Carmel bloß, um ein Merkmahl von ſeiner Frömmigkeit und Andacht gegen die h. Jungfrau zu geben. Er ſchrieb an ſeinen Geſandten nach Rom, um von dem Papſte Paul V. die Errichtung dieſes Ordens und ſeine Beſtätigung durch apoſtoliſche Gewalt zu erhalten, welches ihm dann auch der Papſt durch eine Bulle vom 16 Febr. 1607 bewilligte, wodurch er dieſem Herrn Macht gab, den Groß-Meiſter dieſes Ordens zu ernennen, welcher ſo viel Ritter machen könnte, als es ihm gut dünken würde. Er erlaubte dieſen Rittern, ſich zu verheurathen, und nach dem Tode ihrer erſten Gemahlinnen zur zweyten Vermählung zu ſchreiten, und auch ſogar eine Witwe zu heurathen. Er verband ſie, das Gelübde des Gehorſams und der ehelichen Keuſchheit zu thun, und ertheilte ihnen die Erlaubniß, Jahr-Gelder von allerley geiſtlichen Pfründen in Frankreich zu haben, wenn ſie gleich verheurathet wären, ja auch ſogar die zweyte Frau hätten, nähmlich der Groß-Meiſter bis auf 1500 Ducaten, und die Ritter bis auf 500 Ducaten, nach der apoſtoliſchen Kammer-Rechnung, welche beyde Summen auf 6000 Livr. franzöſ. Geldes geſchätzt werden. In dieſer Bulle geſchieht nun des Ordens des h. Lazarus auf keinerley Weiſe Erwägung, und eben ſo wenig auch in einer andern, welche eben der Papſt im Febr. 1608 ertheilte, wodurch er dieſen Rittern ihre Verbindlichkeiten vorſchrieb; ſie ſollten

nähmlich vor der Aufnahme in den Orden ihr Glaubens-Bekenntniß ablegen, an dem Tage, da ſie das Ordens-Kleid erhalten würden, beichten und das h. Abendmahl nehmen, auf ihren Mänteln ein braunes Kreuz tragen, in deſſen Mitte das Bildniß der h. Jungfrau ſtände, das Gelübde des Gehorſams und der ehelichen Keuſchheit thun, die Waffen wider die Feinde der Kirche führen, und, wenn es von dem apoſtoliſchen Stuhle und Sr. allerchriſtlichen Majeſtät verlangt würde, alle Tage die Gebete der h. Jungfrau, oder, wie es heißt, ihre Krone herſagen, an den Feſt-Tagen und Sonnabends die Meſſe hören, an den Mittwochen kein Fleiſch eſſen, an dem Feſt-Tage U. L. F. vom Berge Carmel, welcher den 19 Jul. gefeyert wird, beichten, und das h. Abendmahl genießen, ſich an eben dem Tage verſammeln, um dieſes Feſt zu begehen, und dem Schatz-Meiſter des Ordens die Gefälle nach dem Verhältniſſe der Comthureyen zu bezahlen, die ſie beſitzen.

Da der König im Julius 1608 dieſen neuen Orden U. L. F. vom Berge Carmel mit Einkünften verſehen wollte, hob er durch offene Briefe im Apr. 1608, das Amt eines Groß-Meiſters des Ordens des h. Lazarus auf, und ſchlug alle Comthureyen, Prioreyen und Pfründen, welche dieſem Orden zugehörten, und von deſſen Groß-Meiſter konnten vergeben werden, zu dem Orden U. L. F. vom Berge Carmel. Es war alſo nicht der neue Orden, welcher mit dem Lazarus-Orden vereiniget wurde, wie viele Schriftſteller gemeldet haben, ſondern der Orden des h. Lazarus wurde mit dem Orden U. L. F. vom Berge Carmel vereiniget. Der König ertheilte die Würde eines Groß-Meiſters dieſes Ordens darauf Philiberten von Nereſtang, ſeinem Kammer-Herrn und General-Oberſtwachtmeiſters bey einem Regimente zu Fuße, welcher vordem Groß-Meiſter vom Orden des

heil.

h. Laz. geweſen war. Dieſer legte in die Hände des Königs den Eid ab, welcher durch eine Urkunde v. 31 Oct. eb. deſſelben Jahres ſich von neuem erklärte, daß die Comthureyen, Prioreyen und andere Pfründen des Ordens des h. Lazarus, welche in Frankreich und andern unter Sr. Maj. Bothmäßigkeit ſtehenden Landen befindlich wären, dem Groß-Meiſter, den Rittern und Beamten des Ordens U. L. F. v. B. C. zugehören, und ſie dieſelben eben ſo genießen ſollten, als wenn ſie Ritter vom Orden des h. Laz. wären; und der König verordnete auch, daß, der Bulle des Pabſtes Paul V. gemäß, dieſe Ritter ſolche Jahr-Gelder genießen ſollten, womit er dieſelben aus den Bisthümern, Abteyen, oder andern geiſtlichen Pfründen, die er vergeben könnte, begnadigen würde, wenn ſie gleich verheurathet wären. Hierauf erſuchte die Geiſtlichkeit in Frankreich, für welche der Erz-Biſchof zu Bourges, Andreas Fremiot das Wort führte, in der Vorſtellung, die ſie noch in eben dem Jahre dem Könige that, den König, daß er doch erlauben möchte, daß die Ritter Unſerer lieben Frau vom Berge Carmel, welche er Ritter von Mariä Verkündigung nennt, die ſich in Heurathen eingelaſſen hätten, in Welt-Händeln verwickelt wären, und deren zum Degen beſtimmter Arm eher mit Blute bedeckt ſeyn müßte, als von dem Rauche des Weihrauches und der Opfer, die Hände nach den geweiheten Tiſchen ausſtreckten, die Schau-Brode wegnähmen, und die Einkünfte antaſteten, welche nur für die Leviten und für diejenigen, welche auf dem Altare opferten, gewidmet wären. Der König antwortete den Prälaten: was die Ritter von Mariä Verkündigung anbeträfe, wovon ſie redeten, ſo hätte er den Orden unter dem Nahmen der Jungfrau Maria vom Berge Carmel, wegen des beſondern Vertrauens geſtiftet, welches er, nach dem Beyſpiele

der Herzoge von Bourbon und Vendome, ſeiner Vorfahren, ſtets auf die Hülfe und Fürbitte dieſer heil. Jungfrau gehabt hätte; er hätte ihm nicht die geiſtlichen Einkünfte, ſondern nur die von den Spitälern und Comthureyen, die ehemahls in ſeinem Königreiche dem Orden des h. Lazarus zugehört hätten, angewieſen; und wenn die Ritter auſſerdem noch einige kleine Jahr-Gelder hätten, ſo hätte der Papſt ſie ihnen bewilliget.

Claudius Marquis von Nereſtang, Philibert's Sohn, bekam im J. 1611 die Anwartſchaft auf die Würde eines Groß-Meiſters. Karl Marquis v. Nereſtang, des Claudius Sohn, beſaß ſie im J. 1639, nach dem Abſterben ſeines Vaters, vermöge des Beſtallungs-Briefes von dem Könige Ludwig XIII. Karl Achilles v. Nereſtang, des Claudius zweyter Sohn, wurde im J. 1645 von dem Könige Ludwig XIV. ebenfalls damit verſehen. Seine Beſtallungs-Briefe gaben ihm den Titel eines Groß-Meiſters von dem Orden Unſerer lieben Frau vom Berge Carmel und des h. Lazarus von Jeruſalem. Er wurde in dieſer Würde durch eine Bulle des Papſtes Innocentius X. beſtätigt, und ſeit der Zeit nahmen die Groß-Meiſter und die Ritter den Nahmen der Ritter Unſerer lieben Frau vom Berge Carmel und des h. Lazarus von Jeruſalem, Fr. Chevalier de l'Ordre de Nôtre Dame de Mont Carmel et de St. Lazare de Jeruſalem, an. Der König beſtätigte auch noch die Stiftung dieſes Ordens im Apr. 1664, und der Cardinal von Vendome, welcher des Pabſtes Clemens IX. Legatus a latere in Frankreich war, gab im J. 1668 eine Bulle zur Vereinigung dieſer beyden Orden, und beſtätigte alle Privilegien, welche dem Orden des h. Lazarus von den Päbſten, Pius IV. und Pius V. waren bewilliget worden. In eben dem Jahre verſah der König

König den Marquis v. Nereſtang, Karl Achilles Sohn, mit der Würde eines Groß-Meiſters. Er leiſtete den Eid der Treue deswegen in die Hände des Königs, die ihm das Kreuz dieſes Ordens gaben. Er reiſete darauf ab, um das Geſchwader der Fahrzeuge, welche zur Sicherheit des Handels auf der See beſtimmt waren, zu führen. Im J. 1672 erhielt er einen Befehl von dem Könige, welcher die Ritter U. L. F. v. B. C. und des h. Laz. von Jeruſ. in alle Gerechtſamen wieder einſetzte, welche ihrem Orden zugehört hatten, und ſie etwa möchten verloren haben; welcher die Vereinigung dieſer beyden Orden beſtätigte, und ihnen die beſtändige Verwaltung der Siechen-Häuſer, Spitäler, Lazarethe und anderer Oerter in dem Königreiche gab, wo die Gaſt-Freyheit nicht beobachtet wurde, und welcher mit dem Orden U. L. F. v. B. C. die Güter einiger Ritter- und Spital-Orden vereinigte, welche durch dieſes Geboth für erloſchen und ausgegangen in Frankreich angeſehen wurden; vornehmlich waren ſolches die Orden des h. Geiſtes von Montpellier, des h. Jacobs mit dem Schwerte, des h. Grabes, der h. Chriſtine von Somport, Unſerer lieben Frau, die deutſche genannt, des h. Jacob's von Haut-pas oder von Lucca, und des h. Ludwig's von Boucheraumont. Die Güter und Einkünfte dieſer Orden, Siechen-Häuſer, Spitäler, Lazarethe, und anderer Oerter, welche mit dem Orden U. L. F. v. B. C. und des h. Laz. alſo vereinigt waren, wurden von dem Könige zu Comthureyen gemacht, und ſollten Se. Maj. und die Könige Dero Nachfolger als unumſchränkte Ober-Herren dieſes Ordens, mit demſelben gänzlich und vollkommen zum Beſten derjenigen Befehlshaber unter ihren Kriegs-Völkern, die in dieſen Orden waren aufgenommen worden, ſchalten und walten, und ihnen ſolche Jahr-Gelder auf dieſe Comthureyen anweiſen können, als

ſie

ſie zu tragen vermöchten und tragen ſollten. Se. Maj. wollten auch, daß man von dieſen Comthureyen als Steuern und Abgaben die nöthigen Gelder nähme, und zum Unterhalte der Hoſpitäler bey ihren Kriegs=Heeren und in den Gränz=Plätzen, in welchen die kranken und verwundeten Officiere und Soldaten aufgenommen würden, etwas beyzutragen, indem ſie dafür hielten, daß dieſe Anwendung den Abſichten der Stifter gottſeliger Häuſer izt gemäßer wäre, da es faſt keine Ausſätzigen mehr in dem Königreiche gäbe; dem ungeachtet aber wollten ſie doch, daß diejenigen, die von dieſem Uebel angegriffen wären, insgeſammt an einem Orte auf Koſten des Ordens, ſeiner Stiftung gemäß, unterhalten würden. Und damit dieſer Befehl vollſtrecket, und über alle Rechts=Händel und Streitigkeiten, die wegen der darin enthaltenen Sachen entſtehen könnten, erkannt würde, ſo beſchloß der König, eine Kammer anzulegen, die aus den vornehmſten Perſonen ſeines Rathes beſtehen ſollte, in welcher Kammer die Rechts=Händel und Streitigkeiten ohne weitere Beziehung auf einen andern Richter ſollten abgeurtheilet werden; und er gab ihr dabey Vollmacht, alle Erklärungen und Ausſprüche in die Regiſter zu tragen, Verfügungen zu machen, ſo wie ſie ſolche für gut befinden würde, und ſowohl in Civil= als Criminal=Sachen Richter abzuordnen, wenn es nöthig wäre. Dieſe Kammer ſollte ſo lange dauern, als es Se. Maj. für nöthig und zum Beſten der Sachen des Ordens für dienlich erachten würde, wobey Sie ſich vorbehielt, ſolche, wenn es ihr gut dünkte, zu widerrufen und aufzuheben.

Damit der Groß=Meiſter Nereſtang die Vollſtreckung dieſes Befehles befördern möchte, berief er ein General=Capitel nach Boigny, welches er auf d. 19 Febr. 1673 anſetzte. Ehe ſolches aber gehal-

ten wurde, legte er ſeine Würde eines Groß-Meiſters freywillig in die Hände des Königs nieder. Da die Ritter davon Nachricht erhielten, kamen ſie d. 27 Jan. 1673 zu ihrem General-Capitel zuſammen, und überreichten dem Könige eine Bitt-Schrift, in welcher ſie den König erſuchten, er möchte doch die Würde eines Groß-Meiſters ihres Ordens mit ihrer Krone zu vereinigen und genehm zu halten geruhen, daß ſie den Marquis v. Louvois poſtulirt hätten, dem Orden als General-Vicarius vorzuſtehen. Der König erklärte ſich, er könnte izt die Groß-Meiſterſchaft des Ordens nicht mit ſeiner Krone vereinigen; er hielte aber die Wahl genehm, die ſie in ihrem Capitel getroffen, da ſie den Marquis v. Louvois poſtulirt hätten, um die Sachen des Ordens unter ſeiner Gewalt zu beſorgen. Se. Maj. ließen auch die Beſtallungs-Briefe für den Marquis v. Louvois als General-Vicarius, d. 4 Febr. 1673 ausfertigen. Er wurde in dem Capitel des Ordens dafür angenommen, und in dem General-Capitel, welches man d. 19 Febr. zu Boigny hielt, beſtätigt. Man ſuchte an dem römiſchen Hofe die Beſtätigungs-Bullen. Der Doctor der Sorbonne Coquelin wurde dahin geſchickt, um ſolche anzuhalten; es war aber vergebens, denn der Pabſt Clemens X. wollte ſie ihm nicht bewilligen. Dieſes verhinderte den Marquis v. Louvois aber nicht, daß er nicht ſtets dem Orden vorſtand, und die Ritter aufnahm.

Der Befehl v. J. 1672 wurde, ungeachtet der Widerſetzungen des Generals der Spital-Chorherren vom Orden des heil. Geiſtes von Montpellier, Ludwig Nicolas Parnajon, und der vermeinten Ritter eben deſſelben Ordens, bey dem großen Rathe d. 20 Febr. 1673 in die Regiſter getragen. Der König, welcher, dieſem Befehle gemäß, eine königliche Kammer in dem Zeug-Hauſe zu Paris d. 8 Jan. eb.

deſſ. J. errichtet hatte, verordnete durch einen offenen Brief v. 22 Febr., es ſollte dieſer Befehl daſelbſt auch eingeſchrieben werden, welches d. 25 deſſ. Mon. geſchahe. Dieſe Kammer beſtand aus einem ordentlichen Stats-Rathe, 8 Räthen bey dem großen Rathe, und einem General-Procurator. Se. Maj. erklärten ſich durch ihre Urkunden v. 24 März 1674, ſie hätten bey Verwaltung der Spitäler und gottſeliger Stiftungen, welche Sie dem Orden U. L. F. v. B. C. und des h. Laz., durch den Befehl von 1672 zugeſtanden hätten, auch die Spitäler mit begriffen wiſſen wollen, welche zur Aufnahme der Pilgrimme und armer Wanderer geſtiftet worden ſeyn; und durch einen andern Befehl vom Apr. 1675 erklärten Sie ſich, es ſollte Ihrem Befehle von 1672, und Ihrer Erklärung von 1674 gemäß, der Orden U. L. Fr. v. B. C. und des h. Laz. v. Jeruſ. in den Beſitz und die Verwaltung aller Hoſpitäler, Siechen-Häuſer, Comthureyen und anderer gottſeliger Stiftungen, welche ihm wären bewilliget worden, und ſogar auch derjenigen geſetzt werden, welche vordem von Sr. Maj. oder andern, einigen geiſtlichen oder weltlichen Gemeinſchaften, regulirten oder unregulirten, bey ihrer Stiftung, erſten Errichtung oder Ausſtattung, von was für Beſchaffenheit und Orden ſie auch ſeyn möchten, wären zugeſtanden und bewilliget worden; dabey aber wollten Sie dennoch, daß die Spitäler, Siechen-Häuſer, Comthureyen, und andere gottſelige Oerter, welche von regulirten und unregulirten Geſellſchaften wirklich beſeſſen würden, und ihnen bey ihrer Stiftung und Dotirung wären überlaſſen und zugeeignet worden, damit ſie zu ihrer erſten Errichtung dienen ſollten, noch ferner, wie zuvor, ihre Gebäude, Kirchen, Capellen, regulirten Oerter, andere Wohnungen, Gärten und Einſchließungen dazu gerechnet, genießen ſollten, wenn beſagte Gebäude und

und Umzäunungen zu den alten Gebäuden dieſer alten Hoſpitäler, Siechen-Häuſer ꝛc. gehört hätten; von allen andern Grundſtücken und Einkünften insgeſammt aber, welche dieſe Gemeinſchaften ſeit ihrer Errichtung erworben hätten, und von allen Gütern, Einnahmen und Einkünften, die zu beſagten Hoſpitälern, Siechen-Häuſern, Comthureyen und andern gottſeeligen Oertern gehörten, ſollten, zum Beſten der beſagten Gemeinſchaften die Hälfte von dieſen Gütern und Einkünften abgezogen werden, die ordentlichen Abgaben zum voraus abgerechnet, wenn nur beſagte Einkünfte ſich nicht über 2000 Livr. am Werthe beliefen; und im Falle daß dieſe Einkünfte gedachte Summe überſtiegen, ſo ſollte nur ein Drittel für dieſe Gemeinſchaften zu ihrem Unterhalte abgezogen werden; und was die Gaſt-Freyheit anbeträfe, ſo wollten Se. Maj., daß ſolche hinführo von dem Orden U. L. F. v. B. C. und des h. Laz. von Jeruſ. ausgeübet werden ſollte.

Vermittelſt dieſer Befehle und Declaration wurde eine Menge Spitäler, Siechen-Häuſer und gottſeeliger Stiftungen mit dem Orden U. L. F. v. B. C. und des h. Laz. vereiniget, woraus man 5 große Prioreyen und 145 Comthureyen machte. Der König errichtete, durch ſeine Urkunden v. 28 Dec. 1680, dieſe 5 große Prioreyen, und machte noch neue Verordnungen, auf was für Art und Weiſe man ſowohl zu alten als neuen Comthureyen gelangen könnte. Die 5 großen Prioreyen, welche errichtet wurden, waren: die normaniſche, deren Sitz auf dem Krankenberge bey Rouen war; die bretagniſche, deren Haupt-Ort zu Auray war, und welche noch die Comthurey zu Blois zugleich mit hatte; die burgundiſche, deren Sitz zu Dijon war; die flandriſche, deren Haupt-Ort zu Ryſſel war; und die fünfte war die languedokiſche. Man ſetzte auch in in dem Zeug-

Hauſe einen Ordens-Rath an, welcher aus dem General-Vicarius, dem General-Procurator, dem Groß-Ceremonienmeiſter, dem Schatz-Meiſter, dem Secretair und 5 Räthen des Ordens, beſtand.

Nach dem Tode des Marquis v. Louvois aber, welcher ſich d. 16 Jul. 1691 eräugnete, bekamen die Sachen dieſes Ordens eine andere Geſtalt. Einige Orden, welche für ausgegangen oder aufgehoben waren erkläret, und deren Güter mit dem Orden U. L. F. v. B. C. und des h. Laz. durch den Befehl v. J. 1672 warer vereinigt worden, thaten dem Könige Vorſtellung; und Se. Maj. ernannten Commiſſarien, dieſen Befehl zu unterſuchen. Nachdem nun die Commiſſarien die Parteyen abgehöret, und dem Könige davon Bericht erſtattet hatten, widerriefen Se. Maj. durch einen andern Befehl v. März 1693, den Befehl von 1672, und ſonderten von dem Orden U. L. F. v. B. C. und des h. Laz. diejenigen Häuſer, Gerechtſamen, Einkünfte und Güter wieder ab, welche vor dem erſten Befehle von dem Orden des heil. Geiſtes von Montpellier, des heil. Jacobs mit dem Schwerte, des heil. Jacob's von Lucca, des heil. Grabes, der heil. Chriſtina von Somport, Unſerer lieben Frau, die deutſche genannt, des heil. Ludwig von Boucheraumont, und andern geiſt- und weltlichen Spital- und Ritter-Orden waren beſeſſen worden; wie auch die Siechen-Höfe und Kranken-Häuſer, die Spitäler, Lazarethe, Almoſen-Häuſer, Brüderſchaften, Capellen, und andere gottſeligen Oerter des Königreiches, ja auch diejenigen, die für die Pilgrimme und Arme beſtimmt waren, welche durch den Befehl von 1672 und die darauf erfolgte Declaration, mit dem Orden U. L. F. v. B. C. und des h. Laz. waren vereinigt worden, es mochten nun dieſe Hoſpitäler oder gottſeligen Oerter als Pfründen beſeſſen oder bloß verwaltet werden, und obgleich die Gaſt-

Frey-

Freyheit darin nicht beobachtet würde. Se. Maj. wollten, es ſollten die Güter und Einkünfte, welche die Orden des heil. Geiſtes von Montpellier, und die andern, vor dieſem Befehle von 1672 beſeſſen hätten, ihnen wiedergegeben werden, und erhielten die Ritter U. L. F. v. B. C. und des h. Laz. in dem Beſitze der Comthureyen, Prioreyen, Spitäler, und anderer Oerter, die ihnen vor dieſem Befehle zugehörten.

Im Dec. eb. deſſ. J. ernannte der König den Marquis von Dangeau zum Groß-Meiſter dieſes Ordens, welcher ihm d. 18. Dec. 1695 den Eid der Treue deswegen ablegte. Am 19 Jan. 1696 erhob er ſich in die Kirche der Carmeliter, wo er auf dem heiligen Evangelien-Buche ſchwur, daß er die Statuten dieſes Ordens beobachten, und ſie auch von den Rittern beobachten laſſen wollte. Darauf leiſteten ihm die alten Ritter Gehorſam, und nach der Meſſe machte er 35 neue, denen er den Degen, das Kreuz und das Buch mit den Ordens-Regeln gab.

Bisher hatten die Ritter noch keine Ceremonien-Kleidung gehabt, ſondern trugen bloß in dem Knopf-Loche ihrer Weſte, wie ſie es noch izt thun, ein goldenes Kreuz mit 8 Spitzen, welches auf der einen Seite mit dem Bilde der h. Jungfrau in der Mitte amarantfarbig, und auf der andern Seite grün angelaufen iſt, ebenfalls mit dem Bildniſſe des heil. Lazarus in der Mitte. Die 4 Winkel des Kreuzes ſind mit goldenen Lilien, und die Spitzen mit goldenen Knöpfchen geziert (*); ſie trugen ſolches an einem, 3 Finger breiten, gewäſſerten, amarantfarbigen Bande (**); und die dienenden Brüder trugen, wie

(*) Die Abbildung dieſes Kreuzes ſteht auf der Kupfertafel, Fig. 3973, welche den Herold vorſtellt.

(**) In dem Reglement v. 15 Jun. 1757, Art. X. heißt es: Les Chevaliers porteront au col la Croix des dits Ordres attachée à un ruban de couleur amarante.

ſie noch thun, nur eine Medaille, die eben ſo ange-laufen war, an einer Kette ohne Band. In dem zu Verſailles d. 19 Apr. 1774 gehaltenen Capitel aber verordnete zwar der neue Groß-Meiſter, der kön. Prinz, Graf von Provence, mit Bewilligung des Königs und mit Einſtimmung des ganzen Ordens, die Ritter ſollten künftig ein auf ihren Kleidern, und bey Ceremonien auf ihren Mänteln genähetes grünes Kreuz mit 8 Spitzen beſtändig tragen; es ſcheint aber, daß auch hierin wieder eine Aenderung getroffen wor-den iſt, denn die Ritter tragen dermahlen das Kreuz weder in dem Knopf-Loche der Weſte, noch auf dem Kleide geheftet, ſondern an einem grünen Bande um den Hals auf der Bruſt herunterhangend (en ſautoir).

Unter der Regierung Ludwig's XIV. verordnete der Marquis v. Dangeau, als damahliger Groß-Meiſter, beſondere Ceremonien-Kleider, welche nach dem Range der Ritter unterſchieden ſind. Dieſe Ce-remonien-Kleidung iſt zwar nicht von dem Könige be-ſtätigt worden, und in der Folge auch wieder auſſer Gebrauch gekommen; da aber die Ritter ſolche faſt 20 Jahr lang öffentlich bey Ceremonien getragen ha-ben, und auch vor dem Könige in dieſer Kleidung erſchienen ſind, ſo ſcheint er doch ſolche damahls ſtill-ſchweigend bewilliget zu haben. Des Groß-Mei-ſters Ceremonien-Kleidung, Fig. 3968, beſtand in einer Dalmatica von ſilbernem Stücke, über welche er einen langen Mantel von amarantfarbigem Sam-met nimmt, der mit goldenen Lilien, Nahmens-Zügen und Sieges-Zeichen, die ebenfalls mit Gold und Silber geſtickt ſind, beſäet iſt; die Nahmens-Züge ſtellen den Nahmen Maria zwiſchen zwey Kronen vor. Die Kleidung der Ritter, Fig. 3969, beſtand aus einer Dalmatica von weißem Satine, auf welcher ſich ein Kreuz von der Höhe und Breite der Dalmatica befindet, welches grün und braun getheilt iſt; und dar-

über

über hatten ſie einen langen Mantel von amarantfarbigen Sammet, auf deſſen linker Seite ein kaſtanienbraunes Kreuz geſtickt iſt, in deſſen Mitte das Bildniß der heil. Jungfrau ſteht. Die geiſtlichen Ritter oder Capelläne, Fig. 3970, hatten ein leinenes Kleid (Rochetto) über ihrem langen Unter-Rocke, und über dem leinenen Kleide einen kurzen Mantel (Camail), der nur bis an die Elbogen geht, von amarantfarbigem Sammet, mit dem auf der linken Seite geſtickten Kreuze. Der Mantel der dienenden Brüder, Fig. 3971, war nur von Tuch, und ſie hatten bloß ihre Medaille auf der linkon Seite geſtickt. Die Novicen, Fig. 3972, hatten bloß einen kleinen Mantel von grünem Satine, woran eine Art von Kapuze geheftet war. Der Herold, Fig. 3973 hatte eine Dalmatica von amarantfarbigem Sammet, welche vorn einen mit Silber geſtickten Schild hat, worin das Wapen des Ordens ſteht, welches ein mit Braun und Grün geſpaltenes Kreuz im ſilbernen Felde iſt, und auf dem Schilde ruhet eine Herzoas-Krone. Sie tragen insgeſammt, die geiſtiichen Ritter ausgenommen, welche eine viereckige Mütze haben, ein Barret von ſchwarzem Sammet, mit ſchwarzen Federn und einem kleinen weißen Reiher-Buſche. Der Thürhüter des Ordens, Fig. 3974, hat nur ein violettes Wamms, und trägt eine vergoldete Keule. Sie verſammelten ſich gemeiniglich bey den Carmelitern aux Billettes; ſie begiengen aber das Feſt U. L. F. v. B. C. und des h. Laz. in der Kirche zu St. Germain des Prez, wo ſie ſich insgeſammt im Ceremonien-Kleide einfanden.

Wer in den Orden aufgenommen werden will, muß ſeine drey Ahnen, ſowohl von väterlicher als mütterlicher Seite, beweiſen. Der Groß-Meiſter kann indeſſen doch diejenigen, welche dem State oder dem Orden anſehnliche Dienſte geleiſtet haben,

von der Schärfe dieſer Ahnen-Probe etwas nachlaſſen, und dergleichen Candidaten zu Gnaden-Rittern aufnehmen. Die Geiſtlichen, welche ihren Adel beweiſen, haben den Rang unter den Recht-ſprechenden Rittern. Auſſerdem hat der Orden noch Capelläne und dienende Brüder, die nicht von Adel ſind. Die Deviſe des Ordens iſt: Dieu et mon Roi! Die Ritter, ſowohl geiſtliche, als weltliche, zahlen für ihren Eintritt in den Orden 1000 Livres, und die Capelläne und dienenden Brüder 500.

Bey ihrer Aufnahme und Angelobung, geht nach dem neuen Ceremoniale, welches 1703 gedruckt worden iſt, Folgendes vor. Wenn die Meſſe geendigt iſt, und der Groß-Meiſter, oder wer ihn vorſtellt, ſich in einen Arm-Stuhl geſetzt hat, ſegnet der Meß-Prieſter, welcher mit einer Kappe bekleidet iſt, den Degen und das Kreuz ein, worauf der Neuangehende, welcher unter dieſem Einſegnen auf den Knien gelegen hat, aufſteht, und ſich vor den Groß-Meiſter ſtellt, der ihn fragt: was verlanget ihr? Der Neuangehende antwortet: ich erſuche Eure Gnaden demüthigſt, mir den Orden der Ritterſchaft Unſerer lieben Frau vom Berge Carmel und des heil. Lazarus von Jeruſalem zu ertheilen. Der Groß-Meiſter ſagt zu ihm: „Ihr bittet mich um eine Gnade, die nur „denjenigen darf zugeſtanden werden, welche ſowohl ihre „Verdienſte als ihr Adel derſelben würdig machen, und „welche geneigt ſind, Werke der Barmherzigkeit gegen die „Armen Jeſu Chriſti auszuüben, und ihr Blut für die „chriſtliche Religion und den Dienſt des Königes zu vergießen. Wir haben aus gewiſſen Proben erfahren, daß „die nöthigen Eigenſchaften und Geſinnungen zu der Gnade, die ihr verlanget, bey euch vorhanden ſind, welches „uns denn bewogen hat, ſie euch zu zugeſtehen. Seyd „ihr geſonnen, euch eures Degens zur Vertheidigung der „Kirche, zum Dienſte des Königes, zur Ehre des Ordens „und zur Beſchützung der Elenden zu bedienen?“ Der Neuangehende antwortet darauf: ja, Eure Gnaden, mit der Hülfe Gottes. Darauf ſagt der Groß-Meiſter zu ihm: Ich will euch alſo in den königlichen Ritter- und Spital-Orden Unſerer lieben Frau vom Berge Car-

Carmel und des heil. Lazarus von Jeruſalem aufnehmen, im Nahmen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Bey Ausſprechung dieſer Worte macht er das Zeichen des Kreuzes über den Neuangehenden. Er ſteht von ſeinem Arm-Stuhle auf, zieht ſeinen Degen aus der Scheide, und giebt ihm damit zwey Schläge, einen auf die rechte und den andern auf die linke Schulter, und ſagt: Ich ſchlage euch zum Ritter Unſerer lieben Frau vom Berge Carmel und des heil. Lazarus von Jeruſalem.

Der neue Ritter ſetzt ſich nach dieſem auf das Knie vor dem Groß-Meiſter nieder, und empfängt von ihm den Degen, wobey er dem Groß-Meiſter die Hand küßt, welcher zu ihm ſagt! „Bedienet euch eures Degens nach „dem Geiſte der Religion, und nicht nach den Regungen „eurer Leidenſchaften; und erinnert euch, daß ihr ſolchen „niemahls wider jemand ungerechter Weiſe ziehen ſollet. „Ritter! ſeyd hinführo wachſam bey dem Dienſte Gottes „und der Religion, euern Obern unterthänig, ihren Befehlen gehorſam, und bey ihren Beſtrafungen geduldig. „Wiſſet, daß die Geſetze des Ordens, in welchen ihr getreten ſeyd, euch zur Ausübung aller chriſtlichen Tugenden verbinden, und euch anhalten, ſie auf einen „höhern Grad zu bringen, als andere Chriſten.“

Der Groß-Meiſter ſagt auch noch zu dem neuen Ritter, wenn er ihm das Kreuz giebt: Ich gebe euch das „Kreuz unſers Ordens; ihr werdet es euer Lebenlang im „Nahmen der heil. Dreyeinigkeit, Gottes des Vaters, des „Sohnes und des heiligen Geiſtes, tragen. Es ſoll euch „des Leidens unſers Heilandes erinnern; und es verpflichtet euch zur Beobachtung der heiligen Regeln und Verordnungen der Religion. Es iſt mit Lilien geſchmückt, „um euch die Treue zu lehren, die ihr in dem Dienſte des „Königes beobachten ſollet, deſſen Gottesfurcht und Eifer „unſerm Orden Beyſtand und Ruhm verſchaffet haben.“ Er giebt ihm darauf ein Buch mit den Gebeten und Satzungen des Ordens, und ſagt zu ihm: „Ich gebe euch „auch das Buch mit den Gebeten und Satzungen unſers Ordens; ihr werdet daraus lernen, was für Pflichten ihr auszuüben habet.“

Nach dieſen Ceremonien legt der neue Ritter die Hände auf das Evangelien-Buch, welches der Groß-Meiſter hält,

hält, und ſagt ſein Gelübde in folgenden Worten laut her: „Ich N. verſpreche und gelobe Gott dem All„mächtigen, der glorreichen Jungfrau Marie, Mutter „Gottes, dem heil. Lazarus und dem Herrn Groß„Meiſter, daß ich all mein Lebenlang die heiligen Ge„bothe Gottes und der heiligen katholiſchen. apoſtoli„ſchen und römiſchen Kirche, beobachten, mit einem „großen Eifer zur Vertheidigung des Glaubens, wenn „es mir von meinen Obern wird befohlen werden, die„nen, die Mildthätigkeit und Werke der Barmherzig„keit gegen Arme, und beſonders gegen Ausſätzige, „nach meinem Vermögen ausüben, gegen den König „eine unverbrüchliche Treue behalten, dem Herrn Groß„Meiſter einen vollkommenen Gehorſam leiſten, mein „ganzes Leben lang eine freye und eheliche Keuſchheit „beobachten will. So wahr mir der allgütige, große „und allmächtige Gott helfe, und das heilige Evange„lium, das ich berühre!“ Wenn man einen Fremden aufnimmt, der kein Unterthan des Königes iſt, ſo ſagt ein ſolcher nur: „er wolle gegen den Herrn Groß„Meiſter eine unverbrüchliche Treue beobachten, und „ihm einen vollkommenen Gehorſam leiſten,“ ꝛc. ꝛc.

Wenn der Neuangehende dieſes Gelübde ausgeſprochen hat, ſagt der Groß-Meiſter zu ihm: „Kommet „nunmehr heran, daß ich euch umarme, und für un„ſern Bruder und einen Ritter unſers Ordens, und als „einen ſolchen für einen getreuen Diener des Königes, „für einen Beſchützer der Armen, und unſern Verord„nungen gehorſamen und unterthänigen Mann erkenne. „Danket Gott für die Gnade, die er euch erwieſen hat, „und unterſchreibet euer Bekenntniß und Gelübde!“ Wenn er ein Fremder iſt, läßt man die Worte: getreuen Diener des Königes, weg.

Ob man gleich die Wapen der meiſten dieſer Ritter mit einer Ordens-Kette umgeben ſieht, ſo tragen ſie dergleichen bey den Ceremonien doch nicht. Dieſe Ordens-Kette iſt von Gold, und beſteht aus Nahmens-Zügen, welche den Nahmen der heil. Jungfrau durch die beyden in einander geflochtenen Buchſtaben M A, andeuten; zwiſchen dieſen Nahmens-Zügen ſind drey große Perlen, und zu Ende der

Kette hängt das Kreuz, ſo wie ich ſolches beſchrieben habe.

P. a. S. Andrea Hiſt. general. Fratrum Diſcalceatorum Ord. B. V. de Monte Carmelo.

Mémoires en forme d'Abregé hiſtorique de l'inſtitution, Progrès et Privileges de l'Ordre Royal des Chevaliers Hoſpitaliers de Nôtre Dame du Mont Carmel et de St. Lazare de Jeruſalem, par *Touſſaint de St. Luc.*

Eb. Deſſ. Office à l'uſage des Chevaliers de l'Ordre de Nôtre Dame du Mont Carmel, et de St. Lazare de Jeruſalem, avec leurs Regles et Statuts, donnés par les Papes Pie V. et Paul V. Ceremonial de la reception et Profeſſion des mêmes Chevaliers. à Par. 24.

L'Ordre Militaire des Chevaliers de Nôtre Dame ſous le titre du Mont Carmel et de St. Lazare. à Par. 1664. 8.

Lazen-Küſte, ſiehe **Trapezunt**.

Lazerole, eine Art Weiß- oder Hage-Dornes, welcher in Italien und Tyrol wächſt; Crataegus Azarolus *Linn.*; Ital. Lazerola; Fr. Lazarole, woher auch der deutſche Nahme entlehnt iſt. Siehe unter **Weiß-Dorn**.

Lazerolen-Birn, ſ. im V Th. S. 434, f.

Lazi, ein Volk in Colchis, einem berühmten Lande in Aſia. Sie bewohnten die Küſte am Pontus. In den mittlern Zeiten wurde ganz Colchis von ihnen Lazica genannt, wie Geogr. Ravenn. II, 12. angiebt.

Lazko-Brunnen, in Böhmen; ſiehe **Ladislai-Brunnen**, im LVIII Th. S. 673.

Lazuli, Lapis Lazuli, **Lazur**; ſiehe **Laſur**, im LXV Th., S. 221, fgg.

Lazzaroni, ſiehe *Lazaroni*, oben, S. 608.

Lazzaruoli, eine Art ſehr ſchmackhafter Miſpeln, die aus Italien, Tyrol ꝛc. kommen. Siehe **Miſpel**.

Lé, ſiehe **Breite**, im VI Th. S. 585.

Lea, Laban's in Padam Aram oder Meſopotamien älteſte Tochter, welche anfangs dem Erz-Vater Jacob, betrieglicher Weiſe als Frau von ihrem Vater zugeführt, nachher aber von ihm wirklich zur Ehe

genommen wurde; 1 Moſ. 29, 16. 17. Sie gebahr dem Jacob ſechs Söhne und eine Tochter; 1 Moſ. 29, 32, und wurde endlich in das Erb-Begräbniß Abraham's, in die Höhle Makpela begraben; 1 Moſ. 49, 31.

Lea, dieſe erſte Frau des Jacob, um welche er bey dem Laban nicht gedient hatte, die ihm aber doch, ſtatt der ſchönen Rahel, aus Betrug beygelegt, und zur Belohnung ſeiner ſiebenjährigen Dienſte gegeben wurde, wird in der lateiniſchen Bibel als ein triefäugiges Frauenzimmer, mit den Worten: Lia erat lippis oculis, (Lea hatte triefende Augen, welches Luther durch: Lea hatte ein blödes Geſicht, überſetzt hat,) beſchrieben. Der gelehrte Jeſuit und Schrift-Ausleger *Cornelius a Lapide* behauptet: ſie habe ſehr empfindliche und ſchwache Augen gehabt; der Chaldäer hingegen überſetzt die empfindlichen und ſchwachen Augen der Lea auf eine ſehr widerſinnige Art, wenn er ſie für ſchöne Augen ausgiebt. Er will mit ſeiner Erklärung zu verſtehen geben: Lea wäre bloß in Betrachtung ihrer Augen, Rahel aber in ihrem ganzen Angeſichte ſchön geweſen. Die LXX Dolmetſcher ſetzen, daß ſie blöde vom Geſicht geweſen ſey (*). Onkelos und die arabiſche Ueberſetzung ſagen, daß ſie ſchöne Augen gehabt habe. *Aquila* und *Symmachus* ſind der Meinung: Lea habe empfindliche Augen gehabt, d. i. ſolche, die kein lebhaftes Licht vertragen konnten, ſondern einen Schmerz davon empfanden.

Diejenigen, welche behaupten, daß Lea lange, gezerrte und folglich häßliche Augen gehabt habe, verfälſchen die eigentlichen Worte gar ſehr, indem ſie ein Aleph hinzuthun, und an ſtatt rakkot, welches

(*) Οἱ ὀφθαλμοὶ Λείας ἀσθενεῖς.

ches eigentlich zarte, empfindliche, unleidlich ſchwach oder kränklich bedeutet, aruchot, welches länglich heißt, leſen. In gleichen Irrthum verfallen auch diejenigen, welche die Lea für kurzſichtig halten; wie auch diejenigen, welche glauben, Lea habe geſchielt. Von lezterer Meinung ſcheint der Ausdruck, mit welchem der Pöbel diejenigen Frauenzimmer, welche dieſen Augen-Fehler haben, auf das ſchimpflichſte zu belegen, und ſie ſchielende Leen zu nennen pflegt, ſeinen Urſprung erhalten zu haben.

Die Auslegungen und Meinungen, welche ich izt von dem Augen-Fehler der Lea angeführt habe, ſind dem wahren Sinne der h. Schrift offenbar entgegen. Diejenigen ſcheinen die Sache weit beſſer eingeſehen zu haben, welche ſagen: Lea ſey nichts weniger als triefäugig geweſen, ſondern ihre Augen-Krankheit habe bloß in einer Schwäche und großen Empfindlichkeit ihrer Augen beſtanden, und eben dieſer wäre auch die Schuld beyzumeſſen, daß ihre allzu flüchtigen, beweglichen und ſchlüpfrigen Augen wegen der Erſchlaffung der Augen-Häute ſowohl, als der Schwachheit ihrer Sehe-Nerven, und von dem beſtändigen Zufluſſe der Feuchtigkeit nach den Aug-Aepfeln, thränend geworden wären, ſo, daß ſie dieſerwegen nicht lange lebhafte und viele Licht-Strahlen ertragen konnten, und daß, wegen dieſes ſtarken Zufluſſes der Feuchtigkeit, ihre Augäpfel in den Höhlen gleichſam wie im Waſſer zu ſchwimmen geſchienen hätten.

Meines Erachtens hatte Lea weder triefende noch thränende, ſondern nur trübe Augen; dieſe Trübigkeit entſtand vielleicht von den allzu dicken Feuchtigkeiten ihrer Augen, die auch an der Blödigkeit, welche ſie hatte, Schuld war. Luther's deutſche Ueberſetzung: „Lea hatte ein blödes Geſicht,“ ſtimmt ſowohl mit dem eigentlichen Sinne der Worte im

Grund-

Grund-Texte, als auch mit der Auslegung der Kirchen-Väter genau überein.

C. T. E. Reinhards Bibelkrankheiten, 1 Th. (Frf. u. L. 1767, 8.) S. 61, fgg.

Leadhills, ein Dorf in Süd-Schottland, hat zwar ein ſchlechtes Anſehen, aber 1500 Einwohner, die bloß von den Bley-Gruben ihren Unterhalt haben. Dieſe Gegend iſt ganz unfruchtbar, und hat ein trauriges Anſehen. Nirgends erblickt man Bäume oder grüne Wieſen. Die Gruben werden von mehr als 500 Bergleuten bearbeitet, und liefern ſeit 200 Jahren eine unglaubliche Menge Bley. Der Ort, wo das Erz gewonnen wird, hält etwa 1 Quadrat-Meile, und beſteht aus einer Fläche zwiſchen Bergen. Die Bley-Adern laufen gegen Norden und Süden in veränderlicher Tiefe, 2 bis 4 Fuß dick. Man hat reichhaltige nur 2 Klafter unter der Damm-Erde, andere aber auf 90 Klafter tief gefunden. Man rechnet im Durchſchnitt, daß 112 Pfund Erz 70 Pfund Bley geben. Es iſt wenig ſilberhaltig. Man findet folgende Arten: das gewöhnliche ſchuppichte Bley, insgemein Töpfer-Bley (Potters-lead) genannt; das kleine oder fahlkörnige Erz, und das ſeltene blätterichte und faſerige weiße Erz (*), welches in den Naturalien-Sammlungen ſehr geſchätzt wird. Das lezte giebt 58 bis 68 Pfund Bley aus dem Centner Erz; allein die Bearbeitung deſſelben iſt der Geſundheit der Arbeiter weit ſchädlicher, als des gewöhnlichen. Das Erz wird bey einem Feuer von Heide, welches durch große Blaſebälge unterhalten wird, geſchmolzen, und durch Kalk in Fluß gebracht. Man ſchafft hernach das Bley auf Karren nach der Stadt Leith, und von da wird es zollfrey ausgeführt.

Leal,

(*) Cronſted §. 186. weißer Bley-Spath.

Leal, eſthniſch Libhola oder Liisbeti Kirrik, ein Flecken im hapſaliſchen Kreiſe in der revaliſchen Statthalterſchaft, im aſiatiſchen Theile des ruſſiſchen Reiches; nach Anleitung der neuern Karten, ungefähr unter 58 Grad 41 Min. der nördlichen Breite, und unter 41 Gr. 21 Min. der Länge, und zwar auf einer Ebene, doch faſt am Fuße zweyer Anhöhen, auf deren einer die Ueberreſte des ehemahligen biſchöflichen Schloſſes, imgleichem der Hof Leal nebſt ſeinen Wirthſchafts-Gebäuden, ſtehen. Der Abſtand von Reval wird auf 107 Werſt geſchätzt, doch beträgt er in gerader Linie weit weniger, ſo wie bis nach Hapſal, etwa 40 bis 50 Werſt. Rings umher und ſelbſt mitten im Flecken, ſieht man lauter Korn-Felder, an welche hinten Heu-Schläge anſtoßen; nur eine kleine Strecke beſteht aus Weide-Plätzen. Weder ein Bach noch ein Land-See befindet ſich in der Nähe; doch iſt 3 Werſt von Leal ein großer Oſtſee-Buſen.

Der Ort, durch welchen die große Straße von Reval nach Oeſel mitten hindurch geht, beſteht aus einer einzigen Gaſſe. Er ſcheint niemahls bedeutend geweſen, aber allmählich neben dem biſchöflichen Schloſſe, und unter deſſen Schutze entſtanden zu ſeyn. Er gehörte den Biſchöfen, ſo lange deren Herrſchaft währte; übrigens hat er mit der Wiek immer gleiche Schickſale erfahren, aber neulich durch 3 Feuers-Brünſte, zwiſchen den Jahren 1765 und 1779 ſehr gelitten. Bisher ſtand er in kleinern Angelegenheiten unter dem Beſitzer des Gutes Leal; in wichtigern wandte er ſich an das vormahlige revaliſche General-Gouvernement. Um das J. 1785 verordnete die Statthalterſchafts-Regierung, auf Veranlaſſung einer Senats-Ukaſe, dort einen Gerichts-Vogt, der ſich ſelbſt zwey Beſitzer wählte; und nennt dieſes Gerich ein ad interim beſtelltes Vogtey-Gericht.

Hier-

Hierdurch verlor der Guts-Beſitzer ſeine bisherige Gerichtbarkeit. Doch damit iſt der unruhige Theil von den Bürgern noch nicht zufrieden; derſelbe hat ſchon ſeit mehrern Jahren mit jenem einen koſtbaren und verderblichen Proceß geführt über Beſitzungen, Gerechtſamen, vermeinte Unterdrückungen, u. dgl. Die Bürger forderten nicht bloß eigene Gerichtbarkeit, Stadt-Gerechtigkeit, u. ſ. w. ſondern ſogar das ganze Gut Leal mit allen ſeinen entfernten Dörfern, und konnten doch keine Forderung durch Documente beweiſen, dahingegen der Guts-Beſitzer ſein Recht durch Kauf-Briefe, Donations- und Senats-Ukaſen darthut. Dem Vater des jezigen Beſitzers wurde das reducirt geweſene Gut theils reſtituirt, theils donirt, weil ſeine Gemahlinn aus der Familie der Grafen Thott herſtammte, die es durch die große Reduction verloren, aber bey demſelben zugleich den Flecken als ein Appertinenz beſeſſen hatten. Hierauf gründet der jezige Beſitzer ſein Recht, obgleich von dem Flecken in der ihm ertheilten Reſtitutions- und Donations-Ukaſe nichts erwähnt wird.

Jezt beſteht der Ort aus 27 bewohnten Häuſern, darunter einige ganz artig von Stein erbauet, andere aber nur elende hölzerne Hütten ſind. Etliche Plätze liegen ſeit den lezten Feuersbrünſten noch wüſt. Da in der Mitte ſowohl, als an beyden Enden ſich Korn-Felder und Paſtorats-Bauern befinden, ſo ſind die Häuſer ſehr zertheilt. Von dieſen ſtehen 5 auf ſogenannten Erb-Plätzen; die übrigen ſämmtlich auf Kirchen-Grund, und ſollen dafür jährlich 65 Kopek Grund-Zins an die Kirche bezahlen.

Eine von Stein erbauete Kirche iſt hier befindlich, und wird von einem Paſtor bedient. Auch hat das Collegium der allgemeinen Fürſorge neulich eine Schule für die Bürger-Kinder geſtiftet, und dem Schulmeiſter 50 Rubel Gehalt verwilligt.

Die

Die Einwohner, welche 34 deutſche Familien ausmachen, beſtehen größten Theils aus Profeſſioniſten. Bey der letzten Reviſion zählte man hier 97 männliche und 116 weibliche, folglich zuſammen 213 Perſonen; doch befinden ſich einige freye Eſthen darunter. Einen kleinen Kram-Handel treiben 5 Krämer, nähmlich 4 deutſche und 1 rußiſcher; ihre Waaren beſtehen größten Theils aus Bauer-Bedürfniſſen, gegen welche ſie manche rohe Producte eintauſchen. Auch werden hier 2 Jahr-Märkte gehalten; der erſte am Montag nach Invocavit, der zweyte, am Bartholomäus-Tag. Der zweyte iſt erſt in neuern Zeiten, auf Anſuchung des Guts-Beſitzers, angeordnet worden, und daher vielmehr ein Guts- als ein Flecken-Jahrmarkt.

An Lebens-Mitteln von allerley Art hat die Gegend keinen Mangel.

Die gegenwärtige Verfaſſung der Rigiſchen und Revalſchen Statthalterſchaft, von A. W. Hupel. (Riga, 1789, gr. 8.) S. 637, fgg.

Leam, ein chineſiſcher Thaler; ſiehe **Tael**.

Leander und Hero. Seſtus und Abydos, zwey Oerter, welche an dem Hellespont, oder an der thraciſchen Meer-Enge einander gegenüber lagen (*), waren beyderſeits Wohnungen zweyer junger Verliebten, die bey der Nachwelt ſowohl durch die Zärtlichkeit ihrer Liebe, als auch durch ihr betrübtes Ende bekannt ſind, deren Geſchichte der griechiſche Dichter *Muſaeus* in ſeinem Helden-Gedichte, De amoribus Herus

(*) Seſtus oder Seſto, und Abydos (Abydus) waren zwey Städte an den beyden Ufern der thraciſchen Meer-Enge oder des Hellespontes, jene in Europa und dieſe in Aſia. Man ſieht heutiges Tages daſelbſt zwey Schlöſſer, welche die Dardanellen genannt werden; eines heißt das neue Schloß in Aſia oder in Natolien, und das andere das neue Schloß in Europa oder in Romanien.

rus et Leandri, ſo reizend erzählt (*), und welche man, wie Fig. 3975 zeigt, von Künſtlern vorgeſtellet findet. Hero, die Prieſterinn der Venus, in der Stadt Seſtus am thraciſchen Cherſoneſus, erhielt an dem Leander, welcher aus Abydus, welches Seſtus gegenüber in Aſien lag, gebürtig war, einen feurigen Liebhaber. An einem Feſte der Venus ſchwuren ſie ſich ewige Treue. Wiewohl ihre Aeltern ſcharf Acht auf ſie hatten, und ſie auch durch das Meer von einander abgeſondert waren, ſo fanden ſie Mittel einander zu beſuchen; denn die Liebe weis auch die allerſtärkſten Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen. Weil die Meer-Enge zwiſchen beyden Oertern nicht breit war (**), ſo ſchwamm Leander, ſeiner Hero zu genießen, ſo oft das Meer ſtille war, des Nachts, vom aſiatiſchen Ufer über den Hellespont nach Seſtus, wo Hero mit einer Sclavinn in einem Thurme am Geſtade des Meeres wohnte. Aus dieſem Thurme hieng ſie eine Leuchte aus, oder ließ auf demſelben eine Fackel anzünden, die ihrem ſchwimmenden Liebhaber den Weg zeigen mußte. Eine Zeit lang ſchien es, als wenn die Winde ihnen in ihrer Liebe behülflich ſeyn wollten, und das Meer war ihnen auch nicht hinderlich, auſſer daß es bisweilen durch eine kleine Aufhaltung ihre Begierden nur mehr erhitzte. Allein, endlich veränderte ſich dieſer ſüße Ruheſtand; die Meeres-Wellen wurden durch einen entſetzlichen Ungeſtüm beweget, daß auch die allerverwegenſten Schiffer,

(*) Dieſes Helden-Gedicht wird zwar dem *Muſaeus* zugeſchrieben; es hat aber daſſelbe ein neuerer Dichter auf des *Muſaeus* Rechnung verfertigt; *Andr. Papius* hat es in lateiniſche Verſe überſetzt, welcher in der Moſel, als er ſich baden und ſchwimmen wollte, ertrunken iſt, gleichwie auch Leander, dem Gedichte nach, im Waſſer umgekommen iſt.

(**) *Xenophon*, Hellen. 4, 8, 5. ſagt: 8 Stadien, oder 1000 Schritt.

Schiffer, ſich darauf zu wagen, ſich nicht getraueten. Leander war inzwiſchen beſtändig am Strande, und ſeine Augen waren an das andere Ufer, wo ſeine Schöne wohnte, gleichſam angeheftet. Als er nun auf das Ende dieſes Ungewitters ganze 6 Tage vergebens gewartet hatte, nahm die Ungeduld bey ihm dermaßen überhand, daß er den Entſchluß faſſete, den erboßten Winden und Wellen zu trotzen, und bey vollem Sturme ſeine gewöhnliche Reiſe anzutreten. Ehe er aber in das Waſſer ſprang, redete er den Neptunus und Boreas, oder Nord-Wind, alſo bittend an: „O! ihr Götter, die ihr ja auch ehemahls die „Stärke der Liebe erfahren habt, erhöret doch den „Wunſch eines getreuen Liebhabers! Laſſet doch die „Winde anderwärts raſen, und nicht in dieſer Meer-„Enge, welche mich und meine Geliebte von einan-„der trennet! Laſſet mich ſie doch nur noch ein Mahl „ſehen! Gebiethet den Wellen, daß ſie meiner ſcho-„nen ſollen, wenn ich hinüber ſchwimme; wenn ich „aber wieder zurück will, mögen ſie mich immer ver-„ſchlingen (*)!“ Dieſe Götter wurden durch ſein Bitten zum Mitleiden bewogen, und hätten ihm gern das Leben gefriſtet; allein, das Schickſal hatte es anders beſchloſſen, und der arme Leander mußte, nachdem er eine Zeit lang ſich gegen den Sturm tapfer gewehrt hatte, endlich doch unterſinken. Als nun die Sonne die Finſterniß der Nacht vertrieben hatte, ſtieg Hero auf den Thurm, um zu ſehen, ob es nicht bald beſſer Wetter werden wollte. Sie war aber

(*) Cum peteret dulces audax Leandrus amores,
Et feſſus tumidis iam premeretur aquis,
Sic miſer inſtantes affatus dicitur vndas:
Parcite, dum propero; mergite, dum redeo.
MARTIAL. Spect. Ep. 28

aber kaum etliche Augenblicke darauf geweſen, als die Fluth den todten Körper ihres wertheſten Leander herbey trieb. Erſt beſeufzete ſie den Zufall dieſes Unglücklichen, welcher ihr von fern ganz unbekannt ſchien. Als ſie ihn aber etwas genauer betrachtete, ſahe ſie, daß er es war, und gerieth in eine ſolche Verzweiflung, daß ſie ſich von dem Thurme herunter ſtürzte, und ihr Leben bey dem Leichnam ihres Liebſten beſchloß.

Die Begebenheit des Leander und der Hero bedarf eigentlich gar keiner Erklärung. Wenn man den See-Sturm ausnimmt, als welcher die Unternehmung des Leander etwas unwahrſcheinlich macht, ſo ſind die übrigen Umſtände alle ziemlich natürlich; und ich ſehe keine Urſache, warum man dieſe Geſchichte nicht für wahr halten ſollte.

Leaſowes, eine berühmte Anlage im hirtenmäßigen Stil von dem berühmten Dichter Shenſtone. Sie liegt in Shropſhire, zwiſchen Birmingham und Stourbridge, in England, und iſt izt der Land-Siz des Capitain's Tarnpenny. Folgende Beſchreibung iſt aus Whately Betrachtungen über das heutige Gartenweſen. Man hat davon unter andern noch Beſchreibungen von Dodsley und von Heely, die mehr in das Umſtändliche gehen, und wovon die leztere kritiſche Anmerkungen enthält; allein die hier folgende Schilderung ſtellt das Genie der Anlage im Ganzen dar, weswegen ſie hier einen Vorzug verdient.

Die **Leaſowes**, oder Hirten-Felder, haben ein ſo reizendes Anſehen, daß ſie das Andenken ihres Urhebers unſchäzbar machen, und Shenſtone's Ruhm rechtfertigen, der die Gegend bewohnt, angelegt und beſungen hat. Sie ſind eine vollkommene Abbildung ſeines unverfälſchten Gemüthes, und ſeines muntern und liebenswürdigen Geiſtes; und erwecken allezeit den Zweifel, ob dieſer Auftritt ſeine Muſe begeiſtert, oder ob er in Bildung dieſer Scenen

nur

nur den arkadiſchen Vorſtellungen, deren wir ſo viele in ſeinen Geſängen finden, die Wirklichkeit gegeben habe. Das Ganze iſt nach einerley Geſchmack eingerichtet, und doch voll Abwechſelung; alle Theile, ausgenommen in etlichen wenigen Kleinigkeiten, ſind ländlich und natürlich. Eigentlich machen ſie nur eine um das Wohn-Haus herum geführte Schaf-Trift aus; und ein eben ſo ungekünſtelter, eben ſo ungeſchmückter Spazierweg, als ein jeder gewöhnlicher Fuß-Steig in den Feldern iſt, führt durch alle verſchiedene Umzäunungen.

Nicht weit vom Eingange in dieſe Fluren fällt dieſer Spazierweg plötzlich in ein ſchmahles und finſteres Thal, welches mit niedrigen, auf ſteile und unterbrochene Anhöhen gepflanzten, Bäumen angefüllt iſt, und von einem Bache gewäſſert wird, der zwiſchen Wurzeln und Steinen von einem natürlichen Waſſer-Falle in das Thal herab ſtürzt. Anfangs iſt das Waſſer ſchnell, und zeigt ſich im Freyen; hernach aber verſteckt es ſich unter dichten Gebüſchen, und man kann ihm bloß an ſeinem Rauſchen nachſpüren. Allein da, wo es wieder zum Vorſchein kommt, iſt es ruhiger, und indem es ganz ſtill zwiſchen kleinen Gruppen von Bäumen dahin ſchleicht, verliert es ſich endlich in einen am Ende befindlichen Teich. Der Ausgang dieſer einſamen Gegend öffnet ſich gegen eine artige und völlig ungekünſtelte Landſchaft; dieſe beſteht nur aus wenigen Theilen und aus lauter gewöhnlichen Gegenſtänden, nähmlich bloß aus gedachtem Teiche, aus einigen hinter demſelben an einem allmählichen Abhange angebrachten Feldern, und aus einem über dieſe hervorragenden Kirch-Thurme.

Die folgende Scene iſt weit einfacher; ſie iſt bloß auf ſich ſelbſt eingeſchränkt, und macht eine wüſte und vernachläſſigte Tiefe aus, deren Seiten mit Sträuchen und Farnkraut, worunter ſich einige Bäume

 miſchen,

miſchen, überlaufen ſind. Durch dieſes kleine Thal fließt auch ein kleiner Bach, der aus einem von einer Anhöhe herab hangenden Walde hervor fließt. Sein Lauf windet ſich durch den Wald in einer Reihe von Waſſer-Fällen, und ſtürzt von einem, 150 Schritt fortgehenden, Abhange ſchnell und lebhaft herunter. Ellern und Hainbuchen wachſen mitten in ſeinem Bette; dieſe ſchießen aus einer gemeinſchaftlichen Wurzel in verſchiedene Stämme auf, und das Waſſer rieſelt zwiſchen ihnen dahin. Auf den Ufern ſtehen etliche anſehnliche Bäume, die nur einen durchbrochenen Schatten geben, und hier und da einen Sonnen-Strahl durchlaſſen, um auf dem Waſſer zu ſpielen. Hinter dieſen iſt ein ſchwaches Gebüſch, welches eben zureichend iſt, alle freye Ausſicht aus dieſer Gegend zu verſperren, aber keine Düſterheit verbreitet. Der ganze innere Umfang iſt ein begeiſterter Auftritt. Der Bach hat eine beſondere Lebhaftigkeit; und die Erſcheinung der hoch zwiſchen den Bäumen erblickten und durch die Aeſte verſchimmernden Waſſer-Fälle iſt nicht nur romanhaft, ſondern auch belebend und reizend. Nachdem der Spaziergang durch dieſen Wald gegangen iſt, führt er wieder in eben daſſelbe Thal zurück, doch in einen andern Theil deſſelben, der aber an ſich ſelbſt dem erſtern gleich iſt; und dennoch ſcheinen beyde ganz verſchiedene Auftritte zu ſeyn, und zwar bloß vermittelſt der Anlage des Weges. Denn in dem erſten war er im Freyen, in der Tiefe und vollkommen einſam; in dem andern aber iſt er auf einer Höhe und mit Schatten umgeben, doch ſo, daß man von da nicht nur die kleine Wildniß in der Tiefe, ſondern auch von der entgegengeſetzten Seite einige Saat-Felder überſehen kann, welche durch ihre Munterkeit und Nähe alle Begriffe von einer Wüſte zerſtreuen.

An

An dem äuſſerſten Ende des Thales iſt ein Hain von großen Wald-Bäumen, der ſich von einem ſteilen Berge herab neigt; und gleich neben demſelben ſind zwey Fluren, beyde irregulaire, beyde ausnehmend ſchön, doch in allen Neben-Umſtänden von einander unterſchieden. Ueberhaupt iſt die Abwechſelung der Hirten-Felder bewundernswürdig. Alle Abtheilungen ſind gänzlich verſchieden; ſelten findet man einen einzelnen Umſtand, in welchem ſie übereinkämen. Von den neben dem Haine befindlichen Fluren ſchließt die niedere die beyden Seiten einer anſehnlichen Tiefe in ſich; und die höhere iſt ein großer Hügel. Die erſtere iſt mit einem dichten Gehölze eingefaßt, die leztere aber zeigt ſich im Freyen; eine dünne Hecke und ein ſich ſchlängelnder Fluß, ſind ihre ganze Umzäunung. Verſchiedene Bäume, theils einzeln, theils in Gruppen, ſind auf den Erhöhungen des Bodens umhergeſtreuet; hingegen iſt nicht ein einziger Baum auf allen ſteilen Abhängen der Tiefe zu ſehen. Der Fuß-Steig ſchleicht unter einer Hecke um die eine herum, indem er zugleich hier und da einen Schimmer von der Land-Gegend ſehen läßt; darauf führt er mitten über die andere bis auf die oberſte Höhe, wo er auf ein Mahl die ganze Ausſicht ins Geſicht bringt.

Dieſer Proſpect iſt auch eine Quelle von unendlicher Abwechſelung. Er iſt reizend, und erſtreckt ſich über eine ſchöne bergige Gegend des Landes, welche voll von Gegenſtänden und Einwohnern iſt. Hales-Owen, eine Stadt von einem großen Umfange, iſt nahe; und der Wreckin iſt in einer Entfernung von 30 (engl.) Meilen ſehr deutlich am Horizonte zu unterſcheiden. Von dem gedachten Hügel kann man alles überſehen, und die anmuthige zu den Leaſowes gehörige Länderey iſt mit in den Auftritt eingeſchloſſen. An andern Orten aber ſind Wäl-

der gepflanzt, oder Oeffnungen gehauen, um verſchiedene Theile derſelben von einigen Seiten zu zeigen, oder von andern zu verſtecken. Gleich unter der vornehmſten Erhöhung, von der man das Ganze überſehen kann, iſt eine Laube, wo ſich alle entzückende Gegenſtände hinter etlichen Bäumen verſtecken, ſo, daß die ganze Scene ein bloßer Zuſammenhang einer herumlaufenden Land-Gegend zu ſeyn ſcheint. In andern Lauben iſt dieſe dem Geſichte entzogen, ſo, daß nur eine Kirche, oder ein Thurm ohne die Kirche, erſcheint. Ein Dorf, ein Pachter-Haus, oder eine Bauer-Hütte, Gegenſtände, die unter dem Ueberfluſſe des großen Proſpectes unbemerkt geblieben waren, machen in eingeſchränktern Ausſichten ein Haupt-Werk aus; und eben derſelbe Gegenſtand, der an einem Orte einſam und frey zu ſtehen ſchien, iſt an einem andern mit einem Vorgrunde von Gehölze verſehen, oder hat einen anmuthigen Berg im Rücken. Die auf jeden Umſtand, welcher der Scene zur Abwechſelung dienen könnte, verwendete Sorgfalt iſt unermüdet geweſen; allein die Kunſt der Erfindung kann nirgends entdeckt werden, und die Wirkung ſcheint allezeit zufällig zu ſeyn.

Auch die Verbindungen ſind insgemein ſehr unerwartet. Dieſe erhabene und luſtige Lage verwandelt ſich unmittelbar in mäßige, ſtille und eingeſchloſſene Ausſichten. Die erſte iſt eine Schaf-Trift, eben ſo ſchön als ein künſtlicher Raſen, in Anſehung des Umfanges nicht zu klein, und mit verſchiedenen artigen, auf einem anmuthig gelegenen Boden zerſtreueten Bäumen bereichert. Gleich neben ihr iſt eine kleine Wüſte, die an der einen Seite von rauhen Klippen und wilden herabhangenden Gebüſchen eingeſchloſſen iſt; auf der andern aber iſt ein Wald, der aus lauter großen Baum-Stämmen beſteht, welche vom niedrigerm Gehölze verdickt werden. Das lez-

tere

tere wird von einem kleinen irregulären Teiche, deſſen andere Hälfte ſich im Freyen zeigt, unter Waſſer geſetzt; und das Licht, welches auf dieſe andere Hälfte fällt, belebt alles Uebrige. Und obgleich da, wo Bäume über dem Waſſer ſchweben, oder dichte Gebüſche die Ufer umſchließen, die Zurückwerfung der Schatten, die Stille des Gewäſſers, und die Tiefe des Waldes, eine gewiſſe Ernſthaftigkeit über die ganze Scene verbreiten, ſo wird doch durch dieſe Umſtände kein fröſtiger Gedanke rege; der Schatten hat nichts Melancholiſches an ſich; die Einſamkeit iſt ruhig und ſtill, aber nicht feſtlich; die Scene iſt ein Schutz wider die brennende Hitze des Mittages, ohne die entfernte Vorſtellung von der Dunkelheit und Finſterniß der Nacht zu erwecken.

Ein kleiner Bach, der aber weit ruhiger iſt, als einer unter den vorigen, fließt aus dieſem Teiche durch ein Gebüſch von einer anſehnlichen Länge, indem er hier und da von einem niedrigen Falle herab ſchießt, oder ſich um kleine Inſeln windet, die mit Gruppen von Bäumchen beſetzt ſind. Der Weg iſt, längſt an ſeinem Ufer, bis an den Fuß eines Berges hingeführt, an welchen er auf einem ſchiefen Zikzak hinauf klettern muß; und auf dem Gipfel deſſelben geht er in eine gerade von Bäumen überwölbte Allee. Allein, obgleich dieſer aufwärts gehende Fuß-Steig ſowohl, als die Höhe des Berges ſelbſt, dem Auge reizende Proſpecte darbiethen, ſo ſind ſie doch beyde für den Charakter der Hirten-Felder zu künſtlich. Doch ſobald der Weg über dieſen Zwang hinweg iſt, bekommt er wieder ſeine vorige natürliche Freyheit, und geht durch verſchiedene Fluren wieder hinab. Und hier eröffnen ſich viele anmuthige Ausſichten auf die Landſchaft, ſo wie ſie ſich durch die Abwechſelungen des Bodens unterſcheidet, auf die verſchiedenen Umzäunungen, ingl. auf die Hecken, Gebüſche und dich-

dichtern Gehölze, welche jene von einander abſondern, ferner auf die Gruppen, auf die einzelnen Bäume, und dann und wann auf einen Heu-Schober; welche Gegenſtände bald die Einfaſſungs-Linien unterbrechen, bald im Freyen mitten auf den Triften ſtehen.

Am Ende des vorigen Abhanges überdeckt ein bezaubernder Hain ein kleines Thal, deſſen ſteile Seiten die Ufer eines angenehmen Baches ausmachen, der ſich in der Tiefe dahin ſchlängelt. Das Waſſer ſchießt in das Thal von einer ſehr ſteilen Caſcade herab, die man durch die Oeffnungen in den Bäumen gewahr wird, indem ſie durch die über ihr ſchwebenden Schatten hindurch ſchimmert. Der Bach ſtürzt in ſeinem Fortgange von verſchiedenen Fällen herab; zwiſchen ihnen aber iſt er ruhig und ſtille. Er iſt überall hell, und bisweilen mit lichten Flecken beſprengt; der Schatten eines jeden beſondern Blattes zeichnet ſich auf dem Waſſer; und das Laubwerk in der Höhe, und das Mos, das Gras und die wilden Gewächſe unten am Rand deſſelben, ſcheinen vermittelſt der Zurückwerfung ein glänzenderes Grün zu bekommen. Verſchiedene artige Gebüſche von dünnem lebendigen Holze ſind um die Ufer umher geſtreuet; vortreffliche Wald-Bäume erheben ſich auf angenehmen Hügeln in prächtigen Gruppen über jene; und oft neigen ſich etliche von den übrigen abgeſonderte Bäume von den Anhöhen herab, oder überkreuzen den Bach. Je tiefer das Thal ſich ſenkt, deſto dunkler wird es. Der Bach verliert ſich in einen Teich, welcher ganz unbelebt, und von großen Bäumen eingefaßt und verdunkelt iſt; und gleich vorher, ehe dieſer kleine Strohm zwiſchen einem Gebüſche von Eiben-Bäumen hineinfällt, zeigt ſich eine aus einem Schwibbogen beſtehende, von dunkelfarbigen Steinen gebauete und ſo ſchlechte Brücke, daß ſie gewiſſer Maßen unſchicklich ſcheint. Allein, dieſe Melancho-

lie

ſie iſt nicht ein dunkler mit dem übrigen ſchlecht zuſammenhangender Fleck, ſondern ſie beſteht nur in einer tiefern Zeichnung des Schattens. Kein Theil des Auftrittes iſt hell; ein feſtliches Anſehen herrſcht in dem Ganzen, und dieſe Majeſtät wird beyläufig durch eine Inſchrift an einem ſchwachen Obelisk erhöhet, in welcher der Hain dem Genius des Virgil's gewidmet wird. Nahe bey dieſer reizenden Gegend iſt der erſte Eingang in die Felder; und dahin führt auch unmittelbar der Spazier-Weg an der Seite eines kleinen Baches.

Es würde aber unbillig ſeyn, dieſe Hirten-Felder zu verlaſſen, ohne etlicher Umſtände zu gedenken, die man in Verfolgung des Spazier-Weges nicht wohl würde bemerken können. Einer von denſelben iſt die Kunſt, mit welcher die Abtheilungen der Fluren unter einander abwechſeln. Selbſt die Einfaſſungen ſind von einander unterſchieden. An einem Orte beſteht die Gränz-Scheidung aus einem gewöhnlichen lebendigen Zaune; an einem andern aus einer hohen und von oben bis unten dichten Hecken-Linie; an einem dritten aus einer fortlaufenden Reihe von Bäumen, deren Stämme man alle deutlich ſehen kann, indem das Licht zwiſchen ihren Abſtänden ſowohl, als durch ihre Aeſte, hindurch ſcheint, und das Gebüſch unter denſelben ganz niedrig über die Erde hervorſteht; an andern ſind dieſe Linien von Bäumen unterbrochen, indem nur einige Gruppen in verſchiedenen Weiten übrig bleiben; und bisweilen macht ein Wald, ein Hain, ein lebendiges Gehölz, oder ein Dickicht, welche zugleich ſowohl der Figur als dem Charakter der Umzäunungen eine Abwechſelung geben, die ſcheinbare Gränze aus.

Die Inſchriften, deren viele in den Leaſowes angebracht ſind, und wovon ich einige anführen werde geben einen andern wichtigen Umſtand ab; ſie beſtehen

hen zum Theil in poetiſchen Schilderungen des Hirten-Lebens. Urnen gehören zu den vornehmſten Zierrathen, die man in dieſen Feldern erblickt. Alle Werke der Bau-Kunſt ſind hier meiſtentheils nur Lauben, oder kleine aus Wurzeln geflochtene Hütten.

Die Inſchriften in den Leaſowes oder Hirten-Feldern, ſind ſchon lange, ſowohl der Schönheit ihrer Poeſie, als der glücklichen Anwendung wegen, geſchätzt, die das Genie des vortrefflichen Shenſtone von ihnen zu machen wußte, obgleich darunter einige in engländiſcher Sprache zu weitläuftig ſind. Auf einer Urne, die er dem Andenken einer jungen Verwandtinn weihete, ſteht dieſe rührende Inſchrift:

Peramabili ſuae conſobrinae
M. D.
Ah Maria!
puellarum elegantiſſima.
Ah flore venuſtatis abrepta!
Vale!
Heu quanto minus eſt
cum reliquis verſari,
quam Tui
meminiſſe.

In einem einſamen und waldigen Thale, wo ſich eine ſchöne Caſcade zeigt, findet man im Rücken einer Bank dieſe Stelle:

— — lucis habitamus opacis
Riparumque toros et prata recentia rivis
Incolimus. —

An einem Orte, wo man ein ſchönes Thal ganz überſieht:

Huc ades, o Meliboee! caper tibi ſalvus et hoedi,
Et ſi quid ceſſare potes, requieſce ſub umbra.

Indem

Indem man durch ein ländliches Thal, unter dem Schatten dicker Birken, zu einem finſtern Winkel hinauf kommt, trifft man an einer Bank dieſe Worte an:

— — me gelidum nemus
Nympharumque leves cum Satyris chori
Secernunt populo.

In einem verborgenen Aufenthalte, der angenehme Schatten, große Bäume und klares Waſſer hat, wo das Ohr durch das Säuſeln eines benachbarten Haines und das entfernte Geräuſch eines fallenden Baches gereizt wird, findet man dieſe zärtliche Einladung:

Nerine Galatea! thymo mihi dulcior Hyblae,
Candidior cygnis, bedera formoſior alba!
Cum primum paſti repetent praeſepia tauri,
Si qua Tui Corydonis habet te cura, venito.

In einer andern Gegend kommt man an einen reizenden Sitz, unter Schatten auf einem Felſen, wo man aus der Finſterniß einen angenehmen Proſpect über die abwechſelnde Landſchaft hat; man ſieht auf die Leaſowes, auf das Wohnhaus, auf die mit Wald umgebenen Raſen und auf ſchimmerndes Waſſer hinab. Die Haupt-Zierde dieſer Ausſicht iſt Grange, ein Land-Sitz zwiſchen Pflanzungen. An dieſem Sitze lieſet man:

— — — Hic latis otia fundis
Speluncae, vivique lacus, hic frigida Tempe,
Mugitusque boum, mollesque ſub arbore ſomni.

An einem Tempel des Pan, der mit einer Schalmey und der ſiebenröhrigen Pfeife der Alten geziert iſt;

Pan primus calamos cera coniungere plures
Edocuit; Pan curat oves, oviumque magiſtros.

Bey einem Sitz, der Thomſon's Andenken gewidmet iſt:

Quae tibi, quae tali reddam pro carmine dona?
Nam neque me tantum venientis ſibilus auſtri,

Nec

Nec percuſſa iuvant fluctu tam littora, nec quae
Saxoſas inter decurrunt flumina valles.

An einer Raſen=Bank findet man die Inſchrift:

Nature here
Wantons as in her prime, aud plays at will
Her virgin fancies.

Leb=Honig, in der Bienenzucht, das grobe gezeidelte Honig oder Jungfern=Honig, welches nicht mehr von ſich ſelbſt aus den Scheiben läuft, ſondern vermittelſt eines Sackes ausgepreſſet wird; zum Unterſchiede von dem eigentlichen geſeimten Honige, welches von ſich ſelbſt auströpfelt; ſiehe im XXV Th. S. 7.

Von dem Leb=Honige ſcheinen die vorzüglich im Oberdeutſchen ſogenannten **Leb=Kuchen**, eine Art Kuchen, welche aus Mehl, Honig, Mandeln und allerley Gewürzen verfertiget, und im Hochdeutſchen am häufigſten Pfeffer=Kuchen, im gem. Leben aber auch Honig=Kuchen genannt werden, den Nahmen zu haben, weil ſie aus dem Leb=Honige gemeiniglich verfertiget werden. Siehe **Pfeffer=Kuchen**.

Leb=Honig kann dickeres, feſteres, gröberes Honig bedeuten, von laben, dick, fett machen, und Leber, ein feſt verbundener Körper; ſ. dieſe Wörter, ingleich. Leib. Indeſſen finden ſich auch Spuren, daß leb auch ſüß bedeutet habe. Im Osnabrückiſchen iſt lebbe noch jezt, ſehr ſüß. Friſch leitet es von laben ab, ſofern es reficere bedeutet; allein alsdann käme dieſes Wort allen Arten von Kuchen zu. In der rothwälſchen Diebes=Sprache iſt Leben noch jezt das Brod.

Ein Bäcker, welcher vorzüglich ſolche Leb=Kuchen bäckt, heißt im Oberdeutſchen ein **Leb=Küchner** und **Leb=Küchler**.

Leb=Kuchen, Leb=Küchler, Leb=Küchner; ſiehe das Vorhergehende.

Leb=Zelten, ſiehe **Pfeffer=Kuchen**.

1. Leba,

1. **Leba**, ein kleiner Fluß im Herzogthume Pommern, welcher in dem weſtpreußiſchen Amte Mirchow, aus einem bey dem Dorfe Sanew befindlichen See entſpringt, bey dem Dorfe Speck in den **Leba⸗See** (ehedeſſen See Lepsk), den **lebaſchen See**, der 2 Meilen lang und 1 Meile breit iſt, fällt, und alsdann durch eine enge Mündung in die Oſt⸗See geht.

2. **Leba**, eine königliche mediate Stadt, im lauenburg⸗ und bütowſchen Kreiſe, in Weſt⸗Preußen, 3 Meilen von Lauenburg, 6 von Stolpe und Neuſtadt, 8 von Bütow und 12 von Danzig, an der Oſt⸗See, zwiſchen dem großen lebaſchen, und dem ſarbsker See, aus welchem nach Weſten zu ein Bach fließt, der die hieſige Mühle treibt, und nachdem er einen 600 Ruthen langen und nicht breiten Canal aufgenommen hat, der nach Norden zu die in die Länge gebauete Stadt durchſchneidet und ihr das nöthige Waſſer zu ihrem Gebrauche liefert, in den Leba⸗Fluß fällt. Länge: 35° 15′; Breite: 54° 46′.

Leba hatte, unter dem Nahmen Lebemünde, nach einem Privilegium von 1357, bereits damahls ſtädtiſche Freyheiten und Gerechtigkeiten erlangt, und war von demjenigen Orte, wo jezt die Stadt liegt, ungefähr 400 Ruthen näher nach der Oſt⸗See zu gelegen. Es iſt aber dieſes Lebemünde, nach einer davon in dem dortigen Stadt⸗Buche, bey der Gelegenheit, als das dortige Schuſter⸗Gewerk am 2 März 1642 bat, ihre Privilegien in das Stadt⸗Buch eintragen zu laſſen, aufgezeichneten Nachricht, damahls vor 70 Jahren, und folglich etwa um das J. 1572, gänzlich vom Waſſer und Sande zerſtöret worden, ſo, daß izt nur noch einige Ueberbleibſel von der gemauerten Kirche zu ſehen ſind. Nach der gemeinen Sage, ſoll es noch eine Meile von der Oſt⸗See entfernt geweſen ſeyn, ſo, daß zwiſchen derſelben und der Stadt ein großer Wald geſtanden hat. So viel

iſt

iſt gewiß, daß in derjenigen Gegend, wo izt ſchon das Meer iſt, viele Ueberbleibſel von abgehauenen ſtarken Bäumen, vor welche ſich, da ſie nicht mit vielem Waſſer bedeckt ſind, die Schiffer und Fiſcher zu hüten haben, ingleichem viele Stubben von Eichen ſowohl in als an dem Strande dieſer Gegend angetroffen werden.

Die jezige Stadt iſt, als ein offener Ort, mit keinen Thoren verſehen. Hier waren:

im Jahr	Häuſer.			Scheunen.
	mit Ziegel Dächern.	mit Stroh Dächern.	Summa	
1782	6	88	94	50
1789	7	97	104	51
1791	7	97	104	51

Die Stadt ſtand im J. 1791, nach dem Feuer-Societäts-Cataſtro, im Anſchlage mit 17,066 Rthlr. 16 Gr.

In der Stadt waren (im J. 1791) 10 publike und Privat-Brunnen. An Feuerlöſchungs-Geräthſchaften waren vorhanden: 58 hölzerne Sprützen, 33 Leitern, 36 lederne Eimer, 43 Haken, und 10 Waſſer-Kufen.

Die Anzahl der Einwohner vom Civil-Stande betrug:

im Jahr	1782	: : : :	503
— —	1784	: : : :	518
— —	1786	: : : :	523
— —	1789	: : : :	501
— —	1791	: : : :	514

Hier ſind keine Juden.

Vom

Vom Civil-Stande waren hier:

im J.	Getraute. Par.	Geborne. Söhne.	Töchter.	Summa.	Darunter waren unehel. Kinder beiderl. Geschl.	Gestorbene. Männliche.	Weibliche.	Summa.
1790	10	11	7	18	3	11	10	21
1791	8	10	13	23	1	8	3	11

Hier ſteht keine Garniſon. Die Stadt gehört zum Canton des zu Cöslin und Rügenwalde in Garniſon ſtehenden Infanterie-Regimentes No. 17.

An der hieſigen Stadt-Kirche, welche ehemahls zur ſtolpiſchen Synode gehörte, izt aber zur charbrowſchen Inſpection gehört, ſteht nur 1 Prediger. Das Filial davon iſt das Dorf Sarbske, und es ſind dazu die Dörfer Neuhof, Ulingen, Bergenſin und Schönehr, und die zu dem kör. Amte Schmolſin gehörigen, zwiſchen dem lebaiſchen See und der Oſt-See gelegenen 2 Fiſcher-Kathen, ingl. die Kathen Loncske und Dambe eingepfarret. Nach dem hieſigen, von den fürſtlichen ſtettiniſchen Commiſſarien ausgefertigten Kirchen-Viſitations-Receß von 1590, war zwar die vor der Kirchen-Verbeſſerung in dem ehemahligen Lebemünde erbauete Kirche, die, erwähnter Maßen, damahls zu der ſtolpiſchen Synode gehörte, noch vorhanden, aber doch bereits ſehr baufällig, daher man ſchon zu der Zeit in dem neuen Leba eine Kirche zu erbauen anfing, und die Bau-Materialien von jener alten und unbrauchbaren Kirche dabey zu Hülfe nahm. Dieſe neu erbauete Kirche brannte am 20 Jul. 1682 ab; der damahlige Patron aber, der geh. Rath Nicolaus Ernſt v. Natzmer, ließ, als Herrſchaft zu Neuhof, ſie nach dem hieſigen Kirchen-Buche 1683 für ſeine Koſten von Steinen alſo wieder erbauen, daß ſie zwar die Länge der

vorigen

vorigen Kirche behielt, in der Breite aber 6 Schuh, und in der Höhe 8 Sch. mehr bekam. Der gemauerte Thurm ſtürzte 1761 an dem im März einfallenden Buß-Tage, bis auf den Grund ein, im J. 1765 aber erhielt die Kirche wieder einen neuen Thurm. Das Patronat-Recht, welches, nach der hieſigen Kirchen-Matricul v. 27 März 1590, dem Landes-Herrn zuſtand, kam bereits im vorigen (17ten) Jahrhundert an die adeliche Herrſchaft zu Neuhof, die auch noch izt allein den hieſigen einzigen Prediger beruft, der ſonntäglich nicht nur in der deutſchen, ſondern auch in der pohlniſchen Sprache predigen muß. Der Küſter wird ebenfalls von dem Patron der Kirche allein, als ein einziger Lehrer der Schule aber von jenem, weil ihm das Schul-Haus gehört, und von dem Magiſtrate gemeinſchaftlich beſtellet.

Hoſpitäler oder Armen-Häuſer ſind hier nicht vorhanden; doch wurde ein beträchtliches Vermächtniß von dem ehemahligen Staroſten zu Hammerſtein und Baldenburg, wie auch Erb-Herrn von Neuhof, Franciscus v. Weiher, in ſeinem Teſtamente vom 15 Aug. 1676 geſtiftet, nach deſſen Inhalte jährlich an dem Franciscus-Tage in der lebaiſchen Kirche 720 Fl. oder 240 Rthl., nähmlich für zwey adeliche Studierende für einen jeden 30 Rthlr., auf 6 nach einander folgende Jahre; für zwey bürgerliche, die Theologie Studierende für einen jeden 30 Rthlr., auf eben ſo viel Jahre; für zwey adeliche Fräulein, für ein jedes 30 Rthlr, auf ihre Lebenszeit; für Haus-Arme, 30 Rthlr.; für andere Arme, 10 Rthlr., und das übrige auf die in dem Teſtamente benannte Art, ausgetheilet werden ſollen. Seit einiger Zeit werden dieſe Gelder, deren Auszahlung ſeit vielen Jahren her nicht erfolgt war, auf Veranlaſſung der weſtpreußiſchen Regierung, der Stiftung gemäß, wieder ausgetheilet.

Die

Die Stadt ſteht in allen Juſtiz-, Kirchen- und Schul-Sachen unter der kön. weſtpreußiſchen Regierung zu Marienwerder, an welche auch die Appellationen gehen. In Anſehung der Kammer-, Finanz-, Polizey-, Acciſe- und Zoll-Sachen, gehört die Stadt zu Pommern, und ſteht unter der kön. pommeriſchen Kr. und Dom. Kammer, und der Acciſe- und Zoll-Direction in Stettin.

Der Magiſtrat, welcher das Wahl-Recht ſeiner Glieder, und die obere und niedere Gerichtbarkeit hat, beſtand ehemahls aus 2 Bürgermeiſtern und 4 Rathmännern; ſeitdem aber der lauenburg- und bütowſche Diſtrict in Juſtiz-Sachen mit der Provinz Weſt-Preußen vereiniget worden iſt, wird die Juſtiz von einem Bürgermeiſter aus Lauenburg verwaltet, und der Magiſtrat beſteht daher izt aus 1 Polizey-Bürgermeiſter, 2 Rathsherren, und 5 Fünfmännern.

Obgleich die Stadt, nach ihrem, bereits erwähnten, älteſten Privilegium von 1357, ausdrücklich mit dem lübiſchen Rechte bewidmet worden iſt, ſo wurde doch bisher das culmiſche Recht, und an deſſen Stelle, nachdem der König Weſt-Preußen in Beſitz genommen hatte, das preußiſche Land-Recht von 1721 eingeführt.

Der Handel wird izt, auſſer 2 Gewürz-Krämern, vornehmlich von 2 Kaufleuten getrieben, die nicht nur ſelbſt mit Holz handeln, ſondern auch für andere Kaufleute aus Danzig und andern Städten, Holz für eine gewiſſe Fracht laden, und zur See an beſtimmte Oerter fahren. Ehemahls wurden hier jährlich 25 bis 30 Fahrzeuge, unter welchen ſich oft auch einige große Schiffe befanden, mit Holz befrachtet; ſeit einiger Zeit aber, da die Holzungen abnehmen, werden nur wenige Holz-Schuten beladen.

Brod-Bänke und Fleiſch-Scharren ſind izt hier gar nicht, wie auch keine Zünfte und Innungen vor-

handen; und nur allein die Schuſter haben ein Gewerk.

Die Sommer- und Winter-Fiſcherey in der Oſt-See, und in dem lebaiſchen und ſarbsker See, wurde ehemahls von den Einwohnern ſehr ſtark getrieben, ſo, daß zuweilen zur Frühlings-Zeit von 12 Lachs-Böthen in der Oſt-See gefiſchet wurde, da ſeit einigen Jahren kaum 2 oder 3 dergleichen ausgerüſtet werden, und oft jährlich nicht ein Mahl ein Winter-Garn aufgebracht werden kann, welches vornehmlich von dem Unvermögen der Einwohner, neue Böthe zu bauen, und von dem im Preiſe ſehr hoch geſtiegenen Hanfe, herrührt. Der Ackerbau iſt faſt gar nicht zu rechnen, indem, wegen des niedrigen Bodens, der zur Frühlings- und Herbſt-Zeit der Ueberſchwemmung unterworfen iſt, kein Winter-Getreide geſäet werden kann, und das Sommer-Getreide nur alsdann geräth, wenn das Wetter gut iſt, und die Sturm-Winde beſonders im Auguſt nicht zu ſtark ſind. Auch der Wieſewachs, der hier ehemahls ſehr beträchtlich war, hat ſeit einiger Zeit abgenommen, ſo daß die Einwohner ſich izt vornehmlich von der Verſchiffung des Holzes und des Salzes ernähren, welches hier jährlich ein, oder zwey, auch wohl zuweilen drey Mahl in einem königlichen Salz-Schiffe ankommt.

Die Jahr-Märkte werden 1. auf Johannis, und 2. auf Michaelis, gehalten. Wenn Johann oder Michael auf einen Sonntag fällt, ſo iſt der Markt an dem darauf folgenden Montage. Nach dem älteſten, noch vorhandenen Privilegium, welches von den Kreuz-Herren zu Lauenburg 1357 an dem nächſten Sonnabend vor St. Margarethen-Tage ertheilet, und von dem Herzoge von Pommern, Johann Friedrich, zu Leba am 17 März 1575 beſtätigt worden iſt, wurde dem Weichbilde Lebemünde,

auſſer einigen andern Begnadigungen, das lübiſche Recht, und den Einwohnern die Erlaubniß, allerley Kaufmannſchaft zu treiben, und die freye Fiſcherey mit kleinen Zeugen auf dem lebaiſchen See verliehen, auch auf die in dem Weichbilde vorhandene Bad-Stuben, Fleiſch-, Brod-, und Schuh-Bänke und Kauf-Buden, ein gewiſſer Zins gelegt. Die Fiſcher-Ordnung oder der Vertrag, den der Herzog Bogislaus zu Stettin am Eliſabeth-Tage, 1499, mit den Einwohnern der Stadt errichtete, beſtimmt die Art und Weiſe, wie von ihnen damahls die Fiſcherey auf dem lebaiſchen See getrieben werden konnte, und die Abgaben, die ſie dafür entrichten mußten. Die v. Weiher, welche als die ehemahligen Beſitzer des Gutes Neuhof, ein Vorwerk in der Stadt nebſt dem Patronat-Rechte über die hieſige Kirche beſaßen, hatten ehemahls noch mehrere Gerechtſamen in dieſer Stadt, nach den ihnen von den Kreuz-Herren, zu Lauenburg 1373 am Donnerſtage vor dem Tage des h. Märtyrers Vitus, und zu Danzig 1421 am Tage des h. Märtyrers Jürgen, ertheilten und von den pommeriſchen Herzogen, als: Bogislaus zu Stettin, 1514 Mittwochs am Tage der h. Jungfrau Priſca, Jürgen und Barnim zu Stettin am Tage der Enthauptung Johannis 1528, und Johann Friedrich zu Lauenburg am 7 März 1575 beſtätigten Lehn-Briefen, an ſich gebracht, nach welchen die v. Weiher mit der Erb-Vogtey (Gerichte) zu Lebemünde, dem dritten Pfennige von dem Gerichte, mit dem Rechte, daß ſie und ihre Erben die Oberſten im Rathe ſeyn, und ohne ihren Willen nichts darin verhandelt und beſchloſſen werden ſoll, mit der Waſſer-Mühle zu Lebemünde, der freyen Fiſcherey auf dem lebaiſchen und ſarbsker See mit kleinen Garnen, Klippen, Stak-Netzen und Reuſen, der freyen Fiſcherey in der Oſt-See, dem dritten Theile der Güter, die zu Lebemün-

de ſtranden, mit dem melenziſchen See, nebſt dem Bache, der in den lebaiſchen See fließt, einem freyen Garne auf dem Haken an beyden Ufern, vier freyen Hufen zu Lebemünde und allen denen Wieſen, welche die v. Weiher von alten Zeiten her daſelbſt gehabt haben, mit einigen Zinſen, die ſie von verſchiedenen Häuſern und Gärten daſelbſt zu heben haben, mit der Fleiſch-Bank daſelbſt, mit dem Rechte, daß, wenn die v. Weiher einen Bullen und Beeren zu Lebemünde halten, ſie für alle ihre Schweine und ihr Rind-Vieh kein Hirten-Lohn geben ſollen, und noch einigen andern Gerechtſamen belehnet wurden. Verſchiedene Streitigkeiten, die zwiſchen denen v. Weiher und der Stadt entſtanden waren, wurden durch die gütlichen Vereinigungen des Hauptm. zu Lauenburg, Jürgen Böhn, zu Leba am Montage nach dem Neujahrstage 1519, und des Hauptm. zu Lauenburg, Jakob Wobeſen, zu Leba am Montage nach Oculi 1530 beygelegt und entſchieden.

Die hieſige Waſſer-Mühle mit einem Gange, deren Zwangs-Mahlgäſte die Einwohner der Stadt ſind, gehört zu dem kön. Amte Lauenburg.

Die Stadt hat 40 ſteuerbare Hufen, wovon die Contribution vor der eingeführten Acciſe entrichtet werden mußte. Die Abgaben der Bürgerſchaft beſtehen izt, außer der königlichen Acciſe, in dem Fiſch-Pacht, der mit 66 Rthlr. 16 Gr. an das kön. Amt Lauenburg bezahlt wird, in dem Comthur-Zins zu 4 Rthlr. 18 Gr. 4⅔ Pf., und in dem Pacht von dem Aal- und Neunaugen-Fange, der jährlich mit 66 Rthlr. 16 Gr. an das Amt Lauenburg, und mit 82 Rthlr. 8 Gr. an das Amt Schmolſin entrichtet wird. Außerdem erhält der Prediger jährlich von der Stadt 8 Scheffel Rocken nnd 6 Scheffel Hafer, und von einem jeden Hauſe 8 Gr.; der Schulhalter aber

aber auf Weihnachten von einem jeden Hauſe 1 Gr. 6 Pfenn.

Die Stadt Leba hat inſonderheit am 20 Jul. 1682, 4 Nov. 1688, am 4 Advent 1717, und 14 Nov. 1774, Feuersbrünſte erlitten, ſo, daß das erſte Mahl 30 Häuſer nebſt der Kirche, das zweyte Mahl 28 Häuſer, und in den beyden lezten Feuersbrünſten jedes Mahl 10 Häuſer in die Aſche gelegt wurden.

Um das große Mohr, wodurch der Leba-Fluß von Lauenburg aus, bis Leba fließt, urbar zu machen, wurde im J. 1777, nicht weit von dieſer Stadt, unter der Anleitung des geh. Ob. Fin. Kr. und Dom. Rathes v. Brenkenhof, aus dem Leba-See in die Oſt-See ein neuer Canal gegraben, der aber die gewünſchte Abſicht nicht erreicht hat, und daher im Jahr 1783 wieder zugemacht werden mußte.

Im J. 1782 verkauften die v. Weiher das Gut Neuhof nebſt dem dazu gehörigen Vorwerke in der Stadt, an Karl Heinrich v. Somnitz zu Charbrow, der daher izt der Patron der lebaiſchen Kirche iſt.

Fahrende und reitende Poſten gehen nicht durch dieſe Stadt; doch werden die Briefe von Lauenburg Dienſtags und Freytags durch einen Fuß-Bothen hierher gebracht, der an denſelben Tägen wieder nach Lauenburg zurück geht.

Das Wapen der Stadt beſteht in einem Greif, über welchem ſich ein Kreuz befindet.

Lebadeia, eine der angeſehenſten Städte in Böotien, an der Gränze von Phocis. In ihrer Nachbarſchaft war die berühmte Höhle und das Orakel des Trophonius. Man hält ſie für Homer's Mideia. Jezt heißt ſie Livadia; ſiehe **Livadien**.

Lebanon, eine Stadt in der Provinz Connecticut, in Nord-Amerika, iſt, wegen einer Schule für die Indianer bekannt. Den Grund dazu legte der Prediger Whelock, welcher ein Par indianiſche Knaben

zu ſich nahm, und nach und nach mehrere bekam, auch einige Knaben der Coloniſten damit vereinigte die künftig als Miſſionarien bey den Wilden gebraucht werden ſollten. Er gab ihnen Unterricht, Kleidung und Unterhalt, und ſchickte nach einiger Zeit 12 als Prediger unter die Wilden, um ſie zu bekehren. Weil nun viele unter den 6 Nationen ihre Kinder im Engliſch ſprechen, Schreiben, in der Religion, Wirthſchaft, und andern Dingen, unterrichten laſſen wollten, ſchickte er die Prediger Whitaker und Occom, welche ſeine Schüler waren, nach England, um eine Beyſteuer zu einer indianiſchen Schule und einem Seminarium für Miſſionarien zu ſammeln. Er ließ ſelbſt eine Ermahnung an alle Einwohner in Groß-Britannien und Irland, um ſie zu einer milden Beyſteuer zu ermuntern, ergehen, Es wurde auch, nach ihrer Ankunft in London, 1766, eine Subſcription eröffnet, um dieſe löbliche Schul-Anſtalt zu befördern.

Lebbe, im Niederſächſiſchen, eine Benennung des Milch- oder Käſe-Labes; ſ. im LVIII Th., S. 8.

Lebbeck, (Mimoſa) ſ. Sinn-Pflanze.

Lebeda, Lepeda, Lebida, ein unbewohnter See-Hafen im Königreiche Tripoli, in Afrika, von dannen der König von Frankreich 1699 ſchöne marmorne Säulen hohlen ließ, die zur Zierde des großen Altares in der Kirche von St. Germain des Prés gebraucht wurden.

Lebedán, die Kreis-Stadt, an dem Don, oberhalb der Mündung des Fluſſes Metſcha, in dem lebedánſchen Kreiſe, in der tanbowſchen Statthalterſchaft, des aſiatiſchen Theiles von Rußland.

Lebedin, die aus einem Flecken entſtandene neue Kreis-Stadt, in dem lebedinſchen Kreiſe, in der charkowſchen Statthalterſchaft, des aſiatiſchen Theiles von Rußland.

Lebedus, eine der 12 ioniſchen Städte, wo dem Bachus zu Ehren Zuſammenkünfte und feyerliche Spiele gehalten wurden. Zu Horazens Zeit-Alter lag ſie in Ruinen. Beym heutigen Karabaſh.

Leben, ein Neutrum, welches das Hülfs-Wort haben erfordert.

1. Im eigentlichſten Verſtande, ſchreyen, lärmen, einen ſtarken Schall hervorbringen.

Dieſe Bedeutung, in welcher das Wort zugleich eine ſinnliche Nachahmung des Schalles iſt, iſt unſtreitig die erſte und urſprünglichſte, in welcher es zugleich mit dem Niederſ. leuen, brüllen, blöken, und unſerm Löwe verwandt iſt. Daß indeſſen auch unſer Leben dieſe Bedeutung gehabt haben müſſe, erhellet aus dem folgenden Haupt-Worte das Leben, welches noch in derſelben üblich iſt.

2. Sich bewegen, entweder als eine Figur der vorigen Bedeutung, weil jeder ſtarker Schall eine Bewegung voraus ſetzt, oder auch als ein eigenes Onomatopöetikon bewegender Dinge, wo es mit wegen dem Laute nach übereinkommt.

(1) Ueberhaupt, wo es nur noch in einigen Fällen üblich iſt. Es lebt alles an ihm, ſagt man von einem Menſchen, an welchem alle Glieder in ſteter Bewegung ſind. Hier iſt alles lebendig, ſagt man, wenn man eine Bewegung irgendwo verſpüret, deren Urſache man nicht weis. Wie er leibt und lebt, im g. L., wie er geſtaltet iſt, und als wenn er ſich bewegte.

In den monſeeiſchen Gloſſen iſt lepen, thun, handeln. Um dieſer Bewegung willen heißt vermuthlich das Herz im Hebr. לֵב, nicht weil es der Grund des Lebens iſt, denn ſo viel Anatomie verſtanden die erſten Erfinder der Sprache wohl nicht, ſondern weil deſſen Bewegung auch von auſſen ſichtbar iſt.

(2) In engerm Verſtande von beſondern Arten der Bewegung. So wurde leben ehemahls auch für eſſen gebraucht. Daz heuues lebet, Notker,

 was

was Heu frißt. Noch izt bedeutet im g. L., nicht zu leben haben, nichts zu eſſen, nichts zu beißen noch zu brechen haben. Er lebt gut, er führt einen guten Tiſch.

3. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, eine eigene Bewegung haben, die Kraft der willkürlichen Bewegung beſitzen, den Grund ſeiner eigenen Veränderungen in ſich enthalten.

(1) Eigentlich, wo dieſes Wort dem todt oder leblos ſeyn, entgegengeſetzt wird. Von allen Geiſtern und Thieren ſagt man daher, daß ſie leben, dagegen dieſes Zeit-Wort, von andern mit keiner willkürlichen Bewegungs-Kraft verſehenen Geſchöpfen nicht anders, als höchſtens figürlich, gebraucht werden kann. Unſer Freund lebt nicht mehr, er iſt todt. Unſere Vorfahren lebten länger, als wir. So lange ich lebe. Die Fiſche leben im Waſſer die Vögel in der Luft. Jemanden leben laſſen. Er hat noch zu meiner Zeit gelebt. Die Zeit, wie lange ein Geſchöpf lebt oder gelebt hat, wird durch die vierte Endung ausgedruckt. Er hat nur dreyßig Jahre gelebt. Wir leben kurze Zeit. Für jemanden leben, ſein Leben, ſeine Kräfte in deſſen Dienſte, zu deſſen Beſten verwenden, wofür man auch nur die dritte Endung braucht. Unſer keiner lebt ihm (ſich) ſelber, Röm. 14, 7.

(2) Figürlich.

a. Von der Art und Weiſe, theils wie man die Kraft willkürlicher Veränderungen anwendet, theils wie man ſolche erhält. α) Von jemanden, welcher ſich alle Bequemlichkeit und alles Vergnügen zu verſchaffen ſucht, ſagt man, er lebe gut. Schlecht, elend leben. Auf einem großen Fuße leben. Eines Gnade leben, von deſſen Gnade ſeinen Unterhalt haben. Seines Gefallens leben, nach ſeinem Gefallen; eine im Hochdeutſchen veraltete R. A.

β) Be-

β) Beſonders im moraliſchen Verſtande, von der Anwendung der willkürlichen Bewegungs-Kraft im Verhältniß gegen gewiſſe Vorſchriften und gegen das Geſetz. Fromm, gottlos, tugendhaft leben. In den Tag hinein leben. Ausſchweifend, ordentlich leben. Nach der Geſundheit leben, die Regeln der Geſundheit beobachten. γ) Imgleichen, in Anſehung der Geſetze des Wohlſtandes, der geſellſchaftlichen Artigkeit. Er weis zu leben, ſagt man von einem Menſchen, welcher dieſe Geſetze beobachtet.

b. Sich in gewiſſen dauerhaften Verhältniſſen befinden. In einem Amte leben. Bey Hofe leben. In der Stadt, auf dem Lande leben. Ich kann unmöglich mit ihm leben. Wir leben ſchon zwey Jahre in einem Hauſe. Ein Menſch, welcher niemahls in Geſellſchaft gelebt hat.

c. Einem zu Willen leben, ihm zu Willen ſeyn, nach deſſen Verlangen handeln. In einigen Fällen bedeutet es auch ſo viel als haben, hägen, wo es zugleich die zweyte Endung erfordert, welche Arten des Ausdruckes aber im Hochdeutſchen veralten, der oberdeutſchen Mund-Art aber am geläufigſten ſind. Daſs ich des Troſtes lebe, daß ich den Troſt habe, Reinmar der Alte. Der Hoffnung, der Zuverſicht, des Zutrauens leben, Hoffnung, Zuverſicht, u. ſ. f. haben.

d. Wirkſam, geſchäftig ſeyn, Einfluß auf den Willen haben. Chriſtus lebt in mir, Gal. 2, 20.

In der dritten Haupt-Bedeutuug ſchon bey dem Ulphilas liban, im Iſidor leban, bey dem Kero leben, im Niederſ. leven, im Angelſ. libban, lifian, im Engl. live, im Dän. leve, im Schwed. lefwa. Das Activum dieſes Neutrius iſt wenigſtens in der zweyten und zum Theil auch in der dritten Haupt-Bedeutung laben; ſiehe im LVIII Th., S. 33.

Leben und leben laſſen; dieſe Worte, die einer der gewöhnlichſten Wahlſprüche des Königs in Preußen Friedrich Wilhelm I. geweſen ſeyn ſollen (*), enthalten wirklich eines der ſinnreichſten deutſchen Sprichwörter. Man würde ſich nicht viel zu ſtark ausdrücken, wenn man ſagte, daß es die Quinteſſenz der Moral in ſich faſſe. Leben, als Menſch, und andere eben auch der Würde und Beſtimmung der menſchlichen Natur gemäß leben laſſen; keinem dabey hinderlich ſeyn, vielmehr es gern ſehen, wenn jeder ſeine Beſtimmung darin erfüllt, und ihm nach Vermögen dazu behülflich ſeyn — welche Pflicht gegen ſich ſelbſt, oder gegen andere, würde dabey zurückbleiben? Wie unmittelbar leuchten nicht die Pflichten der ſtrengen Gerechtigkeit und der duldenden Billigkeit dabey ein! Wie fruchtbar könnte nicht dieſer Text zur Erklärung der Haustafel, der Lehre von dem, was Herrſchaft und Geſinde, Mann und Frau, Väter und ihre heranwachſende Söhne, Mütter und ihre heranwachſende Töchter, einander ſchuldig ſind, angewendet werden! Aber auch in der Staats-Wiſſenſchaft, in Beziehung auf die verſchiedenen Stände, oder Mutterland und Colonien; und vollends in Verbindung mit dem reichhaltigen Satze von der Bevölkerung, als dem ſicherſten Zeichen von der guten oder ſchlechten Verfaſſung und Regierung eines States! In dieſem Sprichworte läßt ſich ein dreyfaches Verboth ohne Künſteley entdecken: nicht alles allein haben, thun und wiſſen wollen; denn Haben, Beſitzen und Genießen, Thun und Wiſſen, ſind die drey Haupt-Angelegenheiten des menſchlichen Lebens. Es iſt alſo dieſer Sinnſpruch nicht nur dem Neide und der Habſucht entgegengeſetzt, ſondern auch der zu weit um ſich und eingreifenden Wirkungs-Sucht, endlich der Gewiſſens- und Verſtandes-Meiſterey, dem Wiſſens- und Glaubens-Zwang (*), wenn man andern nicht erlauben will, mehr zu wiſſen oder nicht zu wiſſen, zu glauben oder nicht zu glauben, als man ſelbſt für recht hält.

Mit

(*) S. Ueber Friedrich Wilhelm I. von Morgenſtern, S. 91.

(**) Dieſes Wort hat hier einen dem juriſtiſch-ökonomiſchen Ausdrucke, Bier-Zwang, analogen Sinn.

Mit leben zuſammengeſetzte Zeit=Wörter, und davon abſtammende Haupt=Wörter, und deren Bedeutung.

Das **Ableben**, ohne Plural. Iſt eigentlich der Infinitivus des veralteten Zeit=Wortes **ableben** für ſterben, doch ſo, daß das Unangenehme und Widrige, was man gemeiniglich mit dem Worte Tod verbindet, durch dieſen Ausdruck gemildert wird. Nach meinem Ableben. Nach meines Vaters Ableben,

Ableben, im Oberdeutſchen ableben, kommt zunächſt von Lyb, das Leben, nicht aber von Leib, corpus, her. Es war ehedem ſehr gebräuchlich für ſterben, iſt aber auſſer dem aus dem Infinitivo gemachten Haupt=Worte, und dem Partic. Paſſ. abgelebt, wenigſtens im Hochdeutſchen nicht mehr üblich, obgleich Friſch das Zeit=Wort ableben, noch in der Bedeutung des Ueberlebens und des Erlebens anführt. Eben ſo ungebräuchlich iſt das oberdeutſche ableibig werden, und das alte niederſächſiſche aflivig werden, für ſterben.

Aufleben, welches in doppelter Geſtalt üblich iſt.

1. Als ein Neutrum, mit dem Hülfs=Worte ſeyn, wieder von neuem anfangen zu leben, ſowohl in eigentlicher Bedeutung, der Todte iſt wieder aufgelebet; als auch in figürlicher, von der Wirkung einer lebhaften Freude, nach einer großen Traurigkeit, Schwermuth, u. ſ. f. Er lebte vor Freude ganz wieder auf, als er dieſes hörte. Imgl. ſich wieder wirkſam beweiſen. Ich ſehe die Tugend wieder in dir aufleben, und wünſche dir Glück dazu.

2. Als ein Activum, doch nur in der Mahlerey, einer Farbe durch Firniſſe einen neuen Glanz geben, auffriſchen; Fr. revivre

Das Neutrum aufleben iſt unter allen mit leben zuſammengeſetzten Zeit=Wörtern das einzige, welches mit dem Hülfs=Worte ſeyn abgewandelt wird; ſelbſt das einfache

fache leben, bekommt in allen Fällen ohne Widerſpruch das haben.

Beleben. 1. Erleben. Ich habe dieſe Sache ſelbſt belebt, welche Bedeutung doch nicht überall üblich iſt.

2. Leben ertheilen, mit Leben verſehen. a) Eigentlich. Einen Todten beleben. Pygmalions Bildſäule wurde auf ſein Bitten von den Göttern belebt. Noch mehr aber, b) figürlich, mit Kräften, Munterkeit, Anmuth, verſehen. Die Sonne belebt durch ihren wohlthätigen Einfluß die Erde und alle Gewächſe. Wenn die Harfe mit ihrem vollſtimmigen Klange die Töne einer annehmlichen Stimme belebt. Daher heißt im gem. L. ſowohl in Ober- als Nieder-Deutſchland ein belebter Menſch, der munter, aufgeweckt und geſprächig iſt. Ein gutes Naturell wird durch gute Beyſpiele bald witzig und belebt, Gell. Auch das Haupt-Wort **Belebtheit** für geſellſchaftliche Artigkeit, Munterkeit, Gefälligkeit, iſt ſowohl im Ober- als Nieder-Deutſchen bekannt.

Das Däniſche beleven und Schwed. belefwad, bedeuten gleichfalls artig, aufgeweckt. In der höhern Schreib-Art bedeutet belebt zuweilen mit lebendigen Geſchöpfen verſehen. Der Teich und mein belebter Hof, Geßn. Indem die Muſik des belebten Waldes erwachet, Zachar.

Das Haupt-Wort die **Belebung** iſt nur in dem erſten Falle der zweyten Haupt-Bedeutung üblich.

Durchleben. 1. **Durchleben**, (der Ton auf der erſten Sylbe). **Ich lebe durch, durchgelebt.** Lebend zurück legen. Wie glücklich ſind wir, daß wir nach dem ordentlichen Laufe der Natur den größten Theil unſerer Jahre ſchon durchgelebt haben! Raml.

2. Durch-

2. **Durchleben**, (der Ton auf der zweyten Sylbe). Ich durchlebe, durchlebt. In der vorigen Bedeutung, nur in der höhern Schreib-Art.

> Einſam in Zimmern, zufrieden mit ſich, durchlebte ſie Tage,
> Nicht vom Neide getrübt,
>
> Zachar.

Erleben, bis zu einer beſtimmten Zeit leben.

1. Eigentlich. Dieſe Sache werde ich wohl nicht erleben, ich werde wohl nicht ſo lange leben, bis dieſe Sache geſchieht. Wenn ich es nur erlebe. Ich habe bereits das ſieben und ſechzigſte Jahr erlebt. Des Morgens wirſt du ſagen, ach daß ich den Abend erleben möchte! Des Abends wirſt du ſagen, ach daß ich den Morgen erleben möchte! 5 Moſ. 28, 67.

2. Figürlich, in ſeinem Leben erfahren. Was für ſchlechte Zeiten erleben wir! Freude an ſeinen Kindern erleben. Ich erlebe nichts Gutes an dir.

Geleben, ein Neutrum, welches das Hülfs-Wort haben erfordert, und das Zeit-Wort leben mit der müßigen alemanniſchen Verlängerung ge iſt. Es hat ſich, beſonders in der folgenden 4ten Bedeutung, aus dem Oberdeutſchen in einige hochdeutſche Kanzelleyen eingeſchlichen, und ſteht

1. für leben, in deſſen eigentlichen Bedeutung. Eines andern Gnade leben.

Bey dem Notker bedeutet gleben, und bey dem Strycker geleben gleichfalls leben.

2. Erleben.

> Ich gelebte noch den lieben abent gerne.
>
> Heinrich v. Morunge.

3. Nachleben, Folge leiſten.

> Was alsdann das Recht wirt geben,
> Dem ſoll mein Herr gern geleben.
>
> Theuerd. Cap. 107.

4. Der

4. Der Hoffnung geleben, daß u. ſ. f. die Hoffnung hägen.

Nachleben, ein Neutrum, mit dem Hülfs-Worte haben, zum Beſtimmungs-Grunde ſeines Lebens, d. i. freyen Verhaltens, machen, mit der dritten Endung der Sache. Eines Vorſchrift, eines Befehl nachleben.

So auch die **Nachlebung**.

Ueberleben, überlebt, zu überleben, über die Dauer eines andern Dinges hinaus leben, länger leben als ein anderes Ding dauert. Jemanden überleben, länger leben als er. Alle die Seinigen überleben. Ich werde ihn nicht lange überleben. Den Schmerzen werde ich gewiß nicht überleben. Ich begreife nicht, wie ich ſolchen Schrecken habe überleben können. Viele Jahre überleben, Pred. 6, 3; zurück legen. Der Kranke wird kaum dieſen Tag überleben.

Verleben, ein Neutrum, mit dem Hülfs-Worte haben, welches nur im Oberdeutſchen gangbar iſt.

1. Zu einem hohen Alter gelangen, in welcher Bedeutung doch nur das Mittel-Wort **verlebt** für ſehr alt gebraucht wird.

2. Sterben. **Der Verlebte**, der Verſtorbene.

Siehe **Ableben**, welches gleichfalls in beyden Bedeutungen vorkommt.

Leben (*), (das) das Haupt-Wort des vorigen Zeit-Wortes.

1. Lärm,

(*) Im Niederſ. Leven. Die älteſten oberdeutſchen Schriftſteller brauchen, von dem Kero an, dafür beſtändig der Lib, Leib, dagegen der Leib bey ihnen der Lichenam heißt. Im Däniſchen iſt ſowohl Leven als Liv üblich.

1. Lärm, Getöſe, lärmender Zank, eine nur noch im gem. Leben, beſonders Nieder-Sachſens, übliche Bedeutung. Was iſt das für ein Leben! Ein Leben anfangen, verführen. Das war ein Leben!

Das Holländ. Leben hat gleiche Bedeutung.

2. Bewegung, nur in einigen Fällen. Es iſt lauter Leben an ihm, ſagt man von einem Menſchen, deſſen Glieder in beſtändiger Bewegung ſind.

3. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, der Zuſtand der willkührlichen Bewegungen; das Vermögen eigene Veränderungen hervor zu bringen, ſolche ſelbſt zu beſtimmen, und die Fortdauer dieſes Zuſtandes.

(1) Eigentlich, der Zuſtand, da man das Vermögen hat, eigene Veränderungen hervor zu bringen, und deſſen Fortdauer. Ein todter Körper hat kein Leben mehr. Jemanden das Leben nehmen. Ihn bey dem Leben erhalten. Noch am Leben seyn, noch leben. Er iſt nicht mehr am Leben, er iſt ſchon verſtorben. Jemanden um das Leben bringen, ſein Leben verkürzen. Sich ſelbſt das Leben nehmen. Einem nach dem Leben ſtehen, im g. L., trachten. Das Leben laſſen, aufhören zu leben, am häufigſten von einem gewaltſamen Tode. Sein Leben für einen laſſen. Sein Leben beſchließen, aufhören zu leben. Jemanden am Leben ſtarken. Es geht ihm an das Leben, er iſt in Gefahr das Leben zu verlieren. Einem etwas bey Leib und Leben verbiethen. Man wird ihm nicht an das Leben kommen, man wird keine Urſache finden, ihm das Leben nach den Geſetzen zu nehmen. Der Richter ſpricht einem Verbrecher das Leben ab, wenn er ihn zum Tode verurtheilt; der Arzt einem Kranken, wenn er ſeine Krankheit für tödlich erkennt. Jemanden das Leben ſchenken, es ihm laſſen, da man es ihm

ihm nehmen könnte. Einem das Leben friſten, ſowohl von Gott, als auch von einem Arzte. Sein Leben für jemanden wagen. Das Leben davon bringen, mit dem Leben davon kommen. Mit dem Leben bezahlen. In dieſem Leben, in dem gegenwärtigen Zuſtande natürlicher Veränderungen. Beym Leben, oder am Leben bleiben, fortfahren zu leben. Einem das Leben ſauer machen. Ich höre ſolche Sachen für mein Leben gern, im g. L. für ſehr gern. Er ſchiebt für ſein Leben gern Kegel. Zeit meines Lebens thät ich das nicht; niemahls, ſo lange ich lebe nicht. Zuweilen auch der Grund der eigenen natürlichen Veränderungen. Regt kein Leben ſich mehr in dir? Des Leibes Leben iſt im Blut, 3 Moſ. 17, 11. 14.

Der Plural iſt nur in einigen wenigen Fällen, und auch hier am häufigſten in der höhern Schreib-Art üblich. Tauſendmahl will ich mein Leben für das deinige geben, und immer noch fragen, ob ich nicht noch zehntauſend Leben dir zu ſchenken habe, Weiße.

(2) In weiterer Bedeutung iſt in der Gottes-Gelehrſamkeit und bibliſchen Schreib-Art, das neue **Leben, das geiſtliche Leben, das Leben aus Gott**, u. ſ. w. der neue von dem Geiſte Gottes gewirkte Zuſtand der rechtmäßigen Handlungen und Veränderungen, und der Grund deſſelben. **Das ewige Leben**, ſowohl die Glückſeligkeit der Gläubigen in dieſer Welt, als auch der Zuſtand der künftigen Glückſeligkeit, im Gegenſatze ſowohl des **natürlichen Lebens**, als auch des ewigen Todes.

(3) Figürlich.

a) Die Art und Weiſe der Anwendung des Vermögens eigener natürlicher Veränderungen, im Verhältniſſe mit andern. Ein armſeliges Leben führen, armſelig leben. Das **Herren-Leben, Kloſter-Leben,**

Leben, Stadt-Leben, Land-Leben, u. ſ. f. Ein ſchändliches, ein ſündliches, ein frommes Leben führen. Sein Leben beſſern. Wieder in ſein voriges Leben verfallen.

β) Die Lebens-Beſchreibung, die Erzählung der Veränderungen, welche jemand in ſeinem Leben erfahren hat. Jemandes Leben beſchreiben. Pauli's Leben preußiſcher Helden. Die Leben der Gelehrten.

γ) Dinge, welche man vorzüglich liebt, pflegt man in der vertraulichen Sprech-Art häufig ſein Leben zu nennen. Die Geſchichte iſt ſein Leben. Dieſe Speiſe iſt mein Leben. Wo es zugleich ein Ausdruck der Zärtlichkeit iſt.

Ich hieß ihn mein Montan! er mich mein Herz!
mein Leben!
Gell.

δ) In den ſchönen Künſten hat ein Kunſt-Werk Leben, wenn das Bild die Handlung, welche man vorſtellen will, wirklich und mit aller erforderlichen Leidenſchaft zu thun ſcheint, ſo, daß der Anſchauende, nach Beſchaffenheit des ihm vorgeſtellten Inhaltes, von Freude, oder von Traurigkeit, von Vergnügen, oder von Schmerzen, gerührt wird.

In der Mahlerey, iſt der äuſſerſte Grad der Vollkommenheit, wenn lebendige Gegenſtände ſo gemahlt ſind, daß man das Leben, die athmende Bruſt, die Wärme des Blutes, und beſonders das wirklich ſehende und empfindende Auge darin wahrzunehmen glaubt; alsdann ſchreibt man dem Gemählde ein Leben zu. Für die Mahlerey iſt es von der höchſten Wichtigkeit, daß man auf das Beſondere Achtung gebe, woraus eigentlich dieſes vermeinte Gefühl des Lebens entſteht. Wenn man einen Menſchen in der größten Vollkommenheit in Wachs abbilden, und ihn mit den natürlichſten Farben bemahlen würde, ſo wäre

doch ſchwerlich zu erwarten, daß man in der Nähe durch das Bild hinlänglich würde getäuſcht werden, um es für eine lebendige Perſon zu halten. Es ſcheint, daß der Ausdruck des Lebens von mancherley kaum nennbaren Umſtänden abhange.

Etwas davon muß durch die Zeichnung bewirket werden, das übrige durch das Colorit. Der höchſte Grad deſſen, was man eine fließende Zeichnung nennt, kann viel dazu beytragen, weil in der Natur faſt alles, was zur Form gehört, höchſt fließend iſt. Dieſes kann auch bey dem beſten Genie nur durch eine unermüdete und anhaltende Uebung im Zeichnen nach der Natur erhalten werden. Man empfiehlt dem Hiſtorien-Mahler mit Recht das Studium und Zeichnen der Antiken; ſollte er aber dabey die Natur ſelbſt aus der Acht laſſen, ſo wird er zwar edle, auch wohl große Formen, und einen anſtändigen Ausdruck in ſeine Gewalt bekommen; aber das Leben wird er ſeinen Figuren nicht geben können. Man wird, wie in Poußin's Gemählden nicht ſelten geſchieht, in den Perſonen das Lebloſe des Marmors zu fühlen glauben.

Da auch die Natur, ſelbſt da, wo ſie nicht ſchön gezeichnet hat, doch nichts unausgeführt läßt, und ſelbſt in den geringſten Theilen der Form etwas beſonderes, beſtimmtes oder individuelles hat, ſo muß auch der Zeichner, um ſie dem Leben ſo viel, als möglich iſt, zu nähern, nichts unausgeführt noch unbeſtimmt laſſen. In den kleinſten Theilen, in Augen, Ohren, Haaren, Fingern, muß in den Umriſſen nicht nur alles vollſtändig, ſondern auch für jede Figur beſonders beſtimmt ſeyn. Wer nur allgemeine Gliedmaßen zu zeichnen weis, Augen und Finger, die nicht einem Menſchen beſonders zugehören, ſondern das Ideal der menſchlichen Augen und Finger ſind, kann das Leben nicht erreichen. „Man muß," wie Mengs von Raphael (*) ſagt: „ſich begnügen, von dem Antiken (oder von dem „Ideal) die Haupt-Formen zu gebrauchen, viel öfter „aber in dem Leben das wählen und nachahmen, was

„jenem

(*) Mengs Gedanken über die Schönheit, S. 46, f.

„jenem am nächſten kommt. Man muß, wie jener, „erkennen, daß gewiſſe Geſichts-Striche auch gewiſſe „Bedeutungen haben, und insgemein ein gewiſſes Tem„perament anzeigen; auch daß zu einem ſolchen Ge„ſichte eine gewiſſe Art Glieder, Hände und Füße ge„hören.“

Darum thun auch die Mahler nicht wohl, die ſich beſtändig nur an einem oder zwey Modellen im Zeichnen üben. Man ſollte damit öfters abwechſeln, und jedes Modell ſo lange nachzeichnen, bis man auch die geringſten Kleinigkeiten deſſelben nicht nur in das Auge, ſondern auch in die Hand gefaßt hat, und hernach ein anderes nehmen. Und hieraus ſollten junge Mahler lernen, was für anhaltender und brennender Fleiß dazu erfordert wird, dasjenige im Zeichnen zu lernen, was zur Darſtellung des Lebens nothwendig iſt. Das beſte Zeichnungs-Buch, und wäre es auch von Raphael ſelbſt, das ſchönſte Modell, und einige der ausgeſuchteſten Antiken, ſind nicht hinlänglich, ihn im Zeichnen feſtzuſetzen. Wenn er dieſes alles beſitzt, dann muß er erſt ſein Auge auf die Natur wenden. Er braucht nicht immer die Reiß-Feder in der Hand zu haben, aber ſein Auge muß unaufhörlich beobachten, erforſchen, abmeſſen, und jede Kleinigkeit gegen das Ganze halten. Zu dieſer Uebung des Auges findet er die Gelegenheit den ganzen Tag hindurch.

Noch ſchwerer ſcheint es, durch das Colorit das wirkliche Leben zu erreichen. Auch dieſes hat ſein Ideal (*), welches der Mahler nach der wirklichen Natur abändern muß. Darum kommen die Portrait-Mahler dem Leben allemahl näher, als die Hiſtorien-Mahler. Aus dieſer Urſache findet man unendlich mehr Leben, auch in Vandyk's Hiſtorien, als in Rubens ſeinen. Aber man würde vergeblich verſuchen, die Zauber-Striche des Pinſels zu beſchreiben, wodurch die Haut ihre Weichheit, das Fleiſch ſeine duftende Wärme, das Auge ſeine Feuchtigkeit, und ſelbſt ſeine Gedanken und Empfindungen bekommt. Vermuthlich würden Titian und Vandyk ſelbſt nur wenig von einer Kunſt, die ſie vorzüglich beſaßen, geſammelt haben. Es kommt hier, außer der allgemeinen Behandlung einer glücklichen Anlage und einer

 guten

(*) Siehe im VIII Th., S. 242, f. und im LXIV Th., S. 522, fgg.

guten Wahl der Farben, auf unbeſchreibliche Kleinigkeiten an. Die kleinſten kaum merklichen Lichter, Blicke und Wiederſcheine, thun faſt das meiſte zu dem Leben. In den Werken der größten Coloriſten ſcheinen dieſe noch leichter, als in der Natur ſelbſt, zu entdecken. Die Natur iſt die Original-Sprache, das gemachte Bild eine Ueberſetzung. Man muß hier, wie in wirklichen Sprachen, die, in welche man überſetzt, vollkommener beſitzen, als die Grund-Sprache. Mancher Mahler entdeckt in dem Colorit der Natur kräftige Kleinigkeiten, empfindet ihre Wirkungen, kann ſie aber mit ſeinen Farben nicht erreichen. Da iſt es gut, wenn er in den Werken der größten Meiſter entdecken kann, wie es ihnen gelungen iſt, das darzuſtellen, was ihm bey Nachahmung der Natur nicht möglich war. Es kommt hier einerſeits auf ein erſtaunlich ſcharfes und empfindſames Auge, und dann auf eine, durch tauſend Verſuche unterrichtete und noch glückliche Hand, an.

Bisweilen erhält man durch Umwege, was man geradezu nicht zu erreichen vermag. Manche Stelle des Gemähldes, die das wahre Leben noch nicht hat, erhält es durch die Bearbeitung einer andern Stelle. Dergleichen Beobachtungen iſt man oft dem Zufalle ſchuldig. Alſo muß der Mahler bey der Arbeit des Pinſels ſeinen Geiſt unaufhörlich zur Beobachtung der zufälligen Wirkungen der Farben, der Lichter und Schatten, des Hellen und Dunkeln gegen einander, geſpannet halten, damit ihm nichts davon entgehe. Arbeitet er in einiger Zerſtreuung der Gedanken, ſo gelingt ihm bisweilen etwas, das er hernach mit keinem Suchen wieder nachmachen kann. Hätte er aber damahls, als es ihm gelungen iſt, auf alles, was er that, Achtung gegeben, ſo würde er nun dieſen Theil ſeiner Kunſt beſitzen. Darum muß der Mahler, ſo gut als der Philoſoph, ſeine Stunden haben, wo er ſich in ein ſtilles Cabinet verſchließt, um die höchſte Aufmerkſamkeit auf die Bemerkungen zu richten, die ihm die Uebung ſeiner Kunſt entdecken läßt. Aber auch außer dem Cabinet, und in der Geſellſchaft, muß er überall mit einem forſchenden Auge den Ton und die Farben des Lebens beobachten.

J. G. Sulzer's Theorie der ſchönen Künſte, 3 Th. (2te Aufl. Lpz. 1793, gr. 8.) S. 158, fgg.

Siehe

Siehe auch im LXIV Th. S. 547, f.

ε) Wirkung, Einfluß auf den Willen. So legt man einem Beweis-Grunde, einer Rede, einem Gedichte ein **Leben** bey, wenn es die Empfindungen rege macht, Einfluß auf den Willen hat,

ζ) Im gem. Leben wird der fleiſchige empfindliche Theil an thieriſchen Körpern zu manchen Fällen **das Leben** genannt, im Gegenſatze des unempfindlichen. So iſt **das Leben** an einem Pferde-Fuße, der fleiſchige Theil, welcher an den Seiten und unten von dem Hufe eingeſchloſſen iſt, und auch der Kern genannt wird; Fr. Tendon. Einen Huf bis auf das Leben auswirken. Das Leben tritt einem Pferde aus, wenn es unter der Sohle des Hufes hervor tritt. Siehe im XXV Th., S. 340, f. Auch an den Gewächſen heißt der friſche und geſunde Theil **das Leben**, im Gegenſatze eines verdorreten oder abgeſtorbenen. Einen dürren Aſt bis auf das Leben abſchneiden. Nach einer noch weitern Figur pflegt man auch den innern feſten kernigen Theil eines Steines, im Gegenſatze des äußern, weichen, verwitterten Theiles, **das Leben** zu nennen.

*　　*
*

Das Wort **Leben** wird in weiterm und engern Verſtande genommen. Nach jenem nennt man alles, was eine Wirkung und Bewegung von ſich ſpüren läſſet, ein Leben, und ſchreibt ſolches ſowohl geiſtigen Subſtanzen, als: Gott, den Engeln, der menſchlichen Seele; als körperlichen, und unter dieſen nicht mit den Thieren, ſondern auch den Pflanzen, zu. Im engern und eigentlichen Verſtande aber ſagt man das Leben von den vernünftigen Thieren und von den Menſchen, die man lebendige Geſchöpfe nennt, und ſie den lebloſen entgegen ſetzt. Wird der Menſch bloß nach dem Leibe betrachtet, ſo hat er mit den Thie-

ren ein gemeines Leben, welches in einer phyſiſchen Bewegung beſteht, die vermittelſt des circulirenden Blutes und der damit verknüpften Wärme verurſachet wird, daß alſo die Lebens-Kräfte aus dem Herzen urſprünglich kommen, und folglich das Blut zum vornehmſten Werkzeug haben, mithin wenn der Kreis-Lauf des Blutes und das Athemhohlen noch nicht aufgehört haben, iſt noch ein Leben vorhanden.

Im Natur-Reiche findet ein Leben und ein Tod Statt. Das Leben überhaupt iſt eine Kraft, die ſich durch Verrichtungen oder Beſchäftigungen wirkſam beweiſen kann. Solche Verrichtungen ſind Handlungen, welche einer Subſtanz außer ihrer Undurchdringlichkeit zukommen. Ein Erz iſt ein lebendes, ſo lange es noch nicht aus der Grube geſchlagen worden iſt, weil es alsdann noch wachſen und ſich vervollkommnen kann, oder weil es noch Verrichtungen vorzunehmen fähig iſt; ſobald es aber aus dem Bergwerke geſchlagen worden iſt, iſt es ein todtes Erz, weil es alsdann nur vermöge der Undurchdringlichkeit wirkt. Auf ähnliche Art wird der Pflanze ein Leben beygelegt, ſo lange ſie noch wachſen, und andere von Undurchdringlichkeit und Reſiſtenz verſchiedene Bewegungen erreichen kann. Bey den Thieren gehört ebenfalls eine Kraft zu Verrichtungen, wenn ſie leben ſollen; und ſolches erfordert einen Kreislauf des Blutes und der Säfte. Auch bey Pflanzen iſt, wofern ſie lebende Pflanzen ſeyn ſollen, eine Bewegung der Säfte nöthig. Uebrigens entſteht hierbey die Frage: Ob auch wenigſtens einige Pflanzen, oder Dinge, welche Pflanzen zu ſeyn ſcheinen, ein thieriſches Leben, welches ſich durch willkürliche Handlungen wirkſam beweiſet, haben? Sie iſt durch die Wahrnehmungen der neuern Natur-Forſcher zu bejahen, wie im Art. **Thier-Pflanze** gezeigt werden wird.

Man

Man unterſcheidet ein **wirkſames** und **unwirkſames Leben**, Vita in actu primo, und in actu ſecundo. Jenes äuſſert ſich durch wirkliche Verrichtungen; dieſes aber beſteht in einem Stillſtande der Beſchäftigungen, wegen dieſer oder jener Hinderniſſe. Ein **geiſtiges** oder **ſpirituelles Leben** wird vernünftigen Weſen und Geiſtern beygelegt. Auch iſt der Unterſchied eines natürlichen, bürgerlichen und ſittlichen Lebens bekannt. Das **natürliche Leben** erfordert eine Kraft, dasjenige zu verrichten, wozu eine natürliche Sache aufgelegt zu ſeyn pflegt, es mag im Pflanzen-, Mineral- oder Thier-Reiche ſeyn. Das **bürgerliche Leben** aber erfordert eine Kraft, nach welcher man ſich als Mitglied einer Geſellſchaft und des States geſchäftig beweiſen kann; daher den Landes-Verwieſenen ein ſolches Leben abgeſprochen wird. Das **ſittliche Leben** zeigt eine Kraft, mit Freyheit und Ueberlegung zu handeln, an; daher kann von raſenden und betrunkenen Menſchen ein ſolches Leben nicht behauptet werden. Dem Leben wird der Tod entgegengeſetzt; und daher redet man auch von einem natürlichen, einem bürgerlichen, und einem ſittlichen Tode.

Bonnet theilt das Leben in ein **wachſendes, empfindendes**, und **denkendes**; ich glaube aber, ein empfindendes Leben ſey auch ein denkendes. Die Alten theilen das Leben in ein **ſinnliches** und **vernünftiges**. Pythagoras, Bacon und Buffon theilen es in ein **denkendes** und **fühlendes**. Platner unterſcheidet ein **mechaniſches, geiſtiges** und **vernünftiges**. Statius Müller theilt das Leben in das **mechaniſche, organiſche**, und **beſeelte**. Das mechaniſche beſteht in Bewegungen, die nach bloßen Geſetzen der Bewegung, ohne Rückſicht auf eine beſtimmte Structur und Organiſation erfolgen, wie bey dem Mineral-Reiche wahrzunehmen iſt. Das or-

ganiſche Leben iſt die Bewegung, welche ſich nach der Organiſation richtet, und kommt den Pflanzen oder dem vegetabiliſchen Reiche zu. Das beſeelte Leben erfordert willkürliche und freye Bewegung, und findet im Thier-Reiche Statt; doch kann ein Thier, in verſchiedener Rückſicht, das angeführte dreyfache Leben beſitzen.

Was insbeſondre **das Leben des Menſchen** betrifft, ſo hat der Menſch, ſo fern er nach ſeiner phyſiſchen und moraliſchen Natur betrachtet werden kann, ein doppeltes Leben. Das **phyſiſche** oder **animaliſche Leben** beſteht in der phyſiſchen Bewegung, wie ich ſie kurz vorher beſchrieben habe, welche er mit den Thieren gemein hat; das **moraliſche Leben** aber hat er als Menſch, in ſo fern er aus Leib und Seele beſteht, vor ſich allein, welches ſich, nach vorhergegangener vernünftiger Beſtimmung (Determination) der Gedanken und Begierden, durch ſolche Thaten äuſſert, die auf eine wahre Glückſeligkeit theils ſeiner ſelbſt, theils anderer, zielen. Der Grund eines ſolchen moraliſchen Lebens iſt die Vernunft, durch welche die vernünftigen Entſchlüſſe geſchehen müſſen; und wie durch dieſelben die Menſchen von den Thieren unterſchieden werden, ſo iſt auch durch ſolche Beſtimmungen das Menſchen-Leben vom Thier-Leben unterſchieden.

Die Erde, welche der Schöpfer erwählte, um den Körper Adam's zu bilden, ſtellt uns den erſten Urſtoff des menſchlichen Leibes vor. Es war eine rohe und verworrene Maſſe, aus welcher diejenige Maſchine auferbauet werden mußte, welche nachher lebendig gemacht werden ſollte. Man unterſcheidet alſo bey der Bildung des erſten Menſchen ſehr leicht drey weſentliche Operationen, deren immer eine die andere vorausſetzt; zuerſt die Miſchung der

rohen

rohen Maſſe, hernach die Bildung der Maſchine aus derſelben, und endlich die Belebung dieſer Maſchine.

Wenn man ſich von dem Urſtoffe oder von der erſten Maſſe des menſchlichen Körpers einen richtigen Begriff machen will, ſo muß man eine Erdichtung zu Hülfe nehmen. Man ſtelle ſich einen Menſchen vor, welchen die Kraft eines Elementes, das wir nicht kennen, augenblicklich in einen Klumpen zuſammen ſchmelzte, ſo, daß die ganze künſtliche Maſchine, aufgelöſet, zerginge, ohne doch etwas von ihren weſentlichen Theilen zu verlieren. Wenn durch eine ſolche Kraft der menſchliche Körper eben ſo, wie eine künſtliche Maſchine von Wachs, bey einem gelinden Feuer zerflöſſe, ſo würde die übrige Maſſe den rohen Urſtoff des menſchlichen Lebens darſtellen. Die Aerzte haben durch vielfältige Nachforſchungen entdeckt, was dieſer Stoff in ſich enthalten würde. Unſer Leib enthält im natürlichen Zuſtande vier Mahl mehr flüßige, als feſte Theile; beyde beſtehen aus einerley urſprünglicher Materie, aus Erde, Waſſer, Oehl und Salzen, welche in einer gewiſſen Proportion mit einander vermiſcht ſind; aus dieſer Maſſe ſind alle unſere Säfte, alle unſere feſten Theile, die ſchlaffſten Drüſen und die härteſten Knochen, gebildet.

Geſetzt, daß die Maſſe, in der Proportion, wie ſie wirklich bey dem Menſchen angetroffen wird, verworren durch einander gemiſcht wäre, ſo würde ſie die allgemeinen Eigenſchaften aller ſolcher phyſiſchen Körper oder Materien beſitzen; ſie würde ſich mit einer ihr eigenen Schwere bemühen, niederzuſinken. Die Erde, welche zwiſchen vier Mahl ſo viel flüſſigen Theilen hienge, würde eine Bemühung anwenden, zu Boden zu fallen; das Oehlige von dieſer Maſſe würde ſich abſondern, und auf dem Waſſer ſchwimmen; das Wäſſerige würde die Salze auflöſen, und ſich damit ſättigen. Eine jede dieſer Materien würde

alle Kräfte der Schwere, des Zuſammenhanges, der Auflöſung und Abſonderung auf eben die Weiſe äuſſern, wie es dergleichen Erde, Waſſer, Oehl ꝛc. thun würden, die von ganz anderm Urſprunge wären, als die aus der Maſſe des menſchlichen Körpers.

Der Inbegriff der Beſtand-Theile und der Kräfte eines Körpers, macht ſeine Natur aus. Da nun die Maſſe des menſchlichen Körpers ihre eigenen Beſtand-Theile in einer gewiſſen proportionirten Vermiſchung, und die allgemeinen phyſiſchen Kräfte aller ſo vermiſchter Körper beſitzt, ſo muß man den Inbegriff und Zuſammenhang aller urſprünglichen Materien, woraus der Stoff unſers Körpers zuſammengeſetzt, und aller der phyſiſchen Kräfte, wodurch er ſo vieler Abänderungen und Zuſammenſetzungen fähig iſt, die Natur ſeines Urſtoffes nennen. Weil der menſchliche Körper, dieſer Natur nach, von allen andern Körpern nicht weſentlich verſchieden iſt, dieſe Eigenſchaften der Körper aber zur Natur-Lehre oder Phyſik gehören, ſo läßt ſich dieſe Natur mit Recht die phyſiſche nennen.

Es iſt einem Künſtler nicht gleich viel, aus was für Materie er ſeine Maſchinen verfertigen ſolle. Es ließe ſich eben ſo wenig aus Wachs eine Schlag-Uhr, als aus Metall eine Pflanze herausbringen; und ſolchergeſtalt iſt es unſtreitig, daß die phyſiſche Natur einer Maſchine einen großen Einfluß auf ihre Structur und ihre mechaniſchen Kräfte, d. i. auf ihre mechaniſche Natur, habe. Die Elaſticität des Stahles, die er ſchon als ein bloß phyſikaliſcher Körper beſitzt, ertheilt der Feder das Vermögen, alle Räder einer Uhr in Bewegung zu ſetzen; und auf dieſer phyſiſchen Kraft beruhet der ganze Mechanismus der Maſchine. Wie viel Einfluß hat nicht die Stärke, die Feuchtigkeit, die Elaſticität des Holzes in den Mechanismum hölzerner Maſchinen, und wie ſehr beruhet nicht die

Dau-

Dauerhaftigkeit eines ſteinernen Gebäudes auf der Härte der Steine und auf der Güte des Mörtels! Man darf alſo keinesweges glauben, daß man ohne Kenntniß der phyſiſchen Natur unſers Körpers einen gründlichen Begriff von der Natur und den Eigenſchaften dieſer künſtlichen Maſchine erlangen könne. Unſer Knochen würde nicht die Feſtigkeit und Härte, unſer Fleiſch würde nicht die weiche Geſchmeidigkeit, unſer Blut würde weder die eigenthümliche Miſchung, noch den reichen Vorrath der Materie zu ſo viel andern abgeſonderten Säften, haben, als alle dieſe Theile unſerer Maſchine wirklich beſitzen, folglich würde auch dieſe ganze künſtliche Maſchine nicht haben hervorgebracht werden können, wenn nicht der Urſtoff derſelben ſo, wie er wirklich iſt, ausgeſuchet worden, und mit allen Eigenſchaften verſehen geweſen wäre, die ihn zu ſo mannigfaltigen Ausbildungen geſchickt machen.

Dieſer erſte Stoff des Menſchen war, wie ich geſagt habe, der Erden-Kloß, aus welchem die Hand der Allmacht bey der Schöpfung einen menſchlichen Leib bildete. Sie griff in dieſen Teig, und erbauete daraus das Meiſterſtück der Schöpfung. Dieſe zweyte Operation gab ihm eine neue Natur, und verwandelte den rohen Klumpen in eine todte Maſchine. So wie bey der Schöpfung des Erdbodens das Trockne vom Naſſen geſchieden, jedes Element an ſeine Stelle gewieſen, dort ein Haufe herausgeſuchet, vom Ganzen geſchieden, und in eine neue Verbindung geſetzt, dort ein anderer getrennet, zerſtreuet, zertheilet und zu andern Zwecken gewidmet wurde, ſo arbeitete die Hand des Allmächtigen bey der Bildung des menſchlichen Körpers. Sie bauete aus der Erde die feſten Theile; ſie verband dieſelben durch einen bindenden Leim, den ſie aus der flüſſigen Maſſe zog, hier ſo ſtark, daß ſpröde, unbiegſame Gebeine,

beine, dort ſchlaffer, daß Muskeln, biegſame Adern, elaſtiſche Röhren und weiche Drüſen daraus entſtanden, ſo wie der Plan des künſtlichen Gebäudes, welches aus dieſer verworrenen Maſſe formiret werden ſollte, es erforderte. So entſtand die Maſchine, welche durch ihren neuen Bau, durch ihre wundervolle Structur neue Kräfte erhielt, wozu die rohe Materie an ſich ſchlechterdings unfähig war. Die Knochen konnten das neue Gebäude unterſtützen und befeſtigen; die Muskeln und Sehnen konnten es mannigfaltig bewegen; das Herz konnte das Flüſſige durch die angelegten Canäle im ganzen Körper herumtreiben; die Drüſen und Abſonderungs-Gefäße konnten aus dieſem ihnen zugeführten Flüſſigen andere Säfte abſondern und ausarbeiten, und ſie zur Nothdurft und Nahrung aller Theile des Körpers geſchickt machen. Kurz, durch dieſe Structur erhielt die vorhin rohe Maſſe alle die großen Vermögen, Fähigkeiten und Kräfte, welche die Oekonomie der menſchlichen Natur ausmachen. Nunmehr war der Klumpen zur Maſchine geworden, und dieſe ihre Structur, nebſt dem Inbegriffe der neuen Kräfte, die ſie dadurch erhalten hatte, gaben ihr eine neue Natur, welche die mechaniſche genennet werden kann.

Adam war gebauet; allein, er war eine todte Maſchine, eine künſtliche Statüe, oder höchſtens eine Art von Pflanzen, ohne Empfindung und ohne Gedanken. Um ihn zum Range der Thiere zu erheben, dazu wurde der Hauch des Allmächtigen, die Particula aurae diuinae, der Funke, welcher dachte, erfordert. Die ganze Maſchine war dazu eingerichtet, den Einflüſſen eines denkenden Weſens zu Gebothe zu ſtehen, und von der Kraft des Gefühles durchdrungen zu werden. Der Gedanke und die Empfindung ſollten es ſeyn, die dieſes Uhrwerk, ſtatt der Feder, in Gang brächten; und ſo geſchickt ihr Mechan-

chanismus war, alle dieſe Bewegungen zu bewerkſtelligen, ſo ſollte doch nur die lebendige Kraft, welche die große Welt dachte, die kleine regen. Es iſt den Menſchen ein ewiges Geheimniß:

Wie Denken erſt begann; wie Weſen fremder Art
Der Seele Werkzeug ſind.

Vermöge der Lebens-Geiſter durchwandelt der Gedanke unſer Innerſtes; allein, wir kennen weder die Natur dieſer fremden Weſen, noch die Art und Weiſe, wie die denkende Kraft durch dieſelben wirkt. Indeſſen iſt die Maſchine, durch dieſe Verbindung mit der denkenden Kraft, neuer Kräfte theilhaftig gemacht worden; die Vorſtellungen beſtimmen unſere Bewegungen, und die Geſetze, wornach ſich unſer Körper bewegt, ſind von den mechaniſchen Geſetzen einer gemeinen künſtlichen, und einer todten natürlichen Pflanzen-Maſchine verſchieden. Der Inbegriff dieſer neuen Kräfte beſtimmt die thieriſche Natur, zu welcher das Wort des Allmächtigen uns erhöhete.

Menſch! fühle zitternd noch die ſelige Minute,
Da dieß gewalt'ge Wort auf deinem Staube ruhte,
Und der Empfindung Kraft in deine Nerven goß!
Beſeelt vom Hauch aus Gott, der ſegnend in dich floß,
Fühlt'ſt du ein heilig Feu'r in deinem Blute brennen,
Und lernteſt Gott in dir, und dich in Gott erkennen.

Nunmehr wird man einſehen, daß die Natur des menſchlichen Körpers, überhaupt betrachtet, eigentlich ein Inbegriff ſeiner phyſiſchen, mechaniſchen und thieriſchen Natur ſey, wovon immer die leztere die vorhergehende vorausſetzt. Die Fortdauer der Natur eines Dinges wird ſein Leben genannt; das Ende der Natur aber iſt ſein Tod. Solchemnach iſt der menſchliche Körper eines dreyfachen Lebens, und

eines

eines dreyfachen Todes, fähig. Weil die Kräfte der leztern Naturen die erſtern vorausſetzen, ſo begreift das animaliſche Leben die Fortdauer der animaliſchen, mechaniſchen und phyſiſchen Natur in ſich. Es iſt wahr, daß jede dieſer Naturen großen Abbruch leiden kann, ohne daß deshalb das animaliſche Leben aufhören müßte; die animaliſche Natur ſelbſt kann vieles verlieren, ohne unterzugehen; man kann die Sinne des Geſichtes, des Gehöres, des Geruches und des Geſchmackes gänzlich verlieren; es können gewiſſe Gifte unſer Gefühl dergeſtalt verdunkeln, daß wir faſt nichts mehr zu empfinden ſcheinen. Bosman erzählt, in ſeiner Beſchreibung von Guinea, daß er einen Mann geſehen, und in demſelben Zuſtande verlaſſen habe, welcher von den Prieſtern der großen Schlange, die ihn haſſeten, einen Gift bekommen, wovon er den Gebrauch der Sprache, und die Kraft ſeine Glieder willkürlich zu bewegen, gänzlich verloren hatte. In der mechaniſchen Natur können die gräulichſten Verwüſtungen zugleich vorgehen, ohne das animaliſche Leben aufzuheben. Bartholin erzählt ſogar von einem Menſchen, daß er, nachdem ihm das Herz war ausgeriſſen worden, noch gelebt und gebetet habe. Man hat viele Beyſpiele, daß große Theile des Gehirnes verloren gegangen, oder verſteinert, oder verfault geweſen ſind, ohne daß dadurch die Gemüths- und Lebens-Kräfte gänzlich vernichtet worden wären. Die phyſiſche Natur ſelbſt kann eine erſtaunliche Zerſtörung leiden. Alle Säfte eines Thieres können im Grunde verdorben, alle fleiſchige Theile von ſcorbutiſcher Schärfe zernaget, ganze Eingeweide verfault, und eine Menge Sehnen, Drüſen, Häute nnd Gefäße zerfreſſen und verwüſtet ſeyn, ohne daß deshalb das animaliſche Leben alsbald aufhören müßte. Nichts deſto weniger aber muß doch von allen Naturen das Weſentlichſte übrig bleiben,

ben, wofern nicht alsbald das animaliſche Leben untergehen ſoll. In allen den vorigen Beyſpielen muß nicht allein einige Empfindlichkeit, der Mechanismus der Lebens-Theile, und eine ſolche Miſchung des Urſtoffes übrig geweſen ſeyn, als zur Fortdauer des animaliſchen Lebens erfordert wird, ſondern es muß auch der weſentliche Zuſammenhang dieſer drey Naturen keine Unterbrechung gelitten haben; daher können unendlich kleinere Urſachen, die aber beſſer treffen, das animaliſche Leben faſt in einem Augenblicke, und ohne erheblich ſcheinende Verletzung der mechaniſchen und phyſiſchen Natur, aufheben. Eine plötzliche Freude, die das Herz in ſeiner Bewegung hemmet, tödtet faſt augenblicklich. Ein Löffel voll Blut oder Waſſer, der im Gehirne austritt, endigt das animaliſche Leben plötzlich, viel hundert anderer ſolcher Urſachen zu geſchweigen.

Das Ende des animaliſchen Lebens, iſt der animaliſche Tod, und dieſen nennt man im gem. Leben den Tod ſchlechthin. Er beſteht in dem Verluſte der animaliſchen Kräfte; d. i. er erfolgt, wenn die denkende Kraft in unſerm Körper zu wirken aufhört. Natürlicher Weiſe nimmt dieſe Kraft ſchon im hohen Alter nach und nach, und immer merklicher ab, je weiter das Alter heran rückt. Man nennt um deswillen das hohe Alter, einen langſamen Tod; und Cäſar konnte in dieſer Abſicht einen gewiſſen alten und ſchwachen Soldaten, der ihn um die Erlaubniß bat, ſich ſelbſt umzubringen, mit völligem Rechte fragen, ob er ſich einbildete, daß er lebte? Denn welchen Grad des Lebens kann wohl ein abgelebter Greis übrig haben, über deſſen ſteife und ſchwache Gelenke eine ohnmächtige Seele gebiethet, bey der die Kraft zu denken zwiſchen den Sorgen der Nahrung entſchläft? Dieſe Kraft beſeelt unſere Nerven, und die Nerven beleben die animaliſche Maſchine.

Deswegen hören auch im animaliſchen Tode die mechaniſchen Bewegungen der Maſchine auf, oder, welches eben ſo viel iſt, im animaliſchen Tode geht ein Theil des mechaniſchen Lebens mit zu Grunde. Ich ſagte: ein Theil; denn die mechaniſche Natur unſers Körpers begreift nicht bloß die mechaniſchen Kräfte der Maſchine, ſondern auch die Structur aller einzelnen Maſchinen und des ganzen Körpers zugleich in ſich; dieſe leztere kann aber nach dem animaliſchen Tode noch fortdauern, und dieſes geſchieht gemeiniglich bey Perſonen, die eines natürlichen Todes ſterben. Die Fortdauer ihres Leichnames und ſeiner Theile iſt ein Ueberreſt des menſchlichen Lebens. Inzwiſchen giebt es auch Fälle, wo das animaliſche und mechaniſche Leben zugleich geendigt wird; wenn z. B. ein Barbar ſeinen Gefangenen lebendig in Stücke zerhauet, oder noch mehr, wenn man zu Kraft-Suppen die Krebſe lebendig zu Brey ſtößt. Einen ſolchen Tod ſtand der Menſch aus, der zu Venedig in eine Lauge aus ungelöſchtem Kalke mit einem feuerfeſten Salze hinein ſtürzte, und der alsdann ſo zerfreſſen war, daß man das bloße Gerippe von ihm wieder heraus zog.

Das mechaniſche **Leben** kann nach dem animaliſchen Tode nie ganz fortdauern, wie ich eben geſagt habe; indeſſen iſt doch das, was davon übrig bleiben kann, nähmlich die Structur der Maſchinen ungeachtet des Verluſtes der bewegenden Kräfte, noch einer ſehr langen Dauer fähig. Da dieſes übriggebliebene Leben ein wirklicher Theil des ganzen menſchlichen Lebens iſt, ſo kann man hieraus den Grund der Hochachtung beurtheilen, welche faſt alle Völker den Leichnamen ihrer Verſtorbenen erzeigen, daß ſie dieſelben z. B. mit Gepränge zur Schau ſtellen, begraben, oder verbrennen; daß die Aegypter ſie mit köſtlichen Specereyen einbalſamirten, und daß

ſie

ſie diejenigen, die ſich an Todte vergriffen, für unehrlich hielten. Um deswillen iſt die vom Ruyſch zu ſo großer Vollkommenheit gebrachte Kunſt, die Adern der Leichname mit gewiſſen flüſſigen Materien auszuſprützen, und hierdurch die Theile des Körpers in faſt lebendiger Schönheit darzuſtellen und zu erhalten, ſo vortrefflich, daß man von ihr mit weit mehrerm Rechte, als von allen andern Künſten der Balſamirer, Wachs-Pouſſirer, Mahler und Bildhauer, das ſagen kann, was Horaz nur von den leztern ſagte:

Per quae ſpiritus et vita redit bonis
Poſt mortem ducibus.

Nur iſt ein einziger trauriger Umſtand dabey, den Ruyſch nicht hinwegräumen konnte, und den kein menſchlicher Witz heben wird.

Quid ſi threicio blandius Orpheo
Auditam moderere arboribus fidem,
Non vanae redeat ſanguis imagini,
Quam virga ſemel horrida
Non lenis precibus fata recludera,
Nigro compulerit Mercurius gregi!

Der Tod der nach dem animaliſchen Tode übriggebliebenen mechaniſchen Natur, erfolgt ordentlicher Weiſe durch die Verweſung; dieſe löſet nach und nach die Structur der Maſchinen auf, und zerſtört die weichſten Drüſen und die härteſten Gebeine. Die Natur verhütet zuweilen dieſen zweyten Tod der Menſchen durch Mittel, die wir ihr noch nicht haben ablernen können. Man hat in England Leichname von 80 Jahren ganz friſch und unverweſet gefunden. Mehrere dergleichen Beyſpiele werde ich im Art. Leiche anführen.

Das phyſiſche Leben dauert eben ſo, wie ein Theil des mechaniſchen, noch nach dem animaliſchen

Tode eine Zeitlang fort. Allein, da es auch nach dem Verluſte der menſchlichen Geſtalt gewiſſer Maßen noch fortdauern kann, ſo betrachtet man es gemeiniglich kaum als einen Ueberreſt des ganzen menſchlichen Lebens; es hat aber doch einen ſo großen Zuſammenhang ſelbſt mit dem animaliſchen und mechaniſchen Leben, daß oft ein bloßer Ueberreſt dieſes phyſiſchen Lebens allein hinreichend iſt, jene, die ſchon im Fliehen ſind, und keine Spur mehr von ſich zurückgelaſſen haben, wieder herbey zu rufen. Empfindung, Bewegung, Puls, Athemhohlen, Wärme, alles kann verſchwunden ſeyn, und viele Tage gänzlich aufgehört haben. So lange das Zeichen des phyſiſchen Todes, die Fäulniß, ſich nicht zeigt, kann man nie ſicher ſeyn, daß man nicht lebendige Menſchen begrabe. Ich werde hiervon im Art. **Leiche** verſchiedene traurige Beyſpiele anführen, welche mehrentheils hätten verhütet werden können; denn die Natur ſteigt gewöhnlich nicht in der Ordnung vom animaliſchen Tode zum mechaniſchen, und von dieſem zum phyſiſchen herab, ſondern es fängt ſich ordentlich ſchon wenige Stunden nach dem animaliſchen Tode die Fäulniß der Säfte an, welche zum phyſiſchen Tode gehört, und aller Hoffnung ein Ende macht. Dieſe Fäulniß zernaget allmählich die feſten Theile, und zerſtört die Maſchinen, ſo, daß der phyſiſche Tod das noch übrige mechaniſche Leben mit in ſich verwickelt. Eben um deswillen unterſcheidet man dieſe beyden leztern Grade des Todes durch keine beſondere Nahmen, ſondern man nennt ſie überhaupt die Verweſung; in der That aber ſind ſie völlig unterſchieden. Die Vernichtung der Maſchine zieht nicht nothwendig die Vermoderung und Zerſtäubung der Maſſe des menſchlichen Körpers nach ſich. Ein Narr, der im Mörſer zerſtoßen wäre, würde doch am Boden die völlige Maſſe zu einem Narren zurück laſſen. Hingegen

gegen zieht der phyſiſche Tod den mechaniſchen nothwendig nach ſich; er beſteht in der völligen Trennung und Zerſtreuung aller Beſtand-Theile des menſchlichen Körpers. Weil nun die Aufhebung der Structur auch den animaliſchen Tod nothwendig verurſachet, ſo begreift der phyſiſche Tod die völlige Vernichtung des menſchlichen Körpers in ſich. Dieſen Tod ſtarb Johann Huß, als er lebendig verbrannt wurde. Er iſt der höchſte Grad des Todes.

Ich brauche nicht zu erinnern, daß die Natur bey unſerer Erzeugung eben ſo wenig von einem Grade des Lebens zum andern aufſteige, als ſie bey unſerer Vernichtung rückwärts von einem Grade des Todes zum andern herab ſteigt. Der einzige Adam iſt, nach der Beſcheibung Moſis, auf dieſe Welt entſtanden, und nach ihm niemand wieder. Gott nahm eine Erde, welche die Eigenſchaften, die zur Bildung eines menſchlichen Körpers erfordert wurden, unſtreitig beſitzen mußte; er bauete daraus eine Maſchine, die des menſchlichen Lebens fähig war. Als Adam dieſe beyden Grade des Lebens empfangen hatte, belebte ihn der Allmächtige durch den Hauch ſeines Odems, und die beſeelte Maſchine fieng an, zu empfinden und zu denken. Nach ihm iſt das menſchliche Geſchlecht auf eine ganz andere Weiſe fortgepflanzet worden. In den allererſten Keimen des Menſchen, wenn er im Mutterleibe noch einen bloßen Punct vorſtellt, iſt ſchon die Anlage zum ganzen animaliſchen Leben zu finden. Man ſieht einen hüpfenden Punct, welcher das Herz vorſtellt, und alſo iſt ſchon ein Theil der Maſchine ſelbſt vorhanden, die durch den Einfluß der denkenden Kraft der Mutter belebet wird. Nachdem die ganze Maſchine ſo weit ausgebildet worden iſt, daß ſie vor ſich ſelbſt beſtehen kann, ſondert ſich der neue Menſch von ſeiner Gebärerinn ab, und bringt die denkende Kraft mit,

die ſich auf eine unbegreifliche Weiſe mit ſeinem Weſen vereinigt hat. Er beſteht eine Zeitlang vor ſich ſelbſt, und in dieſer Zeit gehen alle die Kleinigkeiten vor, die ihn unſterblich machen. Wenn ſeine Maſchine dauerhaft iſt und geſchonet wird, ſo läuft ſie mit dem Jahrhunderte fort, und ſpielt die Rolle, die uns Hr. v. Haller beſchreibt:

Ich ſtarrte jedes Ding, als fremde Wunder an,
Ward reicher jeden Tag, ſah vor und hinter Heute,
Maß, rechnete, verglich, erwählte, liebte, ſcheute.
Ich irrte, fehlte, ſchlief, und ward ein Mann.
Izt fühlet ſchon mein Leib die Näherung des Nichts;
Des Lebens lange Laſt erdrückt die müden Glieder,
Die Freude flieht von mir mit flatterndem Gefieder
Der ſorgenfreyen Jugend zu.
Mein Ekel, der ſich mehrt, verſtellt den Reiz des Lichts,
Und ſtreuet auf die Welt den hoffnungsloſen Schatten.
Ich fühle meinen Geiſt mit jedem Tag ermatten,
Und keinen Trieb, als nach der Ruh.

Da die Weisheit des Schöpfers wollte, daß die Erde überall mit Menſchen ſollte erfüllet und mit Einwohnern beſetzt werden, ſo läßt ſich vermuthen, daß die Vermehrung zu der Zeit, da ſie noch leer war, und erſt aus zwey Stamm-Aeltern beſtand, hat müſſen geſchwinder gehen, als nachher, da ſie bereits überall Bewohner erhalten hatte. Die Moſaiſche Geſchichte unterrichtet uns von dem Mittel, deſſen die göttliche Weisheit ſich dazu bediente; dieſes war die Verlängerung und Abkürzung des menſchlichen Lebens. Die jezige Dauer deſſelben möchte etwa $\frac{1}{8}$ der ehemahligen ſeyn. Einige überlebten ſogar 8 bis 900 Jahr; doch werden dieſe Macrobii, oder ſo lange Lebende, auch wohl damahls zu den ſeltenen Fällen, eben ſo wie izt die neunzig- und hundert-jährigen,

gehört

gehört haben. Vielleicht, daß damahls von hundert und mehreren nur Einer geſtorben iſt. Die Kräfte des Lebens ſind alſo damahls viel größer geweſen; es iſt daher wahrſcheinlich, daß auch die Zeugungs-Kräfte den übrigen proportionirt geweſen ſeyn, und daß eine Frau 100 und mehr Jahr lang hat gebären können. Wenn alſo izt im Durchſchnitt, 4 Kinder auf jede Ehe kommen, ſo muß damahls die Mittel-Zahl der ehelichen Fruchtbarkeit 20 und mehr geweſen ſeyn, oder es haben ſo viel Kinder, im Durchſchnitt, auf jede Ehe gerechnet werden können; folglich hat daher die Vermehrung viel Mahl geſchwinder geſchehen müſſen, da das Leben ſo viel Mahl länger dauerte, als jezt. Die Verdoppelung hat unter ſolchen Umſtänden vielleicht in 10 bis 20 Jahren erfolgen können, da ſie izt 70, 80 bis 100, auch wohl noch mehrere Jahre erfordert. Wenn die Verdoppelung vom Anfange nur in 100 Jahren geſchehen wäre, ſo würden nach 1000 Jahren noch nicht mehr als etwa 2000, und nach 2000 Jahren würden nur erſt etwas mehr als zwey Millionen Menſchen auf dem Erdboden gelebt haben. So viele leben aber izt in einer mittelmäßigen Provinz, etwa im 10ten bis 12ten Theile von dem Raume, welchen Deutſchland einräumt. Nach 2000 Jahren würde alſo nur erſt, ungefähr $\frac{1}{700}$ Theil von der jezigen wirklichen Anzahl der Menſchen auf der Erde gelebt haben. Der größte Theil der Welt würde folglich nach dem Verlaufe ſo vieler Jahrhunderte noch leer und wüſte geweſen ſeyn. Dieſes aber ſcheint der Abſicht des Schöpfers ganz entgegen zu ſtehen, daher wurde das längere Leben, und die darin gegründete größere Fruchtbarkeit zur Beſchleunigung der Vermehrung gewählet. Dieſes Mittels bediente ſich auch die Weisheit des Schöpfers nach dem allgemeinen Straf-Gerichte der Sünd-Fluth. Da aber eine ſo allgemeine Vertilgung nicht

mehr erfolgen ſollte, ſo dauerte das längere Leben zwar noch einige Jahrhunderte nach der Ueberſchwemmung der Erde; ſobald aber die Bevölkerung ſchon wieder in den beſten Erdſtrichen bis auf einen gewiſſen Grad gekommen war, daß nun auch von da aus die andern kältern Gegenden allmählich konnten beſetzt werden, ſo wurde auch die Dauer des Lebens allmählich bis auf 150, 100 Jahr, und noch darunter, verkürzet, ſo, daß deſſen Dauer ſchon zu Moſis oder doch Davids Zeiten, vor ungefähr 3000 Jahren, auf 70 bis 80 Jahr feſtgeſetzt war, welcher Termin auch bis izt beſtändig fortgedauert hat. Die Moſaiſche Erzählung ſtimmet alſo auch hier mit der erſten Erklärung und dem Befehle des Schöpfers und mit den Abſichten ſeiner Weisheit völlig zuſammen; und dieſe Uebereinſtimmung mit den Umſtänden der Welt, mit der Vermehrung und ihrer Ordnung, giebt uns auch einen ſtarken Beweis ihrer Wahrheit und Göttlichkeit.

Der ſegnende Befehl Gottes wollte nur, daß der Erdboden mit Menſchen ſollte erfüllet, keinesweges aber überfüllet werden, d. i. er ſollte nur ſo viel Einwohner haben, als er ernähren konnte, nicht aber mehrere, nicht ſo viele, die das Maß der Nahrungs-Kräfte der Erde überſteigen könnten, als woraus unzähliges und ſchreckliches Elend und eine fortdauernde Hungersnoth hätte entſtehen müſſen, welches wider die Güte des Schöpfers würde geſtritten haben. Dieſe Ueberfüllung würde bey der fortdauernden Länge des Lebens der Menſchen gewiß erfolgt ſeyn. Durch die Abkürzung deſſelben aber iſt dieſen traurigen Folgen der Ueberfüllung vorgebeuget worden. Bey der jezigen Dauer des Lebens und der Fruchtbarkeit, hat eine allmähliche Vermehrung noch immer Statt. Der Schade kann auch wieder erſetzt werden, den die von der göttlichen Gerechtigkeit, zur Beſtrafung

ung der ausartenden Menſchen, entweder ſelbſt zuge-ſchickte oder zugelaſſene Niederlagen anrichten. Und wenn auch die Bevölkerung auf einem oder andern Theile des Erdbodens bis dahin kommt, daß eine Vergrößerung der Einwohner Ungemächlichkeiten nach ſich ziehen würde, ſo iſt die Ordnung in der Vermehrung izt ſo beſchaffen, daß ſie nicht nur in etwas kann erweitert, ſondern auch eingeſchränket werden. Die Einſchränkung erfolgt bey einerley Dauer des Lebens von ſelbſt, wenn die Zahl der jährlich Heurathenden etwas verringert wird, und die Menſchen etwas ſpäter in den Eheſtand treten, wenn, an ſtatt daß izt unter 35 bis 40 Eine Perſon heurathet, alsdann nur unter 50 bis 55 ſich eine heurathende Perſon fände. Im leztern Falle ſind ſodann unter einem Volke weniger ſtehende Ehen, als im erſtern. Es iſt daher eine nothwendige Folge, daß alsdann auch die Zahl der Gebornen gegen die Zahl aller Lebenden, wie auch gegen die Sterbenden, müſſe geringer ſeyn. Wenn folglich ſonſt 15 Geborne gegen 10 Sterbende kommen, ſo werden alsdann nur 11 gegen 10 Sterbende geboren werden. Der Ueberfluß der Gebornen wird alsdann nur $\frac{1}{10}$ ſtatt $\frac{5}{10}$ ſeyn; oder, wenn ſonſt 25 Lebende gegen Eine Geburt geweſen, ſo werden ſodann 30, 32 und noch mehr Lebende gegen 1 Geburt müſſen gerechnet werden. Und wenn die Heurathenden in dem politiſchen Zuſtande der bürgerlichen Geſellſchaft, oder in andern Dingen noch mehr Hinderniſſe finden, daß nur unter 55 bis 65, oder gar bis 70, Eine heurathende Perſon ſich findet, ſo kann es ſodann bis zu einer völligen Gleichheit der Sterbenden und der Gebornen kommen, und es wird aller Ueberſchuß der Gebornen, und folglich auch die Vermehrung wegfallen; und dieſe wird einen Stillſtand haben, ſo lange bis die Hinderniſſe der Ehen wieder verringert werden. Kann nun aber wohl bey

dieſer vollkommenen Uebereinſtimmung der Erfahrung mit der Güte und Weisheit und dem Befehle Gottes, der geringſte Argwohn einer Unwahrheit in der Moſaiſchen Erzählung Statt finden? Kann man den Moſes einer Erdichtung oder einer Leichtgläubigkeit mit einigem Grunde beſchuldigen? Kann man die von ihm angezeigte lange Dauer des Lebens in den erſten Zeiten in Zweifel ziehen? Stimmen ſie nicht mit den Abſichten der Weisheit des Schöpfers zuſammen, der die Erde nicht hat können zu einer Wüſteney beſtimmt haben, was ſie viele tauſend Jahr hätte bleiben müſſen, wenn die jezigen Perioden der Verdoppelung von Anfang her geweſen wären? Wenn aber die erſten viel kürzern Perioden der Verdoppelung geblieben wären, ſo würde die Welt allzuſchnell mit Menſchen ſeyn angefüllet, ja überfüllet worden, noch ehe die Kunſt der Natur hätte zu Hülfe kommen und die Nahrungs Mittel vermehren können, welches abermahl mit der Weisheit und Güte Gottes nicht hätte beſtehen können. So aber harmonirt die Moſaiſche Erzählung mit den Regeln der Vermehrung vollkommen, und die kurzen Perioden der Verdoppelung wurden verlängert, ſo wie die Bevölkerung erfolgte, deren ungeſtörten Fortgang der Schöpfer, nach Vertilgung der erſten Menſchen, die nach völlig verlaſſener Tugend zu Unmenſchen und zum Abſcheu des allerheiligſten Schöpfers geworden waren, beſchloſſen hatte. Geſetzt aber, Moſes hätte wollen Unwahrheiten erzählen, oder er hätte ſich durch Leichtgläubigkeit verleiten laſſen, ſo fragt es ſich, ob er es hätte ſo thun können, daß die Unwahrheit mit den Vollkommenheiten Gottes und mit der Erfahrung hätte übereinſtimmen können? Enthalten nicht Erdichtungen in ſich den Charakter der Unwahrheit, und läßt ſich der Widerſpruch nicht leicht entdecken? Konnte er es aber thun, da ihm die

die Regeln der Verdoppelung völlig unbekannt waren, indem dieſelben erſt in den neuern Zeiten ſind entdeckt und beſtimmet worden? Man findet auch in den älteſten Schriften nicht die geringſte Spur von einer Kenntniß derſelben. Sie konnten auch nicht bekannt ſeyn, weil die heurathenden Pare, die Gebornen und Geſtorbenen, nicht ſo, wie izt geſchehen muß, in beſondere Bücher eingeſchrieben wurden, als woraus alle dieſe Berechnungen entſtanden ſind. Es wurden zwar damahls die Einwohner eines Landes zuweilen gezählet, wie wir aus der Geſchichte des Volkes Iſrael wiſſen; daraus konnte man die Verdoppelung und Vervielfältigung der Zeit nach ſchließen; mehr wußte man aber auch nicht, als was damahls geſchahe. Der Grund aber, warum ſie zu der Zeit nicht geſchwinder oder langſamer erfolgte, und ob die Zeiten der Verdoppelung nicht anders, länger oder kürzer, ſeyn können, konnte ohne die genaueſten Liſten der Heurathenden, Gebornen und Geſtorbenen, nicht erkannt werden, als wovon die Beſtimmung der Fruchtbarkeit und der Geſchwindigkeit der Vermehrung lediglich und allein abhängt. Es muß alſo bey vernünftigen Zweiflern aller Argwohn wegfallen, und Moſis Geſchichte muß auch durch dieſe harmoniſche Erzählung gerechtfertiget und alles Beyfalles würdig erkläret werden.

Sollte aber das Geſetz der Sterblichkeit beſtehen, ſo mußten zweytens die Urſachen des Todes, die Krankheiten, alle Schwachheiten und Zufälle ſo abgemeſſen werden, daß das zur Vermehrung nöthige Maß der Dauer des Lebens konnte erhalten werden. Es herrſcht auch in der That in den Krankheiten eine ſolche Ordnung, die man kaum vermuthen ſollte, die aber nur aus vieljährigen und großen Liſten kann erkannt werden. Die epidemiſchen Seuchen, die auf ein oder ein Par Jahre eine Unordnung verurſachen,

können mit in die Regeln eingeſchloſſen werden, wenn man ſie auf zwanzig- und mehrjährige Liſten gründet. Wenn hier alles ohne Ordnung, und ohne eine weiſe, obſchon verborgene, Aufſicht und Lenkung zum Zweck, gehen ſollte; wenn den ſchändlichen Seuchen nicht Maß und Ziel geſetzt wäre: ſo würde die Welt nicht haben können mit Bewohnern erfüllet werden, und ſie würde, wenn ſie es wäre, es nicht lange bleiben können. Wir dürften nur noch eine ſolche neue Krankheit bekommen, die, ſo wie die Pocken, wütete, oder die epidemiſchen Seuchen dürften nur häufiger und etwas ſtärker werden, beſonders aber die Peſt öfters kommen: ſo würde es um die weitere Bevölkerung und Erſetzung des durch Krieg und Peſt angerichteten Verluſtes bald gethan ſeyn. Es war alſo nöthig, daß der Urheber der Natur, der die Erfüllung des Erdbodens mit Menſchen zu einem Geſetz machte, auch die Einrichtung in den Theilen der Natur machte, und daß er der Natur des Menſchen ſowohl, als auch den andern natürlichen Umſtänden, der Luft, den Ausdunſtungen, den Winden, den Speiſen und andern Dingen, die in die Dauer unſers Lebens einen Einfluß haben, ſolche Geſetze in ihren Wirkungen ordnete, wodurch das erſte Geſetz und Abſicht, nähmlich die Bevölkerung, konnte zur Ausübung gebracht werden.

Die Aufrichtigkeit der Erzählungen des Moſes, aus dem langen Leben der erſten Menſchen bewieſen (*). Wir richten hier unſere Augen auf die erſten Begebenheiten, die ſich vor den Tagen Moſis zugetragen haben, und von dieſem heil. Manne beſchrieben worden ſind. Dieſe Nachrichten verdienen allen Beyfall bey Chriſten, die den göttlichen Urſprung der h. Schrift kennen. Allein, Moſes verdiente ſchon unſere Beyſtimmung, wenn er

(*) Im 23 St. der Hannover. gel. Anzeig. v. J. 1751.

er gleich aus keiner göttlichen Quelle geſchöpft hätte; und ſeine Erzählungen müſſen wir richtig nennen, wenn er ſie nur für ſich aufgeſetzt hätte, oder wenn wir ſie in eben dem Zuſammenhange in einem andern Buche antreffen würden. Denn obgleich Moſes im Jahre der Welt 2433 geboren iſt, ſo lebten doch ſeine Vorfahren ſo lange, daß die entfernteſten Begebenheiten des Adams durch den fünften Mund zu ihm kamen, welches eben ſo gut war, als wenn dieſer erſte Vater ſeine Geſchichte ſelbſt aufgeſetzt hätte. Um dieſem Beweiſe ſeine Ordnung zu geben, müſſen wir zuerſt das hohe Alter der erſten Menſchen feſtſetzen; und nachher werden wir ſehen, daß ſelbiges für den Werth der Moſaiſchen Erzählungen rede.

Eine Geburts- und Todes-Tafel der Vorfahren des Moſes muß hier zum Grunde liegen, die wir aus ſeinen Büchern hierher ſetzen wollen.

Im Jahr der Erde:

1. tritt Adam auf die Erde.
130 wird Set geboren.
235. wird Enos geboren.
325. wird Kainan geboren.
395. wird Mahalaleel geboren.
460. wird Jared geboren.
622. wird Enoch geboren.
687. wird Metuſala geboren.
874. wird Lamech geboren.
930. ſtirbt Adam.
987. wird Enoch vermiſſet.
1042. ſtirbt Set.
1056. wird Noa geboren.
1140. ſtirbt Enos.
1235. ſtirbt Kainan.
1290. ſtirbt Mahalaleel.
1422. ſtirbt Jared.
1558. wird Sem, des Noa Söhn, geboren.
1651. ſtirbt Lamech.
1656. ſtirbt Metuſala, und kommt die Sündfluth.
1658. wird Arphaxad, Sems Sohn, geboren.
1693. wird dem Arphaxad Sala geboren.
1723. wird dem Sala Heber geboren.
1757. wird dem Heber Phaleg geboren.
1787. wird dem Phaleg Rehu geboren.
1819. wird dem Rehu Saruch geboren.
1849. wird dem Saruch Nahor
1878. wird dem Nahor Tara geboren.
1996. ſtirbt Phaleg.
1997. ſtirbt Nahor.
2006. ſtirbt Noa.
2008. wird dem Tara Abraham geboren.
2026. ſtirbt Rehu.
2049. ſtirbt Saruch.
2083. ſtirbt Tara, Abrahams Vater.
2096. ſtirbt Arphaxad.
2108. wird dem Abraham Iſaac geboren.
2126. ſtirbt Sala.
2158. ſtirbt Sem, des Noa Sohn.
2183. ſtirbt Abraham.
2187. ſtirbt Heber.
2248. wird dem Jacob Levi geboren
2288. ſtirbt Iſaac, und dem Levi wird Kahar geboren.
2298. geht Jacob mit den Seinigen nach Aegypten.

2328.

Im Jahr der Erde:
2328. wird dem Kahat Amram geboren.
2385. ſtirbt Levi
2421. ſtirbt Kahat.
2430. wird Moſis Bruder, Aron, geboren.
2433 wird dem Amram Moſes geboren.
2465. ſtirbt Amram.

Dieſe Tafel legt uns das hohe Alter der erſten Menſchen vor Augen, welches gegen tauſend Jahr hinauf ſtieg, gegen Jahre, die unſern Jahren nahe kommen. (1 Moſ. 8.) Dieſes hohe Alter kommt uns, die wir izt ein Leben von einer Handbreite erreichen, bedenklich vor. Wir müſſen aber unſern Zweifel bald fahren laſſen, wenn wir nur zweyerley erwegen. Zuerſt war Moſes nicht im Stande, den Iſraeliten weiß zu machen, daß ihre Väter ihre Jahre auf tauſend gebracht hätten; denn er und ſie waren dieſen Vätern gleich nahe. Amram, Kahat, Levi, Jacob, Iſaac, die von einander herſtammeten, langeten in ihrer Wallfahrt nicht an die Zeit ihrer Väter. (1 Moſ. 47, 9.) Aber Iſaac konnte doch mit ſeinen Augen den alten Sem ſehen, und von ihm ſein hohes Alter erfahren. Dies hört Jacob, dies werden 600,000 ſeiner Nachkommen gewahr. Wie konnte denn Moſes den Iſraeliten vorlügen, Sem, Noa und andere Väter hätten ihre Wallfahrt auf tauſend Jahr gebracht? Und was wollte der Mann durch ſolche Unwahrheit gewinnen? Dürfte wohl izt jemand ſeinen Verwandten vorſagen, der gemeinſchaftliche Aeltervater hätte ſein Leben auf 150 Jahr gebracht? Meinen zweyten Beweis nehme ich von dem Zeugniſſe anderer Völker her, die neben den Iſraeliten gelebt haben. Dieſelben legen ihren Vorfahren ebenfalls ein Alter von tauſend Jahren bey. Ich will bloß den Juden Joſephus nennen, der die alten Geſchichten ſolcher Völker geleſen hat (*).

Iſt es aber richtig, daß die Vorfahren des Moſes ſo alt geworden ſind, ſo giebt ſolches den Erzählungen dieſes Mannes ein großes Gewicht. Es iſt zwar wahr, daß ſeine Vorfahren eine Zeit von drittehalb tauſend Jahren hinnehmen; aber bey ihrer Lebens Länge haben ſie einander meiſt erreicht. Um dieſes in das vollkommenſte Licht zu ſetzen, rechne man mit mir alſo:

Noa

(*) Antiqu. iudaic. L. 1, c. 3,

Noa lebte mit	Enos 84 J.	der mit Adam gelebt hat.	695 J.
	Kenan 179 J.		605 J.
	Mahalaleel 234 J.		535 J.
	Jared 366 J.		470 J.
	Metuſala 600 J.		243 J.
	Lamech 595 J.		56 J.

Wie weit konnte alſo Noa rückwärts ſehen? Und vorwärts ſahe er auf ſeine Nachkommen bis auf den Vater des Abrahams hinab.

Denn Noa lebte mit Sem 448 J.
mit Arphaxad 348 J.
mit Sala 313 J.
mit Heber 283 J.
mit Phaleg 249 J.
mit Rehu 219 J.
mit Saruch 187 J.
mit Nahor 157 J.
mit Tara 128 J.

Um aber alles in der Kürze zuſammen zu faſſen, wollen wir auf unſerer Tafel bemerken: 1) Daß der älteſte Menſch, Metuſala, den Adam 243 Jahr und den Sem 89 Jahr geſehen; 2) daß Jſaac den Sem 50 Jahr und den Levi 40 Jahr gekannt; und 3) daß Amram mit dem Levi 57 Jahr, mit Aron 35 Jahr, und mit Moſe 32 Jahr gelebt habe. Ob nun gleich zwiſchen dem erſten Jahre des Adams und dem Moſe 2500 Jahr verfloſſen waren, ſo haben doch einige Männer gelebt, die einander erreicht haben; und die erſten Geſchichten der Erde ſind von Adam durch den fünften Mund, nähmlich: des Metuſala, Sem, Jſaac, Levi und Amram, zum Aron und Moſes gekommen.

Es iſt andem, möchte man denken, dieſe Männer haben einander an Jahren erreicht; haben ſie aber auch bey einander gewohnt, und die ältern den jüngern ihre Begebenheiten erzählt? dem antworte ich: daß es weit natürlicher ſey, daß die Aeltern ihre Kinder kennen, als daß ſie dieſelben nicht kennen; daher müßte jener, der das dächte, den Beweis führen. Das hohe Alter, welches man damahls erreichte, gab vielmehr den Vätern Zeit, ihre Enkel kennen zu lernen.

Man muß allen Bedenklichkeiten zuvor kommen. Man ſagt vielleicht: Es iſt wohl richtig, daß Moſes mit ſeinem Vater Amram 32 Jahr gelebt hat; aber Moſes hat dieſe Zeit nicht im Hauſe des Amrams, ſondern am Hofe des Königs, zugebracht; wie hat er denn von ſei-

nem

nem Vater die alten Sagen des Levi empfangen können! Ich antworte aber, daß Aron, Moſis Bruder, 35 Jahr den Amram gekannt; daß Moſes ſeinen Bruder nachher ſtets bey ſich gehabt; daß unter den 600,000 Iſraeliten viele tauſende geweſen, welche die erſten Geſchichten der Erde vom Noa durch eben ſo wenige Lippen empfangen hatten.

Wollte ſich jemand gelüſten laſſen, weiter einzuwenden, daß Erzählungen, die bloß von Mund zu Mund zu uns kommen, ſehr verrückt zu werden pflegen, ſo würde man ihm antworten, daß dies alsdann wohl zu geſchehen pflege, wenn man den Mangel des Gedächtniſſes und die Luſt zu täuſchen nicht entdecken kann. Wie wäre es aber möglich, daß ein Vater ſeinem Sohne eine alte Begebenheit unrichtig erzählen ſollte, da dieſer Sohn ſeinen Groß-Vater und viele andere kannte, die eben dieſe alte Begebenheiten wußten. Und eben daher konnte bey dieſen lange lebenden Perſonen kein Betrug Statt finden. Hätte Moſes ſich unterſtanden, die Begebenheiten ſeiner Väter umzugießen, ſo hätten tauſend ſich ihm widerſetzt, die ſolche Begebenheiten eben ſo gut, als er, wußten; nähmlich Leute, denen er, falls ſie ihm folgen ſollten, nichts unrichtiges in den ihnen bekannten Geſchichten ſagen durfte. Ich frage: Könnte izt wohl jemand von ſeinen Großältern Fabeln in die Welt ſchreiben, wenn er hundert Verwandte hätte, die von dieſen Großältern eben das wiſſen, was er weis?

Wir können nun alle Erzählungen des Moſes nach dieſer Wage abwägen. Wir wollen dies aber nur verſuchen. Sahe gleich Adam nicht, was von ihm geſchehen war, ſo merkte er doch ſogleich an ſich ſelbſt, daß er vorher nicht da geweſen war; und weil er in 900 Jahren keine Menſchen ſahe, ohne die, die von ihm herſtammten, ſo mußte er ſich für den erſten Menſchen halten. Seine Kinder ſahen eben das, was er ſahe, nähmlich, ſo zahlreich ſie auch wurden, daß ſie doch in Adam zuſammen liefen. Was konnte alſo Sem dem Iſaac, und Moſes den Iſraeliten anders vorhalten, als daß das Geſchlecht der Menſchen mit Adam den Anfang genommen habe?

Adam mußte nothwendig an ſich wahrnehmen, wie anfangs ſeine Geſinnungen geweſen waren, und ob dieſelben eine Aenderung erlitten hatten. Er mußte ja an

ſich

ſich erkennen, ob er Anſtändigkeiten beſitze, die ein ordentlicher Menſch Gotte beylegt. Er mußte fühlen, ob er von dieſer Gemüths-Einrichtung abgewichen war. Er mußte ja an ſeinen Kindern in 900 Jahren wahrnehmen, ob ſie ſeine erſten oder lezten Geſinnungen beſäßen. Nun ſagt Sem dem Jſaac, er habe von Metuſala, der den Adam 243 Jahr gekannt hatte, gehört, Adam habe anfangs eine Gleichheit mit Gott gehabt, die er mit ſeinen Kindern verloren habe, als er von einem gewiſſen Baume gegeſſen hatte. Muß es denn nicht Wahrheit ſeyn, was Moſes vom Falle des erſten Menſchen, und von der Fortpflanzung der erſten Sünde erzählt?

Noa und Sem ſahen mit ihren Augen, daß die Erde mit Waſſer bedeckt war, und ſie mit einigen Freunden in einem Schiffe waren erhalten worden. Jener lebte nachher noch 350, und dieſer noch 502 Jahr. Sie mußten alſo erfahren, ob ſie allein bey der Waſſerfluth übrig geblieben waren. Nun kommt aber von Sem durch den Jſaac zum Moſe die Nachricht, daß Noa mit drey Söhnen und vier Eheweibern lebendig geblieben waren; daher muß es wahr ſeyn, daß ehemahls eine allgemeine Waſſerfluth die Erde verwüſtet habe.

Moſes erzählt, daß Gott mit den Vätern geredet, und ihnen Befehle und Verheißungen gegeben habe. Dieſe Männer mußten ja wiſſen, was ihnen begegnete, ob ihnen durch einen Menſchen, oder auf eine andere Art etwas angezeiget werde. Was war natürlicher, als dergleichen außerordentliche Begebenheiten den Kindern zu erzählen? Daher mußte Moſes ſeinen Jſraeliten die Wahrheit ſchreiben, wenn er ihnen die Reden Gottes an ſeine Vorſahren vorhält. Wenn Gott nie mit ſeinen Vätern geredet hätte, hätte dieſer Mann wohl ſo frey ſeyn können, ſolches vor 600,000 Jſraeliten zu behaupten, die mit ihm gleich nahe Nachrichten von den Vätern hatten?

Unſer Alter reicht nicht mehr an die Lebens-Periode der erſten Menſchen. Damahls zählte man von der Geburt bis zum Tode beynahe tauſend Jahr. Jzt iſt ein Greis von hundert Jahren, in unſern Augen ein auſſerordentlicher Menſch, ein ehrwürdiger Gegenſtand der Bewunderung, der uns erzählen muß, wie er, um ein ſo hohes Alter erreichen zu können,

gelebt habe. Er preiſet uns ſeine Mäßigkeit in der Lebens-Art und den Leidenſchaften, an. Wir loben ſein Betragen, ohne es nachzuahmen, und ſterben in der Hälfte ſeiner und unſerer Tage. Wir leben ſelten den zehnten Theil der Jahre, an welche die Menſchen vor der allgemeinen Ueberſchwemmung der Erde gekommen ſind, und erſtaunen über die unläugbare Ungleichheit, würden auch wohl darüber lachen, wenn das durchgängige Zeugniß der Schriftſteller älterer Zeiten, und Gottes ſelbſt, die Sache nicht auſſer allen Zweifel geſetzt hätte. Witzlinge, welche alles eingleichen, und die Beſchaffenheit aller Zeiten und Menſchen über einerley Maßſtab abzirkeln wollen, hielten dieſe Jahre der erſten Welt für Monathe, und ſetzten dadurch die Lebens-Zeit der Menſchen noch unter unſere hinab. Methuſalah, der älteſte Erd-Bewohner, den wir kennen, würde, nach dieſer Rechnung nur 9 Monath über 80 Jahr zurückgelegt haben. Und wenn man auch dieſes zugeben wollte, ſo machen andere Umſtände es unwahrſcheinlich und unmöglich. Wie alt könnten Abel und Cain, deren jener bereits Schafe hütete, dieſer den Landbau beſorgte, bey ihrem unſeligen Streite, wobey das erſte Menſchen-Blut vergoſſen wurde, geweſen ſeyn, da Adam, nach dieſer kindiſchen Rechnung, den Seth, nach Abels Ermordung in dem eilften Jahre von ſeiner Schöpfung an gezeuget hätte. Sollten denn zwiſchen der Schöpfung und Erſäufung der Erd-Bewohner nur etwa 130 Jahr verſtrichen ſeyn? Die Anzahl der Menſchen würde, um dieſe Zeit, kaum an 1000 Köpfe gewachſen ſeyn, wenn auch ſie, wie man annehmen müßte, ſchon im 6ten Jahre Kinder gezeuget und geboren hätten. Iſt es glaublich, daß ſo wenige Sünder ſo tief in Laſter verſunken wären, und einander zum unheilbaren Verderben hätten verführen können, wie die heiligen Nachrichten eines

auf-

aufrichtigen Moſes uns dieſelben ſchildern? Sollten es Menſchen in ſo weniger Zeit in der Erfindung, Zubereitung und Verbeſſerung nur deſſen, was die Nothdurft verlangt, ſo weit haben bringen können, als man nothwendig annehmen muß? Nicht zu gedenken, daß ſie nicht ohne alle Bequemlichkeit unter einander gelebt haben, weil ſie der Mißbrauch des Vergnügens, die eingeſoffenen Lüſte, ganz unbändig und unverbeſſerlich, aber zum Verderben reif gemacht haben. Dieſe und mehr dergleichen Gründe, worunter, oben erwähnter Maßen, die baldige Bevölkerung des Erdbodens mit Recht zu ſetzen iſt, verſichern uns hinlänglich, daß die erſten Jahre unſern gleich, und die Menſchen 10 Mahl älter geworden ſind. Dieſes gieng, unter der göttlichen Aufſicht, ohne ein Wunder ganz natürlich zu. Der Menſch aß nur, wenn er Hunger fühlte, und genoß nicht mehr, als, dieſen zu ſtillen, erforderlich war. Sein Trank war Milch, reines Waſſer, und unverfälſchter Wein, den er, ſeine Kräfte zu ſtärken, nicht den Kopf zu ſchwächen, ſo mäßig, als jene flüſſigen Materien zu ſich nahm. Er aß Fleiſch, welches einige läugnen. Roh wird er es nicht (wie ſich jemand beyfallen ließ, welcher beweiſen wollte, daß die beſte Kraft deſſelben durch das Abkochen im Waſſer verloren gehe,) genoſſen haben. Sie haben es am Feuer gebraten: und es iſt unläugbar, daß ein gebratenes Fleiſch mehr nahrhafte Theile und Säfte behalte und habe, als gekochtes: ſ. im VI Th. S. 422, fgg. Die Mannigfaltigkeit der Natur war entweder noch nicht bekannt genug, oder wurde mehr, zum Lobe Gottes, bewundert, als gemißbraucht. Das Laſter wohnte in der Hölle, und nicht in dem Herzen der Sünder; darum blieben ſie eine Zeit lang von den Reizungen der viehiſchen Schwelgerey befreyet. Dieſe angenehmen Mörder hatten ſich noch nicht unter die Geſellſchaften einge-

 ſchli-

ſchlichen. Der Fluch, den der Gott der Gerechtigkeit über die Erde ausſtoßen mußte, ſollte ſeine verderbliche Verſchlimmerung nur nach und nach vollenden. Alles Genießbare hatte demnach um ſo viel mehr Stärke, Kraft und Nahrung, je näher es dem erſten Augenblicke der Schöpfung war, und verlor dieſe vorzügliche Güte, als die Erde älter und die Bosheit männlicher ward. Man will ſogar dieſe Kraft in der Zeugung und Dauer der Menſchen wahrgenommen haben. Die Einwendung, daß ein Sem, der noch vor der Sündfluth geboren war, und doch 300 Jahr weniger, als ſeine Voraltern, lebte, ſchwächt den Gedanken einer edlern Anlage der Menſchen im geringſten nicht, ſondern beweiſet vielmehr, welch einen nachtheiligen Einfluß der Fluch der Sündfluth, in allem, auf das Alter der Sterblichen habe. Die Einförmigkeit der urſprünglichen Erde verſtattete der Luft ihre anerſchaffene Feinheit und Reinigkeit, und erhielt die Geſundheit derer, welche an dieſes Element, mit der Geburt, einen nothwendigen Anſpruch haben. Sobald dieſe Güte der Erde, welche doch ſchon unendlich ſchlechter war, als die Beſchaffenheit des paradieſiſchen Landes, in der zerſtörenden Ueberſchwemmung am merklichſten verloren gegangen war, ſogleich veränderte ſich der Dunſtkreis, und ward mehr Seuche, als Erhalter des Lebens. Faſſen wir dieſe Dinge zuſammen, ſo können wir, als aus bloß natürlichen Mittel-Urſachen, deren man ſich noch viel mehrere denken kann, einen ganz ſchwachen Ausſpruch für das hohe Alter der erſten Erd-Bewohner thun. Wohnten ſie nicht mehr unter dem freyen Himmel, oder in ſchlecht gebaueten Hütten, als in Palläſten, in denen wir nur abgenutzte, ſelten friſche Luft einathmen? Ihre Reiſen, in der Geſellſchaft ihrer zahlreichen Familien und Heerden, um geſunde Weide zu ſuchen, und die Emſigkeit das Brod

zu bauen, war weit mehrere und heilſamere Bewegung, als wir uns machen, die wir unter dem Dache arbeiten, und den Genuß der Luft von der erſten Hand dem Landmanne gönnen. Alles redet für ihr natürlich langes Leben. Die heilige Schrift thut dieſes noch überzeugender.

JO. WESTERBURGII epiſt. de priſci aeui diuturna vita, ſt. in Jo. Beverovicii epiſtolicis quaeſtionibus. (Roterod. 1644, 8.) S. 215 — 218.

Jo. Dan. Maior de vinacitate Patriarcharum, ſ. de optima temperie viuacitatis Patriarcharum ante diluuium cauſſa, Kilon. 1669. 4.

Lettre de Mr. l'Abbé de Bellegarde, ſur l'âge des premiers hommes, ſt. in den Lettres choiſies de Mrs. de l'Acad. Franç. ſur toutes ſortes de ſujets. (à Hanov. 1709, 12.) S. 367 — 370.

Sim. Paul Hilſcher Progr. de longaeuitate hominum antediluuianorum. Jen. 1733, 4. 1 B.

Abr. Kriegel diſſ. de annis ante orbis diluuium mortalibus conceſſis Lpſ. 1734, 4.

W. C. J. Chryſander et E. G. H. Dovius diſſ. de longaeuitate antediluuianorum. Hal. 1741, 4. 1 u. e. h. Bog.

M. Joc Plitts Betrachtung über die Weisheit und Güte Gottes bey dem langen Leben vor der Sündfluth und der Abkürzung deſſelben. Caſſel 1753.

JO. HOFERI diſſ. epiſt. de poſſibilitate phyſica longaeuitatis Patriarcharum antediluuianorum, ſt. in Act. Helvet. Vol. III. (Baſil. 1758. 4.) S. 169 — 211.

Eine mit Anmerkungen erläuterte Ueberſetz. dieſer Abh. von mir, u. d. T. Joh. Hofers Sendſchreiben von der phyſikaliſchen Möglichkeit des längern Lebens der Altväter vor der Sündfluth, ſt. im 18 St. des Neuen Hamb. Magaz. 1768, 8. S. 483 — — 563. Nach Hofer's Meinung entſtand das hohe Alter vor der Sündfluth aus dem mindern Maße der Erde, welche die damahligen Menſchen in ihren Speiſen zu ſich nahmen.

C. G. Henſler, Prof. der Theol in Kiel, liefert in ſeinen Bemerkungen über Stellen in den Pſalmen und in der Geneſis, (Hamb und Kiel, 1791, 8.) S. 281, f. einen neuen Verſuch, die lange Lebens-Dauer der Patriarchen begreiflich zu machen. Er nimmt an, daß שנה das längſte Zeit-Maß, bis Abraham eine Jahrzeit oder 3 Monathe, dann 8 Monathe, und erſt nach Joseph ein zwölf monathliches Jahr bedeutet habe, und macht dieſes mit vieler Gelehrſamkeit wahrſcheinlich. Nur muß man in dem Zeit-Raum von Noah bis Abraham, den Zahlen des ſamaritaniſchen Textes folgen, deren Vorzüge vor den hebräiſchen der Verf. daher S. 306, f. zu erweiſen ſucht. Daß durch dieſe Berechnung, die der Verf. indeſſen bloß als Hypo-

theſe aufſtellt, in der alten hebr. Chronologie nun ganz andere Zahlen herauskommen, kann man leicht denken. Die 1656 Jahre vor der Sündfluth, ſind nur 414; von da bis Abrahams Geburt, $235\frac{1}{2}$ Jahr; bis Jacobs Tod, $334\frac{1}{2}$, und von Adam bis Chriſti Geburt 3040 Jahr, ſo, daß die Erde um 1000 Jahr jünger würde.

Longa vita hominum antediluuianorum expenſis cauſſis aſſerta. Praeſ. Car. Chr. Krauſe, Reſp. Chr. Fr. Cunitz. Lpſ. 1792. 4. 6 u. e. h. B.

Car. Chr Krauſii diſſertatio, longam hominum antediluuianorum vitam a dubiis vindicans cauſſasque eam praeſtantes expendens. Edit. II. auctior priori atque emendatior, Lpſ. 1793, gr. 8. 5 B.

So wie Gott im Anfange der Welt, zur Erreichung ſeiner Abſicht und Befehle, und zur ſchleunigern Bevölkerung des Erdbodens, das längere Leben der Menſchen als ein Mittel gebrauchte; ſo konnte ſolches nach der Sündfluth nicht mehr füglich gebraucht werden, da das ganze menſchliche Geſchlecht nicht mehr ſollte ganz vertilget werden. Nachdem alſo die Erde nach des Noah Zeiten, bey dem noch fortdauernden längern Leben, nothdürftig und dermaßen wieder bevölkert war, das eine weitere Bevölkerung leicht allmählich erfolgen könnte, ſo verkürzte der weiſeſte Schöpfer auch allmählich die Dauer des Lebens, und gab ihm die Schranken, die es noch izt überall hat, nähmlich 70 bis 80 Jahr, nach welchen gegenwärtig bey den unterlaufenden epidemiſchen Jahren und andern Störungen, die Vermehrung weit langſamer geht, daß nun eine Verdoppelung in etwa 100 Jahren erfolgen kann, und alſo 10 Mahl langſamer, als im Anfange der Welt. Wäre die Dauer des Lebens von einerley Beſchaffenheit geblieben, ſo würde auch die Fruchtbarkeit und die Sterblichkeit, folglich auch die Perioden der Verdoppelung, von einerley Größe geblieben ſeyn, und alſo würde die Vermehrung der Menſchen allzuſchnell gegangen ſeyn, ſchneller, als es der Zuſtand der ſchon bevölkerten Erde, bey ihrer durch die Sündfluth erfolgten Ver-

Verſchlimmerung, würde haben erregen können. Durch die Abkürzung des Lebens, und durch die Verlängerung der Zeiten der Verdoppelung, iſt den übeln Folgen einer allzuſchnellen Vermehrung vorgebeuget worden. Man erſieht hieraus, wie die bibliſche Geſchichte mit der Erfahrung und Vernunft ſehr wohl zuſammen ſtimmet. Aus 1 Moſ. 11, 10. fgg. erhellet, daß die lange Lebens-Dauer der Menſchen nach der Sündfluth ſogleich faſt auf die Hälfte verkürzt worden iſt. Nach vier Geſchlechts-Folgen fiel es weiter herunter, bis auf ein Viertel der anfänglichen Dauer, und noch nach dreyen bis auf ein Sechstel derſelben, wobey es zur Zeit der Erz-Väter noch geblieben iſt. Hernach ſcheint bis auf Moſis Zeiten etwa ein Achtel, oder 100 bis 120 Jahr, noch das gewöhnliche Ziel geweſen zu ſeyn. Wenn man auch die Lebens-Jahre der Erz-Väter, und anderer, als eine Ausnahme von dem, was damahls gewöhnlich war, anſehen wollte, ſo iſt doch dagegen aus 1 Moſ. 47, 9. offenbar, daß ein Alter von 130 Jahren damahls noch nicht eine ſolche Seltenheit geweſen, als ſie es nachher geworden iſt. Daher wenn damahls Hundertjährige auch nur eben ſo häufig geweſen, als izt die ſechzig- oder auch nur die ſiebenzigjährigen ſind, die große Vermehrung der Nachkommen Jacobs während ihres Aufenthaltes in Aegypten daraus mit begreiflich werden kann, daß das natürliche Lebens-Ziel der Menſchen ſich damahls noch um 30 und mehr Jahre weiter, als izt, erſtreckt habe. Dies wird ſelbſt aus dem 120jährigen Alter Moſis und Aarons wahrſcheinlich, welches überdies noch als eine zur Beſtrafung geſchehene Verkürzung ihrer Tage vorgeſtellet wird. (4 Moſ. 20, 12. 24.) Auch Joſua erlebte noch 110 Jahr, und Eleaſar's Alter muß eben ſo hoch gekommen ſeyn, (Joſ. 24, 29. 33.) daß alſo die weitere Herunterſetzung des na-

türlichen Lebens-Zieles auf 70 bis 80 Jahr erſt zwiſchen des Joſua und David's Zeit allmählich geſchehen zu ſeyn ſcheint. (Vergl. 1 Sam. 4, 15. mit 2 Sam. 19, 32.) Die Stelle Pſ. 90, 10. ſteht hier nicht im Wege; es iſt vielmehr aus dem ganzen Pſalme offenbar, daß das 70 und 80jährige Alter hier nicht als das damahls gewöhnliche natürliche, ſondern als ein, zur Strafe des Ungehorſams in der Wüſte, unter das gewöhnliche Maß verkürztes Lebens-Ziel, oder als eine vergrößerte Sterblichkeit vorgeſtellt wird. (Vergl. V. 7 — 9.) Denn weil die Generation der Iſraeliten, die aus Aegypten gegangen war, innerhalb 40 Jahren in der Wüſte ausſterben ſollte, ſo konnten wohl die allerwenigſten davon ihr Leben höher bringen; (4 Moſ. 14, 22. 29.) daher hieraus kein Schluß auf das izt gewöhnliche höchſte Ziel gemacht werden kann, als ob ſolches damahls auch das höchſte geweſen wäre.

Vergleichung der menſchlichen Lebens-Dauer mit der Lebens-Dauer einiger Thiere (*). Das Geſetz der Lebens-Dauer iſt bey Thieren und Menſchen überhaupt ſo feſt und unwandelbar, daß beyde in den mancherley Welt-Theilen und Himmels-Strichen, von ſo verſchiedener Nahrung und Bequemlichkeiten, von ſo ganz entgegengeſetzter Arbeit und Muße, von ſo verſchiedenen Sitten und Lebens-Art, doch im Ganzen einerley Zeitraum, von ihrer Geburt bis zum Tode haben. Der Ausſpruch des Predigers: „Geboren werden hat ſeine Zeit, „Sterben hat ſeine Zeit," wird daher durch die feſte Ordnung der Natur überall beſtätiget. Luft und Wohnungs-Ort machen hierin wenig Veränderung, und verurſachen im Lebens-Ziel nur einen geringen, viel-

(*) Im 48 und 49 St. des Wittenb. Wochenbl. v. J. 1788.

vielleicht gar keinen Unterſchied. Der Menſch in der geſunden Berg-Luft erreicht daſſelbe Ziel, welches dem Bewohner im niedrigen Lande und im unreinen Sumpfe vorgeſchrieben iſt. Eben das gilt von den Thieren allerley Gattungen. Das Pferd, der Stier und das Schaf, das Huhn und der Adler, der Fiſch und das Inſect haben in allen Welt-Gegenden, unter allen Einflüſſen des Elementes, der Nahrungs-Mittel, der Witterung, jedes in ſeiner Art, einerley Dauer des Lebens. Und dieſes Geſetz der Lebens-Länge hat ſeinen Grund in der vorgängigen Arbeit der Natur, welche ſie zum Fortkommen der organiſchen Weſen, bey jeglicher Art derſelben, anſtellt. Die Dauer des Wachsthumes iſt es, wonach ſich die Dauer des Lebens richtet, und nach jener kann dieſe ausgemeſſen werden. In je kürzerer Zeit ein Thier ſein Wachsthum erreicht, in deſto kürzerer Zeit eilt es auch zu ſeinem Untergange; je länger hingegen die Zeit des Wachsthumes iſt, deſto länger iſt die Dauer des Lebens. Das Verhältniß des Wachsthumes ſteht mit dem Verhältniſſe der Lebens-Zeit, bey den allermeiſten Thieren, in genauer Verbindung, und geht im Ganzen auf alle Thiere, mit geringer Ausnahme bey einigen Haupt-Gattungen derſelben. Von großen Thieren iſt es ein richtiger Erfahrungs-Satz: da zu ihrem Wachsthume weit mehr Zeit, als bey den kleinen Thieren, erfordert wird, ſo leben ſie auch insgeſammt weit länger, als dieſe. Umgekehrt verhält es ſich auch ſo mit den kleinen. Je kleiner das Thier iſt, deſto ſchneller iſt ſein Wachsthum, weil faſt der ganze Körper aus weichen Theilen beſteht; und deſto kürzer iſt ſeine Lebens-Friſt. Aus dieſem Grunde leben die Inſecten durchweg nur kurze Zeit, und die meiſten nur das eine Jahr, worin ſie auskommen. Sie kriechen im Sommer aus, leben einige Wochen, und alsdann kommen ſie um;

die Weibchen gleich nach dem Eyerlegen, die Männchen etwas ſpäter. Länger, und zwar ſehr lang, leben die Fiſche, weil ſie ein ſehr langſames, beynahe ſtätiges, Wachsthum ihres Körpers haben. Erſt in einer langen Reihe von Jahren endigt ſich ihr Wachsthum, daher ihr Leben an Jahrhunderte reicht. Karpen und Karauſchen ſollen über 100, nach Hrn. v. Büffon Augen-Zeugniſſe, 150, und der Hecht über 200 Jahr alt werden. Unter leztern wird von Gesner'n der Hecht angeführt, den Kaiſer Friedrich II. im Jahr 1267, nachdem er gefangen war mit einem kupfernen Hals-Bande, und einer Aufſchrift, wieder in das Waſſer gelaſſen, und der 1497 wieder ſoll gefunden worden ſeyn. (Siehe auch im XXII Th. S. 581.) Daß ſie ein hohes Alter erreichen müſſen, lehrt die Bemerkung über ihr Wachsthum, da man z. B. Karpen und Hechte in ſehr vielen Jahren noch gar nicht ausgewachſen, ſondern immer klein antrifft. Zum Alter der Fiſche trägt das Element bey, worin ſie leben; ſie ſind darin vor Abwechſelung der Luft ſicher. Selbſt ihre Gräthen erharten niemahls zur Dichte der Knochen eines Land-Thieres, ſondern bleiben beſtändig biegſam und weichlich. Die ungeheuern See-Fiſche müſſen unſtreitig ein ſehr langes Leben, gewiß von Jahrhunderten, haben; aber die Beweiſe davon ſind ſchwer zu erhalten.

Die vierfüßigen, Eyer-legenden Thiere, zwiſchen den Fiſchen und warmblütigen Vierfüßern gleichſam in der Mitte, leben gleichfalls lange, und wachſen ſparſam. Der Krokodill iſt ein Beyſpiel nebſt der Schild-Kröte. Erſterer hört nicht auf zu wachſen; der leztern ihr Wachsthum iſt in 20 Jahren kaum etwas merklich, und das Alter läuft über 100 Jahr hinaus. Die Vögel, kleiner als die vierfüßigen Thiere, haben keinen ſo großen Körper, als dieſe,

ſie wachſen auch geſchwinder, und doch ſollen etliche ein hohes Alter erreichen. Das verdient Aufmerkſamkeit, da ihr Wachsthum ſchnell geſchieht, und von kurzer Dauer iſt. Doch ſind etliche unter ihnen, die ſehr lange leben. Der Adler bringt es auf 100, und der Papagey auf 110 Jahr. Wahrſcheinlich wachſen ſich dieſe nicht in ſo kurzer Zeit aus. Sie ſetzen die erdige, die kalkige und ſteinige Materie im Körper viel leichter ab, als die vierfüßigen; auch entledigen ſie ſich der Auswürfe weit ungehinderter, als andere Thiere. Sogar das jährliche Ausfallen der Federn ſcheint zur Reinigung ihrer Säfte beyzutragen, wenn man nicht auf die freye Bewegung des Körpers ſehen will. Verhältnißmäßig haben die vierfüßigen Thiere ein kurzes Leben. Hr. v. Haller leitet dieſes vom Ausfallen der Zähne her, als ohne welche die Nahrungs-Mittel nicht gehörig zermalmet in den Magen können gebracht werden. Viele derſelben leiden an Verwachſungen im Herzen, die deſſen Verrichtung allmählich hemmen. Indeſſen hat doch bey ihnen das Geſetz des Wachsthumes für die Länge der Lebens-Dauer allemahl Statt, welches dahin geht: ein Thier lebt etwa 7 bis 8 Mahl ſo lange, als es Zeit zum völlig erlangten Wachsthum gebraucht. Das Pferd wird im 5ten bis 6ten Jahre erſt völlig erwachſen, und lebt gemeiniglich an die 30, ſo gar an 50 Jahr. Eine Kuh, oder ein Stier werden im 3ten bis 4ten Jahr ihr Wachsthum erreicht haben, und ihr Alter geht an 18 bis 26 Jahr. Aber bey allen dem iſt das Ziel des völligen Erwachſens bey Thieren und Gewächſen ſchwer zu beſtimmen. Man nimmt dazu gewöhnlicher Maßen, um einige Richtſchnur zu haben, den Zeitpunct an, da ein Thier zu der Reife gelanget, wo es ſeines gleichen zeuget, und aus eigenem Inſtincte die Zeugungs-Kräfte in Wirkſamkeit ſetzt. Allein, das iſt unrichtig.

Dieſer Zeitpunct tritt bey den mehreſten Thieren etwas früher ein, als ihr völliges Erwachſen zu Stande gekommen iſt. Ein junges Mutter-Rind (eine ſogenannte Färſe) ſucht den Stier vielmahls im zweyten, höchſtens zu Anfange des dritten Jahres, und doch lehrt die Erfahrung, daß ein ſolches Thier erſt nach vollendetem dritten Jahre zu derjenigen Größe und Feſtigkeit der Theile gelanget iſt, um ſtarke und recht ausgewachſene Junge zu liefern. Ein Pferd iſt durchaus nicht vor dem ſechsten Jahr zur gänzlichen Vollendung erwachſen; aber die Zeugung nimmt bey ihm ſchon im dritten und vierten den Anfang; und daher kommt es, daß ſein höchſtes Lebens-Ziel ſo ſelten erreicht wird. Die Hitze des Zeugungs-Triebes äuſſert ſich demnach einige Zeit vor dem gänzlich vollendeten Wachsthume. Sogar ſind es bekannte Dinge, daß die frühzeitigen Zeugungen das Wachsthum des jungen Thieres durchaus unterbrechen, und auf Verkürzung des Lebens-Zieles bey dem Thiere ſelbſt Einfluß haben. Thiere, die von der frühzeitigen Zeugung, noch mehr aber, die von aller Zeugung abgehalten werden, leben immer viel länger. Je fruchtbarer ein Mutter-Schwein iſt, deſto eher altert es; und ſo mit allen übrigen.

Das Wachsthum der Thiere beziehet ſich ſowohl auf die Entwickelung aus ihrer urſprünglichen Subſtanz, im weiblichen Eye vor der Geburt, als auch nachher auf die gleichförmige Ausdehnung und Vergrößerung aller Theile nach der Geburt. Dieſerwegen hat man das Tragen oder das Trächtiggehen der Thiere ebenmäßig zum Verhältniſſe ihrer Lebens-Dauer gebraucht. Zwar geſchieht das Wachsthum der Thiere im Mutterleibe, d. i. die erſte Entwickelung aus dem Eye, während der Zeit, da die Mutter daſſelbe trägt, ungemein ſchneller, als nachdem daſſelbe geboren worden iſt. Aber es hat doch, nach

der

der Größe der Frucht, ſeine gemeſſene Zeit; weil die Zeit des Tragens, wie geſagt, ſich durchaus nach der Größe des Thieres richtet. Die größten tragen am längſten, und bringen auch die wenigſten Jungen hervor. Denn die Ausbildung der Theile in der Frucht erfordert bey großen Thieren mehr Zeit, als bey kleinen, und auch die Abſonderung der organiſchen Nahrung geht bey der größern Mutter langſamer vor ſich, als bey der kleinern. So wie nun das Wachsthum der Thiere, und deſſen geſetzter Zeitpunct, in der körperlichen Einrichtung jeglicher Thier-Gattung ſeinen Grund hat, eben ſo hat ihn das Ziel des Lebens bey jeglicher derſelben, ja bey allen organiſchen Weſen überhaupt. Die Urſachen des Abſterbens ſind allgemein, und erſtrecken ſich auf alle Geſchöpfe, bey denen ein Wachsthum Statt findet. Die Röhren-Gefäße erharten nach und nach, ſie werden enger, und laſſen weiter keine Nahrung zu. Die Elaſticität der Fibern und Muskeln nimmt ab, wenn die Feuchtigkeiten theils keinen rechten Umlauf, theils keinen Erſatz mehr unter ſich haben; ſie fangen alsdann an zu verderben, und veranlaſſen die nächſte Zerrüttung des organiſchen Baues. Dies betrifft die Thiere ſowohl, als die Gewächſe; ich rede aber hier vorzüglich von den erſtern. Im Verhältniſſe des Wachsthumes und der allmählichen Zerſtörung des Organismus, liegt demnach der Grund, warum überall, und in allen Claſſen, die größten Thiere länger leben, als die kleinen; ihr Herz iſt weniger reizbar, und ſchlägt langſamer, ihre Begattung ſparſamer, und ihre Anzahl Jungen geringer.

Dieſe Betrachtung des Thier-Alters führt mich nun auf die Betrachtung des Menſchen-Alters. Der Menſch lebt unter den Thieren mit am längſten, und daher iſt, wie Hr. v. Haller ſpricht, die Klage über des Lebens Kürze ſehr ungerecht. Der Menſch hat

hat alles, was ſein Lebens-Ziel hinauf ſetzen kann: lange Zeit zur Ausbildung im Mutterleibe, faſt eben ſo lange, als das 3 Mahl größere Pferd; die ſpäteſte Zahnung; das längſte Wachsthum bis in die 20 Jahr, welches kein Thier ſeiner Größe, ſelbſt nicht größere, nöthig haben; die Knochen-Anſätze am allerlängſten knorpelig, wie beym Elephanten, und die ſpäteſte Mannbarkeit, ſo ſpät, daß Haller davon ſchreibt: „ich weis kein Thier das ſich erſt im 14ten Jahre „begattet.“ Eben dieſer große Phyſiologe berührt manche andere Gründe, auf welchen die ausgedehnte Lebens Dauer des Menſchen beruhet. Der Menſch hat ein viel weicheres Zell-Gewebe, und überhaupt eine verhältnißmäßig zartere Structur, als alle übrige vierfüßige Thiere. Die Schlag-Adern ſind bey dem Hunde, einem weit kleineren Thiere, viel härter, als bey dem Menſchen; und Haller ſelbſt bewundert, daß er die Knochen bey einem jungen Hunde, und bey einer einjährigen Katze, viel härter, als bey erwachſenen Menſchen, angetroffen hat. Der ganze Körper, ſelbſt das Gehirn, der Thiere iſt von härterer Conſiſtenz, als bey dem Menſchen, und lezteres erhartet bey ihnen früher. Bey größern Thieren, wie z. B. bey dem Pferde, ſind die Schlag-Adern beynahe knorpelig. Wenn nun die Verhärtung der Theile die Urſache der Abnahme, des Alters und des Todes iſt, ſo muß ſie auf den Menſchen ſo viel ſpäter wirken, von je weicherer Beſchaffenheit ſein Körper iſt, da man bey einem abgelebten Greiſe bey weitem nicht ſo erhartete Theile, als bey einem zehnjährigen Pferde, antrifft. Aus dieſen Gründen ſcheint ein langes Leben dem Menſchen natürlich, hergegen gänzlich ein Zufall, eine von auſſen hinzu kommende, im Körper nicht gegründete, Wirkung zu ſeyn, wenn er dieſes ihm geſetzte hohe Ziel nicht erreicht; ſelbſt der langſame Puls im Alter hilft das Leben ver-

verlängern, indem er der Kräfte Verzehrung vermindert.

Wie hoch und wie weit das Ziel des menſchlichen Lebens ſich eigentlich erſtreckt, davon läßt ſich keine beſtimmte Anzahl von Jahren angeben, ſondern man hat nur allgemein erkannt, daß der Menſch unter allen Thieren, etwa den Elephanten, und auch dieſen kaum, ausgenommen, am längſten lebe; wie ſchon Ariſtoteles (*) geurtheilt hat. Wenn indeſſen die Thiere 8 Mahl ſo lange leben, als ſie zum vollkommenen Wachsthum Zeit nöthig haben; wie bey allen großen Thieren erweislich iſt, ſo kann der äuſſerſte Zeitpunct des Menſchen-Lebens nicht über das zweyte Jahrhundert hinaus reichen. Wenn der Menſch bis in das 20ſte Jahr wächſt, ſo wären 160 ſeine äuſſerſte Lebens-Gränze. Bey Leichnamen von 150 Jahren, wenig darüber oder darunter, haben die ſorgfältigſten Zergliederer keine natürliche Urſache eines nahen Todes, wohl aber eine oder die andere zufällige gefunden, wodurch dasmahl der Tod verurſachet worden iſt. Dieſe Greiſe hätten daher noch immer leben können. Vielleicht iſt von recht alten Leuten keiner am wirklichen wahren Alter, ſondern an Zufällen, die den Körper in dieſer lezten Lebens-Periode gar häufig betroffen, geſtorben. Haller und Fiſcher erzählen die Krankheiten nach der Reihe, welche den Alten ſo öfters zuſtoßen, und gemeiniglich ihrem längern Leben ein Ende machen, da ihnen die Natur-Kräfte gegen dieſe Uebel nicht mehr zu Statten kommen. Das hohe Alter der erſten Menſchen, die einige Jahrhunderte erreichten, hat mit der izigen Lebens-Dauer der Menſchen einerley Gang, Verhältniß, und Urſache. Allem Vermuthen nach gieng es, in dieſem jungen Welt-Alter, mit dem Wachsthume des menſch-

(*) De generat. animal. IV. 10.

menſchlichen Körpers und Entwickelung der Theile deſſelben, wegen der weichen, viel ausdehnbarern Nahrungs-Mittel, ungemein langſamer zu. 60 bis 80 Jahr waren nöthig, ehe die Leute zur gehörigen Reife, zur Fähigkeit des Zeugens, gelangten. Lebten ſie nun, nach der heutigen Regel, 7 bis 8 Mahl ſo lange, als die Zeit ihres vollkommenen Wachsthumes betrug, ſo kamen ſie freilich an einige Jahrhunderte.

In folgender Tabelle, die ich vom Alter verſchiedener Thier-Gattungen mittheile, halte ich mich an die Angabe der neuern Ärzte und Natur-Forſcher, inſonderheit des Hrn v. Haller und Hrn. v. Büffon. Auf die Alten darf man ſich hierin gar nicht verlaſſen; ſie haben viel Fabelhaftes, und nahmen jegliches Hiſtörchen auf, das ſie in dieſer Abſicht irgendwo laſen. Ein ſolches könnte vielleicht das oben, S. 728, erwähnte Alter des Hechtes, nach einem ihm umgelegten kupfernen Hals-Bande ſeyn. Ein ſolches iſt unſtreitig auch das von Hirſchen, die, mit einem Hals-Bande gezeichnet, nach Jahrhunderten ſollen ſeyn gefunden worden; daher man des Hirſches Alter über 300 Jahr geſchätzt hat; ſ. im XXIII Th., S. 664. Ueber das wahre Alter der Thiere ſind noch ſehr wenig richtige Bemerkungen angeſtellet worden, die allerdings viel Mühe und vorgängige Bereitung erfordern. In der Tabelle habe ich, ſo viel mit einigem Grunde als richtig anzunehmen geweſen iſt, die Zeit des Tragens und des Auswachſens, neben der Lebens-Dauer, angemerket.

Anzeige vom Alter einiger Thiere.

Thiere.	Tragen.	Auswachſen.	Alter.
Biene	—	—	1 Jahr.
Polyp	—	—	2 Jahr.
Grille	—	—	10 Jahr.
Spinne	—	—	1 Jahr, und vielleicht länger.
Scorpion	—	3 Jahr.	1 Jahr, und länger.
Fluß-Krebs	—	3 bis 4 Jahr.	20 Jahr.
Muräne	—	—	60 Jahr.
Karpen	—	viel Jahre.	100 bis 150 Jahr.
Hecht	—	—	40 Jahr, und länger.
Krokodill.	—	wächſt im̃er.	100 Jahr, u. mehr.
Schild Kröte	—	in 29 Jahren wenige Zolle.	100 Jahr, u. mehr.
Huhn	—	1 Jahr.	10 Jahr.
Pfau	—	—	24 Jahr.
Nachtigal u. Lerche.	—	—	16 bis 18 J.
Canarien-Vogel, ohne Begattung	—	—	22 Jahr.
Canarien-Vogel jährlich brütend	—	—	10 Jahr.
Fink	—	—	23 Jahr.
Habicht	—	—	40 Jahr.
Gans	—	—	50 Jahr.

Schwan

Thiere.	Tragen.	Auswachſen.	Alter.
Schwan	—	—	100 Jahr.
Adler	—	—	104 Jahr.
Papagey	—	—	110 Jahr, u. länger.
Kaninchen	30 Tage.	1 Jahr.	8 bis 9 Jahr.
Ziege	5 Monath	1 Jahr.	10 Jahr.
Schaf	5 Monath	$1\frac{1}{2}$ Jahr.	12 Jahr.
Schwein	4 Monath	2 Jahr.	20 Jahr.
Katze.	55 Tage.	$1\frac{1}{2}$ Jahr.	18 Jahr.
Eichhörnch.	4 Wochen	1 Jahr.	7 Jahr.
Haſe	30 Tage	1 Jahr.	7 bis 8 Jahr.
Hund	60 Tage	2 bis 3 Jahr.	23 bis 28 J.
Wolf	ein. Monate.	2 bis 5 Jahr.	20 Jahr.
Bär	—	über 20 Jahr.	—
Fuchs	9 Wochen	2 Jahr.	15 Jahr.
Löwe	—	—	60 Jahr.
Kuh	9 Monath.	2 bis 3 Jahr.	20 Jahr.
Stier	—	3 Jahr.	30 Jahr.
Zug-Ochs	—	—	19 Jahr.
Dam-Hirſch	—	—	20 Jahr.
Hirſch	8 Monath	5 bis 6 Jahr.	35 bis 40 Jahr
Pferd	11 Monath	6 Jahr.	25 bis 50 Jahr
Eſel	—	3 bis 4 Jahr.	25 bis 30 Jahr
Kamel	—	—	50 bis 60 Jahr und mehr.
Rhinoceros	—	3 Jahr.	kurz.
Elephant	—	—	150 bis 200 J. und mehr.
Delphin	—	10 Jahr.	30 Jahr.
Menſch	9 Monath	20 Jahr.	160 Jahr, u. mehr.

Aus

Aus den verſchiedenen Todten-Liſten haben einige Gelehrten eine muthmaßliche Berechnung gemacht, wie lange eine Perſon von einem gewiſſen Alter wahrſcheinlicher Weiſe noch zu leben hoffen könnte; und hieraus iſt folgende Tabelle entſtanden, welche bey Wittwen-Caſſen, Tontinen ꝛc. nützlich zu gebrauchen iſt.

Es iſt wahrſcheinlich, daß ein neugebornes Kind noch leben wird 34 Jahr 6 Monath.

Ein Kind von	1	Jahr	41	—	9	—
— — —	3	=	45	—	7	—
— — —	5	=	46	—	4	—
— — —	10	=	44	—	9	—
Eine Perſ. von	15	=	41	—	6	—
— — —	20	=	38	—	3	—
— — —	25	=	35	—	3	—
— — —	30	=	32	—	3	—
— — —	35	=	29	—	8	—
— — —	40	=	26	—	6	—
— — —	45	=	23	—	—	—
— — —	50	=	20	—	11	—
— — —	55	=	17	—	—	—
— — —	60	=	14	—	2	—
— — —	65	=	11	—	5	—
— — —	70	=	8	—	11	—
— — —	75	=	6	—	8	—
— — —	80	=	4	—	10	—
— — —	85	=	3	—	3	—
— — —	90	=	2	—	—	—

Das Alter von 7 Jahren iſt dasjenige, worin man noch die größte Anzahl Jahre zu leben Hoffnung hat. In dem Alter von 12 bis 13 Jahren hat man den vierten Theil des Lebens zurück gelegt; mit 28 bis 29, iſt man in der Hälfte ſeines Lebens: und mit 50 Jahren hat man drey Viertel deſſelben vollbracht. Das Verhältniß des ſchönen Geſchlechts zu dem männlichen im Tode, iſt wie 100 zu 108. Die wahrſcheinliche und mittlere Lebens-Dauer iſt bey dem Frauenzimmer bis zum 60ſten Jahre größer, nach der Zeit aber den Männern günſtiger. Unter den Frauens-Perſonen ſelbſt leben die verheuratheten länger, als die unverheuratheten.

Ordnung der allgemeinen Naturwirkungen im menſchlichen Leben. Der Menſch kann 1) nicht über 7 Tage ohne Nahrung leben; 2) muß, um ſich wohl zu befinden, alle 7 Stunden neue Kräfte ſammeln; 3) muß, um leben zu können, wenigſtens 7 Monath nach der Empfängniß zur Welt kommen; 4) erhält mit dem Alter von 7 Jahren einige Dauer; 5) wird in 2 Mahl 7 Jahren zur Zeugung fähig; 6) braucht 3 Mahl 7 Jahr, um ſein völliges Wachsthum zu erreichen; 7) ſein ſtehendes Alter dauert 4 Mahl 7 Jahr; 8) 5 Mahl 7 Jahr braucht er, ſeine völlige Stärke zu erreichen; 9) 6 Mahl 7 Jahr dauert er ohne abzunehmen; 10) kann 7 Mahl 7 Jahr ohne Verminderung ſeiner Kräfte leben; 11) er verändert ſich alle 7 Jahr, 15 Mahl in der längſten Dauer, bis er ſtirbt.

So wie es wahr iſt, daß der Menſch, wenn er geſund iſt, nicht über 7 Tage, ohne zu eſſen, leben kann, und des fortdauernden Lebens nicht fähig iſt, wofern er nicht, wenigſtens im 7ten Monathe nach der Empfängniß geboren iſt; ſo iſt es auch gewiß, daß er, um ſich wohl zu befinden, alle 7 Stunden

durch Eſſen, Trinken, Schlaf oder Ruhe, neue Kräfte ſammeln muß. Eben ſo verhält es ſich auch mit den übrigen oben angezeigten Umſtänden.

Folgende Tabelle wird die Urſachen aller dieſer Veränderungen darſtellen, und die Reſultate jeder Epoche der längſten Lebens-Dauer von 15 Mahl 7, oder 105 Jahren angeben.

Epochen des menſchlichen Lebens, in fünf ſiebenjährige Zeiträume eingetheilt, nebſt den unterſcheidenden Eigenſchaften jeden Alters.

Lebens-Epochen.	Jahre.	Eigenſchaften jeden Alters.	Herrſchende Neigungen und Leidenſchaften.
Kindheit.	1 2 3 4 5 6 7	Das Alter der Gefahren.	Schmerz, Bedürfniß, Empfindlichkeit.
Knaben-Alter.	8 9 10 11 12 13 14	Das Alter der Hoffnungen.	Zerſtreuung, Neugierde, Ungeduld.

Epochen

Epochen des menſchlichen Lebens, in fünf ſiebenjährige Zeiträume abgetheilt, nebſt den unterſcheidenden Eigenſchaften jeden Alters.

Allmähliche Veränderungen der Leibes = Beſchaffenheit und der Seelen = Kräfte.

In der Epoche der Kindheit bedroht den Menſchen überall Gefahr. Das geſundeſte Kind kann in jedem Augenblicke ſterben. Erſt mit dem 40ſten Tage fängt es an zu ſehen und zu lachen. Seine Seele kennt keine andere Empfindung noch, als Schmerz und Bedürfniß. Nach 6 Monathen giebt es Zeichen des Willens von ſich. Im 7ten erſcheinen die Zähne. Iſt es 1 Jahr alt, ſo kann es noch kaum ſtehen. Im 2ten Jahre fängt es an zu laufen und zu reden. Im 3ten Jahre wird es artig und liebenswürdig; im 4ten entwickelt ſich das Gedächtniß; im 5ten die Urtheils = Kraft. Vom 6ten bis ins 7te Jahr gewinnen Körper und Geiſt mehr Conſiſtenz; die erſten Zähne fallen aus, und das Kind fängt an mehr Antheil an allem zu nehmen.

Dieſes iſt in der That das Alter der Hoffnungen. Das Kind giebt nunmehr zu erkennen, was es dem Körper und der Seele nach werden wird. Man hofft, ſein Körper werde ſchön, wohlgebildet und ſtark, und ſein Geiſt gelehrig, durchdringend und vielumfaſſend werden. Dieſe Hoffnungen ſind mehr oder weniger gegründet, je nach dem ſie von den in dieſem Alter gewöhnlichen Zufällen weniger oder mehr unterbrochen werden. Hat man das Glück dieſe Zufälle abzuwenden, ſo entwickeln ſich Körper und Geiſt ſehr ſchnell, nach Beſchaffenheit der Conſtitution. Die zweyten Zähne kommen ganz zum Ausbruch; die Leidenſchaften und Neigungen fangen an ſich zu entwickeln; der Menſch iſt in dieſem Alter ungeduldig in der Wißbegierde und im Genuſſe.

Lebens-Epochen.	Jahre.	Eigenſchaften jeden Alters.	Herrſchende Neigungen.
Mannbar-keit.	15 16 17 18 19 20 21	Das Alter des Triumphes und der Begierden.	Eigenliebe, Frey-heitsſinn, Ei-telkeit.
Jünglings-Alter.	22 23 24 25 26 27 28	Das Alter des Vergnügens.	Liebe, Sinnlich-keit, Flatterhaf-tigkeit, Enthu-ſiasmus.

Allmäh-

Allmähliche Veränderungen der Leibes-Beſchaffenheit und der Seelen-Kräfte.

Man hat bemerkt, daß mehr als die Hälfte des menſchlichen Geſchlechtes in den erſten 14 Jahren des Lebens hinſtirbt; der Menſch muß daher über viele Gefahren geſiegt haben, wenn er den dritten ſiebenjährigen Zeitraum erreicht. Es entwickeln ſich nun auch alle ſeine charakteriſtiſchen Eigenſchaften, die Urtheilskraft, die Vernunft und die Fähigkeit ſich fortzupflanzen, und den meiſten ſchadenden Kräften, die ihm bisher Gefahr droheten, zu widerſtehen. Der Gebrauch dieſer Kräfte beſtimmt das Schickſal des Menſchen für ſein ganzes übriges Leben. In dieſem Alter reizt alles Angenehme die Begierden.

Der Körper wächſt nun nicht mehr, oder doch nur ſehr unmerklich; dagegen nimmt er im Umfange zu. Der Verſtand hingegen gewinnt mehrere Stärke, die Kenntniſſe vermehren ſich, und die Urtheils-Kraft wird feſt und ſtätig. Empfindung und lebhafte Einbildungs-Kraft, welche jeder Gegenſtand, jede Vorſtellung reizt, erzeugen immerfort neue Begierden. Alles was gefällt und den Sinnen ſchmeichelt, erweckt Verlangen. Sinnlichkeit, Unbeſtändigkeit und Begierden herrſchen in dieſem Alter unumſchränkt. Genuß iſt immer mit Sehnſucht gepart; der Geſchmack fixirt ſich auf nichts: das Getümmel der Leidenſchaften übertäubt die Stimme der Vernunft, bis Unglück oder Sättigung die Einbildungs-Kraft bezähmen. Erfahrung wird die überzeugendſte Lehrerinn der Klugheit.

Lebens-Epoche.	Jahre.	Eigenſchaften jeden Alters.	Herrſchende Neigungen
Mannheit.	29 30 31 32 33 34 35	Das Alter des Genuſſes.	Ehrgeiz, brauſende Leidenſchaften aller Art.
Mittel-Alter.	36 37 38 39 40 41 42	Das Alter der Feſtigkeit.	Verlangen nach Glücksgütern, Ruhm u. Ehrenſtellen.

Allmäh-

Allmähliche Veränderungen der Leibes-Beſchaffenheit und der Seelen-Kräfte.

In dieſem Alter iſt der Menſch alles was er werden kann; ſein Körper hat ſeine völlige Stärke, ſein Verſtand den Umfang, deſſen er fähig iſt, erlangt. Seine Beſtimmung erfordert, daß er nunmehr dieſe körperlichen und geiſtigen Vortheile zu ſeinem und zu ſeiner Nebenmenſchen Vortheil anwende, je nach dem die Umſtände ſind, in welche Geburt, Zufall, Bedürfniß und Stand verſetzen. Es iſt dieſes der Zeitraum, wo der Menſch ſo viel Kräfte hat, daß er ſich mittheilen kann und muß, indem er eben dadurch mehr Vollkommenheit erwirbt. Seiner Exiſtenz wird nichts weiter zugeſetzt. Der völlig ausgebildeten Frucht bleibt nichts weiter übrig, als daß ſie reife.

Der Menſch iſt zum Begehren beſtimmt. Bis zu dieſem Alter ſchränken ſich ſeine Begierden, vom Bedürfniß angefeuert, bloß auf ihn ſelbſt, und das, was ihn zunächſt angeht, ein. Nunmehr verbreiten ſie ſich auf das was auſſer ihm iſt, auf alles, was ſeine Eitelkeit, oder ſeinen Ehrgeiz intereſſirt: Reichthümer, Würden, Ehrenſtellen und Titel. Die Feſtigkeit des Körpers und des Geiſtes, zu welcher es nun gekommen iſt, lehrt ihn, da er nun für ſeine Bedürfniſſe und Vergnügungen nichts weiter zu thun übrig hat, die Leitung andrer übernehmen, und ſich in dem Verhältniſſe der Dienſte, die er ihnen leiſten kann, Vortheile über ſie verſchaffen. In dieſem Alter bauet der Menſch ſein Glück und ſeinen Ruhm.

Lebens-Epochen.	Jahre.	Eigenſchaften jeden Alters.	Herrſchende Neigungen.
Reifes Alter.	43 44 45 46 47 48 49	Das Alter des Beſitzes.	Herrſchaft der Klugheit und Vernunft: Liebe zum Eigenthum.
Sinkendes Alter.	50 51 52 53 54 55 56	Das Alter der Ueberlegung.	Liebe zur Ruhe, Vorſicht und Klugheit.

Allmähliche Veränderungen der Leibes-Beſchaffenheit und der geiſtigen Kräfte.

Man hat geſorgt, gearbeitet und erworben; nunmehr will man genießen. Das Feuer der Leidenſchaften hat nachgelaſſen; die Eigenliebe iſt befriedigt, die Einbildungs-Kraft ruhiger, die Vernunft aufgeklärter. Dieſe erinnert den Menſchen, daß er nicht gemacht iſt allein zu leben; ſie ladet ihn zum ruhigen Genuſſe ein. Er geht Verbindungen ein, die ſeinem Geſchmacke, ſeinen Verhältniſſen, Gewohnheiten und Fähigkeiten angemeſſen ſind; dennoch empfindet er noch immer eine Leere in ſich ſelbſt, ſo lange er niemand hat, der den Genuß mit ihm theilt. Er darf nunmehr nicht länger ſäumen, den Abſichten der Natur nachzukommen; früher würde er vielleicht nicht alle Süßigkeiten derſelben geſchmeckt haben, ſpäter würde er nur Reue davon empfinden.

Die Haut runzelt, die Haare werden grau, die Sinne ſtumpfer, der Körper ſchwerfälliger, der Geiſt verliert viel von ſeiner Lebhaftigkeit. Man empfindet nicht mehr den Reiz des Bedürfniſſes; die ſtürmiſchen Leidenſchaften haben ſich gelagert. Die ruhig gewordene Seele richtet nun ihre Aufmerkſamkeit auf das Vergangene und auf die Zukunft. Man flieht die Ausſchweifungen; nichts verleitet dazu, alles verkündigt ihre Gefahren. Die Natur concentrirt ſich gleichſam, nur Mäßigung, die Frucht der Erfahrung behagt ihr. Vorhin war man unternehmend, kühn, oft verwegen; nunmehr wird man bedachtſam, vorſichtig und furchtſam.

Lebens-Epochen.	Jahre.	Eigenſchaften jeden Alters.	Herrſchende Neigungen
Anfang des höhern Alters.	57 58 59 60 61 62 63	Das Alter der Reue.	Sorgen, Unruhe, üble Laune Herrſchſucht
Höheres Alter.	64 65 66 67 68 69 70	Das Alter der Schwäche.	Begehrlichkeit, gebietheriſches Betragen.

Allmäh-

Allmähliche Veränderungen der Leibes-Beſchaffenheit und der geiſtigen Kräfte.

In dieſem Alter beginnen die Beſchwerden des Lebens. Die Kräfte ſinken, das Herz wird kalt, der Geiſt träger. Die Haare grauen, die Zähne fallen aus, das Geſicht wird runzelig, der Körper krümmt ſich. Man fängt an ſich ſelbſt zu mißfallen, weil man andern nicht mehr gefallen kann; man beklagt, die Gelegenheit dazu eingebüßt oder verabſäumt zu haben. In der Zukunft erblickt man nichts als Traurigkeit, Kummer und Hülfloſigkeit. Die Erinnerung an das Vergangene macht den Verluſt, den man erlitten hat, nur empfindlicher, weil man nicht wieder jung werden kann. Die Gemüths-Art ändert ſich; Ernſthaftigkeit tritt an die Stelle munterer ſcherzhafter Laune. Man verlangt zu herrſchen.

Dieſes Alter iſt der Tod des Vergnügens und der Luſt, an deren Stelle nun Schmerzen und natürliche Beſchwerden treten. Die animaliſchen Geſchäfte erfolgen langſam, gerathen in Unordnung; die Eingeweide werden fehlerhaft, die Glieder ſteif. Die Säfte häufen ſich an, verderben und arten aus. Daher Kacherien, deren tödlichen Folgen die Kunſt kaum vorzubeugen vermag. Dann ſieht man es ein, wie großen Werth eine wohl genußte Jugend habe. Man verlangt nur von jüngern das zu thun, was man über ſich ſelbſt zu erhalten nicht vermocht hat.

Lebens-Epochen.	Jahre.	Eigenſchaften jeden Alters.	Herrſchende Neigungen.
Greiſen-Alter.	71 72 73 74 75 76 77	Das Alter der Habſucht.	Eiferſucht und Neid.
Hinfälligkeit.	78 79 80 81 82 83 84	Das Alter des Mißtrauens.	Selbſtlob, Härte, Argwohn.

Allmähl-

Allmähliche Veränderungen der Leibes=Beſchaffenheit und der geiſtigen Kräfte.

Der Körper trocknet aus, und wird ſteif. Alle Bewegungen erfolgen langſamer und mit Mühe. So wie den Greis alles verläßt, ſo zieht er ſich immer mehr in ſich ſelbſt zurück. Die immer zunehmenden Bedürfniſſe laſſen ihn Mangel befürchten, daher hängt er ſein Herz mehr an das, was er beſitzt; und obgleich das Leben mit jedem Augenblicke zu erlöſchen droht, ſo macht doch die Hoffnung, es durch Pflege zu verlängern, alle Mittel, welche dieſe verſchaffen können, immer koſtbarer. Man wünſcht allein zu ſeyn, um nicht das, was man hat, mit andern theilen zu dürfen. Man beneidet andre um ihre Glücks=Güter.

Alle Sinne werden ſtumpf; einige gehen ganz verloren. Man ſieht nicht, man hört nicht, oder man ſieht und hört ſchlecht. Man trauet ſich ſelbſt nicht mehr, weil man durch Erfahrung ſeine Fehler und Irrthümer kennen gelernt hat. Noch mißtrauiſcher iſt man gegen andre. Man zweifelt an allem, weil man von dem, was man empfindet, keine hinlängliche Ueberzeugung haben kann; und wie wenig empfindet man in dieſem Alter? Indeſſen erwacht die Eigenliebe. Man rühmt ſich des Vergangenen; man macht ſich älter als man iſt, um ſich dadurch bey andern ein deſto größeres Anſehen zu geben.

Lebens-Epochen.	Jahre.	Eigenſchaften jeden Alters.	Herrſchende Neigungen.
Auſſerordentliche Begünſtigung der Natur.	85 86 87 88 89 90 91	Das Alter der Gleichgültigkeit.	Wohlgefallen an Schmeicheleyen und liebreicher Pflege.
Seltenheiten.	92 93 94 95 96 97 98	Das Alter der Sorgloſigkeit.	Wohlgefallen am Lobe.

Allmähl-

Allmähliche Veränderungen der Leibes-Beſchaffenheit und der geiſtigen Kräfte.

Dies iſt die Rückkehr der Kindheit. Der Menſch endet, wie er angefangen hat. Sein Körper lebt nur noch vermöge der Stärke ſeiner Organiſation. Die Seele ganz an ſich ſelbſt gekehrt, iſt nur mit ihrem Körper noch beſchäftigt, und alles was ſie davon abziehen könnte, iſt ihr verdächtig. Man denkt in dieſem Alter nur an ſich ſelbſt, man handelt nur für ſich, alles wird dem Menſchen fremd, und was ihn von dieſer Selbſtſorge abhalten kann, ſcheint ihm ein gefährlicher Feind, ſo wie auch ein jeder, der ihn mit Schmeichelenen und Liebkoſungen überhäuft.

Empfindung und Bewegung iſt in dieſem Alter faſt bis zum Nichts herab geſunken. Das Daſeyn des Menſchen iſt in der That in dieſen Jahren faſt ein Wunder. Könnte er ſeine äuſſerſte Hinfälligkeit wahrnehmen, ſchon das Entſetzen darüber würde ihn tödten. Glücklicher Weiſe wird er gegen alles gleichgültig. Er lebt nicht mehr, ſondern vegetirt bloß, und dieſe Unempfindlichkeit ſelbſt hilft noch die Harmonie der Maſchine und des Lebens erhalten, welches die geringſte Gemüths-Bewegung zerſtören könnte. Nur gegen das Lob noch iſt der Greis, wie das Kind, empfindlich.

Lebens-Epochen.	Jahre.	Eigenſchaften jeden Alters.	Herrſchende Neigungen.
Natur-Wunder.	99 100 101 102 103 104 105	Das Alter der Unempfindlichkeit.	Lezte Hoffnungen.

Allmähl-

Allmähliche Veränderungen der Leibes-Beſchaffenheit und der geiſtigen Kräfte.

Die Extremen gränzen an einander. In dieſer Epoche kehrt der Menſch in den Zuſtand der erſten Kindheit zurück, nur mit dem Unterſchiede, daß dort alles an ihm wuchs, ſich entwickelte, und der Vollkommenheit ſich näherte, nunmehr aber der ganze Menſch ſeinem Untergange und ſeiner Auflöſung entgegen eilt. Das Leben iſt nur ein ſchwacher Funken noch, der bald verglimmt. Doch erhält ſich die Hoffnung noch. Man wird geboren, ohne es zu wiſſen; eben ſo ſtirbt man.

Von der menſchlichen Lebens-Dauer und Sterblichkeit in verſchiedenen Ländern, ſ. Hrn. G. Daignan's Geſundheits-Lehre in Beziehung auf das kindliche und mannbare Alter. Aus dem Franzöſ. (Lpz. 1788, 8.) S. 454 -- 462. Von der menſchlichen Lebens-Dauer nach Verhältniß des Klima, der Landes-Art, und der körperlichen Bildung und Beſchaffenheit, S. 463 — 470. Verſchiedenheit der Lebens-Dauer nach den Monathen und Jahrszeiten berechnet für vier angenommene Cardinal-Puncte, nähmlich: Boulogne ſur mer und Montpellier, Paris und London, S. 471 — 477. Verſchiedenheit der Lebens-Dauer und Sterblichkeit nach den Ständen und Lebens-Arten, S. 478 — 512. Darſtellung der menſchlichen Lebens-Dauer und Sterblichkeit nach Verhältniß der Urſachen des Todes, S. 512 — 526.

Siehe auch **Lebens-Kraft** des menſchlichen Körpers, im folgenden Theile.

Man hat in ältern und neuern Zeiten mit literariſcher Mikrologie weitläuftige Verzeichniſſe von ſolchen Perſonen gemacht, **die ein auſſerordentlich hohes und bis ans Ende kraftvolles Alter erreicht haben.** Das lange Leben iſt dadurch ein eigenes, gewiß ſehr unſchuldiges, und von jedem Verdachte ehrgeiziger Abſichten weit entferntes Mittel geworden, ſeinem Nahmen eine gewiſſe Art von Unſterblichkeit zu verſchaffen. Wie viele, die bey ihren Lebzeiten nie auſſer dem Bezirke ihres kleinen Kirch-Sprengels genannt, oder höchſtens nur zur demüthig-ſtolzen Ceremonie des Fuß-Waſchens in die Haupt-Stadt verſchrieben wurden (*), erhielten auf dieſem Wege nach ihrem Tode eine ganz unvermuthete Zeitungs-Celebrität; nur blieb man gewöhnlich in ſolchen Fällen bey der bloßen, trocknen und unfruchtbaren Nomenclatur ſtehen, und an genaue, dem Phyſiologen und forſchenden Arzte ſo willkommene Nachrichten über die frühere Erziehung und beſondere Lebens-Art ſolcher lange lebenden Perſonen war nicht zu denken. Nur ſelten traf es durch eine glückliche Vereinigung der Umſtände, daß ſie von ſachkundigen Beobachtern über ihre Lebens-Umſtände ausgefragt, und als lehrreiche Belege zur Kunſt lange zu leben, gebraucht werden konnten (*). Aber um ſo mehr ver-

(*) Im J. 1714, waren bey dem Fuß-Waſchen zu Wien, die von Karl VI., ſeiner Gemahlinn und den beyden verwitweten Kaiſerinnen, d. 29 März, gehalten wurde, 48 arme Leute, die zuſammen 3699 Jahr alt waren.

Im J. 1778, befanden ſich eben daſelbſt bey dem Fuß-Waſchen drey muntere lebhafte Greiſe, von denen keiner eine Brille brauchte. Der eine war 103, der zweyte 100, und der dritte 99 Jahr alt.

(**) Siehe *Baco*, in der Schrift: Hiſtoria vitae et mortis. Ueberhaupt findet man hier eine ſolche Menge von Beobachtungen und daraus abgeleiteten höchſtfruchtbaren Reſultaten, daß alles, was ſeitdem über die Kunſt lange zu leben geſagt worden iſt, kaum für etwas mehr, als Beſtätigung des

verdienen auch diejenigen Fälle, von welchen genauere Nachrichten bekannt geworden ſind, aufbewahret, und auch dann noch in gutem Andenken erhalten zu werden, wenn Jahr-Bücher und Sterbe-Liſten längſt von ihnen zu ſprechen aufgehört haben. Die berühmteſten unter allen neuern Makrobiern, von deren Alter man durch richtige Beweiſe gewiß geworden iſt, ſind unſtreitig: der Engländer Thomas Parr, der d. 5 Nov. 1635, in ſeinem 152ſten Jahre zu London an einer Indigeſtion, die er ſich aus der königl. Küche hohlte, verſchied; und Heinrich Jenkins, aus Ellerton in England, der ein Alter von 169 Jahren, folglich 6 weniger als Abraham, erreicht hat.

Vom Tho. Parr ſpricht der gemeine Mann in England noch izt mit einer Art von-National-Stolz; und ſo wie man ſich vordem in Griechenland das Alter eines Neſtor's, und in Spanien die Jahre des tarteſſiſchen Königes Argantonius anwünſchte, ſo galten lange Zeit in England bey Geburtstags-Wünſchen the years of old Parr für die höchſte, den menſchlichen Wünſchen erreichbare Lebens-Summe. Ja, die Nation hielt es ſogar für billig, ihm neben den 9 Königen und Königinnen, die der patriarchaliſche Altvater alle überlebt hatte, ſeine Ruhe-Stätte anzuweiſen. Er wurde in der Weſtmünſter-Abtey begraben, und erhielt alſo einen Platz neben den Ausgezeichneten der Nation (*).

Dieſer Tho. Parr, ein Sohn des John Parr, war ein ehrlicher Bauer zu Winnington in dem Kirchſpiele Alderberry, in der Grafſchaft Salop, und im J. 1483 geboren. Die Geſchichte ſeines Lebens und ſeiner Lebens-Art iſt die einförmigſte von der Welt. Im J. 1543, als er 60 Jahr alt war, ging der Termin ſeines

des dort angeführten, gelten kann. Sie verdient daher vor vielen andern eine neue Ausgabe und Bearbeitung.

(*) Parr hat daher auch in Puller's Worthies eine Stelle erhalten. Vergl. *Entick's* new hiſtory and ſurvey of London, Weſtminſter, Southwarck etc. T. III. p. 64.

Pachtes zum erſten Mahl zu Ende, und er erneuerte ihn auf 20 Jahr mit ſeinem Pacht-Herrn, Lewis Porter. Im J. 1563 heurathete er zum erſten Mahl in ſeinem 80ſten Jahre Johannen, John Taylor's Tochter, eine ledige Perſon, und zeugte mit ihr einen Sohn und eine Tochter, die aber beyde ſehr jung wieder ſtarben. Zwey Mahl, in den Jahren 1564 und 1585 erneuerte er noch ſeinen zwanzigjährigen Pacht-Termin mit dem Sohne und Enkel ſeines Pacht-Herrn, und blieb, vom lezten Termin an, ohne weitere Erneuerung noch 50 Jahr bis zu ſeinem Tode in ungeſtörtem Beſitz ſeines Pacht-Gutes. Gegen das Ende ſeines Lebens wünſchte er den Termin zu Gunſten ſeiner zweyten Frau noch ein Mahl auf eine beſtimmte Zeit erneuern zu können; und da ihm ſein damahliger Pacht-Herr dieſes Geſuch aus dem Grunde abſchlug, weil er nun endlich doch ganz blind und ſchwach geworden ſey, und nicht lange mehr leben könne, bediente er ſich folgender Liſt. Als er einſt im Stuhle neben dem Kamine ſaß, und ſeine Frau ihm ſagte, ſie ſähe durch das Fenſter den Sohn des Pacht-Herrn, den jungen Eduard Porter kommen, ſo befahl er ihr geſchwinde eine Steck-Nadel neben ſeiner rechten Fuß-Zehe auf den Boden zu legen. Der junge, dahmahls doch auch ſchon 40 Jahr alte, Herr Porter trat indeſſen in die Stube. Nachdem man ſich gegenſeitig bewillkommt und die Hände gegeben hatte, ſagte der alte Mann: „Frau! iſt dies nicht eine Steck-Na„del hier neben meinem Fuße?“ Ey freylich, antwortete jene, und hob die Nadel zu nicht geringem Erſtaunen des Hrn. Porter auf, der nun mit der Ueberzeugung davon ging, der alte Mann ſey wirklich noch nicht ſo blind und ſchwach, als man von ihm ausgebreitet habe. Der merkwürdigſte Umſtand in ſeinem Leben bleibt indeſſen gewiß ſein rüſtiges Benehmen gegen das andere Geſchlecht. Er mußte im J. 1588, als er 105 Jahr alt war, in der Kirche zu Alderbary öffentliche Kirchen-Buße thun, weil er ſich mit Katharine Milton auſſer der Ehe eingelaſſen, und mit ihr ein Kind gezeugt hatte. Seine Frau überlebte dieſe ſträfliche Untreue nur wenige Jahre. Parr blieb 10 Jahr ein Witwer, fand ſich aber endlich doch zu ſchwach, den Verſuchungen ſeines Fleiſches und Blutes länger zu widerſtehen, und heurathete daher in ſeinem 122ſten Jahre, eine junge muntere Witwe, Antonia Adda,

Adda, Tochter John Kloyd's, aus Gilfels in Montgomeryſhire, mit welcher er noch 30 Jahr eine ſehr zufriedene und vergnügte Ehe führte. Es hat Ungläubige und Zweifler gegeben, welche die Kirchen-Buße des 105jährigen Ehebrechers für eine bloße Verleumdung gegen den ehrlichen Parr erklären wollten; allein die hiſtoriſche Kritik hat die Wahrheit dieſes Factum auſſer allen Zweifel geſetzt. Fr. Peck, im Life of Ol. Cromwell, Lord Protector, (Lond. 1741 8.) beſtätigt es gleichfalls durch folgende Anekdote. Als Parr zum erſten Mahl vor den König Karl I. gebracht wurde, fragte ihn der König: „Parr! du haſt länger „gelebt, als andere Menſchen; was haſt du mehr gethan, als andere?“ Dieſer antwortete ſogleich, ohne ſich zu bedenken: Als ich 100 Jahr alt war, that ich Kirchen-Buße.

Die vollſtändigſte und in ihrer Art unterhaltendſte Nachricht von unſerm Parr giebt ein eigenes auf ihn verfertigtes Gedicht, welches einen Zeitgenoſſen deſſelben, den damahls ſo berüchtigten Waſſer-Dichter, Tho. Taylor(*) zum Verfaſſer hat, und mit der Aufſchrift: The life of old Thomas Parr, who lived 152 years, in verſe, zu London, gleich nach dem Tode des alten Parr, im J. 1635, in Quarto herausgekommen iſt. Eine aus dieſem Ge-

(*) Dieſer Tho. Taylor, der bey den Engländern, unter dem Nahmen: The Water-Poet, ungefähr in eben dem Anſehen ſteht, wie bey uns aus einer etwas frühern Periode der Schuſter Hans Sachſe mit ſeinen Schwänken, hat ſeinen Nahmen keinesweges vom Waſſertrinken, (wie ſehr er das Horaziſche aquae potoribus omnia dura propoſuit Deus, beherzigt habe, beweiſet unter andern ein eigenes Gedicht, worin er die berühmteſten Wirthshäuſer in den 10 zunächſt um London herum gelegenen Grafſchaften der Reihe nach beſungen hat: a Catalogue of memorable taverns within 10 ſhires of England. (Lond. 1636, 8.) auch nicht von ſeiner wäſſerigen Poeſie,) ſondern von ſeinem Gewerbe, da er eigentlich ein Waterman, oder Schiffer auf der Themſe geweſen iſt. Er ſchrieb über 80 Gedichte und Pamphlets, wovon die meiſten und wichtigſten im Catalogo librorum impreſſorum bibliothecae Bodleianae, T. II. p. 196. verzeichnet ſtehen. Sie ſind für die damahlige Zeit-Geſchichte auſſerordentlich wichtig, und daher auch von dem gelehrten Herausgeber des Butleriſchen Hudibras, Zach. Grey, in den Anmerkungen häufig gebraucht worden.

Gedichte ausgezeichnete Stelle, wo der Dichter die einfache, ungekünſtelte Lebens-Art ſeines Helden in einer Manier beſchreibt, die für die damahligen Zeiten nicht ohne alles dichteriſche Verdienſt geweſen zu ſeyn ſcheint, findet man, nebſt einer deutſchen Ueberſetz., in Hrn. Hofr. Wieland neuen teutſchen Merkur, 12 St. v. J. 1793, S. 400, fgg. Der Dichter ſchildert hernach ſeinen Held, nach ſeiner treuherzigen Manier, auch als einen ſtout champion in matrimonial hugs and juſtlings, wobey er jedoch die oben berührte ärgerliche Kirchen-Parade in geziemendes Stillſchweigen zu verhüllen weis; und er erzählt hierauf weitläuftig die Art, wie der alte Parr nach London an den Hof gebracht worden ſey. Thomas, Graf von Arundel und Surry, entdeckte bey einer Reiſe durch Shropſhire dieſe lebendige Antiquität, und wünſchte ſie zur Kurzweil des Hofes und der Haupt-Stadt nach London bringen zu können. Er ließ den Alten in ganz kleinen Stationen in einer Sänfte mit zwey Pferden beſpannt fortſchaffen. Eine Tochter von ihm, Lucia, mußte zu einer Seite und ein Bedienter zur andern Seite der Sänfte reiten. Ueberall, wo der Zug durchgieng, entſtand ein erſtaunlicher Zuſammenlauf von neugierigen Gaffern. Nirgends aber war das Gedränge und der Lärm größer, als in Coventry, welches damahls in England faſt eben die Reputation hatte, die Abdera im Alterthume, und mancher kleine Ort auch in unſerm Vaterlande, behauptet. In London ward er ein Hausgenoſſe des Grafen von Arundel, der ihm alle mögliche Bequemlichkeiten verſchaffete, aber ihn auch bald, aus einem Uebermaße von Gnade, zu Tode fütterte.

Auf Befehl des Königs mußte ſein Leib-Arzt, der berühmte Wilhelm Harvey, den alten Parr, der vom Kopfe bis zu den Füßen, mit Haaren, wie mit einem rauchen Felle, bekleidet war, nach ſeinem Tode öffnen. Aus dem genauen lateiniſchen Sections-Berichte, der ſich noch in einigen Sammlungen erhalten hat (*), erhellet deut-

(*) Man ſehe eine ſehr brauchbare Compilation über dieſen Gegenſtand, die den Titel führt: Long Livers, Lond. 1722, in 8. und einem gewiſſen Robert Sambers zugeſchrieben wird. Hier findet man, S. 77, fgg. mehreres über den alten Parr beyſammen, und auch den hier angeführten Sections-Bericht.

deutlich, daß alle edlern Theile vollkommen friſch und geſund waren, und daß er gewiß noch einige Jahre zu leben gehabt hätte, wenn er nicht durch Veränderung des Klima, und Abweichung von ſeiner frugalen Lebens-Ordnung, ſeiner Natur noch zulezt Gewalt angethan hätte. Er hatte, heißt es hier unter andern, eine breite Bruſt, nicht fungöſe, ſondern an den Rippen angewachſene Lungen. Sein Herz war groß, dick, hatte ſtarke Fibern, und war mit Fett bedeckt. Das Blut im Herzen war ſchwärzlich und flüſſig. Die Knorpel an dem Bruſt-Beine (Sternum) waren eben ſo wenig verknöchert, als an andern Theilen, ſondern biegſam und weich. Seine Eingeweide waren ſtark, und ohne alle Erſchlaffung, beſonders der Magen. Man bemerkte auch an ihm, daß er oft aß, bey Tag und bey Nacht, aber nicht viel auf ein Mahl, und immer nur einfache Nahrungs-Mittel, beſonders alten Käſe, Milch, ſchwarzes Brod, Halb-Bier, und Molken. Ja, er aß noch um Mitternacht wenig Stunden vor ſeinem Tode. Seine Nieren waren mit Fett bedeckt, und im Ganzen ſehr geſund; nur an der untern Oberfläche befanden ſich einige wäſſerige Abſceſſe, wovon der eine beynahe den Umfang eines Hühner-Eyes hatte, und mit einer gelblichen Maſſe angefüllt war. Uebrigens zeigte ſich weder in der Blaſe, noch in den Nieren, der geringſte Anſatz zum Gries oder Stein. Seine Milz war ſehr klein, und kaum ſo dick als eine Niere. Sein Gehirn war unverſehrt, und hatte die gehörige Weichheit; und ob er gleich gegen das Ende ſeines Lebens den Gebrauch des Geſichtes und auch viel von der Stärke ſeines Gedächtniſſes verloren hatte, ſo blieben doch ſein Gehör und ſeine übrigen Sinnes-Werkzeuge bis zu ſeinem lezten Athemzuge ganz ungeſchwächt, und er konnte bis in ſein 130ſtes Jahr die ſchwereſten Feld-Arbeiten, ſelbſt das Dreſchen des Kornes, mit großer Leichtigkeit und ohne alle Ueberſpannung ſeiner Kräfte verrichten (*).

Rubens

(*) Eine Stelle dieſes Berichtes, die ſich nicht gut überſetzen läßt, will ich lieber in der Sprache des Originales herſetzen: Genitalibus erat integris, neque retracto pene, neque extenuato, neque ſcroto diſtento ramice aquoſo, vt in decrepitis ſolet, teſticulis etiam integris et magnis; adeo vt non abſimile vero fuerit quod de co vulgo praedicatur,

Rubens hielt den ehrwürdigen Greis für einen ſchicklichen Gegenſtand ſeiner Kunſt, und mahlte ihn, als er 140 Jahr alt war. Das Original-Gemählde befindet ſich izt in der Sammlung eines Herrn Price zu Foxley unweit Hereford. Die Carnation darauf iſt ſo lebhaft und zart, als bey einer jungen Frau. Es ſind einige Kupferſtiche davon verfertigt worden. Neulich hat ihn *Condé* für das European Magazine geſtochen.

Heinrich Jenkins, aus Ellerton in Yorkſhire, war 169 Jahr alt, als er ſtarb. Dieſer arme alte Greis hatte das traurige Schickſal, daß er in ſeinem hohen Alter ſein Brod vor anderer Leute Thüren betteln mußte. Fragte man ihn, wie alt er wäre, ſo antwortete er, nach einer kleinen Pauſe, ſo wie er ſich noch erinnern könnte, müßte er izt 162 oder 163 Jahr alt ſeyn. Auf die Fragen: was für Könige und was für öffentlicher Angelegenheiten und Vorfälle er ſich noch erinnern könnte? erwiederte er, er erinnere ſich noch Heinrich's VIII., und Flowdenfields. Er wurde weiter gefragt: ob ſich der König zu der Zeit zu Flowdenfield befunden habe, und wie alt er damahls geweſen wäre: Seine Antwort war: „Nein, der König wäre damahls in Frankreich, „und er ungefähr 10 bis 12 Jahr alt geweſen; denn,“ fuhr er fort: „man ſchickte mich zu der Zeit mit einem „mit Pfeilen bepackten Pferde nach Nordhallerton, und „von dort brachte ſolches ein älterer Knabe, wie ich, zur „Armee.“ Alle dieſe Ausſagen kommen ganz genau mit der

dicatur, eum nimirum poſt annum aetatis centeſimum, incontinentiae conuictum poenas publice dediſſe: quin neque vxor eius, quam anno aetatis ſuae centeſimo et vigeſimo duxerat viduam, ex percunctatione diffiteri poſſet, eum cum ipſa rem habuiſſe, iuxta atque alii mariti ſolent, et vsque ad duodecim annos retroactos, ſolitum cum ea frequentaſſe congreſſum. Was nach dieſer Ausſage hier der engländiſche Neſtor that, that auch der griechiſche, beym Homer, Odyſſ. 3. 403; und die ſpätern Griechen hatten daher ſehr Unrecht, dieſes dem alten Sänger als einen groben Verſtoß gegen die Wahrſcheinlichkeit anzurechnen. Die bekannte Anwendung des Virgilianiſchen: animas in vulnere ponunt, auf Greiſe, die junge Weiber heurathen, findet auch ſeine Ausnahmen.

der Geſchichte der damahligen Zeit überein; denn der König Heinrich VIII. hielt ſich gerade zu der Zeit in Tournay auf, und man gebrauchte im Kriege noch Bogen und Pfeile. Dieſer Greis konnte weder leſen, noch ſchreiben. In ſeinem Kirchſpiele lebten 4 oder 5 Leute, die, nach ſeiner Ausſage, hundert, oder hundert und einige Jahre alt waren, und dieſe bezeugten alle einmüthig, ſie hätten Jenkins nie anders, als wie einen ſehr alten Mann gekannt. Er war in ſeinen jüngern Jahren, wie er oft ſelbſt zu erzählen pflegte, Keller-Meiſter bey dem Lord Conyers geweſen, und konnte ſich noch ganz genau des Abtes der Abtey zu Fontaine, vor Aufhebung der Klöſter, erinnern. Er ſtarb im December 1670 zu Ellerton in Yorkſhire. Die Bataille zu Flowdenfield wurde den 9ten September 1513 geliefert, und damahls war er 12 Jahr alt. Mithin hat er 169 Jahr gelebt, und iſt 17 Jahr älter geworden, als der alte Parr. Als er 100 Jahr alt war, lebte er von der Fiſcherey. Er aß beſtändig grobe ſchlechte Koſt, und in ſeinen lezten Lebens-Jahren mußte er ſich, wie oben bemerkt iſt, von Almoſen-ſammeln nähren. In den Kanzelleyen und andern Gerichts-Höfen iſt er, wie ſolches aus den Regiſtern derſelben erhellet, ſeit 140 Jahren bekannt geweſen, daß er Eide abgelegt habe. Nach York gieng er beſtändig zu Fuße. Viele Leute haben ihn noch oft in den Flüſſen ſchwimmen geſehen, als er ſchon längſt 100 Jahr zurückgelegt hatte. Zu Bolton in Yorkſhire hat man ihm ein Monument mit folgender Inſchrift errichtet:

Bluſh not marble,
To reſcue from oblivion
The memory of
H e n r y J e n k i n s.
A perſon obſcure in birth,
But of a life truly memorable:
For
He was enriched
With the goods of nature,
If not fortune,
And happy,
In the duration,
If not variety
Of his enjoyments:
And
Tho' the partial world
Deſpiſed and disregarded,
His low and humble ſtate,
The equal eye of Providence
Bebeld and bleſſed it
With a patriarch's health and length of days,
To teach miſtaken man,
Theſe bleſſings are entail'd on temperance,
A live cf labour, and a mind at eaſe.
He lived to the amazing age of
169.
Was interred here, December 6, 1670.
And had this juſtice done to his memory.

Auſſer

Auſſer dieſen werden in der Geſchichte, und in den beſondern Nachrichten noch weit ältere Leute von 172 bis 240, ſogar von 300 Jahren aufgeführt, denen aber wenig Glaube beyzumeſſen iſt. Dergleichen Erzählungen von ſehr alten Leuten finden ſich in den Geſchicht-Büchern faſt bey allen Völkern. Es iſt wahr, in allen Ländern und bey allen Lebens-Arten trifft man Greiſe von hohen Jahren an, und es fehlt auch Deutſchland nicht daran, obgleich Haller es für kein Land hält, wo die Leute recht alt werden. Es kommt aber hier auf die Richtigkeit der Sache an, um genau zu wiſſen, wie weit das menſchliche Lebens-Ziel noch heut zu Tage gehen könne; denn daß dieſe und jene Lebens-Art mehr beytrage, das Alter der Menſchen höher zu bringen, iſt auſſer allen Zweifel, wovon ich weiter unten beſonders handeln werde. Man glaubt insgemein, daß es unter den Gelehrten, wegen ihrer ſitzenden Lebens-Art, wenig Alte gebe. Aber ich getraue mir zu behaupten, daß in keinem Stande ſo viel alte Menſchen, als im gelehrten, angetroffen werden, als welcher wahrſcheinlich ſo viele derſelben liefert, als die übrigen Stände zuſammen genommen, kaum hergeben werden. Denn eben die ruhige, einförmige Lebens-Art der meiſten Gelehrten, und ihre Gelegenheit und Vorſicht, den körperlichen Zufällen bey Zeiten vorzubeugen, geben ſchon die Mittel an die Hand, zu einem hohen Alter zu gelangen. Dieſe Sache verdiente, zur Ehre des gelehrten Standes, eine genauere Unterſuchung, welche viel Unerwartetes enthalten würde. Endlich iſt auch das ein irriger Wahn, als wenn bey dem zunehmenden Alter der Welt die Lebens-Gränze der Menſchen verkürzet würde, und ihrer weit weniger, als in den älteſten Jahrhunderten, zu ſehr hohen Jahren gelangten. Zu läugnen iſt es nicht, daß die wollüſtige weiche Lebens-Art der Menſchen

das Lebens-Ziel derſelben ſehr abkürze; aber die Erfahrung aller Zeiten lehrt doch auch, daß unter einem in Wohlleben am meiſten verſunkenen Volke, dergleichen vormahls die Römer zu Veſpaſian's Zeiten waren, doch eine große Anzahl hochbetagter Greiſe ſind gefunden worden. Eben das gilt von unſern Jahrhunderten, und von den heutigen, an den Luxus höchſtgewöhnten Nationen, unter welchen hin und wieder über hundertjährige angetroffen werden; Greiſe, die unſtreitig ihren ungeſchwächten Körper noch aus der ehemahligen einförmigen Lebens-Ordnung der Voreltern herüber gebracht haben.

Es iſt eine Art der Unſterblichkeit, ſehr lange zu leben; wenigſtens wird dieſer Vorzug von Vielen der Unſterblichkeit gleich geſchätzt, und von den Meiſten ihr vorgezogen. Was kann einem Menſchen, der mit ſich ſelbſt kaum einig werden kann, ob er eine Seele habe, oder nicht, wohl an der Unſterblichkeit liegen? und würde man nicht zu den allermeiſten Menſchen ſagen müſſen, daß ſie durch die Unſterblichkeit nur ihren ſchlechteſten Theil erhalten hätten? Ein recht geſunder, vierſchrötiger Bauer ſcheint alle ſeine Vollkommenheiten im Leibe beyſammen zu haben; und er würde gewiß die Unſterblichkeit ſeines Nahmens und ſeiner Seele gar gern für zehn Jahr, die man ſeinem gegenwärtigen Leben zuſetzen könnte, vertauſchen. Auch unter dem feinern Theile des menſchlichen Geſchlechtes giebt es ſo große Liebhaber dieſes Lebens, daß ſie nur mit Zittern an ihren zukünftigen beſſern Zuſtand denken können. Es iſt freylich wahr, daß ſolche Leute die Kunſt, wohl zu ſterben, nicht verſtehen, welche bloß in der Ueberzeugung beſteht, wohl gelebt zu haben; allein, dieſes iſt eben die Kunſt, welche ſie nicht verſtehen wollen, und der ſie gar zu gern überhoben wären. Ich will nicht unter-

terſuchen, was an dieſem allgemeinen Verderben des menſchlichen Herzens Schuld ſey; ja, ich kann mich nicht einmahl unterſtehen, die Liebe dieſes Lebens ohne Einſchränkung unter die menſchlichen Schwachheiten zu zählen. Man muß ſie höchſtens einen Natur-Fehler aller belebten Geſchöpfe nennen; denn die Verachtung des Todes iſt unſtreitig entweder eine bloße Wirkung der Vernunft und der Philoſophie, oder eine beſondere Leichtſinnigkeit, die vielleicht ein Triumph über die Natur, als eine höhere Vollkommenheit derſelben, genannt zu werden verdient. Man könnte aus der allgemeinen Liebe, die ſich in jedem belebten Geſchöpfe äuſſert, einen ſehr wahrſcheinlichen Schluß auf die allgemeine Glückſeligkeit der Creaturen machen, die von ſo vielen in Zweifel gezogen wird. Es iſt nähmlich bekannt, daß es Leute giebt, welche die Einrichtung der Welt beſtändip mit thränenden Augen betrachten, und von ihrem Schickſale und Lebenslaufe in derſelben niemahls in einem andern Tone reden, als daß es ein Jammer-Thal und eine ehrbare Art von Sclaverey ſey, worin ſie hier bis zu ihrer Erlöſung aushalten müßten. So richtig dieſer Begriff unter ſeinen gehörigen Einſchränkungen ſeyn mag, ſo findet ſich doch bey genauerer Unterſuchung dieſer Vergleichung, daß ein elender Sclave ſich jederzeit aus ſeiner Gefangenſchaft heraus ſehnet, da hingegen dieſes Leben von einer ſolchen Beſchaffenheit iſt, daß man es für eins der größten Uebel hält, es zu verlieren. Wollte man gleich ſagen, daß es einige gäbe, die ihre Todes-Stunde mit Freuden erwarten, ſo ſind doch deren viele mehr, die ſie verabſcheuen, die wenigſtens wohl damit zufrieden wären, wenn ſie beſtändig außen bliebe, und die es jenen nicht glauben wollen, daß es ihr rechter Ernſt ſey, ſo bald von hinnen zu ſcheiden. Sollte man hieraus nicht urtheilen, daß es unendlich viele glückſelige

ſelige Perſonen in der Welt mehr geben müſſe, als ſolche, die Urſache hätten, ihr Leben als eine Strafe des Himmels für ſich anzuſehen? Wenigſtens beweiſet ein jeder, der den Hang, zu ſeyn, in ſeinem Herzen empfindet, daß es ſein Schöpfer nicht böſe mit ihm gemeint habe, ihm einen ſolchen Lebens-Lauf zu beſtimmen, der, aller unglücklichen Begebenheiten ungeachtet, doch nicht vermögend iſt, dieſen Trieb in ihm zu erſticken, und der alſo gewiß reicher an angenehmen, als unglücklichen Zufällen ſeyn muß. Dieſer Beweis der gelinden und gütigen Regierung Gottes über die Schickſale der Menſchen hat etwas ſehr einnehmendes für das Herz; und wenn man bedenkt, wie viele Unglückſelige bey dem Beſchluſſe ihres Lebens von Herzen gern ihren vorhergehenden Lebens-Lauf von neuem antreten würden, wenn die Vorſehung ihnen dieſes erlauben könnte, ſo muß man geſtehen, daß es ſehr wahrſcheinlich ſey, daß ſie in ihrem Leben, wenigſtens ihrer Empfindung nach, viel glücklicher als unglücklich geweſen ſind, und daß bey den allermeiſten, die dieſe Welt für närriſcher als ein Toll-Haus, und für elender als einen Feſtungsbau, anſehen, der Mund, oder die bloße Tadelſucht, nicht aber das Herz ſelbſt, ſpreche.

Die größten Geiſter haben den Grundſatz unter ſich, der eine Ehre der Menſchlichkeit iſt, daß das wahre Leben eines Menſchen nach der Menge großer und edler Handlungen, die er gethan hat, abgemeſſen werden müſſe. Importe-t-il tant, ſagt der erhabene Verfaſſer des Anti-Machiaval, qu'un homme traina jusqu' à l'age de Methuſalem le fil indolent et inutile de ſes jours? Plus il aura reflechi, plus il aura fait d'actions belles et utiles, et plus il aura vécu. Möchten doch Alle, die ſich ein langes Leben wünſchen, dieſen Grundſatz mit einer lebendigen Ueberzeugung einſehen! Es iſt wahr, unter dieſem

Maßſtabe verſchwindet einem jeden Menſchen eine Menge von Jahren, Monathen, Stunden und Augenblicken, die er ſonſt zu ſeinem Leben hinzu rechnet, und er verringert auf eine grauſame Weiſe die Anzahl unſerer Tage. Allein, nichts deſto weniger ſetzt er uns doch auch in den Stand, ſehr lange zu leben, und er macht unſer hohes Alter zu einer willkürlichen Handlung, die völlig in unſerm Belieben ſteht, und wobey die unerbittliche Hand des Schickſals weniger zu thun hat. Er giebt uns das Vermögen, unſerm Leben in einer Stunde ein ganzes Jahr zu zuſetzen, und iſt nur denen gefährlich, die den alten Maßſtab, die Zeit, noch zur Ausmeſſung ihres Lebens gebrauchen. Mancher Greis würde erſtaunen, wenn er nach dieſer Ausmeſſung ſehen ſollte, daß er in ſeinem 90ſten Jahre kaum einen Monath gelebt hat, und daß er bey ſeinem Tode noch in Windeln zu liegen verdiente. Es giebt Leute, die, nach dieſer Rechnung, binnen 50 Jahren noch keinen Augenblick gelebt haben, und Jünglinge, die Jahrhunderte älter ſind, als ihre Väter. Ja, dieſes iſt der einzige Fall, wo man im ganzen Ernſte behaupten kann, daß manche Kinder niemahls Aeltern gehabt haben, ſondern daß ſie durch eine Art der Mechanik von gewiſſen unbelebten Maſchinen zur Welt gebracht worden ſind. So wunderlich alles dieſes klingt, ſo hat es doch ſeine völlige Richtigkeit. Woraus erkennt man wohl das Leben eines Geſchöpfes, als aus ſeiner Wirkſamkeit? und wie läßt ſich alſo einem Thiere ein Leben zuſchreiben, welches 80 Jahr unwirkſam zugebracht, oder doch ſeine Seele nur durch ſolche Erſcheinungen offenbaret hat, die nicht würdig geweſen ſind, von irgend einem denkenden Weſen angemerkt zu werden? Wer leben ſoll, der muß gekannt zu werden verdienen; und wer ohne dieſes Verdienſt ſtirbt, der muß von der ganzen Welt mit egoiſtiſchen

Augen betrachtet werden. Man muß ſein Daſeyn für einen bloßen Traum gewiſſer Leute halten, die ungefähr in den engen Wirkungs-Kreis ſeiner Perſon gekommen ſind, und ein Menſchen-Geſicht haben kennen lernen, welches weder ſich ſelbſt, noch den Zweck ſeines Daſeyns kannte.

Da ſelbſt ohne Genuß und Freuden des Lebens, ſelbſt für den, der an unheilbaren Schmerzen leidet, der im dunkeln Kerker auf immer ſeine Freyheit beweint, der Gedanke zu ſeyn und zu leben, jenen unüberwindlichen Reiz behält, und ſchlechterdings eine nur bey Menſchen (und zwar bey ſiechen erſchöpften Menſchen) mögliche Zerrüttung der feinſten Empfindungs-Organe, eine gänzliche Verdunkelung und Tödtung des innern Sinnes dazu gehört, um das Leben gleichgültig oder gar verhaßt zu finden, und da die Liebe des Lebens, dieſer eines denkenden Weſens ſo würdige Trieb, dieſer Grund-Pfeiler ſowohl der einzelnen, als der öffentlichen Glückſeligkeit, ſo weiſe mit unſerer Exiſtenz verwebt wurde; ſo war es ſehr natürlich, daß der Gedanke in dem Menſchen aufſteigen mußte: **ſollte es nicht wohl möglich ſeyn, unſer Daſeyn zu verlängern, und dem nur gar zu flüchtigen Genuſſe dieſes Gutes mehr Ausdehnung zu geben?** Und wirklich beſchäftigte dieſes Problem von je her die Menſchheit auf verſchiedene Weiſe. Es war ein Lieblings-Gegenſtand der ſcharfſinnigſten Köpfe, ein Tummel-Platz der Schwärmer, und eine Haupt-Lockſpeiſe der Charlatane und Betrieger. Es iſt intereſſant und ein Beytrag zur Geſchichte des menſchlichen Verſtandes, zu ſehen, auf wie mannigfaltigen, ſich oft ganz entgegengeſetzten, Wegen man dieſes Gut zu erlangen hoffte; und da ſelbſt in den neueſten Zeiten die Caglioſtros und Mesmers wichtige Beyträge dazu geliefert haben, ſo glaube ich Verzeihung zu erhalten, wenn ich eine kurze

Ueber-

Ueberſicht der ſowohl vernünftigen, als unvernünftigen **Lebens-Verlängerungs-Methoden** anſtelle, und zulezt unterſuche, ob es dann gar nicht möglich ſeyn ſollte, das Ziel unſers Daſeyns weiter hinaus zu ſtecken.

Schon in den früheſten Zeiten, unter Aegyptern, Griechen und Römern, war dieſe Idee rege, und ſchon damahls verfiel man in Aegypten, der Mutter ſo mancher abenteuerlicher Ideen, auf künſtliche und unnatürliche Mittel zu dieſem Zweck, wozu freylich das durch Hitze und Ueberſchwemmungen ungeſunde Klima, Veranlaſſung geben mochte. Man glaubte, die Erhaltung des Lebens in Brechen und Schwitzen gefunden zu haben, und es ward allgemein Sitte, alle 4 Wochen wenigſtens ein Brech Mittel zu nehmen, und ſtatt zu ſagen: wie befindeſt du dich? fragte man einander: wie ſchwitzeſt du? — Ganz anders bildete ſich dieſer Trieb bey den Griechen, unter dem Einfluſſe einer reinen und ſchönen Natur aus. Man überzeugte ſich ſehr bald, daß gerade ein vernünftiger Genuß der Natur und die beſtändige Uebung unſerer Kräfte, das ſicherſte Mittel ſey, die Lebens-Kraft zu ſtärken, und unſer Leben zu verlängern. Hippokrates und alle damahlige Philoſophen und Aerzte, kannten keine andere Mittel, als; Mäßigkeit, Genuß der freyen und reinen Luft, Bäder, vornehmlich das tägliche Reiben des Körpers und Leibes-Uebung. Auf leztere ſetzten ſie ihr gröſstes Vertrauen. Es wurden einige Methoden und Regeln beſtimmet, dem Körper mannigfaltige, ſtarke und ſchwache, paſſive und active Bewegung zu geben; es entſtand eine eigene Kunſt der Leibes-Uebungen, die Gymnaſtik, daraus, und der gröſste Philoſoph und Gelehrte vergaß nie, daß Uebung des Leibes und Uebung der Seele immer in gleichem Verhältniſſe bleiben müſſe. Man brachte es wirklich zu einer auſſerordent-

dentlichen Vollkommenheit, dieſe für uns faſt verſchwundene Kunſt, den verſchiedenen Naturen, Situationen und Verhältniſſen der Menſchen anzupaſſen, und ſie beſonders zu einem Mittel zu gebrauchen, die innere Natur des Menſchen immer in gehöriger Thätigkeit zu erhalten, und dadurch Krankheits-Urſachen nicht nur unwirkſam zu machen, ſondern auch ſelbſt ſchon ausgebrochene Krankheiten zu heilen. Ein gewiſſer *Herodicus* gieng ſo weit, daß er ſogar ſeine Fieber-Patienten nöthigte, ſpazieren zu gehen, ſich reiben zu laſſen, und, je mehr die Krankheit abmattete, deſto mehr durch Anſtrengung der Muskel-Kräfte dieſe Mattigkeit zu überwältigen; und er hatte das Glück, durch ſeine Methode ſo vielen ſchwächlichen Menſchen das Leben viele Jahre zu verlängern, daß ihm ſogar Plato den Vorwurf macht: er habe ſehr ungerecht gegen dieſe armen Leute gehandelt, die durch ſeine Kunſt ein immerſterbendes Leben bis ins Alter fortgeſchleppt hätten. Die helleſten und natürlichſten Ideen über die Verlängerung des Lebens finden wir bey dem Plutarch, der durch das glücklichſte Alter die Wahrheit ſeiner Vorſchriften beſtätigte. Schon Er giebt folgende, auch für unſere Zeiten gültige Regeln: „den Kopf kalt, die Füße warm „zu halten; an ſtatt bey jeder Unpäßlichkeit gleich Arzeneyen zu brauchen, lieber erſt einen Tag zu faſten, und über dem Geiſt nie den Leib zu vergeſſen.“

Eine ſonderbare Methode, das Leben im Alter zu verlängern, die ſich ebenfalls aus den früheſten Zeiten herſchreibt, war die Gerokomie, die Gewohnheit, einen alten abgelebten Körper durch die nahe Atmoſphäre friſcher, aufblühender Jugend zu verjüngen und zu erhalten. Das bekannte Beyſpiel davon enthält die Geſchichte des Königes David und der ſchönen Sunamitinn; aber man findet in den Schriften der Aerzte mehrere Spuren, daß es damahls

mahls eine ſehr gewöhnliche und beliebte Hülfe des Alters war. Selbſt in neuern Zeiten iſt dieſer Rath mit Nutzen befolget worden. Der berühmte Boerhaave ließ einen alten Herrn zwiſchen zwey jungen Leuten ſchlafen, und verſicherte, der Alte habe dadurch ſichtbar an Munterkeit und Kräften zugenommen. Und gewiß, wenn man bedenkt, was der Lebens-Dunſt friſch aufgeſchnittener Thiere auf gelähmte Glieder, was das Auflegen lebendiger Thiere auf ſchmerzhafte Uebel vermag, ſo ſcheint dieſe Methode nicht zu verwerfen zu ſeyn. — Höchſt wahrſcheinlich gründete ſich auf dieſe Ideen der hohe Werth, den man bey Griechen und Römern auf das Anwehen eines reinen, geſunden Athems ſetzte (*), und der in einen wirklich abſichtlichen Gebrauch deſſelben zur Lebens-Verlängerung übergieng, wofern jener römiſchen Inſchrift auf den *Hermippus* (**) zu trauen iſt. Dieſe Inſchrift mag nun ächt ſeyn oder nicht; genug, ſie veranlaſſete doch noch im J. 1742 eine Schrift des D. Cohauſen (***), worin derſelbe ſehr gelehrt

(*) *Martialis* ſagt, da er den Tod eines fünfjährigen ſehr geliebten Sclaven-Mädchens, Erotion, zärtlich beweint, und ihre Vortrefflichkeiten herzählt:

Fragrauit ore quod roſarium Paeſti.

L. 5, ep. 39.

(**) Aesculapio et Sanitati
L. Clodius Hermippus
Qui vixit Annos CXV. Dies V.
Puellarum Anhelitu
Quod etiam poſt mortem eius
Non parum mirantur Phyſici.
Jam poſteri, ſic vitam ducite!

(***) Hermippus redivivus, ſive Exercitatio phyſico-medica curioſa de methodo rara ad 115 annos prorogandae ſenectutis per anhelitum puellarum, ex veteri monumento romano depromta, nunc artis medicae fundamentis ſtabilita, et rationibus atque exemplis, nec non ſingu-

gelehrt beweiſet: dieſer *Hermippus* ſey ein Waiſenhaus-Vorſteher oder Mädchen-Schulmeiſter geweſen, der beſtändig in einem Zirkel junger Mädchen gelebt, und eben dadurch ſein Leben ſo weit verlängert habe; welche Geſellſchafts-Gruppe auch auf dem Titel-Kupfer alſo abgebildet iſt. Er giebt dabey den wohlmeinenden Rath, ſich nur alle Morgen und Abend von kleinen unſchuldigen Mädchen anhauchen zu laſſen, und verſichert zu ſeyn, daß man dadurch zur Stärkung und Erhaltung der Lebens-Kräfte unglaublich viel beytragen werde, indem, ſelbſt nach dem Ausſpruche der Adepten, in dem Hauche der Unſchuld die erſte Materie am reinſten enthalten wäre.

Aber am fruchtbarſten an neuen und ſeltſamen Ideen, über dieſes Problem, war jene tauſendjährige Nacht des Mönchthumes, wo Schwärmerey und Aberglaube alle reine naturgemäße Begriffe verbannten, wo zuerſt der ſpeculative Müßiggang der Klöſter die und jene chemiſche Erfindung veranlaſſete, dieſelbe aber mehr zur Verwirrung, als Aufklärung der Begriffe, mehr zur Beförderung des Aberglaubens, als zur Berichtigung der Erkenntniß, nutzte. Dieſe Nacht iſt es, in der die monſtröſeſten Geburten des menſchlichen Geiſtes ausgebrütet, und jene abenteuerliche

ſingulari Chimiae philoſophicae paradoxo illuſtrata et confirmata. Autore *Jo. Henr. Cohauſen.* Frf. ad Moen. 1742. 8. 7 B.

D. überſ. u. d. T. Der wieder lebende Hermippus, oder curieuſe phyſicaliſch-mediciniſche Abhandlung von der ſeltenen Art ſein Leben durch das Anhauchen junger Mädchen bis auf 115 Jahr zu verlängern, aus einem römiſchen Denkmahl genommen, nun aber mit mediciniſchen Gründen befeſtiget, und durch Beweiſe und Exempel, wie auch mit einer wunderbaren Erfindung aus der philoſophiſchen Scheidekunſt erläutert und beſtätigt, von Jo. Heinr. Cohauſen, jetzo aus dem Lateiniſchen überſetzt. Gedruckt in der alten Knaben Buchdruckerey. 1753. 8. 14 B.

erliche Ideen von Behexung, Sympathie der Körper, Stein der Weiſen, verborgenen Kräften, Chiromantie, Cabala, Univerſal-Medicin ꝛc. in die Welt geſetzt, oder wenigſtens ausgebildet wurden, die, leider! noch immer nicht auſſer Cours ſind, und nur in veränderten und moderniſirten Geſtalten, immer noch zur Verführung des Menſchen-Geſchlechtes dienen. In dieſer Geiſtes-Finſterniß erzeugte ſich nun auch der Glaube, daß die Erhaltung und Verlängerung des Lebens, die man bisher, als ein Geſchenk der Natur, auch durch die natürlichſten Mittel geſucht hatte, durch chemiſche Verwandlungen, durch Hülfe der erſten Materie, die man in Deſtillir-Kolben gefangen zu haben meinte, durch Vermeidung böſer Conſtellationen, und ähnlichen Unſinn, erhalten werden könnte. Ich werde einige dieſer an die Menſchheit ergangenen Vorſchläge, die, bey aller ihrer Ungereimtheit, doch Glauben fanden, anzeigen.

Einer der unverſchämteſten Charlatane und hochprahlenden Lebens-Verlängerer war Theophraſtus Paracelſus, oder, wie ſein ganzer, ihn charakteriſirender, Nahme hieß: Philippus Aureolus Theophraſtus Paracelſus Bombaſtus ab Hohenheim. Er war die halbe Welt durchreiſet, hatte aus allen Orten und Enden Recepte und Wunder-Mittel zuſammen getragen, und beſonders, was damahls noch ſelten war, in den Bergwerken Kenntniß und Behandlung der Metalle ſtudiert. Er fing ſeine Laufbahn damit an, alles niederzureiſſen, was bisher gelehrt worden war, alle hohe Schulen mit der größten Verachtung zu behandeln, ſich als den erſten Philoſophen und Arzt der Welt darzuſtellen, und heilig zu verſichern, daß keine Krankheit ſey, die er nicht heilen, kein Leben, das er nicht verlängern könnte. Zur Probe ſeiner Inſolenz und des Tones, in dem

die Charlatane des 15ten Jahrh. ihr Publicum anredeten, will ich nur den Anfang ſeines Haupt-Werkes anführen. „Ihr müßt mir nach, ich nicht euch, „ihr mir nach, Avicenna, Rhaſes, Galen, Meſue; mir nach, und ich nicht euch, ihr von Paris, „ihr von Montpellier, ihr von Schwaben, ihr von „Meiſſen, ihr von Cöln, ihr von Wien, und was „an der Donau und dem Rheinſtrohm liegt, ihr Inſeln im Meer, du Italien, du Dalmatien, du Athen, „du Grieche, du Araber, du Iſraelit, mir nach, „und nicht ich euch! Mein iſt die Monarchey!“ Man ſieht, daß er nicht Unrecht hatte, wenn er von ſich ſagt: „Von der Natur bin ich nicht klar geſponnen; es iſt auch nicht der Schweizer Art, die unter Tannzapfen aufwachſen.“ Aber er hatte die Gabe, ſeinen Unſinn in einer ſo dunkeln und myſtiſchen Sprache vorzutragen, daß man die tiefſten Geheimniſſe darin ahndete, und noch hier und da darin ſucht; und daß es wenigſtens ganz unmöglich war, ihn zu widerlegen. Durch alles dieſes, und durch die neuen und auffallenden Wirkungen einiger chemiſchen Mittel, die er zuerſt in die Medicin verpflanzte, machte er erſtaunliche Senſation, und ſein Ruf wurde dermaßen verbreitet, daß aus ganz Europa Schüler und Patienten zu ihm kamen, und daß ſelbſt Erasmus ſich entſchließen konnte, ihn zu conſuliren. Er ſtarb im 50ſten Jahre, ungeachtet er den Stein der Unſterblichkeit beſaß; und wenn man dieſen vegetabiliſchen Schwefel genauer unterſucht, ſo findet man, daß er weiter nichts war, als ein dem Hofmanniſchen Liquor anodynus ähnliches Präparat von Vitriol und Weingeiſt.

Aber nicht genug, daß man die Chemie und die Geheimniſſe des Geiſter-Reiches aufboth, um unſere Tage zu verlängern; ſelbſt Geſtirne mußten dazu genutzet werden. Es ward damahls allgemeiner Glaube, daß

daß der Einfluß der Geſtirne (die man ſich doch nicht ganz müßig denken konnte), Leben und Schickſale der Menſchen regiere; daß jeder Planet und jede Conſtellation derſelben der ganzen Exiſtenz des darin erzeugten Weſens eine gewiſſe Richtung zum Böſen oder Guten geben könne; und daß folglich ein Aſtrolog nur die Stunde und Minute der Geburt zu wiſſen brauche, um das Temperament, die Geiſtes-Fähigkeiten, die Schickſale, die Krankheiten, die Art des Todes, und auch den Tag deſſelben, beſtimmen zu können. Dies war der Glaube nicht nur des großen Haufens, ſondern der größten, verſtändigſten und einſichtsvolleſten Perſonen der damahligen Zeit; und es iſt zum Erſtaunen, wie lange und wie feſt man daran hieng, ob es gleich nicht an Beyſpielen fehlen konnte, wo die Prophezeihung fehlſchlug. Biſchöfe, hohe Geiſtliche, berühmte Philoſophen und Aerzte, gaben ſich mit dem Nativitätſtellen ab; man las ſogar auf Univerſitäten Collegia darüber, ſo gut wie über die Punctir-Kunſt und Cabala. Zum Beweiſe erlaube man mir, ein Par Worte von dem berühmten Thurneyſſer, dem glänzendſten Phänomen dieſer Art, und einem wirklich ausgezeichneten Menſchen, zu ſagen. Er lebte an dem kurfürſtlichen Hofe zu Berlin, und war Leib-Arzt, Chemiſt, Nativitätſteller, Kalendermacher, Buchdrucker und Buch-Händler, alles in Einer Perſon. Seine Regutation in der Aſtrologie war ſo groß, daß faſt in keinem angeſehenen Hauſe in Deutſchland, Pohlen, Ungarn, Dänemark, ja ſelbſt in England, ein Kind geboren wurde, wo man nicht ſogleich einen Bothen mit Beſtimmung der Geburts-Stunde an ihn abſandte. Es kamen oft 8, 10 bis 12 ſolche Geburts-Stunden auf ein Mahl bey ihm an, und er wurde zulezt ſo überhäuft, daß er ſich Gehülfen zu dieſem Geſchäfte halten mußte. Noch befinden ſich viele Bän-

de

de ſolcher Anfragen auf der Bibliothek zu Berlin, in denen ſo gar Briefe von der Königinn Eliſabeth vorkommen. Auſſerdem ſchrieb er noch jährlich einen aſtrologiſchen Kalender, in welchem nicht nur die Natur des Jahres überhaupt, ſondern auch die Haupt-Begebenheiten und die Tage derſelben, mit kurzen Worten oder Zeichen angegeben waren. Zwar lieferte er gewöhnlich die Auslegung erſt das Jahr darnach; doch findet man auch Beyſpiele, daß er ſich durch Geld und gute Worte bewegen ließ, dieſelbe im voraus mitzutheilen. Und bewundern muß man, was die Kunſt der unbeſtimmten, prophetiſchen Diction und die Gefälligkeit des Zufalles thun können; der Kalender erhielt ſich über 20 Jahr in Anſehen, hatte reiſſenden Abgang, und verſchaffte, nebſt andern Charlatanerien, dem Verfaſſer ein Vermögen von einigen hundert tauſend Gulden.

Aber wie konnte man in einer Kunſt, die dem Leben der Menſchen ſo beſtimmte und unvermeidliche Gränzen ſetzt, Mittel zur Verlängerung deſſelben finden? Dies geſchahe auf folgende ſinnreiche Art. Man nahm an, daß eben ſo, wie jeder Menſch unter dem Einfluſſe eines gewiſſen Geſtirnes ſtände, eben ſo habe auch jeder andere Körper, Pflanzen, Thiere, ſogar ganze Länder und einzelne Häuſer, ein jegliches ſein eigenes Geſtirn, von dem es regiert würde; und beſonders war zwiſchen den Planeten und Metallen ein genauer Zuſammenhang und eine Sympathie. Sobald man alſo wußte, von welchen Conſtellationen und Geſtirnen das Unglück und die Krankheiten eines Menſchen herrührten, ſo hatte er weiter nichts nöthig, als ſich lauter ſolcher Speiſen, Getränke und Wohnungen zu bedienen, die von dem entgegengeſetzten Planeten beherrſcht wurden. Dies gab eine ganz neue Diätetik, aber freylich von ganz anderer Art, als jene griechiſche. Kam nun ein Tag vor, der

durch

durch ſeine beſonders unglückliche Conſtellation eine ſchwere Krankheit u. dgl. fürchten ließ, ſo begab man ſich an einen Ort, der unter einem freundlichen Geſtirne ſtand, oder man nahm ſolche Nahrungs-Mittel und Arzeneyen zu ſich, die unter der Protection eines guten Geſtirnes den Einfluß des böſen zu nichte machten. — Aus eben dieſem Grunde hoffte man die Verlängerung des Lebens durch Talismane und Amulete. Weil die Metalle mit den Planeten in genaueſter Verbindung ſtanden, ſo war es genug, einen Talisman an ſich zu tragen, der unter gewiſſen Conſtellationen aus paſſenden Metallen geſchmolzen, gegoſſen und geprägt war, um ſich die ganze Kraft und Protection des damit verbundenen Planeten eigen zu machen. Man hatte alſo nicht nur Talismane, welche die Krankheiten eines Planeten abwendeten, ſondern auch Talismane für alle aſtraliſche Krankheiten, ja auch ſolche, die durch eine beſondere Vermiſchung verſchiedener Metalle und eigene Künſte bey Schmelzung derſelben, die wunderbare Kraft erhielten, den ganzen Einfluß einer unglücklichen Geburts-Stunde aufzuheben, zu Ehren-Stellen zu befördern, und in Handels- und Heurath-Geſchäften gute Dienſte zu leiſten. — War Mars im Zeichen des Scorpions darauf geprägt, und ſie in dieſer Conſtellation gegoſſen, ſo machten ſie ſiegreich und unverwundbar im Kriege; und die deutſchen Soldaten waren von dieſer Idee ſo eingenommen, daß von einer Niederlage derſelben in Frankreich ein franzöſiſcher Schriftſteller erzählt, man habe bey allen Todten und Gefangenen Amulete am Halſe hangend gefunden. Aber die Bilder der Planet-Gottheiten durften in dieſer Abſicht durchaus keine antike Form, ſondern mußten eine myſtiſche, abenteuerliche Geſtalt und Tracht haben. Man hat noch eines gegen die jovialiſchen Krankheiten mit dem Bildniſſe des Jupiters; hier

ſieht Jupiter völlig ſo aus, wie ein alter wittenberger oder baſeler Profeſſor; es iſt ein bärtiger Mann in einem weiten, mit Pelz gefütterten Ueberrocke, hält in der einen Hand ein aufgeſchlagenes Buch, und docirt mit der rechten. — Ich würde mich nicht ſo lange bey dieſer Materie aufgehalten haben, wenn nicht dieſe Grille voriger Jahrhunderte noch vor wenig Jahren von Caglioſtro wieder in Gang gebracht worden wäre, und noch in dem lezten Viertel des 18ten Jahrh. hier und da Beyfall gefunden hätte (*).

Je ungereimter und verworrener die damahligen Begriffe von Leben und Lebens-Verlängerung waren, deſto ſchätzbarer muß uns das Andenken eines Mannes ſeyn, der ſich glücklich aus denſelben heraus zu winden, und die Kunſt ſein Leben zu verlängern auf dem Wege der Natur und der Mäßigkeit zu finden wußte. *Cornaro*, der Italiäner, war es, der durch die einfachſte und ſtrengſte Diät, und durch eine beyſpielloſe Beharrlichkeit in derſelben, ſich ein glückliches und hohes Alter verſchaffte, das ihm reichliche Belohnung ſeiner Entſagung, und der Nachwelt ein lehrreiches Beyſpiel, gab. Nicht ohne Theilnahme und freudiges Mitgefühl kann man den 83jährigen Greis die Geſchichte ſeines Lebens beſchreiben, und alle die Heiterkeit und Zufriedenheit preiſen hören, die er ſeiner Lebens-Art verdankt (**). Er hatte bis in

(*) In *la Fontaine* med. chir. Abhandlungen, findet ſich die Abbildung eines Talismans aus der neueſten Zeit von Caglioſtro, in Warſchau verfertigt und abgeſetzt, der durch einige unleſerlich hingekritzelte Schriftzüge, Erſcheinung der Geiſter, Verwandlung der Metalle, Vergrößerung der Brillanten, Stein der Weiſen, und ewige Jugend bewirken ſollte.

(**) *Ligui Cornaro* diſcorſi della vita ſobria. Padna 1558. 1699. Lat. Patav. 1561, 8. Franz. Amſt. 1701, 12. Leide, 1724, 12.
D. überſ. u. d. T. Ludw. Cornaro Vorſtellung von dem Nutzen eines nüchternen und mäßigen Lebens, mit

in ſein 40ſtes Jahr ein ſchwelgeriſches Leben geführt, war beſtändig krank an Koliken, Glieder-Reiſſen und Fieber, und kam durch lezteres endlich dahin, daß ihm ſeine Aerzte verſicherten, er werde nicht viel über 2 Monathe mehr leben, alle Arzeneyen ſeyn vergebens, und das einzige Mittel für ihn ſey eine genaue Diät. Er folgte dieſem Rathe, bemerkte ſchon nach einigen Tagen Beſſerung, und nach Verlauf eines Jahres war er nicht nur völlig hergeſtellt, ſondern geſunder, als er je in ſeinem Leben geweſen war. Er beſchloß alſo, ſich noch mehr einzuſchränken, und ſchlechterdings nicht mehr zu genießen, als was zur Subſiſtenz unentbehrlich wäre; und ſo nahm er dann 60 ganze Jahre hindurch täglich nicht mehr, als 24 Loth Speiſe, (alles mit eingerechnet,) und 26 Loth Getränke, zu ſich. Dabey vermied er auch ſtarke Erhitzungen, Erkältungen und Leidenſchaften, und durch dieſe ſich immer gleiche, gemäßigte Diät erhielt nicht nur ſein Körper, ſondern auch die Seele, ein ſo beſtimmtes Gleichgewicht, daß nichts ihn erſchüttern konnte. In ſeinem hohen Alter verlor er einen wichtigen Proceß, worüber zwey ſeiner Brüder ſich zu Tode grämten. Er blieb gelaſſen und geſund. Er wurde mit dem Wagen umgeworfen, und von den Pferden geſchleift daß er ſich Arm und Fuß ausrenkte; er ließ ſie wieder einrichten, und, ohne ſonſt etwas zu brauchen, war er in Kurzem wieder hergeſtellt.

mit einem Unterrichte von den äußerlichen zum Leben und zur Geſundheit nöthigen Dingen, Handlungen und Umſtänden; aufs neue herausgegeben von Chr. Gotthold Schwenken. Frf. u. L. 1766, 8. 9 B.

Engl. überſ. u. d. T. Diſcourſes on a ſober and temperate life. By *Lewis Cornaro*, translated from the Italian Original. Lond. 1722, 8. 1725, 8. 1768, 8.

ſtellt. Aber am merkwürdigſten, und beweiſend, wie gefährlich die geringſte Abweichung von einer langen Gewohnheit werden kann, war Folgendes. Als er 80 Jahr alt war, drangen ſeine Freunde in ihn, doch nun, da ſein Alter mehr Unterſtützung brauchte, ſeiner Nahrung etwas zu zuſetzen. Er ſahe zwar wohl ein, daß mit der allgemeinen Abnahme der Kräfte auch die Verdauungs-Kraft abnehmen, und man im Alter die Nahrung eher vermindern, als vermehren, müßte. Doch gab er nach, und erhöhete ſeine Speiſe auf 28, und ſein Getränk auf 32 Loth. „Kaum „hatte ich," ſagt er ſelbſt: „dieſe Lebens-Art 10 Tage „fortgeſetzt, als ich anfieng, ſtatt meiner vorigen „Munterkeit und Fröhlichkeit, kleinmüthig, verdroſ„ſen, mir und andern läſtig zu werden. Am 12ten „Tage überfiel mich ein Schmerz in der Seite, der „24 Stunden anhielt, und nun erfolgte ein Fieber, „welches 35 Tage in ſolcher Stärke fortdauerte, daß „man an meinem Leben zweifelte. Aber durch Got„tes Gnade und meine vorige Diät erhohlte ich mich „wieder, und genieße nun in meinem 83ſten Jahre „den munterſten Leibes- und Seelen-Zuſtand. Ich „ſteige von der Erde an auf mein Pferd, ich klettere „ſteile Anhöhen hinauf, und habe erſt kürzlich ein „Luſt-Spiel voll von unſchuldiger Freude und Scherz „geſchrieben. Wenn ich von meinen Privat-Ge„ſchäften oder aus dem Senat nach Hauſe komme, „ſo finde ich 11 Enkel, deren Auferziehung, Zeitver„treib und Geſänge, die Freude meines Alters ſind. „Oft ſinge ich ſelbſt mit ihnen, denn meine Stimme „iſt jezt klärer und ſtärker, als ſie je in meiner Ju„gend war, und ich weis nichts von den Beſchwerden, „und den mürriſchen und ungenießbaren Launen, die „ſo oft das Los des Alters ſind." In dieſer glücklichen Stimmung erreichte er das hundertſte Jahr. Aber ſein Beyſpiel iſt ohne Nachfolge geblieben.

Zu

Zu derſelben Zeit, da man in Frankreich den Werth des Blutes ſo wenig zu kennen ſchien, daß man dem Könige Ludwig XIII., in den lezten 10 Monathen ſeines Lebens, 47 Mahl zur Ader ließ, und ihm noch überdies 215 Purganzen und 210 Lavements gab, ſuchte man durch einen gerade entgegen geſetzten Proceß, durch Einfüllung eines friſchen jungen Blutes in die Adern, das Leben der Menſchen zu verjüngen, zu verlängern, und incurable Krankheiten zu heilen. Man nannte dieſes Transfuſion, und die Methode war dieſe, daß man zwey Blut-Adern öffnete, und vermittelſt eines Röhrchens das Blut aus der Plus-Ader eines andern lebenden Geſchöpfes in die eine leitete, während man durch die andere Ader-Oeffnung das alte Blut auslaufen ließ. Man hatte in England einige glückliche Verſuche an Thieren, Schafen, Kälbern und Pferden gemacht, und wirklich einigen alten lahmen und tauben Creaturen, durch die Anfüllung mit dem Blute eines jungen Thieres, Gehör, Beweglichkeit und Munterkeit, wenigſtens auf einige Zeit, wieder verſchafft; ja, man unternahm es, furchtſame Geſchöpfe durch das Blut eines wilden grauſamen Geſchöpfes kühn zu machen; hierdurch aufgemuntert, trug man kein Bedenken, auch Menſchen auf dieſe Weiſe zu reſtauriren. Denis und Riva zu Paris waren wirklich ſo glücklich, einen jungen Menſchen, der an einer unheilbaren Schlafſucht litt, (in der man ihm ebenfalls 20 Mahl zur Ader gelaſſen hatte,) durch die Anfüllung mit Lamm-Blut, und einen Wahnſinnigen durch Vertauſchung ſeines Blutes mit Kalbs-Blut, völlig herzuſtellen. Aber, da man nur die unheilbarſten und elendeſten Menſchen dazu nahm, ſo trug es ſich bald zu, daß einige unter der Operation ſtarben, und ſeitdem hat es niemand wieder gewagt. Doch iſt ſie an Thieren noch im J. 1791 zu Jena ſehr glück-

lich verrichtet worden; und in der That ſollte ſie nicht ganz verworfen werden. Denn obſchon das eingelaſſene fremde Blut in Kurzem in das unſrige verwandelt werden muß, und alſo zur Verjüngung und Verlängerung des Lebens nicht viel davon zu hoffen ſeyn möchte, ſo müßte doch bey gewiſſen Krankheiten, beſonders der Seele und des Nerven-Syſtems, der plötzliche ungewöhnliche Eindruck eines neuen Blutes auf die edelſten Lebens-Organe, eine große und heilſame Revolution bewirken können:

Selbſt der, bereits oben erwähnte, große *Baco*, deſſen Genie alles Wiſſen umfaßte, und der dem ſo lange irre geführten menſchlichen Geiſte zuerſt die Bahn vorzeichnete, die Wahrheit wieder zu finden, ſelbſt dieſer große Mann, fand das Problem der Verlängerung des Lebens ſeiner Aufmerkſamkeit und Unterſuchung würdig. Seine Ideen ſind kühn und neu. Er denkt ſich das Leben als eine Flamme, die beſtändig von der umgebenden Luft verzehrt wird. Jeder, auch der härteſte, Körper wird am Ende durch dieſe ſeine Verdunſtung aufgelöſet und zerſtöret. Er zieht daraus den Schluß, daß durch Verhütung dieſer Conſumtion, und durch eine von Zeit zu Zeit unternommene Erneuerung unſerer Säfte, das Leben verlängert werden könne. Zur Verhütung der Conſumtion von auſſen empfiehlt er beſonders kühle Bäder, und das bey den Alten ſo beliebte Einreiben von Oehl und Salben nach dem Bade; zur Verminderung der Conſumtion von einer Gemüths-Ruhe, eine kühle Diät und den Gebrauch des Opium und der Opiat Mittel, wodurch die zu große Lebhaftigkeit der innern Bewegungen gemäßigt, und das damit verbundene Aufreiben verhindert würde. Um aber bey zunehmenden Jahren die unvermeidliche Vertrocknung und Verderbniß der Säfte zu verbeſſern, hält er für das beſte, alle 2 bis 3 Jahr einen Reno-

vations-

vations=Proceß mit ſich vorzunehmen, welcher darin beſteht, daß man durch magere Diät und ausleerende Mittel erſt den Körper von allen alten und verdorbenen Säften befreyet, und dann durch eine ausgeſuchte, erfriſchende und nahrhafte Diät, und ſtärkende Bäder, die durſtigen Gefäße wieder mit belebenden Säften anfüllt, und ſich alſo von Zeit zu Zeit im eigentlichſten Verſtande erneuert und verjüngt (*).

In den neueſten Zeiten hat man, leider! mehr Progreſſen in den Künſten, das Leben zu verkürzen, als in der Kunſt daſſelbe zu verlängern, gemacht. Charlatane genug ſind erſchienen, und erſcheinen noch täglich, die durch aſtraliſche Salze, Gold=Tincturen, Wunder= und Luftſalz=Eſſenzen, himmliſche Betten, und magnetiſche Zauber=Kräfte, den Lauf der Natur zu hemmen verſprechen. Aber man fand nur zu bald, daß der berühmte Thé de longue vie des Grafen *St. Germain* ein ſehr alltägliches Gemiſch von Sandel=Holz, Senesblättern und Fenchel, das angebetete Lebens=Elixir Caglioſtro's ein ganz gewöhnliches, nur ſehr hitziges Magen=Elixir, die Wunder=Kraft des Magnetismus aus Imagination, Nerven=Reiz und Sinnlichkeit zuſammengeſetzt ſey, und die geprieſenen Luft=Salze und Gold=Tincturen mehr das Leben ihrer Erfinder, als derer, die ſie einnehmen, zu erhalten vermögen. Faſt ſcheint es, als wolle man jene Idee ganz den Charlatanen überlaſſen, um ſo mehr, da der aufgeklärtere Theil ſich für die Unmöglichkeit dieſer Erfindung dadurch entſchädigt, daß er die Länge des Lebens nicht in der Zahl der Tage, ſondern in dem Genuſſe und Gebrauche deſſelben findet. Siehe **Lebens=Genuß**.

(*) Daß in der mythologiſchen Geſchichte der Medea ſchon ähnliche Ideen von Verjüngung der Alten liegen, wird Jedem, dem dieſe Geſchichte bekannt iſt, einleuchten.

Ein ſehr **leichtes, ſicheres und in der Rechnung bewährtes Mittel, ſein Leben zu verlängern**, iſt die Abkürzung des langen Schlafes. Wenn jemand, der gewohnt iſt, um 8 Uhr aufzuſtehen, anſtatt deſſen alle Morgen um 6 Uhr, allenfalls auch im Winter um 7, im Sommer aber um 5 Uhr aufſtände, und dieſe Stunden zum Wachsthum in Wiſſenſchaft und Tugend, oder zu andern nützlichen Geſchäften, verwendete, ſo würde er in 40 Jahren, 29220 Stunden gewonnen haben; dieſe zu Tagen, jeden zu 8 Stunden gerechnet, geben $3677\frac{1}{2}$ Tage, oder 10 Jahr und 25 Tage. Da nun eigentlich nur diejenige Zeit unſer Leben ausmacht, in welcher wir etwas Gutes verrichten, ſo iſt es offenbar, daß wir auf ſolche Art es auf 25 pro Cent länger nutzen können.

Vom langen Leben der Philoſophen (*).

Der große halliſche Arzt, D. Fr. Hoffmann, lobt in einer ſeiner mediciniſchen Schriften (**) vornehmlich die platoniſchen Aerzte, daß ſie ſich durchgehends der wenigſten Arzeney-Mittel, meiſtens nur der vegetabiliſchen Decocte, bedient, dabey aber ihren geſunden ſowohl, als kranken Clienten, einen guten moraliſchen Charakter, als die beſte Arzeney, gegen die mehreſten Zufälle des Körpers, angerathen hätten. Er bezieht ſich dabey auf Plutarch's Erzählung, daß ſehr viele, bey einem ſchwachen Körper, bloß durch die Lehren der Philoſophie, durch den Weg der Tugend, zu einem hohen Alter gelangt ſind, und daß vornehmlich diejenigen muntere Greiſe geworden ſind, welche Beluſtigung an ſchönen Studien gefunden hät-

(*) 25 St. des Wittenb. Wochenbl. v. J. 1790, und 76 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1790.

(**) Diſp. Medicus ſui ipſius, (Hal, 1704) §. 18.

hätten, wie vom Gorgias, Protagoras, Iſokrates und dem Redner Seneca, bekannt iſt. Merkwürdig iſt es, daß er ſich hierbey auch auf Lucian's Zeugniß beruft, nach welchem gemeiniglich die Philoſophen, und überhaupt alle an Verſtand und Gelehrſamkeit vortreffliche Leute, auch Lange-lebende geweſen ſind. Man findet wirklich unter Lucian's Werken einen kleinen Tractat: von Perſonen, die lange gelebt haben. Er verbreitet ſich über zweyerley Stände, über Regenten und über Gelehrte, unter welchen Leztern er beynahe keinen andern, als Philoſophen in weitem Verſtande, anführt. Er macht über 40 philoſophiſche Gelehrte nahmhaft, davon zu ſeiner Zeit noch Nachrichten vorhanden geweſen, und deren keiner unter 80 Jahren, die mehreſten aber nahe an 90, und auch über 100 Jahr alt geworden ſind. Die Hälfte faſt unter dieſen waren wirklich ſolche, die ſich mit der eigentlichen Philoſophie, mit Phyſik und Himmels-Kunde abgaben, und ſolchergeſtalt ganz genau, obwohl die anden, als Redner, Geſchichtſchreiber, Dichter, insgeſammt Philoſophen müſſen genannt werden. Man könnte ſein Verzeichniß, ſelbſt von dieſen alten Griechen, noch vermehren, wenn man die philoſophiſche Geſchichte durchgienge. Denn Lucian hat gewiß manche ausgelaſſen, von denen aus Nachrichten bekannt iſt, daß ſie ebenfalls über 80 Jahr alt geworden ſind: Pythagoras, Theophraſt der Ereſier, Parmenides, u. a. m., deren daſelbſt nicht gedacht wird. Und wie groß würde die Anzahl ſeyn, wenn man die römiſchen Philoſophen, ebenfalls nur über 80 Jahr, dazu nehmen wollte. Gienge man endlich noch die bekannten Philoſophen gleichen Alters nach Chr. Geb. beſonders, bis auf die Mitte dieſes Jahrhunderts, durch, ſo würde die Anzahl überaus anwachſen, dabey aber gewiß gewaltig groß ſeyn, wenn man überall diejenigen

igen mitzuzählen gedächte, die ihr Leben auf 74 bis 80 Jahr gebracht hätten. Dergleichen wiſſen wir faſt von allen großen Philoſophen, wo nur unſer neueres Andenken hinreicht; und es iſt ſehr unrecht, junge Leute, deren Verſtandes-Stärke erſt in der Zukunft viel verſpricht, ſchon für große Männer und Philoſophen auszugeben. Lucian ſagt, a. ang. O.: es gebe Beſchäftigungen und Lebens-Arten, wobey man ſehr alt werde. Solche, meint er, wären bey den ägyptiſchen Prieſtern, bey den perſiſchen Weiſen und Gymnoſophiſten, bey den Orakel-Deutern der Aſſyrer und Araber, geweſen. Dieſer ihre ruhige und betrachtende Lebens-Art habe ſie ſchon an ſich zum langen Leben gebracht. Es iſt bereits oben, S. 765, angemerkt worden, daß in keinem Stande ſo viel alte Menſchen, als im gelehrten, anzutreffen ſind, und daß dieſer wahrſcheinlich ſo viele alte Leute liefert, als die übrigen Stände zuſammen genommen; und dadurch wird das Vorurtheil, als wenn eine ſitzende ſpeculative Lebens-Art dem hohen Alter gänglich nachtheilig wäre, zerſtöret.

Wenn nun alſo, bloß bey dem izigen Gegenſtande ſtehen zu bleiben, die Thatſache ſich beſtätigt: „Die wahren Philoſophen erreichen ein hohes Alter,“ ſo iſt wohl die nächſte Frage, was die Urſache hiervon ſey. Es iſt ſehr natürlich, und bald einzuſehen: das lange Leben beruhet auf den zwey Haupt-Mitteln aller Geſundheit, auf der ſtärkern Gemüths-Ruhe, und auf einer einfachen, wohlgewählten Lebens-Ordnung; ja, es iſt gewiß, auf das erſte Stück kommt beynahe alles an, und man wird ſelten jemand geſehen haben, der bey einer wahren Gemüths-Ruhe eine unordentliche, der Geſundheit nachtheilige, Lebens-Art geführt hätte. Es hängt eines vom andern genau ab. Derjenige, welcher ſeine Leidenſchaften zu regieren weis, iſt durchaus kein ſinnlicher

licher Menſch, folglich können ihn weder Weichheit noch Ueppigkeit, noch ſchädliche Gewohnheiten und Moden dahin reiſſen, die ſeinen Körper in Unordnung bringen, zugleich aber auch ſeinen affectfreyen Gemüths-Zuſtand in Bewegung ſetzen. Das nun wende man auf den Philoſophen im allgemeinen Verſtande an. Er iſt ein ſolcher, der mit den nöthigen göttlichen und menſchlichen Kenntniſſen verſehen ſeyn muß, wodurch er ſich, und andere, zur wahren Glückſeligkeit führen kann. Unter allen Stufen der Glückſeligkeit, die der Menſch auf dem Erdboden erlangt, iſt die Verſtandes-Cultur und der freye Gebrauch eines geſunden fähigen Körpers, gewiß die höchſte. Daher iſt es für jeglichen Philoſophen, der dieſen Nahmen verdient, ſchon an ſich eine natürliche Pflicht, für den muntern Zuſtand ſowohl der Seele, als des Körpers, zu ſorgen; und eben das iſt der richtige Weg zu einer ausgedehnten Verlängerung des Lebens. Die Philoſophie lehrt uns recht zu leben, d. h. tugendhaft und glücklich zu leben. Und hierzu gehört ein langes Leben; in dieſem erſt erkennt man, was das menſchliche Leben bedeutet, worin der rechte Gebrauch der Welt beſteht, wie die Ausübung der Pflichten gegen Gott und Menſchen anzuſtellen ſey. Alle recht alte Gelehrte, vom erſten Theologen, bis zum unterſten Schul-Lehrer, ſind als Philoſophen, nicht als Theologen, oder Juriſten, oder Hiſtoriker, Mathematiker, nicht einmal als Arzt, alt geworden. Denn der Arzt, wenn er gleich durch erreichtes hohes Alter den unläugbarſten Beweis ſeiner Kunſt ablegt, hat dies als Philoſoph, nicht als Arzt, gethan. Das Geheimniß, ſein Leben zu verlängern, und zum rechten Alter zu kommen, hat er in wohl ausgeübten Lebens- und Geſundheits-Regeln, nicht in der Apotheke, gefunden. Die ganze Arzeney-Kunde iſt auch weiter nichts, als Philoſophie

der Geſundheit und Krankheit; ſo wie Theologie nichts, als Philoſophie der Religion, iſt. Je mehr nun der Arzt Beobachter der Natur und des menſchlichen Körpers iſt, deſto höher iſt er zu achten. Man ehret den Arzt, und nicht die Arzeney-Mittel; dieſe ſind in ſeiner Hand heilſame Gifte, womit er nur gewiſſe, an ſich ſelbſt tödliche, Krankheiten hebt, oder verhindert, hingegen alle übrige durch ſie weder vertreiben, noch abwenden kann. Daß aber Philoſophen vor andern ein langes Leben erreichen, dazu muß ſie die Erkenntniß, die Beobachtung ihres eigenen Körpers, die Anwendung der gewöhnlichen Hülfs-Mittel zu deſſen Geſundheit, an Nahrung, Arbeit, Ruhe, Bewegung, Schlaf, u. ſ. w. vornehmlich die Erhaltung des ſtäten Gleichgewichtes in der Gemüths-Ruhe, kurz, eine einfache, natürliche Lebens-Ordnung, von ſelbſt leiten. Was war der Alten Philoſophen ihr Probeſtein aller körperlichen und Gemüths-Kenntniß anders, als das bekannte Noſce te ipſum. Und darin liegt vornehmlich die genaue Wahrnehmung aller Eräugniſſe, welche zu einer dauerhaften Geſundheit und zum langen Leben nöthig ſind. Es iſt unrecht, wenn man die Sein Selbſt Erkenntniß nur allein auf den ſittlichen Zuſtand zieht. Nichts iſt eher und nöthiger, als die Kenntniß des Körpers, und deſſen muntere Erhaltung, damit hierdurch der Gemüths-Zuſtand deſto reiner und thätiger werde. Viele Tugenden gehen ſogar nur den Körper allein an; ſie zielen gerade auf die Geſundheit: Mäßigkeit, Fleiß, Arbeitſamkeit, Keuſchheit, u. a. m. Hierauf nun ſollten unſre jungen Leute, wenn ſie Philoſophie lernen, bey Zeiten geführt werden, ſo würden ſie wahren Nutzen davon haben. Tauſend Jünglinge haben ſich die garſtigſten Krankheiten zugezogen, ehe ſie im geringſten etwas von Mäßigkeit und ihren wohlthätigen Folgen gehört haben.

haben. Wie viele junge Männer wollen ſich zur Gelehrſamkeit und zur Philoſophie bilden, denen doch die Selbſterkenntniß eine ſehr unbekannte Sache iſt. Sie glauben, durch das Leſen der ſogenannten witzigen Schriften, ihren Kopf und ihr Herz zu bilden, Kenntniſſe zu erlangen, Wiſſenſchaft, ſelbſt Philoſophie zu lernen, und ſie lernen alles, was den völligen Umſturz ihrer Gemüths- und Leibes-Kräfte bewirkt. Vom alten Cicero, dieſem gelehrten und unnachahmlichen Menſchen-Kenner, hat Seneca einen merkwürdigen Gedanken aufbehalten, nähmlich: er würde, die lyriſchen Dichter zu leſen, niemahls Zeit und Luſt haben, und wenn er auch ein zwiefaches Menſchen-Alter erreichen ſollte. So ſehr erkannte Cicero den ſchädlichen Eindruck ſolcher ſchlüpfrigen Werke. Was die Seelen-Kräfte durch das Leſen ſolcher unzeitigen Mißgeburten des menſchlichen Verſtandes leiden, als die meiſten Romane und Gedichte, als die mancherley affectvollen Schauſpiele und ihre Vorſtellungen ſind, und was die unzüchtigen, das ganze Nerven-Syſtem reizende Schriften, für Unheil anrichten, davon liegen uns, neuerer Zeit, die traurigſten Spuren vor Augen: Selbſtmord, Wahnſinn, fallende Sucht, körperliche Entkräftung, Luſtſeuche, u. d. gl. Hätten ſich dieſe Leſer, ſtatt der eingeſogenen Verführung, mit geſunden Begriffen der Philoſophie über ein glückſeliges, geſundes Leben verſehen, und dieſe thätig auszuüben verſucht, nimmermehr würde ein ſo großer Theil von ihnen in die traurige Lage gerathen ſeyn, vor der Zeit, und in der Jahre beſten Blüthe, hingeraffet zu werden.

Daß es aber möglich ſey, und daß die Erfahrung aller Zeiten es beweiſe, wie ſehr eine vernünftige Selbſterkenntniß, als die unfehlbarſte Wirkung einer wohlſtudierten Philoſopie, uns zur ſorgfältigen Erhaltung unſerer Geſundheit, mithin zu einem lan-

langen Leben bringe, daran wird wohl niemand zweifeln. Die Lehren der Weltheisheit haben, ſo wie die Tugenden, ein genaues Verhältniß zur Geſundheit, eben wie Thorheit und Laſter eine genaue Verwandſchaft zu den Krankheiten haben. Unzer hat dieſes Verhältniß auf eine geſchickte Art dargelegt; er hat gezeigt, daß die Geſundheit, durch Ausübung der Tugend, unendlich gewinnt, und hingegen, durch Ausübung der Laſter, unendlich verliert. Aus dieſem Geſichtspuncte hat man die Tugend, und auch ſelbſt die Geſundheit, noch wenig betrachtet. Er behauptet nicht, daß uns die Tugend vor allen Krankheiten ſchütze, ſo wenig er behauptet, daß alle Krankheiten von Laſtern herrühren; aber das muß ihm Jeder zugeben, daß jemand, der ſich der Tugend befleißigt, unmöglich ſeinen Körper, wie der Laſterhafte, ungeſund machen könne. Das iſt genau das Lob, welches der Philoſophie gebührt, wenn ſie dem Menſchen den Weg zur Tugend zeigt. Wohl denen, die bey Zeiten dieſen Weg betreten, um ſich ein geſundes und glückliches Leben, ſo viel an ihnen iſt, zu erwerben. Die älteſten Philoſophen haben es eingeſehen, daß die Abnahme an Mäßigkeit, Sparſamkeit, Beherrſchung der Leidenſchaften, und andern dergleichen Tugenden, die vornehmſte Urſache von der Abnahme der Stärke und ausdauernden Geſundheit des ältern Menſchen-Geſchlechtes geweſen ſey. Dieſe Tugendeu ſchilderten ſie daher mit den annehmlichſten Farben, und ſuchten ſie den Menſchen wieder angenehm zu machen, um ſie zur Glückſeligkeit und zu einem langen Leben zurück zu führen. Die Folge der Jahrhunderte, wo Wiſſenſchaften und Kenntniſſe verloren giengen, hat die Wirkung ſo heilſamer Lehren ganz erſtickt. Sitten-Verderbtheit, und eine unter dem Scheine des Wohlſtandes eingeführte Weichheit und Ueppigkeit, hat ſich an die Stelle der vorigen

igen Tugenden geſetzt, und die Verringerung des Menſchen-Geſchlechtes in allen folgenden Jahrhunderten verurſachet. Noch ſcheint es nicht, daß man einlenken wollte. Noch greifen die Lehren der Philoſophie nicht durch, und die Warnung der wenigen vernünftigen, wohldenkenden Menſchen finden kein Gehör. So ſchwer iſt es, die Menſchen tugendhaft zu machen, und doch ſcheint es gar nicht ſchwer, ſie dahin zu bringen, daß ſie, ihrem eigenen Wunſche nach, geſund und glücklich leben möchten. Unſere chriſtliche Philoſophen, die Lehrer und Prediger der Gemeinden, können hierzu gewiß viel beytragen, wenn man erweget, was der oben erwähnte fromme Arzt, Friedrich Hoffmann, in der angeführten Schrift hierüber beybringt. „Eine wahre Gottſeligkeit,“ ſpricht er, und redet von Chriſten: „und das öftere „Leſen der göttlichen Lehren in der Schrift, nebſt ei„ner genauen Befolgung derſelben, ſind zur Gemüths„Ruhe und zur Lebens-Zufriedenheit am meiſten ge„ſchäftig. Die Gottſeligkeit iſt zu allen Dingen nütze, „und ſie iſt es auch zu einem geſunden und langen Le„ben; denn durch Gebet und Glauben erlangt der „Menſch die große Kraft, ruhig, zufrieden und ge„troſt bey allen Zufällen des Lebens zu ſeyn, und ein „ſolcher Zuſtand iſt der Geſundheit durchaus heilſam. „Die Theologie, ſo fern ſie die Lebens-Pflichten treibt, „kann mit billigſtem Rechte auch des Leibes-Arzeney „genannt werden; eine Urſache, warum auch ſelbſt „den Frommen ein langes Leben iſt verheißen worden.“

Wenn es nun unläugbar iſt, daß der gute moraliſche Charakter der Menſchen ſo wichtigen Einfluß auf den phyſiſchen Zuſtand ihres Körpers, auf ihre Geſundheit hat: ſo muß es wohl einen Jeden befremden, warum aller Unterricht der Vernunft, warum alle Lehren der Weltweisheit, ſelbſt der Religion, dieſen Charakter unter den Menſchen noch ſo wenig allgemein

mein machen. Nichts, als verdorbene Erziehung, gegründet auf den Hang zur Ueppigkeit und Wolluſt von der erſten Jugend an, iſt die wahre Urſache, die den philoſophiſchen Lehrling ſowohl, als den ungelehrten Knaben, an Erreichung eines ſolchen moraliſch guten Charakters hindern, und bey ihm die Stimme der Natur gänzlich betäuben. Die Mäßigkeit in allen Dingen, in der Diät und im Studieren vornehmlich, wenn die Rede von Gelehrten iſt, brachte die Alten, auch noch unſere nächſten Vorfahren, zu einer weitläuftigen und dabey gründlichen Kenntniß derjenigen Wiſſenſchaft, welcher ſie ſich widmeten. Sie laſen und meditirten Reihen von Jahren hindurch, und eben damit entfernten ſie ſich von allen fremden Leidenſchaften, und waren dabey genöthigt, den Körper munter und thätig zu erhalten. Erſt in ihren höhern Jahren wurden ſie berühmt, und in eben dieſen Jahren war ihr Unterricht durch tiefes Nachdenken und durch lange Erfahrung bewähret, vom größten Nutzen; dergleichen Plutarch's Tractat von der Geſundheitspflege ſelbſt iſt. Das hergegen fehlt meiſtens unſern heutigen Gelehrten. Viele, und recht viele, ziehen ſich muthwillig einen ſiechen Körper zu, der durch eine höchſt unordentliche Erziehung bereits an ſich geſchwächt, noch bey Anſtrengung der Gemüths-Kräfte völlig unterliegt, und verurſachet, daß ſie ſchon im Anfange ihres Lebens untergehen. Sie haben ausgelebt, ehe ſie noch zu leben anfangen. Man ſehe ſich allenthalben um, und man findet die Sache beſtätigt. Der junge fähige Kopf durchſchweift am Tage, nach den wenigen Amts-Verrichtungen, die Zirkel, die Spiel-, Muſik-, Punſch- und Tanz-Geſellſchaften, oder er macht ſich Zeitvertreib, wie es die Lebens-Art ſeines Ortes mit ſich bringt. Gleichwohl will er berühmt werden, einen Nahmen erlangen, Welt und Nachwelt durch

Schrif-

Schriften belehren; und ſo durchwacht er nun die Nächte unter dem anhaltenden Genuſſe ſtarker Getränke, entzieht dem Körper Ruhe und Kräfte, und iſt in Kurzem für die Welt und Gelehrſamkeit verloren. Der Hang nach Unſterblichkeit macht dieſe Männer ſehr früh ſterblich, gerade wie Martial's Selbſtmörder Fannius, der, dem Tode zu entgehen, ſich ſelbſt entleibte:

Hic, rogo, non ſuror eſt, ne moriare mori?
Epigr. II. 80.

Die Klage über die Kürze des menſchlichen Lebens iſt allgemein. Man hört dieſelbe nicht nur von denen, die zu dem Haufen der Unwiſſenden gerechnet werden, und welche den Laſtern dermaßen ergeben ſind, daß ſie wünſchen, das Leben möchte ſich niemahls endigen, ſondern auch diejenigen, die man unter die Klugen zählt, und die durch Tugend ſich vor andern hervorthun, können ſich nicht enthalten, jenen beyzuſtimmen. Nun iſt nicht zu läugnen, daß, wenn die Zeit, die man mit Schlafen, mit Eſſen und Trinken, mit nichtigen Ergetzlichkeiten und andern unnützen Dingen zubringt, wenn die Jahre der Kindheit, da wir zu den Geſchäften untüchtig ſind, und das hohe Alter, welches uns verdroſſen macht, abgerechnet werden, wenig übrig bleibt, was man recht leben nennen könne. Wozu ſoll aber eine größere Anzahl der Jahre länger dienen, daß wir länger Athem hohlen, länger ſchlafen, eſſen, trinken, die Welt betrachten, und die vielen Beſchwerlichkeiten des Lebens empfinden? Hierzu iſt eine lange Zeit weder nöthig, noch auch zu wünſchen.

Es möchte jemand einwenden: ein langes Leben ſey doch dazu nöthig, damit man in Künſten, Wiſſenſchaften und Tugenden vollkommener werden könne. Allein,

Allein, wie wenig kennen die doch der Menſchen Verrichtungen, welche die Einwürfe machen! Lehrt nicht die tägliche Erfahrung, daß die Menſchen Verſchwender der Zeit ſind? daß ſie den größten Theil ihres Lebens mit unnützen Dingen verderben, auf Thorheiten und Laſter verwenden, und, wenn ſie auf ſolche Art ihre Jahre zurückgelegt haben, und alt geworden ſind, über ihre Hinfälligkeit und über die Kürze des Lebens Klage führen? Bediente man ſich des Lebens, ſo wie man ſich deſſen bedienen ſoll, würde niemand über die Kürze klagen, ſondern ein Jeder ſich vielmehr erfreuen, daß das Leben nicht länger ſey, und daß er es nach Verlauf einer kleinen Anzahl Jahre mit einem weit beſſern verwechſeln könne.

Wenn das Leben lange währte, wie viel Böſes würden nicht die meiſten Menſchen anrichten! was würden ſie nicht unternehmen, da izt die Kürze deſſelben ſie von ihrem ſträflichen Beginnen nicht abhalten kann! Sie fürchten zwar den Tod, weil ſie an ihrem Leibe die Kennzeichen der menſchlichen Hinfälligkeit bemerken, aber in ihren Begierden und Handlungen bezeigen ſie ſich nicht anders, als wenn ſie unſterblich wären. Die Lebens-Kürze iſt demnach auch hierin heilſam, daß ſie der Gewalt böſer Leute nach wenigen Jahren ein Ziel ſetzt, daß wir das Uebel, welches uns Andere zufügen, deſto geduldiger ertragen, weil wir wiſſen, der Tod könne demſelben täglich ein Ende machen. Was wäre es nicht für ein Elend, wenn ein Böſer, der große Macht hat, 2 oder 300 Jahr leben ſollte!

Meinet aber jemand, er könne ſich mit Recht über die Kürze ſeines Lebens beklagen, der überlege bey ſich, ob er auch ſein Leben durch Unmäßigkeit verkürzt, ob er es ſparſam gebraucht oder unnütz verſchwendet, ob er auch zu der Anzahl derjenigen gehöre,

re, von welchen Seneca zu ſeiner Zeit bezeugte, daß ſie ihr Leben entweder mit Böſes thun, oder mit nichts thun, oder mit etwas anders thun, (als es ihre Pflicht erfordere,) zubringen. Es iſt eine große Kunſt wohl zu leben; und wer dieſelbe weis und ausübt, der iſt mit einer geringen Anzahl Jahre zufrieden. Was man gemeiniglich wohl leben nennt, iſt nichts anders, als ſeinen Begierden folgen, und durch Stillung derſelben den Tod beſchleunigen.

Ohne Tugend kann niemand wohl leben; doch iſt diejenige Tugend, welche die Philoſophie lehrt, nicht zureichend, ſie muß eine größere Vollkommenheit haben, die ihr bloß die chriſtliche Religion zu ertheilen vermag; und eben dieſe Tugend verurſachet, daß ſo wenige recht leben, weil die meiſten ſie als etwas ſchädliches fliehen, und keinesweges ihrer Vorſchrift folgen wollen, weil ſie ſich den böſen Begierden widerſetzt, dieſe aber den Menſchen angenehm ſind, ſo daß ſie auch in Ausübung derſelben ihre Glückſeligkeit ſetzen. Deswegen halten ſie die Tugend für eine Feindinn, welche die Annehmlichkeiten des Lebens hindert, und keinen Vortheil ſchafft, da hingegen die böſen Begierden, Annehmlichkeiten und Vortheile in großer Menge darbiethen.

Was ſind das aber für Annehmlichkeiten und Vortheile, mit welchen uns die böſen Lüſte liebkoſen? Können ſie uns das Leben verlängern, oder, welches noch mehr iſt, daſſelbe glücklich machen? Mit nichten. Man betrachte etwas genauer dasjenige, was unter dem Nahmen der Annehmlichkeiten und Vortheile die Begierden uns darbiethen, ſo wird es ſich zeigen, daß es füglich in drey Gattungen eingetheilet werden kann, nähmlich: in eine unzuläſſige Wolluſt, in große Ehre, und Reichthum. Will man mit Hintanſetzung aller andern Gründe bloß auf die

Erfahrung ſehen, ſo lehrt dieſe, daß ein der Wolluſt Ergebener ſich nichts, was den äuſſern Sinnen gefällt, verſagt, aber auch mit einem kranken Leibe und frühzeitigen Tode belohnet wird. Iſt denn das lange und wohl leben, wenn man durch ſeine Schuld das Leben verkürzt, und einen großen Theil deſſelben unter Schmerzen des Leibes zubringt?

Große Ehre hat etwas, wodurch auch diejenigen, die man für weiſe und tugendhaft hält, gereizet werden? An ſich iſt ſie nicht unläſſig, aber eine unmäßige Begierde nach derſelben macht das Leben beſchwerlich, und beſchleunigt deſſen Ende. Ueberließen ſich die Menſchen der göttlichen Vorſehung, und thäten dasjenige mit Gelaſſenheit, wozu ſie verpflichtet ſind, ſo würde der Weg zur Ehre weit bequemer ſeyn. Allein, da ſie größten Theils mit einem heftigen Verlangen darnach trachten, Tag und Nacht dahin ihre Gedanken richten, ſich viele, und oft vergebliche Mühe geben, ſo iſt ihr Gemüth in ſteter Unruhe, und ſie werden gehindert, das, was das Leben angenehmes hat, zu empfinden; ja, in was für Gefahr begeben ſie ſich nicht oft, ſo daß ſie auf demjenigen Wege, auf welchem ſie mit geſchwinden Schritten zur Ehre eilen, den Tod, ehe ſie es gedachten, antreffen!

Diejenigen aber, die ſich durch den Reichthum einnehmen laſſen, ſind dem Geize ergeben, welches Laſter nicht nur allen ehrliebenden Gemüthern unanſtändig, ſondern auch von der Art iſt, daß es ein gutes und langes Leben zu verſchaffen nicht vermag. Ein Geiziger ſorgt, ſeine Güter zu vermehren, und fürchtet derſelben Verluſt und Verringerung. Dieſe Sorge und Furcht verlaſſen den Geizigen eben ſo wenig, als der Geiz ſelbſt; und alſo iſt er in einer beſtändigen Unruhe des Gemüthes, weil Sorge und

Furcht das Gemüth nicht anders als beunruhigen können. Diejenigen aber wiſſen nicht, was ein angenehmes Leben iſt, welche meinen, daß es ohne Gemüths-Ruhe zu erlangen ſey. Auch dieſes iſt auſſer allen Zweifel, daß nicht nur die Gemüths-, ſondern auch zugleich die Leibes-Kräfte geſchwächt werden, wenn der Menſch durch Sorge und Furcht ſtets gequälet wird. Was iſt einem langen Leben mehr entgegen, als der Mangel der Kräfte?

Daß die menſchliche Lebens Zeit an ſich betrachtet, und recht verſtanden, flüchtig und kurz ſey, iſt nicht zu läugnen; aber deswegen ſind die Klagen der Menſchen darüber noch nicht immer recht, ſondern gemeiniglich, wenn ſie auch mit Recht Klagen darüber zu führen meinen, ſind es doch in der That nur Anklagen ihrer ſelbſt, und Vorwürfe, die ſie ſich ſelbſt machen. Denn was wirklich davon, daß die menſchliche Lebens-Zeit flüchtig und kurz ſey, wahr iſt, das ſollte billig dem Menſchen zu ganz etwas anderm als dazu dienen, Klagen darüber zu führen.

In der That iſt das menſchliche Leben flüchtig; und es iſt nur kurz. Das nicht unerkannt laſſen, iſt ein Hauptſtück der wahren Weisheit des Lebens; aber es iſt nicht weniger ein Hauptſtück dieſer Weisheit, ſich vor Klageführung darüber in Acht zu nehmen, vielmehr, ſtatt derſelben, von dieſer Beſchaffenheit des Lebens den rechten Gebrauch zu machen.

Dazu wäre ſehr gut, wenn die Menſchen alle von der Zeit, den wahren und rechten Begriff hätten, der aber durch den gewöhnlichen Sprachgebrauch gar zu ſehr gehindert wird. Hier würde auch eine vollſtändige Erklärung dieſes rechten Begriffes nicht ihre unrechte Stelle haben. Ich will davon zu meinem Zweck nur ſo viel ſagen: daß die Zeit nicht ein Etwas iſt, darnach wir die vorkommenden Dinge und unſre Handlungen zu berechnen haben, ſondern daß die vorkommenden Dinge und unſere Handlungen es ſind, welche unſere Zeit ausmachen. Unſere Zeit iſt alſo nichts anders, als die Reihe unſerer nach einander folgenden Handlungen. Wir leben daher nur eine

ſo viel längere oder kürzere Zeit, je gröſſer oder je kleiner die Reihe iſt, und je mehr, oder je weniger zweckmäßig gut unſere Handlungen ſind.

Schon hieraus wird ſich nun zuvörderſt die Flüchtigkeit unſerer Lebens-Zeit verſtehen laſſen, und zugleich auch, daß wir, ohne uns ſelbſt anzuklagen, uns unmöglich darüber werden beklagen dürfen. Denn flüchtig kann doch nur ein Ding heißen, welches geſchwinde und auf eine unwiederbringliche Art und Weiſe vorbey geht. Dergeſtalt flüchtig aber iſt ja eine jede unſerer Handlungen, deren Reihe unſere Zeit ausmacht, durch die Natur der Sache ſelbſt, und es iſt ganz unmöglich, daß es mit dieſer Sache eine andere Beſchaffenheit haben könnte. Es iſt unmöglich, um mich faßlicher für einen Jeden auszudrücken, daß eine einmahl gethane Handlung jemahls könnte ungethan gemacht werden; und eben ſo unmöglich auch, daß eine einmahl verſäumte Handlung, welche in der Ordnung, und alſo zu der Zeit, hätte von uns gethan werden ſollen, in derſelben Ordnung, und alſo zu derſelben Zeit, jemahls von uns gethan werden kann.

Was würden wir demnach thun, wenn wir über die Flüchtigkeit unſerer Lebens-Zeit uns beklagen wollten? Eines Theils würden wir, indem wir es anders verlangen wollten, ein ganz unmögliches Ding verlangen, und andern Theils würde dieſe Klage die deutlichſte Anklage unſerer ſelbſt ſeyn. Denn immer würden wir doch nur, daß unſere Zeit dergeſtalt flüchtig ſey, uns in denen Fällen beklagen, wenn wir mit uns ſelbſt in Anſehung einer verfloſſenen Zeit, die nun nicht weiter zu haben iſt, unzufrieden ſind; unzufrieden mit uns ſelbſt in Anſehung einer Handlung, die wir gethan, die wir nicht recht gethan, oder die wir verſäumt haben. Wird denn das aber in der That nicht allemahl ſo viel heißen, als uns ſelbſt anklagen?

Es wird ſich demnächſt aber aus dem Vorigen, was ich geſagt habe, von der Kürze, und ſolchemnach gleichfalls von der Länge unſerer Lebens-Zeit richtig urtheilen laſſen. Da die Zeit unſers Lebens in der Reihe unſrer Handlungen, und in die Zeit unſers wahren und zweckmäßigen Lebens, alſo in der Reihe unſrer guten und zweckmäßigen Handlungen beſteht, ſo kann ſie demnach keinesweges

ges nach der Zahl von Tagen, Monathen und Jahren, berechnet werden, ſondern nothwendig wird ſie nach der Thätigkeit und Geſchäftigkeit eines Menſchen, nach der Zahl ſeiner würdigen und nützlichen Handlungen, berechnet werden müſſen. Iſt die Zahl oder Reihe wirklich guter Handlungen in dem Leben eines Menſchen groß, ſo iſt die Lebens-Zeit deſſelben wirklich lang, ohne die eigentlichen Jahre derſelben zu zählen. Iſt aber jene Reihe nur klein und geringe, ſo iſt auch die Lebens-Zeit dieſes Menſchen nur ſehr kurz, wie hoch an Jahren er auch immer gekommen ſeyn mag.

Dies wird uns nun ſchon auf den richtigen Verſtand der Klage über die Kürze der menſchlichen Lebens-Zeit führen können. Man denke nur nach, was man damit meinen könne, wenn man ſagt, daß uns die Zeit wozu fehle. Gewiſſe auf einander folgende Dinge und Handlungen wären uns nicht möglich geweſen, wollen wir damit ſagen. Ueber die Kürze der menſchlichen Lebens-Zeit daher Klagen führen wollen, könnte nur ſo viel heißen: Man habe mit demjenigen, dazu man doch in dieſem Leben berufen und geſetzt ſey, ganz und gar nicht zu Stande kommen können. Anders kann gründliche Klage über die Kürze dieſer Lebens-Zeit nicht Statt haben. Geſchwinde aber, wenn dir dieſe Klage einfällt, hänge derſelben ſogleich dieſe Frage an dich ſelbſt an: Warum haſt du denn damit nicht zu Stande kommen können? warum das gehörige nicht ausrichten, warum den Zweck deines Lebens nicht erreichen können? Sollteſt du wohl bey dieſer Frage nicht fühlen, daß du, indem du eine Klage haſt führen wollen, in der That eine Anklage wider dich ſelbſt geführt haſt?

Das gegenwärtige Leben des Menſchen macht die ganze Beſtimmung deſſelben noch lange nicht aus; nur Vorbereitung iſt es auf ein unendlich beſſeres Leben in der künftigen Welt; und auf daſſelbe recht auf die angewieſene Art uns vorbereiten, das iſt der ganze und große Zweck des gegenwärtigen. Dazu, daß dieſe Vorbereitung von einem jedem Menſchen geſchehen könne, iſt auch diejenige Zahl von Jahren, die jedem Menſchen eingeräumt iſt, ganz gewiß aufs vollkommenſte zulänglich. Denn von keinem Ungefähr ſind jedem Menſchen ſeine Jahre zugezählt;

zählt; der gütige Vater und Schöpfer unſers Lebens hat ſelbſt jedem Menſchen ſein Ziel geſetzt. Immer alſo läßt ſich ſicher daraus die vollkommene Zulänglichkeit der Jahre zum großen Zweck dieſes Lebens für einen jeden Menſchen annehmen. Immer wird es demnach nur auf den Menſchen ſelbſt ankommen, es recht darauf anzufangen, um von denjenigen Jahren, die ihm eingeräumt ſind, den rechten Gebrauch zu machen.

Ja, man kann noch mehr ſagen. Fängt es der Menſch nur recht darauf an, ſo wird es jedem Menſchen nicht nur gar wohl möglich ſeyn, innerhalb der ihm beſtimmten Jahre mit dem großen Zweck, dazu er hier zu leben hat, zu Stande zu kommen, ſondern man wird ſogar auch behaupten können und müſſen, in noch wenigern Jahren, als manchem Menſchen wirklich von Gott beſtimmt waren, laſſe es ſich von demſelben mit jenem großen Zweck zu Stande kommen.

Wenn nun aber Gott noch vor dem Ablauf der ihm eigentlich beſtimmt geweſenen Jahre aus dieſem Leben mit jemanden hinwegeilt, der ſeine Jahre recht gut angewandt hat, und alſo bald zur Vollkommenheit, zum wahren Zweck ſeines Lebens gekommen iſt; wer wollte oder könnte das wohl eine Verkürzung der menſchlichen Lebens-Zeit im eigentlichen Verſtande nennen? Wirklich lange genug hat derſelbe Menſch gelebt; und wirklich hat er, wie wenig derſelben auch der Zahl nach ſeyn mögen, dennoch ihrem wahren innern Werthe nach, recht viele Jahre gelebt.

Aber freylich kann Gott auch wohl das Leben eines Menſchen wirklich, und im Zorn verkürzen; eines ſolchen nähmlich, der ſeine Lebens-Zeit übel zubringt, von Jahren zu Jahren ſeiner Verſündigungen immer mehr macht. So manchen Menſchen in der Hälfte ſeiner Jahre hinweg zu nehmen, iſt Gott ſehr oft genöthigt; bey manchem Greiſe, welchen er 70, 80 und mehr Jahre hat leben laſſen, doch zuweilen endlich genöthigt. Denn wie mancher Menſch kann zwar Jahre genug zählen, iſt aber doch in Anſehung der wahren Zeit ſeines Lebens noch lange nicht bis zur Hälfte gekommen!

Es würde daher in einer Klage und Beſchwerde, die ich über die Flüchtigkeit und Kürze meiner Lebens-Zeit führen wollte, allemahl eine Anklage meiner ſelbſt liegen. Aber iſt denn doch meine Lebens-Zeit nicht in der That flüchtig, und iſt ſie doch nicht in der That nur ſehr kurz? Ja, das iſt ſie. Aber eben deswegen, weil ſie ſolches iſt, werde ich Urſache haben, um Klageführung darüber mir nicht einmahl einfallen zu laſſen, einen ganz andern und beſſern Gebrauch davon zu machen.

Meine Lebens-Zeit iſt flüchtig; und das iſt ſie ihrer Natur nach; das kann unmöglich anders ſeyn. Den Augenblick alſo fühle ich bey dieſem Gedanken, daß ich auf das allervorſichtigſte mit meiner Zeit werde umzugehen haben, um keinen Augenblick derſelben zu dem großen Zweck, dazu ich lebe, ungebraucht zu laſſen, oder ihn unrecht zu gebrauchen. Eine jede, auf dieſe oder jener Weiſe verlorne Zeit, würde mir ja, wegen ihrer Flüchtigkeit, auf eine ganz und gar unwiederbringliche Art verloren ſeyn. Sollte ich etwas Böſes gethan haben, das werde ich in alle Ewigkeit nicht ungethan machen können. Auch meiner Faulheit, meiner Sorgloſigkeit, meiner Zerſtreuung, meinen ſinnlichen Lüſten zum Dienſte, werde ich in Anſehung keiner einzigen meiner wahren Pflichten ſagen dürfen: „Was ich auch heute verſäume, das will ich ſchon morgen „wieder gut machen.“. Denn das bin ich ja, um der Flüchtigkeit meiner Zeit willen, ganz und gar nicht im Stande. Ich würde ja in ſolchem Falle wieder am morgenden Tage das verſäumen müſſen, was ich doch billig heute gutes zu thun gehabt hätte.

Es iſt demnächſt meine Lebens-Zeit, nach Jahren berechnet, allerdings auch nur kurz, ſehr kurz. Aber zu kurz, in Abſicht auf den Zweck, dazu ich hier zu leben habe, kann ſie doch wahrhaftig nicht ſeyn, da mir das Ziel meiner Tage von dem gütigen und weiſen Vater des Lebens geſetzt worden iſt. Wie kurz ſie mir demnach, wenn ich ſie nach Jahren berechne, auch vorkommen mag, ſo ſoll doch dies mir bloß dazu dienen, daß ich von meinen wahren und nothwendigen Pflichten niemahls das allergeringſte aufſchiebe. Denn es würde ja ſonderbar gehandelt ſeyn, es zu wiſſen, und doch zur Klageführung darüber geneigt zu ſeyn, daß meine Zeit ſehr kurz ſey; und

gleichwohl die nothwendigſten Dinge noch lange aufſchie-ben wollen. Das lezte muß ja von dem erſteren gerade das Gegentheil andeuten, als ob ich Zeit im Ueberfluß hätte.

Wie ich nun aber das, daß mir meine Lebens-Zeit zu kurz, oder zu enge in Abſicht auf den wahren Zweck derſelben eingeräumt seyn ſollte, nicht im geringſten zu befürchten habe: ſo dünkt mich vielmehr, wenn ich die Sache recht bedenke, daß ich meinem gütigen Gott ſogar überaus vielen Dank ſchuldig bin, ſo die Sache eingerichtet zu haben, daß ich in Anſehung meines Standes der Vorbereitung, zu meiner wahren und höchſten Beſtimmung, mit ſo wenigen Jahren abkommen kann, und daß mir dazu eine nicht viel längere Zeit nothwendig iſt. Dies lezte laſſen ſich ja die Menſchen in Anſehung aller weltlichen Erkenntniſſe, Wiſſenſchaften und Geſchicklichkeiten überaus lieb ſeyn. Je kürzer ihnen ihre Lehr- und Uebungs-Jahre beſtimmt werden können, um deſto angenehmer iſt es ihnen. Vernünftiger Weiſe muß ich ja wohl eben ſo denken, wenn ich eine Vergleichung zwiſchen meiner höchſten Beſtimmung einer ewigen Seligkeit, und zwiſchen denjenigen Jahren hier in der Welt anſtelle, die mir nöthig ſind, um zu meiner lezten Beſtimmung geſchickt gemacht zu werden.

Endlich bleibt mir dazu, um die natürliche Geneigtheit des Herzens zur Klageführung über die wenigen Jahre meiner Lebens-Zeit völlig zu heben, eine überaus würdige Beſchäftigung übrig. Meine wahre Lebens-Zeit kommt ja, nicht auf die Zahl vieler Jahre, ſondern auf die Reihe meiner guten, nützlichen, würdigen und zweckmäßigen Handlungen an. Durch dieſe alſo darf ich ja nur dasjenige einzubringen, zu verdoppeln und aufs möglichſte zu vervielfachen mich bemühen, was meine Lebens-Zeit an Zahl der Jahre auch wirklich nur kurz iſt.

Allein, nicht nur die Flüchtigkeit und Kürze des menſchlichen Lebens, ſondern auch das unzähliche Elend, womit daſſelbe verbunden iſt, hat in allen Zeiten allgemeine Klagen hervorgebracht. Selbſt die weiſeſten unter den Menſchen haben alle ihre Verſuche, die Glückſeligkeit zu finden, mit dem trau-

traurigen Bekenntniſſe beſchloſſen: es iſt alles eitel! und die alten Patriarchen klagten ſchon, daß die Zeit ihres Lebens wenig und böſe wäre. Es iſt in der That bey keiner Sache überflüſſiger, viele Beweiſe anzuführen, und kein Satz, von deſſen Wahrheit uns unſere eigenen Augen und unſere Empfindungen leichter und häufiger überzeugen, als dieſer: daß das Elend das Los des Menſchen, daß unſer gegenwärtiger Zuſtand ein Stand der Gefahr und der Unglückſeligkeit ſey.

Wenn wir einen Blick auf das entfernteſte Ziel des Lebens werfen, was zeigt es uns anders, als ein Chaos von Unglückſeligkeiten, eine verwirrte und unruhige Scene, auf welcher Mühe und Streit, fehlgeſchlagene Hoffnungen und zu Boden geworfene Abſichten, mit einander abwechſeln? Und ſehen wir in die Geſchichte der vorigen Zeiten zurück, was ſtellt uns dieſe anders, als Laſter und allgemeine Plagen vor? Ein Jahr unterſcheidet ſich durch Theurung und Hungersnoth, ein anderes durch Erdbeben. Ganze Länder werden, bald durch Krieg, bald durch Peſt und Seuchen, verwüſtet. Der Friede der Welt wird zu einer Zeit durch den Eigenſinn eines Tyrannen, und zu einer andern durch die Wut eines Ueberwinders, oder, wie in unſern Tagen, durch den Freyheits-Schwindel ganzer Nationen, unterbrochen. Man ſieht nur Abwechſelungen des Uebels, und findet, daß die Glückſeligkeit des einen Theiles des menſchlichen Geſchlechtes, ſo wie ſie noch iſt, gemeiniglich von einem blutigen Krieges-Glücke, von Siegen entſpringt, welche ihnen die Macht in die Hände geben, nicht ſowohl ihr Leben beſſer zu genießen, als andern elend zu machen, und ihren eigenen Stolz durch ihre mit jenen in Vergleichung geſetzte Größe zu befriedigen. Allein, wer das Leben mit genauerer Aufmerkſamkeit unterſucht, der wird finden, daß die

Glückſeligkeit der Welt noch geringer iſt, als ſie zu ſeyn ſcheint. Wenn die öffentliche Wohlfahrt einige günſtige Zwiſchen-Stunden genießt, oder, eigentlicher zu reden, wenn das allgemeine Elend etwas nachläſſet, ſo kann es das Anſehen haben, als wenn eine allgemeine Glückſeligkeit ein Volk überſtröhmte. Alles iſt alsdann Triumph und Fröhlichkeit, Freude und Ueberfluß; man weis von keiner öffentlichen Furcht und Gefahr, und von keinen Klagen in den Gaſſen. Allein, der Zuſtand einzelner Menſchen iſt durch dieſe allgemeine Ruhe wenig gebeſſert. Leiden, Bosheit, Mißvergnügen ſetzen ihre Verwüſtungen noch fort; die ſtille Verheerung geht unaufhörlich weiter, und die Gräber werden immer mehr mit den Schlacht-Opfern des Schmerzens angefüllt.

Wer in eine muntere Geſellſchaft kommt, in eines Jeden Angeſichte aufgeräumtes Weſen erblickt, und alle müßig, und auf nichts weiter aufmerkſam findet, als Andern Vergnügen zu machen, oder vor Andern Vergnügen zu genießen, der würde ſich natürlicher Weiſe einbilden, daß er endlich zu dem Haupt-Sitze der Glückſeligkeit, zu dem der Heiterkeit des Herzens geheiligten Orte gelanget wäre, von welchem alle Furcht und Gemüths-Unruhe unwiderruflich vertrieben wären. So denken oft diejenigen, welche aus der Niedrigkeit zu dem Glanze und den Freuden der Höhern hinauf ſehen, die ſie nicht erreichen können. Allein, wer iſt wohl unter denjenigen, welche ſolche wolluſtvolle Geſellſchaften beſuchen, der nicht von ſich ſelbſt bekennen wird, daß er unzufrieden ſey, und uns von ſeinen Mit-Geſellſchaftern erzählen kann, daß ihr Leben allerley Arten von Verdruſſe und Noth zur Beute werde?

Die Welt, wenn wir ſie in ihrem beſten Zuſtande betrachten, iſt nichts anders, als eine weitläuftige Ge-

Geſellſchaft ſolcher Weſen, die ſich gleichſam mit einander verbinden, den Schein einer Glückſeligkeit anzunehmen, die ſie wirklich nicht genießen; die alle mögliche Kunſtgriffe gebrauchen, ihr Leben zu verſchönern, und ihren wirklichen Zuſtand vor den Augen Anderer zu verbergen. Diejenige Art der Glückſeligkeit, welche Andern am meiſten in die Augen fällt, iſt die, welche von den Glücks-Gütern abhängt. Allein, auch dieſe iſt oft bloß erdichtet. Es iſt eine weit größere Armuth in der Welt, als man ſich insgemein einbildet; nicht nur aus der Urſache, weil viele, die große Güter beſitzen, noch weit größere Wünſche haben, und ihre Bedürfniſſe nach den Vergnügen und Reichthümern abmeſſen, welche Andere genießen; ſondern eine große Anzahl Menſchen iſt auch von wirklichem Mangel gedrückt, die ihre vornehmſte Ehre darin ſetzen, dieſen Mangel zu verbergen, und gezwungen ſind, den Schein eines reichlichen Auskommens und vergnügten Herzens auf Koſten vieler Erleichterungen und Bequemlichkeiten des Lebens zu erkaufen. Viele ſind zwar wirklich reich, und noch mehrere vor aller Gefahr einer wirklichen Armuth hinlänglich geſichert; allein, es iſt ſchon eine ſehr alte Anmerkung, daß Geld die Ruhe des Gemüthes nicht verſchaffen kann. Selbſt die Höchſten unter den Menſchen können ſich nicht verſprechen, daß ſie von derjenigen Uneinigkeit und dem Argwohne befreyet werden, wodurch die Annehmlichkeit des ſtillen Aufenthaltes zu Hauſe zerſtöret wird; und je höher ſie über andere erhoben ſind, deſto mehr müſſen ſie ſogar der Verrätherey derer, die unter ihnen ſtehen, den Verleumdungen der Läſterer, und der Heftigkeit ihrer Gegner, allezeit ausgeſetzt ſeyn.

Leiden ſind von unſerm gegenwärtigen Zuſtande unzertrennlich. Alle Einwohner der Erde ſind denſelben, zwar nach verſchiedenen Stufen, doch aber nach

einer Austheilung unterworfen, die von unſerm eigenen Verhalten ſehr wenig gemacht zu ſeyn ſcheint. Es iſt eine ſeltſame Großſprecherey einiger aufgeſchwollenen Sitten-Lehrer geweſen, wenn ſie vorgegeben haben, daß das Glück eines jeden Menſchen in ſeiner eigenen Gewalt ſtehe, daß die Klugheit die Stelle aller übrigen Gottheiten vertrete, und Glückſeligkeit eine unfehlbare Folge der Tugend ſey. Allein, der Köcher der Allmacht iſt mit Pfeilen verſehen, welchen das Schild der menſchlichen Tugend, und wenn es auch von Stahl und Stein gemacht wäre, vergebens entgegen gehalten wird. Wir leiden nicht allezeit durch unſere Schuld, und wir werden nicht allezeit durch unſre Unſchuld geſchützt.

Ein rechtſchaffener Mann iſt keinesweges von der Gefahr, durch die Laſter andrer Menſchen zu leiden, ausgenommen; ſelbſt ſeine Rechtſchaffenheit kann ihm Feinde von unverſöhnlicher Bosheit und unaufhörlicher Hartnäckigkeit erwecken. Ein rechtſchaffener Mann hat nirgends vom Himmel die Verſicherung erhalten, daß er keine Treuloſigkeit an ſeinen Freunden, keinen Ungehorſam an ſeinen Kindern, keine Unehrbarkeit an ſeiner Gattinn, erfahren ſoll. Er kann unter der Beſchimpfung falſcher Beſchuldigungen ſeufzen, und von Gram verzehret werden, oder durch einen ungerechten Urtheilsſpruch in ein ſchmachvolles Verderben gerathen.

Ein rechtſchaffener Mann iſt, gleich andern Sterblichen, allen Einflüſſen natürlicher Uebel unterworfen. Seine Felder bleiben nicht von Hagel und Wetter, und ſein Vieh nicht von Seuchen und Sterben verſchont; ſein Haus wird bey einer Feuers-Brunſt, wie Anderer Häuſer, in die Aſche gelegt; ſeine Schiffe haben keine beſondere Gewalt, dem Sturme zur See zu widerſtehen. Seine Seele, ſo erhaben

ſie

ſie auch denkt, bewohnt indeſſen einen Körper, der unzähligen Zufällen unterworfen iſt, deren Gefahren und Schmerzen ſie mit demſelben theilen muß. Er trägt den Samen der Krankheiten in ſich, und kann einen großen Theil ſeines Lebens unter den Martern von Podagra oder Stein zubringen; zu einer Zeit unter unerträglichen Schmerzen ſtöhnen, und zu einer andern in Fühlloſigkeit und Mattigkeit verzehrt liegen.

Von dieſer allgemeinen und ohne Ausnahme geſchehenen Austheilung des Elendes haben die Sitten-Lehrer allezeit einen ihrer ſtärkſten moraliſchen Beweiſe für einen **zukünftigen Zuſtand** hergenommen. Denn da die allgemeinen Begebenheiten des gegenwärtigen Lebens auf gleiche Art die Guten und Böſen treffen, ſo folgt aus der **Gerechtigkeit des höchſten Weſens**, daß noch ein anderer Zuſtand unſers Daſeyns vorhanden ſeyn muß, wo eine gerechte Vergeltung Statt finden, und ein Jeder, nach ſeinen Werken, entweder glücklich oder elend ſeyn wird.

Das Elend dieſes Lebens, kann uns freylich einen Beweis von einem zukünftigen Zuſtande geben, man mag es ſowohl mit der **Barmherzigkeit**, als der **Gerechtigkeit Gottes**, vergleichen. Man kann ſich unmöglich einbilden, daß die **unendliche Liebe**, ein Weſen, welches fähig iſt, weit mehr zu genießen, als man in dieſer Welt genießen kann, und welches von Natur vermögend iſt, Schmerzen durch das Andenken zu verlängern, und durch die Furcht ſchon vorher zu empfinden; daß, ſage ich, die unendliche Liebe Gottes ein ſolches Weſen geſchaffen haben würde, wenn es nicht für etwas edleres und beſſeres beſtimmt wäre, als für einen Zuſtand, worin viele von ſeinen Seelen-Kräften nur zu ſeiner Marter dienen können; worin es von Wünſchen, die es niemahls erfüllt ſehen kann, gequält werden, viele Uebel, die es nicht

zu vermeiden im Stande iſt, empfinden, und noch mehrere, die es niemahls empſinden wird, fürchten muß. Es wird gewiß eine Zeit kommen, wo jede von unſern Fähigkeiten zur Glückſeligkeit befriediget, und niemand mehr elend ſeyn wird, als durch ſeine eigene Schuld.

Indeſſen führen die Leiden dieſes Lebens den großen Vortheil mit ſich, daß hauptſächlich durch dieſelben das menſchliche Herz gebeſſert, und ſeine Gedanken auf einen vollkommenern Zuſtand gerichtet werden. Zeitliches Glück, ſo unächt und unvollkommen es auch iſt, hat doch insgemein eine Gewalt, unſere Einbildungs-Kraft zu bezaubern, das Gemüth in die gegenwärtige Scene verliebt zu machen, Zuverſichtlichkeit und Selbſterhebung hervorzubringen, und zu verurſachen, daß derjenige, welcher im Ueberfluſſe und in Ehren ſitzt, die Hand, die ihm dieſe Vorzüge verliehen hat, vergißt. Selten werden wir auf eine andere Art, als durch Leiden, zu einer Empfindung unſerer eigenen Schwachheit erweckt, und zur Erlernung der ſchweren Wiſſenſchaft gebracht, wie wenig unſer Fleiß und alle unſre Bemühungen zu unſrer Wohlfahrt und Ruhe etwas beytragen können, und wie billig wir der Regierung einer höhern Macht denjenigen Segen zuſchreiben müſſen, den wir, unter dem Anlächeln des Glückes, als Früchte unſrer Klugheit oder unſers Muthes anzuſehen pflegten.

Nichts ſetzt uns mehr in den Stand, den Verſuchungen, die uns beſtändig umgeben, zu widerſtehen, als eine gleichſam zur Gewohnheit gewordene Betrachtung der Kürze unſers Lebens, und der Ungewißheit desjenigen Vergnügens, welches wir mit ſo vielem Eifer ſuchen; und dieſe Betrachtung kann uns allein durch Leiden eingeſchärfet werden. „O Tod, „wie bitter biſt du, wenn an dich gedenkt ein Menſch, „der

„der gute Tage und genug hat, und ohne Sorgen „lebt!“ Wenn unſer gegenwärtiger Zuſtand eine *ununterbrochene* Reihe von Vergnügen, oder ein immer gleich fließender Strohm von Ruhe und Zufriedenheit wäre, ſo würden wir niemahls gern an das Ende deſſelben gedenken; der Tod würde uns alsdann gewiß, als ein Dieb in der Nacht, überfallen; und die Arbeit unſrer Pflicht und unſers Berufes würde unerfüllt bleiben, „bis die Nacht käme, da niemand „wirken kann.“

Da alſo die Leiden uns zur Glückſeligkeit vorbereiten, ſo können wir uns unter dem Drucke derſelben durch den Gedanken tröſten, daß dieſelben keine beſondere Merkmahle der göttlichen Ungnade ſeyn; denn alle Trübſale der Verfolgung haben auch diejenigen gelitten, „deren die Welt nicht werth war;“ und der **Erlöſer der Menſchen** ſelbſt, „war ein Mann „voll Schmerzen und Krankheit.“

Von der Größe der Pflicht ſein Leben zu erhalten, und den Selbſtmord zu vermeiden, wird im Art. **Selbſt-Mord** gehandelt werden.

Allegoriſche Vorſtellungen des menſchlichen Lebens.

Das Sinnbild des menſchlichen Lebens wird unter den antiken Monumenten im Vatican, folgender Maßen auf einer Urne vorgeſtellt. P r o m e t h e u s bildet den Menſchen aus Thon; neben ſich hat er eine M i n e r v a oder P a l l a s, welche einen Schmetterling über dem Kopfe des Menſchen, der unter den Händen des P r o m e t h e u s iſt, hält. — Der Schmetterling iſt ein Bild der menſchlichen Seele, auch eine Hieroglyphe des kurzen Menſchen-Lebens, der Metem-

pſychoſe

pſychoſe oder Seelen-Wanderung, und, nach der neueſten Ikonologie Lavater's und Conſorten, auch der Unſterblichkeit. — Amor und Pſyche ſollen auch eine Vorſtellung der Vereinigung der menſchlichen Seele mit ihrem Körper, oder, welches wohl wahrſcheinlicher und beſſer iſt, eines unſterblichen Geiſtes mit einer irdiſchen und ſterblichen Hülle abgeben. — Auf eben derſelben Urne befinden ſich auch Vorſtellungen der vier Elemente, und zwar die Luft als der Winde König Aeolus, das Waſſer durch einen Fluß-Gott, die Erde als eine Nymphe mit einem Blumen-Korbe, und das Feuer als Vulkan abgebildet. Die Elemente werden als Gefährten des menſchlichen Lebens angegeben, entweder, weil der Menſch ſelbſt ohne Beyhülfe der Elemente nicht leben kann, oder auch, weil der menſchliche Körper aus Ingredienzien beſtehen ſoll, welche Theile der vier Elemente ſind. Auch werden durch einen Früchte-tragenden Baum die nothwendigen Bedürfniſſe des menſchlichen Lebens bemerket. Auf dem obern Theile dieſer Vaſe ſieht man auf einer Seite den Apollo, auf der andern die Diana, auf Wägen in dem Coſtume, welches ihnen die Mythologie giebt, und dieſe Figuren bedeuten den Tag und die Nacht, oder die Sonne und den Mond, durch welche die Erde erleuchtet wird. Auch das Bild des Tages iſt auf einem Wagen vorgeſtellt, als ein todter Menſchen-Körper, von welchem ein Schmetterling wegfliegt. Zur Seite deſſelben ſteht ein trauriger Genius, welcher eine ausgelöſchte Fackel gegen die Erde gekehrt hält; in der andern Hand hält er einen Blumen-Kranz, durch welchen die Hoffnung künftiger Glückſeligkeit angezeigt wird. Ferner das Sinnbild der Geſchichte, welche die Thaten berühmter Menſchen der Nachwelt überliefert. Die Seele wird in Geſtalt der Pſyche, von dem Merkur, deſſen Amt unter andern auch war, die

die abgeſchiedenen Seelen in Elyſium zu bringen, geführt, und die Strafen der böſen und laſterhaften Menſchen werden unter der Figur eines an einem Felſen angeſchmiedeten Prometheus, an deſſen Eingeweiden ein Geyer nagt, abgebildet.

In einer andern Vorſtellung des menſchlichen Lebens, von Pouſſin, werden die verſchiedenen Lagen des Lebens durch weibliche Figuren abgebildet, welche den Reichthum, das Vergnügen, die Armuth und die Arbeit vorſtellen. Sie reichen einander die Hände, und tanzen nach einer Leyer, auf welcher die Zeit ſpielt. Der Reichthum iſt aus einem koſtbaren, mit Perlen und Edelſteinen beſetzten Gewande, die Armuth durch ſchlechte und armſelige Kleidung, das Vergnügen durch jugendliche Geſtalt und Blumen-Kranz, und die Arbeit durch entblößte Schultern, und nervige, aber abgezehrte Arme vorgeſtellt. Die Bewegung der letztern ſcheint ſehr ſchwerfällig, und ſchmachtend blickt ſie nach dem Reichthum, deſſen Hülfe ſie bedarf, oder den ſie durch Mühe und Anſtrengung erwerben will. — Armuth und Reichthum, Bequemlichkeit und Mühe, müſſen das Gleichgewicht im menſchlichen Leben erhalten, da eine allgemeine Gleichheit aller Menſchen dem geſellſchaftlichen Ganzen mehr ſchaden, als nützen würde. — Zwey Genien, deren einer eine Sand-Uhr hält, der andre aber mit Seifen-Blaſen ſpielt — bedeuten die Flüchtigkeit und Kürze des Lebens — ein abgenutztes Bild, welches faſt alle Leichen-Carmina als Vignette ſchmückt. — Auch ein Terminus, oder Gränz-Gott, mit zwey Geſichtern, die vergangene und künftige Zeit, ingl. die Sonne auf ihrem Wagen, vor welchem Aurora hergeht, und welchen die Stunden begleiten, iſt noch auf dieſem Gemählde angebracht.

 Geiſt-

* * *

Geiſtliche vom gemeinen oder gemeinſchaftlichen Leben, L. Fratres vitae communis. Zu der Zeit, da der Orden der regulirten Chor-Herren in Italien ſeinen alten Glanz vermittelſt der Verbeſſerung wieder erhielt, welche daſelbſt durch die Sorgfalt des Barthol. Colonna (ſ. im LXV Th., S. 319.) eingeführt wurde, erſchien er auch in den Niederlanden und einem Theile von Deutſchland, in eben dem Glanze, durch die Stiftung der berühmten **Congregation von Windesheim**, welche ihre Errichtung dem Eifer des Gerhard **Groot**, oder des **Großen** zu danken hat, ob er gleich das Kleid derſelben nicht trug, indem er damahls, als er an dieſer heiligen Unternehmung arbeitete, von dem Tode übereilet wurde; er kann aber als der Stifter derſelben angeſehen werden, weil die **Geiſtlichen von dem gemeinſchaftlichen Leben**, die er zuvor geſtiftet hatte, zu dieſer **Congregation von Windesheim** nach den Abſichten ihres Stifters den Anfang gemacht haben.

Gerhard, war zu Deventer, einer Stadt in den Niederlanden, und im Kirchſprengel von Utrecht, im J. 1340 von ſehr reichen Aeltern geboren, welche große Sorge für ſeine Erziehung trugen. Als er in dem Alter war, daß er die weltlichen Wiſſenſchaften erlernen konnte, gab man ihn unter die Anführung gelehrter Perſonen, unter denen er ſo zunahm, als man es nur hoffen konnte. Sein Vater, welcher ſo ſchöne Neigungen und Fähigkeiten zu den Wiſſenſchaften bey ihm wahrnahm, ſchickte ihn im 15ten Jahre ſeines Alters nach Paris, die Weltweisheit und Gottesgelahrheit auf dieſer berühmten Univerſität zu ſtudiren. Er that ſich daſelbſt beſonders hervor, und erwarb ſich ſogar einen ſo großen Ruhm, daß ihn ſein Vater, nachdem er einige Zeitlang die Theo-

Theologie ſtudiert hatte, bey ſich haben wollte, um ein Zeuge von denen Wundern zu ſeyn, die man von ſeiner Fähigkeit und tiefen Gelehrſamkeit bekannt machte. Er blieb nicht lange in ſeinem Lande; denn da ihn eine große Anzahl gelehrter Männer, die damals zu Cöln waren, nach dieſer Stadt gezogen hatte, ſo gerieth er mit ihnen in Streit. Er lehrte ſogar öffentlich; man hörte ihn mit Verwunderung und gab ihm vorzugsweiſe den Beynahmen **des Großen**, den ihm ſeine Geburt bereits beygelegt hatte, weil es ſein Familien-Nahme war, denn **Groot** heißt im Flamänniſchen Groß.

Bisher hatte er ſich nur Mühe gegeben, Ehre zu erwerben, und dachte wenig an die Geſchäfte ſeines Heils. Die Pracht herrſchte in ſeiner Kleidung, die beſtändig koſtbar und ſtolz war; und gemeiniglich wandte er die Zeit, da er nicht ſtudierte, auf Luſtbarkeiten und Schauſpiele. Eines Tages, als er dergleichen Luſtbarkeiten beywohnte, ſagte ihm ein von Gott begeiſterter Menſch ins Ohr, dieſe Schauſpiele der Eitelkeiten würden ihm nicht immer gefallen, weil er zu ernſthaftern Dingen berufen wäre. Ob ihm gleich dieſe Rede damals nicht gefiel, ſo erkannte er doch die Wahrheit derſelben gar bald. Denn der Prior aus der **Karthaus von Monichuſen in Geldern**, welcher mit ihm ſtudirt hatte, und ſeine Wiſſenſchaft und ſeinen großen Geiſt kannte, ſahe es mit Bekümmerniß an, daß ein ſo geſchickter Mann ſich nur den Eitelkeiten der Welt ergab, und bat Gott ohne Unterlaß um ſeine Bekehrung, die er auch ſelbſt dem Gebete ſeiner Religioſen empfohlen hatte. Eines Tages, da ihn einige Geſchäfte nach Utrecht gerufen hatten, wo G e r h a r d damahls war, beſuchte ihn dieſer, und rührte ihn durch ſeine Ermahnungen und Vorſtellungen dergeſtalt, daß er auf ein Mahl ſein Leben änderte, die Pfründen, womit er

verſehen war, verließ; und um das Aergerniß, welches er durch ſeine Eitelkeit, wozu er ſich bisher bekannt hatte, mochte gegeben haben, wieder gut zu machen, ſchnitt er ſich ſeine Haare, in Geſtalt einer Mönchs-Krone, und kleidete ſich in einen grauen und ſehr ſchlechten Rock über einem hårenen Hemde, welches er beſtändig trug. An ſtatt des Doctor-Hutes nahm er eine ſchwarze Kapuze, welche hinten bis auf den Gürtel hinunter gieng; und wenn er ausgieng, hatte er einen Mantel von ſchlechtem und groben Zeuge, der bis auf die Ferſen hinunter hieng. Diejenigen, denen ſeine veränderte Lebens-Art unbekannt war, und die ihn in dieſer Kleidung ſahen, hielten ihn für einen Narren; er ſtand aber ihre Verſpottungen geduldig und als ein wahrer Diener Chriſti aus, und freuete ſich, Schimpf und Schmach zu leiden.

Damit er das regulirte Leben ausüben, und damit es auch Andere ausüben möchten, und er ihnen zum Führer auf dem Wege der Vollkommenheit diente, wollte er ſelbſt davon unterrichtet werden, und beſuchte dieſerwegen den obgedachten Prior der Karthaus, dem er ſeine Bekehrung zu danken hatte. Er machte auch mit einem heiligen Manne, Nahmens Johann Rusbroch, Prior in einem regulirten Chorherren-Kloſter in einem Walde, nahe bey Brüſſel, eine genaue Freundſchaft. Dieſer ſtand wegen ſeiner Heiligkeit in einem großen Rufe; und auf Ueberredung dieſer beyden Diener Gottes nahm er die heiligen Orden an. Seine Demuth aber erlaubte es ihm nicht, ſich zum Prieſter weihen zu laſſen. Er begnügte ſich mit dem Diakonate, damit er das Wort Gottes predigen könnte; und nachdem er die Erlaubniß dazu von dem Biſchofe zu Utrecht erhalten hatte, verrichtete er dieſes Amt ſo würdig, und mit ſo vielem Nutzen, nicht allein in dieſem Kirch-Sprengel, ſondern auch in einem guten Theile von

Hol-

Holland, daß viele von der Kraft ſeiner Worte gerührt wurden, allen Eitelkeiten der Welt entſagten, und weiter an nichts gedachten, als wegen ihres vorigen Lebens Buße zu thun.

Weil er ein großes Vermögen geerbt hatte, weihete er anfänglich ſein väterliches Haus zu Deventer zu einer Gemeinſchaft Geiſtlicher, die er daſelbſt verſammelte, und denen er Unterhalt gab; und auſſer den Bet-Stunden, der Andacht und andern Uebungen, die er ihnen vorſchrieb, ließ er ſie die Bücher der heiligen Kirchen-Väter abſchreiben, und nach den alten Originalen verbeſſern. Unter denen, die ſich zu ihm geſelleten, und in ſeine Gemeinſchaft traten, war Florenz Radivivius von Leiden, einer der vornehmſten, welcher aus einer vornehmen Familie herſtammete, und Profeſſor zu Prag geweſen war. Er war damahls Chor-Herr in der Kirche zu St. Peter in Utrecht, die er verließ, um ſich unter Gerhard's Führung zu ſtellen, den er kannte. Seine große Geſchicklichkeit, das Heil der Seelen zu beſorgen, verband ihn, das Prieſterthum anzunehmen, und Vicarius bey der Pfarre zu Lublin in Deventer zu werden, wo er ſich durch ſeine Gottſeligkeit und Tugend ſehr hochachtungswürdig machte, welche die Geiſtlichen von Gerhard's Gemeinſchaft auch nöthigten, ihn nach dem Tode dieſes frommen Mannes, welcher im J. 1384 im 44ſten Jahre ſeines Alters erfolgte, zum Superior zu erwählen. Vor ſeinem Tode hatte er auch in einem ſeiner Häuſer eine Gemeinſchaft von Frauensperſonen angelegt, denen er ſowohl, als den Geiſtlichen, Verordnungen vorgeſchrieben hatte, und auſſer der Zeit ihrer Uebungen beſchäftigten ſie ſich mit Nähen, Spinnen und andern Dingen, die ſich für das weibliche Geſchlecht ſchickten. Er war auch willens geweſen, Kloſter-Häuſer zu errichten, worin die Geiſtlichen ſeiner Gemein-

meinſchaft ſich durch Gelübde verbinden ſollten. Er hatte daran gearbeitet; der Tod aber übereilte ihn, und verhinderte, daß er ſeinen Vorſatz nicht ausführen konnte, welcher von ſeinen Nachfolgern fortgeſetzt wurde, denen er vorgeſchlagen hatte, den Orden der regulirten Chor-Herren nach dem Muſter derer zu Val-Vert, deren Heiligkeit ihm bekannt war, anzunehmen.

Unmittelbar nach ſeinem Tode glaubte Florenz Radivivius, daß es, zu mehrerer Beſtätigung ſeiner Gemeinſchaft Geiſtliche, dienlicher wäre, ſie das Leben der Apoſtel und erſten Chriſten ausüben zu laſſen, die nur Ein Herz und Eine Seele waren, und nichts Eigenes hatten, indem ſie alle ihre Güter in Gemeinſchaft legten. Ohne ſich daher durch irgend ein Gelübde zu verbinden, verſchaffeten ſie ſich durch ihre Arbeit alles, was zu ihrem Unterhalte nöthig war, welches in einen gemeinſchaftlichen Beutel geſteckt wurde, ohne daß jemand etwas davon für ſich behalten konnte; und dieſer Lebens-Art wegen nannte man ſie **Brüder vom gemeinen oder gemeinſchaftlichen Leben.** Es war Keinem, er mochte auch ſeyn wer er wollte, erlaubt, ſich um eine Prieſter-Stelle, oder um Pfründen, oder um eine andere Bedienung unter der Hoffnung eines Gewinnes zu bewerben; und wenn ſich einige des Prieſterthumes würdig machten, ſo ließ der Superior ſie zu Prieſtern weihen. Sie giengen nicht aus, Almoſen zu ſammeln; und damit ſie nicht durch Armuth dazu gebracht würden, ſchrieben diejenigen, die dazu fähig waren, Bücher ab, wie ich bereits erwähnt habe, und unterrichteten die Jugend.

Radivivius änderte nichts in denen Verordnungen, die Gerhard gemacht hatte, noch in der Kleidung, welche ſo war, wie ich ſie oben beſchrieben habe,

habe, und welche derjenigen gleich kam, womit dieſer heilige Stifter ſich anfangs nach ſeiner Bekehrung bekleidete; **Fig.** 3976. Nachdem ihre Anzahl ſich vermehrt hatte, ſchickte man Colonien davon an viele Orte, und ſie breiteten ſich bald in Friesland, Weſtphalen, Geldern, Brabant und Flandern, aus, und durch Johann Standhond's, Doctors der Univerſität zu Paris, Bemühungen, machten ſie zu der in Cameryk den Anfang. Ihre vornehmſten Häuſer waren zu Deventer, Zwoll, Hulsbergen, Duisburg, Gröningen, Hoorn, Gouda, Nimwegen, Utrecht, Antwerpen, Münſter, Weſel, Cöln, Emmerich, Brüſſel, Mecheln, Bolduc, Gent, Cameryk und Lüttich. Der Pabſt Eugenius IV. bewilligte den Häuſern zu Deventer, Zwoll, Hulsbergen und einigen andern, im J. 1431, Privilegien. Er bewilligte auch ſolche im J. 1439 denen zu Münſter, Cöln und Weſel. Eben dieſer Pabſt und Pius II., ertheilten allen **Brüdern des gemeinſchaftlichen Lebens** im J. 1444 und 1462, noch andere Privilegien, und ſie haben ſolche auch von vielen andern Päbſten erhalten. Sie waren den Biſchöfen unterworfen; daher hatten ſie nicht in allen Häuſern einerley Verordnungen, denn die Biſchöfe, in deren Sprengel ihre Häuſer lagen, machten ſolche Verordnungen darin, als ihnen gut dünkten. Sie haben viele von ihren Häuſern verloren; einige ſind andern Orden gegeben worden, als: die zu Lüttich, welche die Jeſuiten im J. 1581, und das zu Brüſſel, welches die Kloſter-Frauen von St. Clara erhalten haben. Andere ſind in Seminaria verwandelt worden, als: das zu Mecheln, im Jahr 1585, für den Erz-Biſchof dieſer Stadt, und das zu Goesberg für den Biſchof zu Gent.

Lebend, ſ. im folgenden Artikel.

Lebéndig *), (der Ton auf der zweyten Sylbe,) ein Bey- und Neben-Wort, **lebendiger**, **lebendigſte**, welche beyde Stufen doch nur in der dritten figürlichen Bedeutung üblich ſind; Leben habend. Lat. Vivus, Fr. Vif, vivant, plein de vie.

1. Eigentlich, den Grund ſeiner eigenen Veränderungen enthaltend und beweiſend. **Lebendige Geſchöpfe**, welche Leben haben, im Gegenſatze der lebloſen. **Ein lebendiges Thier**, im Gegenſatze eines todten. **Das Kind kam nicht mehr lebendig auf die Welt. Das darf kein lebendiger Menſch wiſſen**, ein im gem. Leben üblicher Pleonasmus, welcher das **kein** verſtärket. **Wieder lebendig werden. Einen Todten wieder lebendig machen. Er iſt lebendig todt.**

Es iſt ein Unterſchied unter lebend und lebendig. Was nicht nur lebt, ſondern auch ſein Leben in Bewegungen und Handlungen, wirkſam beweiſet, iſt lebendig.

Ein

*) Bey dem Willeram lebenteg, bey dem Strycker lebentik und lentig, bey dem Hornick lemtig, wo zugleich der Ton auf der erſten Sylbe liegt, auf welche Art auch Opitz unſer heutiges lébendig braucht. Auch das Niederſ. levendig hat den Ton auf der erſten Sylbe. Woher es gekommen ſeyn mag, daß die Hochdeutſchen und faſt alle heutige Oberdeutſchen den Ton wider die ganze Analogie der Sprache von der Stamm-Sylbe weg, auf die zweyte Sylbe gelegt haben, iſt ſchwer anzugeben. Viele gemeine Mund-Arten ſprechen lebenig, ohne d, dagegen in unſer lebendig das noch im Niederſ. übliche Lebend für Leben zum Grunde zu liegen ſcheint.

Ein Kind iſt lebend, im Mutterleibe, ſchon ehe es ſich bewegt; die Mutter ſpůret, daß es lebendig iſt, wenn ſie die Bewegung deſſelben empfindet.

Wenn man ſagt: Alle lebende Creaturen, ſo ſtellt man ſie bloß den lebloſen oder todten entgegen, und zeigt weiter nichts an, als daß ſie ein Leben haben. Wenn man hingegen ſagt: Alle lebendige Creaturen, ſo hat man allemahl eine Abſicht auf ein wirkſames Leben, welches ſich in Bewegungen und Handluugen zu erkennen giebt.

Man ſagt daher nicht bloß: Einen Todten lebend machen; Chriſtus machte Lazarum lebend; ſondern, einen Todten lebendig machen; Chriſtus machte Lazarum lebendig, weil von einem ſolchen Leben die Rede iſt, welches ſich in Bewegungen, Handlungen und Verrichtungen zu erkennen giebt. Ein lebendiges Waſſer nennt man ein ſolches, welches beſtändig quillt und in Bewegung iſt; aber man wird nicht ſagen: ein lebendes Waſſer, weil man dem Waſſer eigentlich kein Leben zuſchreiben kann, und man die Bewegung und das beſtändige Quellen, nur auf eine uneigentliche Weiſe, als etwas lebendiges, oder als ein Zeichen des Lebens, anſieht.

2. Figürlich.

(1) Aus einem lebendigen Dinge beſtehend, in einem ſolchen Dinge gegründet. Ich habe davon ein lebendiges Beyſpiel an meiner Schweſter, Gellert. Cajus iſt ein lebendiger Beweis, daß die Tugend in dieſer Welt nicht allemal glücklich macht.

Der lebendige Zehend, welcher von Thieren gegeben wird, der Blut-Zehend; ſiehe Zehend.

Eine **lebendige Wehre**, bey Jägern, wenn an ſtatt des Zeuges, Menſchen angeſtellet werden; oder, wo das offene Jagen mit Leuten dicht umſtellet wird, bis man mit dem Zeuge oder den Lappen nachkommen kann.

Eine **lebendige Sprache**, welche noch zu unſerer Zeit von einer Völkerſchaft geſprochen wird, im Gegenſatze einer **todten** oder **abgeſtorbenen**.

(2) Ein **lebendiger Zaun**, welcher aus grünem, noch vegetabiliſches Leben habenden Holze beſteht; ein Zaun, der nicht aus abgehauenem und trocknen Holze, ſondern aus friſchen Bäumen oder Sträuchen beſteht, welche durch ihr beſtändiges Wachſen und Grünen zu erkennen geben, daß ſie noch nicht vertrocknet oder erſtorben ſind; eine **Hecke, lebendige Hecke**; ſiehe im XXII Th., S. 621, fgg.

Lebendiges Holz, welches, wenn es abgetrieben worden iſt, wieder von der Wurzel ausſchlägt, **Laub-Holz**; im Gegenſatze des **todten Holzes** oder **Schwarz-Holzes**; ſ. im XXIV Th., S. 461.

Lebendiges Waſſer, eine **lebendige Quelle**, welche beſtändig fortquillt.

Lebendiger Kalk, ungelöſchter, im Gegenſatze des **gelöſchten**; ſ. im XXXII Th., S. 621, und 636.

(3) Einfluß auf den Willen habend, in welcher Bedeutung auch die zweyte und dritte Staffel (der Comparativus und Superlativus) gebraucht werden. Die **lebendige Erkenntniß**, im Gegenſatze der **todten**. **Ein lebendiges Gefühl**

fühl alles deſſen, was gut, löblich und recht-ſchaffen iſt.

(4) Ein lebendiges Gemählde, dasjenige, welches einen rührenden Inhalt, beſeelte Figuren und eine natürliche Handlung hat, und wo jede Figur nothwendig, und nicht zur Ausfüllung des Leeren da iſt.

Die lebendige Kraft, in der Mechanik, eine Benennung des Hrn. v. Leibnitz, der zuerſt die Kräfte in todte und lebendige eintheilte, um dadurch die Anwendung des von ihm angegebenen Maßes der Kräfte genauer zu beſtimmen. Er nennt die lebendige Kraft, eine ſolche, die mit wirklicher Bewegung verbunden iſt, oder, welche wirklich eine Bewegung hervorbringt; im Gegenſatze der todten Kräfte, d. i. ſolcher Kräfte, welche einander im Gleichgewichte erhalten, folglich keine Bewegung hervorbringen. Siehe auch im XLVI Th., S. 433.

Lebendiges Gefälle, im Mühlenbau, iſt dasjenige, welches die Gerinne zu ihrem Schuß oder Kröpfung bekommen.

Lebendigkeit, die Eigenſchaft eines Dinges, da es lebendig iſt, d. i. ſeine Veränderungen ſelbſt beſtimmet; ein Wort, welches wenig gebraucht wird, indem Leben dafür üblicher iſt. Die Lebendigkeit der Erkenntniß, die Eigenſchaft derſelben, vermöge welcher ſie auf den Willen wirkt.

Lebenlang, (das) ein nur in der vierten einfachen Endung übliches Haupt-Wort, welches aber izt nur noch im gem. Leben gebraucht wird, das ganze Leben hindurch. Mit Kummer ſollt du dich nähren dein Lebenlang, 1 Moſ. 3, 17. All dein

dein Lebenlang, 5 Moſ. 4, 9. Gott dienen ohne Furcht unſer Lebenlang, Luc. 1, 74. Siehe Lebtag.

Lebens=Alter, ſiehe Lebens=Dauer und Lebens=Ziel.

Lebens=Ambra, ſiehe im I Th., S. 623, f.

Ende des ſechs und ſechzigſten Theiles.

Nachricht für den Buchbinder.

Die Kupfer werden, nach der Ordnung der oben auf jeder Platte zur rechten Hand befindlichen Zahlen, hinten an das Buch, an ein Blatt Papier, damit ſie bequem herausgeſchlagen werden können, angekleiſtert.

Fort=

Fortgeſetztes Bücherverzeichniß
der
Pauliſchen Buchhandlung.

Borowski, G. H., Abriß des praktiſchen Cameral- und Finanzweſens nach den Grundſätzen, Landesverfaſſungen und Landes-Geſetzen in den Königl. Preuß. Staaten, oder Preuß. Cameral- und Finanz-Praxis. 2 Bände, dritte neuverbeſſerte Auflage. gr. 8. 1805. 3 rthl.

Burgsdorfs, F. A. L. von, Verſuch einer vollſtändigen Geſchichte vorzüglicher Holzarten, in ſyſtematiſchen Abhandlungen, zur Erweiterung der Naturkunde und Forſthaushaltungswiſſenſchaft, mit einer Vorrede von D. J. G. Gleditſch, 1ſter und einleitender Theil, die Büche, mit 27 Kupf., nemlich 24 im Buch, 2 auf den Titel und 1 vor der Vorrede, gr. 4to. 783. 3 thl. 4 gr. und 4 thl. 18 gr.

— 1ſter Bd., mit illum. Kupf., gr. 4to. 783. 5 thl. 12 gr. und 7 thl. 18 gr.

— 2ter Th. 1ſter Bd., die Eiche, mit 9 Kupf. gr. 4to. 787. 2 thl. und 3 thl. 4 gr.

— 2ter Th. 1ſter Bd., mit illum. Kupf. gr. 4to. 787. 3 thl. 6 gr. und 4 thl. 16 gr.

— 2ter Theil, die einheimiſchen und fremden Eichenarten, 2ter und letzter Bd. Gebrauch, Schätzung und nachhaltige Bewirthſchaftung mit 11 Kupfern, gr. 4. 800. 3 thl. und 4 thl.

NB. mit illuminirten Kupfern giebt es keine, weil die Materien dazu nicht ſchicklich ſind.

— Abhandlung von ungeſäumten ausgedehnten Anbau in den königl. Preuß. Staaten noch ungewöhnlicher Holzarten, gr. 4to. Berlin 790. 4 gr.

— Forſthandbuch, 1ſter Theil, allgemeiner theoretiſch-praktiſcher Lehrbegriff ſämmtlicher Förſterwiſſenſchaften, auf Sr. Königl. Majeſt. von Preußen allerhöchſten Befehl abgefaßt, 3te rechtmäßige revidirte und ſtark vermehrte Auflage nebſt vielen Tabellen und einer illum. Forſtkarte, gr. 8. 800. 3 thl. auf Schreibpapier 4 thl.

Burgsdorfs, F. A. L. von, Forſthandbuch, 2ter Th. 3te Aufl. gr. 8. 805. 3 thl. auf Schreibpap. 4 thl.

— Einleitung in die Dendrologie oder ſyſtematiſcher Grundriß zur Ueberſicht der Forſtnaturkunde und Geſchichte zum Leitfaden des Unterrichts in dieſem Theile der Experimental-Forſtwiſſenſchaft als eine Beylage zum 1ſten Theil des Forſthandbuchs. gr. Folio. 800. 16 gr.

— Anleitung zu einer ſichern Erziehung und zweckmäßigen Anpflanzung der einheimiſchen und fremden Holzarten, welche in Deutſchland und unter ähnlichen Klima im Freien fortkommen, 2 Theile mit 1 Kupfer, dritte und verbeſſerte Auflage, gr. 8. 805. 2 thl.

Cüviers Elementariſcher Entwurf der Naturgeſchichte der Thiere, aus dem Franzöſiſchen überſetzt und mit Anmerkungen verſehen von Dr. C. R. W. Wiedemann, 2 Bände m. K., gr. 8. 800. 3 thl..

Flörke, F. J. Die Leidenſchaften der Menſchen und Thiere, ihrer Entſtehung, Dauer, Ende oder Verwandlung nach, wie auch nach den verſchiedenen Temperamenten und Menſchen-Raçen, deren Lage, Zeit und Umſtände im 75ſten Theil der Krünitziſchen ökonom. Encyklopädie, zur Lehre, Nutzen und Vergnügen, im Fache der Menſchen-Kenntniſſe für alle Stände, und vorzüglich für diejenigen, welche die Encyklopädie nicht beſitzen, beſonders herausgegeben mit 10¾ Bogen Kupfer. gr. 8. Zweite Auflage. 3 rthl.

Idelers, C. F. der Gartenfreund, oder Inbegriff der ſämmtlichen Garten-Wiſſenſchaft in alphabetiſcher Ordnung, A—B, 1ſter Bd. mit 3½ Bogen Kupfer, gr. 8. 797. 3 thl. 12 gr.

— 2ter Bd., Ben—Gar, mit ¾ Bogen Kupfer, gr. 8. 797. 2 thl. 12 gr.

— 3ter Bd., Gar—Keſt, mit 1½ Bogen Kupfer, gr. 8. 798. 2 thl. 12 gr.

— 4ter Bd., Keſepappel—Maltheſer-Kreutz. gr. 8. 800. 2 thl. 12 gr.

— 5ter Bd., von Malus—Oxys mit 3 Kupf. gr. 8. 1805. 2 thl. 12 gr.

NB. Der 6te Bd. iſt unter der Preſſe.

Ihrings, F. H. Zins-Rechnungs-Tabellen von 1 thl. bis 5000 thl. Kapital zu 4, 5, 6 pro Cent auf alle Tage im Jahre, nach Thalern zu 24 Groſchen à 12 Pfennige.

Ein bequemes Hülfsbuch für Rentiers, Bankiers, Kaufleute, Fabrikanten, öffentliche Kaſſen, Kanzeleyen, Gerichtsſtuben u. ſ. w. nebſt einer Einleitung zum zweckmäßigen Gebrauch deſſelben und einer Tabelle zur geſchwinden Ausfindung der Tage. gr. 8. 1801. 2 thl. 12 gr.

Jördens, D. J. H. Selbſtbelehrung für Hebammen, Schwangere und Mütter, ein nutzliches und nöthiges Hülfsbuch für alle Entbindnngs- und Wöchnerinnſtuben, mit 8 erläuternden Kupfern, gr. 8. 797. 2 thl. 16 gr.

Lamoignon, Malesherbes Bemerkungen über die allgemeine und beſondere Naturgeſchichte Buffons und Daubentons als eine Fortſetzung und Erläuterung der Naturgeſchichte Buffons, 2 Theile, gr. 8. 1800. 2 thl.

Loos, Encyklopädie für Künſtler, vollſtändige Anleitung aller Arten Gold- Silber- und andere Metallarbeiten zu verfertigen, Firniſſe, Lack, Farben, und andere zu den Künſten erforderliche chemiſche Produkte zu bereiten, feine Arbeiten von Elfenbein, Schildpatt, Horn, Stroh, Leder, Holz, und dergleichen, zu verfertigen, nebſt einer praktiſchen Anweiſung zur Oehl- und Paſtellmahlerey, zum Emailliren, Bronziren, Graviren und Lakkiren, zur Vergoldung und Verſilberung auf Metalle, Marmor, Holz, Leder, Fayence, Porzellain, u. ſ. w. aus den vorzüglichſten Schriften verſchiedener Sprachen geſammelt, und zu einem allgemeinen Handbuche für Künſtler, Chemiker, Fabrikanten und Oekonomen beſtimmt, 6 Bände, gr. 8. 794—798, 8 thl. 12 gr.

— Vollſtändiges Handbuch für Metallarbeiter; praktiſche Anweiſung zu allen Arbeiten mit Gold, Platina, Silber, Kupfer, Eiſen, Stahl, Blei, Queckſilber, u. ſ. w. und zur Bereitung der daraus entſtehenden Produkte, nebſt deutlichen Unterricht zur Oehl- und Waſſer-Vergoldung und Verſilberung auf Metalle, Holz, Marmor, Porzellain, Glas, Pergament, und dergl. zum Gebrauch der Künſte und des Handels, gr. 8. 794. 1 thl. 12 gr.
NB. Dieſes iſt der 1te Band der Encyklopädie.

— Praktiſches Handbuch für Mahler und Lakkirer, oder vollſtändige Anweiſung zur Waſſer- Oehl- Paſtell- und Miniaturmahlerey, zur ächten Bereitung und Miſchung der trockenen und flüſſigen Farben, nebſt deren Anwendung und der Bereitung aller Arten von Firniſſen zum Anſtreichen und Lakkiren, gr. 8. 795. 1 thl. 12 gr.
NB. Dieſes iſt der 2te Band der Encyklopädie.

— Praktiſches Handbuch für die in Ebenholz, Elfenbein,

Leder, Schildpatte, Horn, Stuckatur ꝛc. arbeitenden Künſtler, gr. 8. 796. 1 thl. 12 gr.

NB. Dieſes iſt der 3te Band der Encyclopädie.

Loos, Handbuch für Künſtler und Oekonomen, enthaltend Anweiſungen zum Seifenſieden, Bereitung der Parfümes, Feuerwerkerey, Branntwein, Bierbrauen, Lederbereitung, Vertilgung ſchädlicher Inſekten, und andere in die Haus- und Landwirthſchaft einſchlagende Gegenſtände, gr. 8. 796. 1 thl. 12 gr.

NB. Dieſes iſt der 4te Band der Encyclopädie.

— Handbuch für Manufakturiers und Künſtler, oder Anweiſung zum Pottaſch- und Salpeterſieden, zum Färben auf Wolle, Kameelgarn und Seide, zur Bereitung der Seife, Porzellain-Mahlerey, Verfertigung der Fayence, des Zuckers und deſſen Gattungen, des türkiſchen Garns, des Chineſiſchen Laks, zur Färbung des Chagrins, zur Enkeuſtik oder Wachsmahlerey der Griechen und zur Zubereitung des Terpentins, Pechs, Theers, Geigenharzes ꝛc. als der 5te Bd. von der Encyclopädie für Künſtler, gr. 8. 797. 1 thl. 12 gr.

NB. Dieſes iſt der 5te Band der Encyclopädie.

— praktiſches Handbuch für Kunſt- und Fabrikenweſen, enthaltend Anweiſung zu färbigten Kupferſtich, und in Kolorit, desgleichen zur Kunſttiſchlerey und Beitzen der Hölzer, zur Belehrung und Anwendung der vorzüglichſten Färbeſtoffe als Indigo, Cochenille u. ſ. w. wie auch des Berliner Blaues, Borax, Camphers, der Korallen, Salmiacs, Schwefels u. ſ. w. zu Verfertigung des inn- und ausländiſchen Porzellains, Maulbeeren- und Seidenzucht, und andere nützliche Gegenſtände, gr. 8. 798. 1 thl.

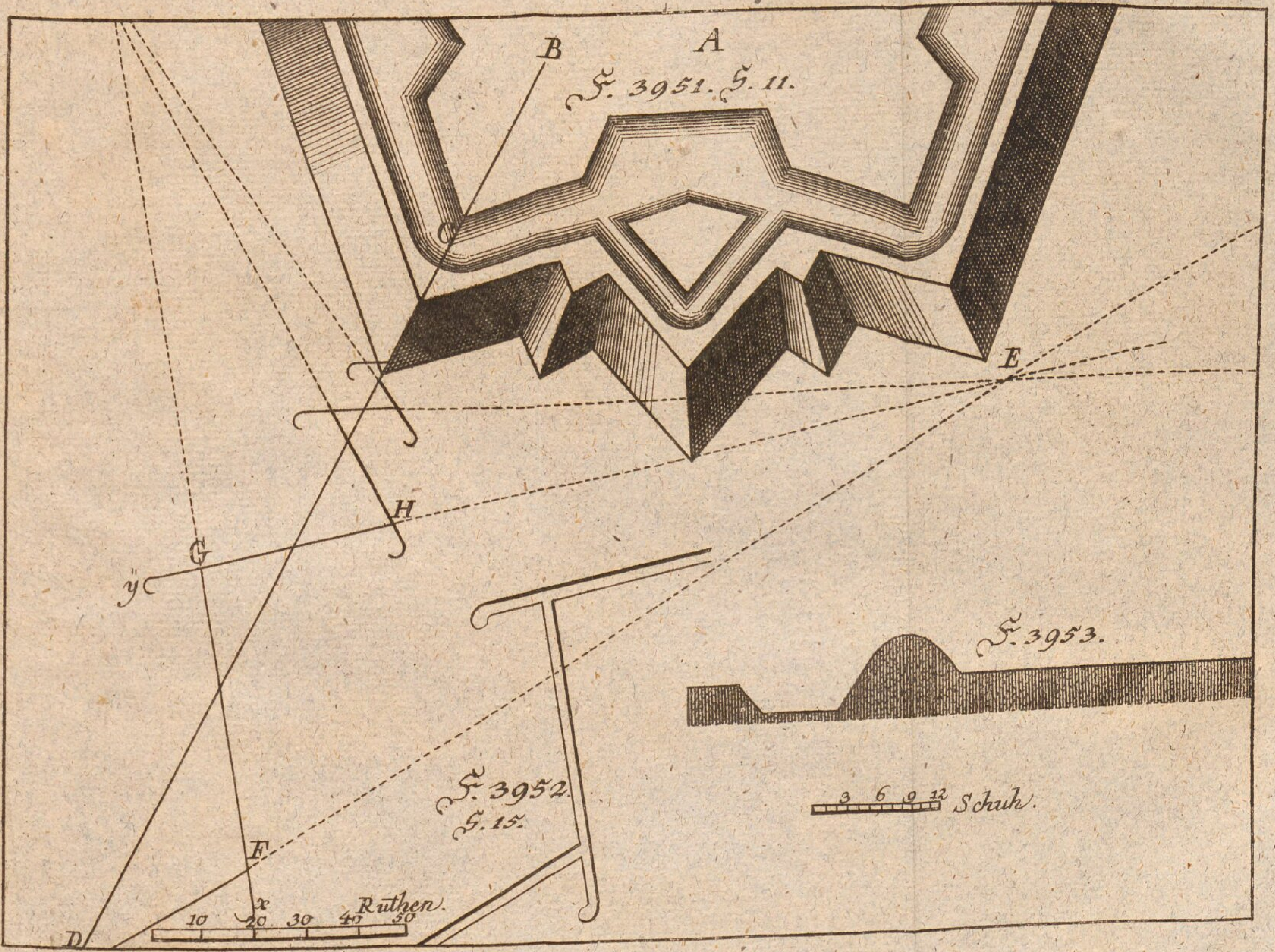
NB. Dieſes iſt der 6te Band der Encyclopädie.

Regierungs- und Staatsgeſchichte der drey Könige von Preußen, welche vom Anfange der Königswürde bis 1786. regieret haben, 3 Bände, gr. 8. 1794—1800. 5 thl.

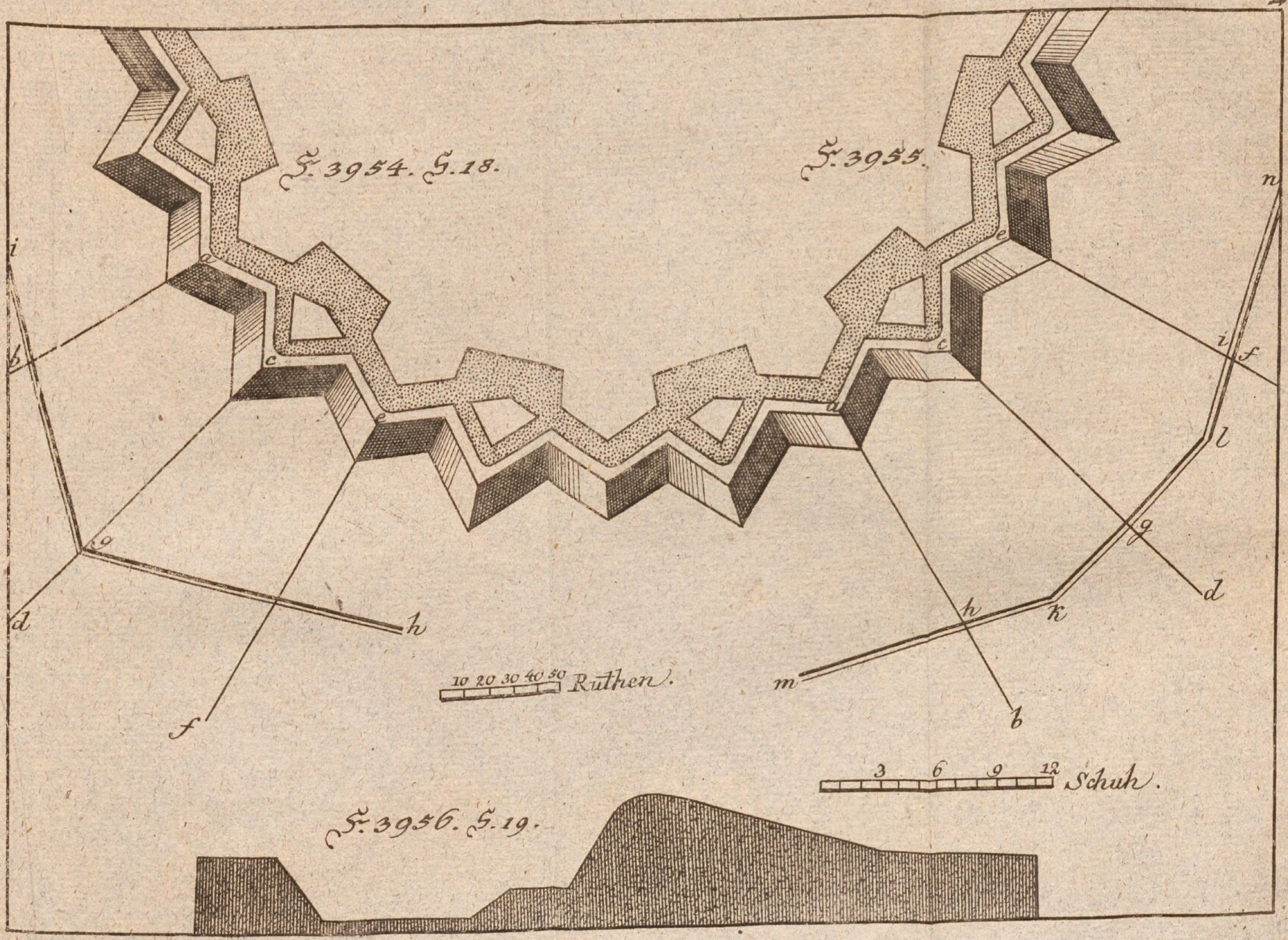
Schumachers, Prüfung der Urtheile über die Meklenburgiſche Wirthſchaftsverfaſſung, die Schlagordnung und Koppelwirthſchaft und deren Anwendung auf andere Länder. gr. 8. 2 thl. 12 gr.

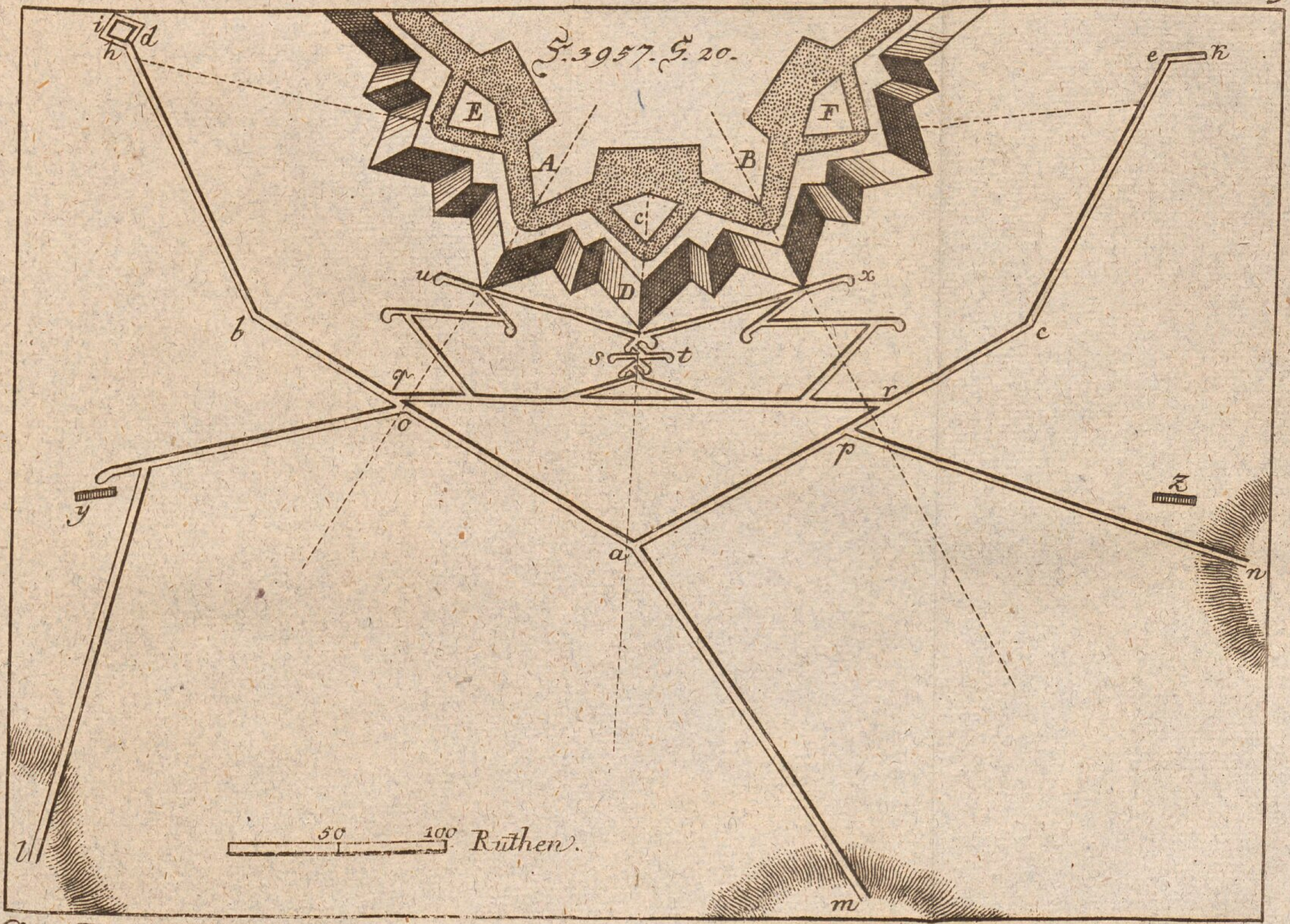
— Verhältniß der Viehzucht zum Ackerbau, aus der verbeſſerten Meklenburgiſchen Wirthſchafts-Verfaſſung ꝛc. Zweyte ſehr verbeſſerte Ausgabe. Mit Kupfern, gr. 8. 785. 3 thl.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

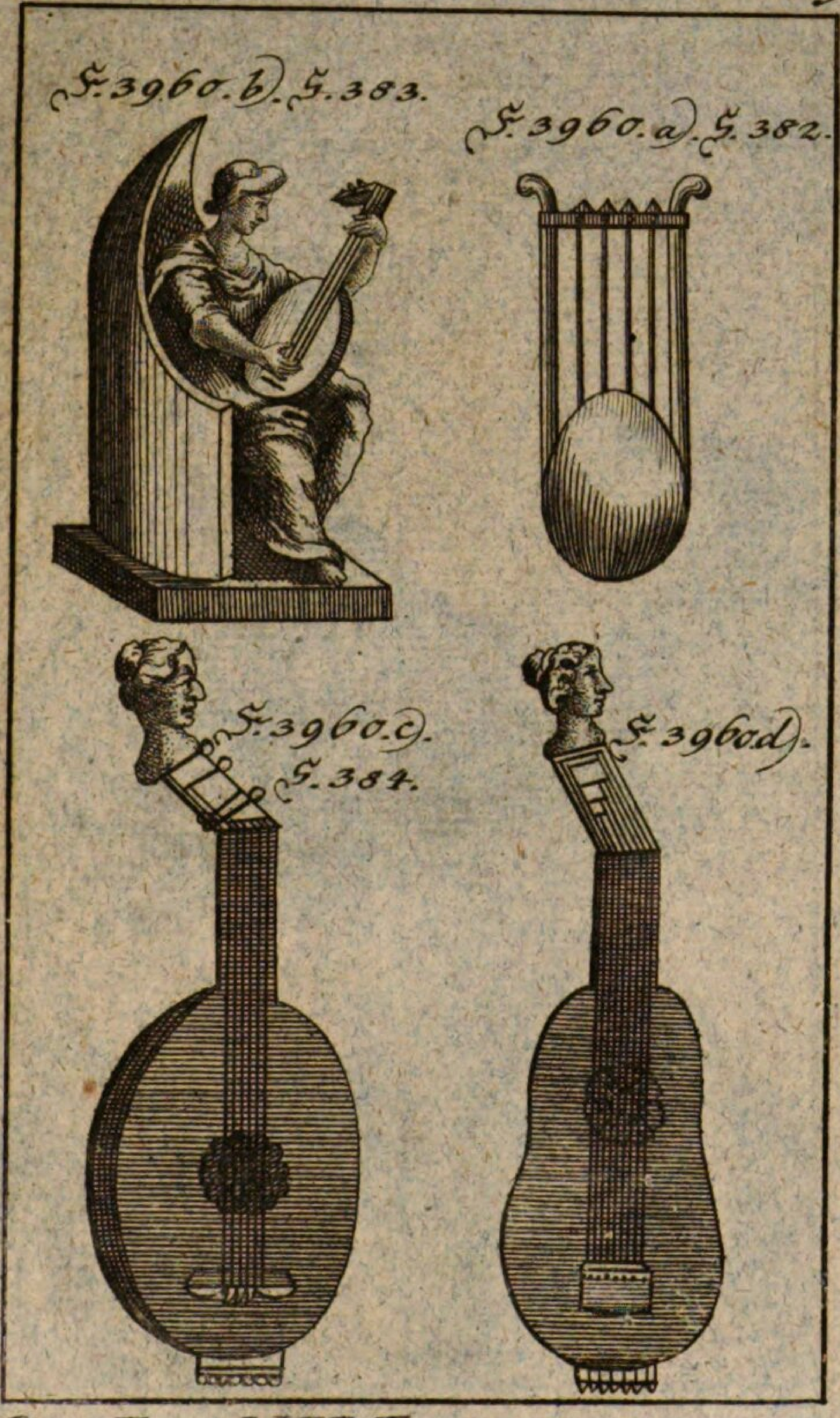

A
B
F. 3951. S. 11.
C
E
H
G
y
F
x
D
10 20 30 40 50 Ruthen.
F. 3952.
S. 15.
F. 3953.
3 6 9 12 Schuh.

2


F. 3954. §. 18.
F. 3955.
F. 3956. §. 19.
10 20 30 40 50 Ruthen.
3 6 9 12 Schuh.
a
b
c
d
e
f
g
h
i
k
l
m
n


F. 3957. S. 20.
E
F
A
B
c
D
i
d
h
e
k
u
x
b
c
s
t
q
r
o
p
y
z
a
n
l
m
50
100
Ruthen

Oec. Enc. LXVI Th.


F. 3960. b). G. 383.
F. 3960. a). G. 382.
F. 3960. c).
G. 384.
F. 3960. d).

Oec. Enc. LXVI Th.

Oec. Enc. LXVI Th.

Oec. Enc. LXVI Th.

Oec. Enc. LXVI Th.

Oec. Enc. LXVI Th.

Oec. Enc. LXVI Th.

Oec. Enc. EXVI Th.

Oec. Enc. LXVI Th.

Oec. Enc. LXVI Th.

15

Oec. Enc. LXVI Th.

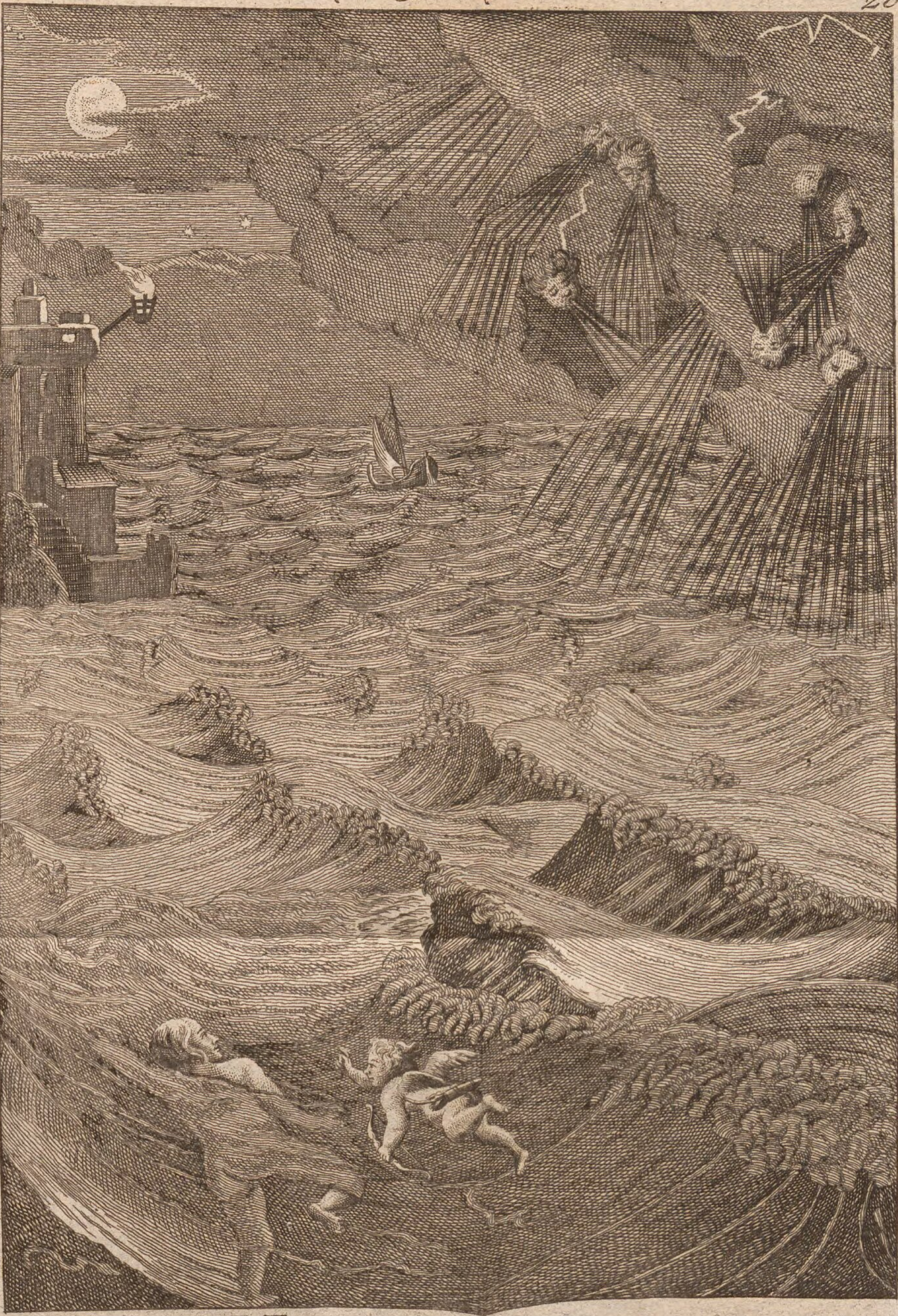
Oec. Enc. LXVI Th.

Oec. Enc. LXVI Th.

Oec. Enc. LXVI Th.

Oec. Enc. LXVI Th.

Oec. Enc. LXVI Th.



Oec. Enc. LXVI Th.

Oec. Enc. LXVI Th.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Krünitz, Johann Georg,

Oekonomische Encyklopädie oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- u. Landwirthschaft in alphabetischer Ordnung

Bd.: 66

Berlin 1806

Oecon. 1032-66
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10296656-2
VD18 9003824